

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1920

Lehre und Wehre Volume 66

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 66" (1920). *Lehre und Wehre*. 66.
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/66>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich=zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Ev.-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Schreckerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterwerfe, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wolfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gedüet und sie verwahret, daß nicht die Wolfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bekken.“

Sechshundsechzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1920.

1228
200-11

Period. 1040
v. 66
1920

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalt.

Januar.		Seite
Die Irvingianer oder die Apostolischen		1
Die deutschen Missionare in Indien		10
Literatur		36
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		38
Februar.		
Die Irvingianer oder die Apostolischen		49
Die Leipziger Missionen in Afrika		66
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		87
März.		
Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit		97
Die Leipziger Missionen in Afrika		119
Das Pleroma, Eph. 1, 23		125
Literatur		129
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		135
April.		
Christliche Dogmatik von D. Franz Pieper. Band III		145
Das Aposteldekret		149
Massenauswanderung aus Deutschland		160
„Schrift und Bekenntnis.“		167
Aus Luthers Spruchweisheit		177
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		184
Mai.		
Der zweite Artikel der Augustana und Apologie: Von der Erbsünde.....		193
Luthers erste Vorlesung über den Galaterbrief		205
Standen die Patriarchen auf der Stufe des Polytheismus?.....		212
Aus Luthers Spruchweisheit		217
Zum Thema „Mann und Weib“		224
Literatur		227
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		233
Juni.		
Joel		241
Der zweite Artikel der Augustana und Apologie: Von der Erbsünde.....		253
Die moderne Diesseitigkeitstheologie		270
Unsere Heidenmission in Indien		277
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		282

Juli.		Seite
Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung		289
Der Ritter trotz Tod und Teufel		302
Joel		316
Literatur		321
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		324

August.		
Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung		337
Luther als der Vater des evangelischen Kirchenliedes		347
Literatur		375
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		377

September.		
Zeitgemäße Theologie		385
Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung		387
Was Luther 1511 in Rom gesehen und gehört hat		400
Literatur		415
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		424

Oktober.		
Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung		433
Was Luther 1511 in Rom gesehen und gehört hat		452
Waren die Patriarchen Fettschdiener?		465
Literatur		470
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		472

November.		
Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung		481
Der Lutherische Bund		494
Literatur		513
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		519

Dezember.		
Aphorismen über Diakonissenwesen		529
Luthers Selbstlosigkeit		537
„Zwölf Sätze wider den Unglauben und seine Helfershelfer.“		554
Literatur		558
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		563



Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Januar 1920.

Nr. 1.

Die Irvingianer oder die Apostolischen.

Amerika gilt bekanntlich schon lange als das Land der Sekten. Man muß aber unterscheiden zwischen Sekten, die Amerika erzeugt hat, und solchen, die nach Amerika importiert worden sind. Zu den in Amerika entstandenen Sekten gehören vornehmlich die Spiritisten, Mormonen, Eddyisten, Russelliten u. a. Weit zahlreicher ist jedoch die Zahl der importierten Sekten und Schwärmer, die ihren Ursprung England, Deutschland und andern Ländern verdanken. Schon in den Tagen Mühlens gab es z. B. im Staate Pennsylvania nicht bloß Anglikaner, Methodisten, Kongregationalisten, Deutsch-Reformierte usw., sondern auch Quäker, Lunker, Gichtelianer, Schwentfeldianer usw. Und von diesen Sekten hat uns auch Deutschland, wo insonderheit bisher Amerika als das Land der Sekten galt, weder die wenigsten noch immer die gemäßigtesten geliefert. Und daß auch zu unserer Zeit das Sektentwesen in Deutschland selbst immer noch blüht, dafür ließen sich manche Beispiele beibringen.*)

*) Unter der Überschrift „Neue Sekten in Deutschland“ wurde im vorigen Jahre berichtet: „Der Krieg hat eine Anzahl merkwürdiger Sekten in Deutschland entstehen lassen, die alle das im Volk vorhandene starke religiöse Bedürfnis für ihre Zwecke auszunutzen versuchen. Von Meran ging die Sekte der ‚Kleinen Herde‘ aus. An ihrer Spitze steht ein einfacher Weber namens Gain, der sich als der Messias ausgibt und von seinem Richterstuhl Urteile verkündet, die die Böcke von den Schafen trennen. Besonders scharf zieht er gegen die anerkannte Geistlichkeit zu Felde, die er beschuldigt, vom Schweiß des Volkes zu leben, was der Apostel Paulus nie getan habe, und was daher der neue Messias auch nicht tut. — Ganz modern gibt sich eine von Ludwig Keuner geleitete Bewegung, die das Christentum, als dem deutschen Ideal wesensfremd, vollständig ablehnt, das Familienleben als unmodern verwirft und Erziehung aller Kinder durch den Staat verlangt. An Stelle des christlichen Morgengebets schlägt Keuner körperliche und geistige ‚Übungen‘ vor, Gesang und Tanz, das Lesen wertvoller Gedichte, das Anschauen wirklich großer Kunstwerke, Übung der Willenskraft durch

Zu den eifrigsten unter diesen deutschländischen Sekten gehören die Neu-Irvingianer oder Neu-Apostolischen, oder die Neu-Apostolische Gemeinde, die sich um 1860 separierten von den Irvingianern oder Alt-Apostolischen, einer apokalyptischen, romanisierenden Sekte, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Edward Irving (1792 bis 1834) und andern in England gegründet wurde und bald in andern Ländern, auch in Deutschland, Wurzel faßte. Ihre charakteristische Lehre ist die vom fünffachen Amte, insonderheit vom Apostolat. Wie nämlich die Siebententags-Adventisten behaupten, daß das Kommen des Herrn zum Millennium so lange unmöglich sei, als es noch keine genügende große Zahl (144.000, Offenb. 7) von Leuten gebe, die den Samstag feiern, so lehren die Irvingianer, der Verzug des Herrn zum tausendjährigen Reich habe seinen Grund darin, daß das fünffache Amt, insonderheit das Apostolat, der Kirche verloren gegangen sei. Das Apostelamt sei eben das Organ, durch das der Herr allein seine Gegenwart herbeiführen und kundgeben wolle und könne. Nun aber sei der Advent des Herrn vor der Tür, denn den Irvingianern sei das Apostolat samt den andern Ämtern, insonderheit auch dem prophetischen, wiedergeschenkt worden. Speziell die Neu-Irvingianer in Deutschland, die Anhänger des Apostels Krebs, lehren mit Bezug auf das Apostelamt: Ohne das lebendige Apostolat sei die Kirche tot; die Bibel sei ein toter Buchstabe und genüge nicht ohne das lebendige Wort des Apostels Krebs und seiner Mitapostel; der Neu-Apostolischen Gemeinde habe Gott das Apostolat und mit ihm auch die übrigen Ämter, auch Propheten, wiedergeschenkt; in Krebs und seinen Mitaposteln sei jetzt Christus wieder selber gegenwärtig; das Apostolat sei tatsächlich „Jesus in der Sendung“ selber; in Krebs und den übrigen Aposteln sei darum auch Jesus selber zu lieben und zu ehren; sie allein, die Apostel, könnten die Seligkeit vermitteln; nötig sei dazu die „Versiegelung“, die nur durch Krebs und die übrigen Apostel erteilt werden könne; dagegen bedeute Trennung von Krebs und seinen Mitaposteln Trennung von Christo selber und Ausschluß von der Seligkeit usw.

Im Jahre 1878 wurde Krebs das Haupt dieser Neu-Apostolischen Sekte, die seitdem bedeutende Erfolge zu verzeichnen hatte, insonderheit in Deutschland und Java. Vertreten ist sie auch in Amerika; und aus Fragen, die an uns gelangt sind, geht hervor, daß zuweilen auch unsere Gemeinden von ihnen beunruhigt werden. In der ausführlicheren Darstellung, die wir deshalb hier folgen lassen, halten wir uns meist wörtlich an den Artikel „Der Irvingianismus“ von Pfarrer Theophil Wurm in „Kirchen und Sekten der Gegenwart“ und an E. Buchners „Großstadt-Dokumente: Sekten und Sektierer in Berlin“. Die von Pfarrer Wurm benutzten Quellen sind die folgenden: C. Rothe (Geistlicher der

Autofuggestion usw., wozu der ‚Bayerische Kurier‘ noch morgens, mittags und abends ein Klopfen an die Stirn empfiehlt, wahrscheinlich, um festzustellen, ob man noch bei Verstand ist oder nicht!“

apostolischen Gemeinde, Berlin): „Wo ist die eine heilige katholische und apostolische Kirche?“ (2. Aufl. 1896); Artikel „Irving“ von D. Th. Kolbe in Herzogs Realencyklopädie; „Wächterstimmen aus Ephraim“; „Herald“; R. Handtmann: „Die Neu-Irvingianer“ und die Artikel desselben Verfassers in der „Reformation“ 1903, Nr. 42 und 43.

Der ältere Irvingianismus.

Der Gründer der „apostolisch-katholischen Gemeinde“ war ein Sohn des Landes, das gegen die katholisierenden Neigungen des englischen Kirchenwesens sich von jeher kräftig und erfolgreich gewehrt hat, Schottlands. Geboren am 4. August 1792 als Sohn eines wohlhabenden Gerbers, besuchte Irving die Hochschule in Edinburgh, wo er neben den alten Sprachen und der Theologie besonders Mathematik mit solchem Erfolg studierte, daß er schon während seines Studiums, im Alter von siebzehn Jahren, Lehrer der Mathematik und Rektor einer „Akademie“ wurde. Mit dreiundzwanzig Jahren bestand er sein theologisches Examen und erhielt nun neben seinem Lehramt die Erlaubnis zum Predigen. Die gesuchte Erhabenheit seiner Sprache, das gepreizte schauspielerische Auftreten übte jedoch keinerlei Anziehungskraft aus. 1818 legte er sein Amt nieder, beschäftigte sich wieder auf der Universität mit sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien und wurde im folgenden Jahr der Amtsgehilfe des damals berühmtesten schottischen Predigers D. Chalmers. Auch hier gelang es ihm nicht, die Gemeinde für seine Predigtweise zu begeistern, so daß er im Jahre 1822 die Berufung an eine ganz kleine, 50 Seelen zählende schottische Gemeinde in London gerne annahm. Und nun hier, in der Millionenstadt, erregte der stattdische, in voller Kraft und mit Selbstgefühl auftretende Mann mit seiner glänzenden Rednergabe bald gewaltiges Aufsehen. Die Forderung, das Christentum müsse in einem mehr „heroischen“ Stile getrieben werden, suchte er dadurch zu verwirklichen, daß er sein umfassendes Wissen, seine Kenntnis der Geschichte und Literatur seines Volkes und seine blühende Phantasie in den Dienst der Predigt stellte. Er wurde ein Erweckungsprediger für die Gebildeten, die so zahlreich ihm zuströmten, daß bald eine neue Kirche gebaut werden mußte. Durch Beifall und Widerspruch wurde sein Selbstgefühl immer mehr gesteigert, und er lebte sich allmählich in die Rolle eines Propheten hinein, der insbesondere auch die sogenannte evangelikale, unserm Pietismus entsprechende Richtung scharf angriff.

Seine Sucht, immer Neues vorzubringen, immer größere Erfolge zu erzielen, brachte ihn in die Abhängigkeit von jenen Kreisen, aus denen auch der Adventismus hervorgegangen ist. Ein reicher Bankier, Henry Drummond, der auch für gemeinnützige Werke viel Zeit und Geld opferte, sammelte eine Anzahl von Männern um sich, die aus dem Studium der Offenbarung Johannis und der Propheten die Entwicklung des Gottesreiches und den Zeitpunkt der Wiederkunft Christi berechnen

wollten. Einer aus diesem Kreise kam auf den Gedanken, es würde der ganzen Bewegung einen gewaltigen Fortschritt geben, wenn es gelänge, den gefeiertsten Prediger Londons auf diese Seite zu bringen. Und es gelang! Irving nahm diese eschatologischen Gedanken, die ihm ja bei seinen Bußpredigten eine willkommene Stütze boten, begierig auf. Schon 1825 wußte er genau die Zeitpunkte anzugeben, in welchen seit 1793 die sechs ersten Hornschalen (Offenb. 16) ausgegossen waren, und stellte das Kommen des Herrn auf das Jahr 1864 in Aussicht. Auf einer Versammlung im Jahre 1829 wurde einmütig ausgemacht, seit Justinian I. bis zur französischen Revolution sei die Offenb. 11, 3 genannte Periode von 1260 Tagen, die man im Handumdrehen zu Jahren machte, verfloßen, und nun stehe man in der letzten Zeit. Daß der Herr nicht schon viel früher gekommen sei, daran sei die Kirche schuld, die das fünffältige Amt der Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer habe fallen lassen. Wenn auf der einen Seite die neue Richtung, die Irving einschlug, verbunden mit eigentümlichen Anschauungen über die Menschwerdung Christi, ihm viele Freunde entfremdete, so wuchs dagegen auch außerhalb Londons die Zahl seiner Anhänger; einmütig warteten viele Freunde auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes, und eine Predigtreise Irvings in seiner Heimat Schottland glich einem wahren Triumphzug.

Und siehe da, die ersten Anzeichen stellten sich ein. Eine Nähterin, die sich nach allgemeiner Annahme im letzten Stadium der Schwindsucht befand, sich aber in den Kopf gesetzt hatte, als Missionarin nach Indien gehen zu müssen, hatte unter dem unmittelbaren Eindruck von Irvings Predigt um die Gabe der Heilung durch Gebet und des Redens mit Zungen geseht. Eines Abends richtete sie sich von ihrem Krankenlager auf und sprach mit verzücktem Angesicht eine Viertelstunde lang in gänzlich unverständlichen, übrigens sofort notierten Lauten, was sich acht Tage darauf wiederholte. Die Kunde davon begeisterte die sterbenskrante Tochter einer befreundeten Familie zu stundenlangem Lobpreis Gottes und dem Gebet für ihren Bruder, daß dieser mit Kraft aus der Höhe angetan würde, worauf dieser seiner seit achtzehn Monaten ans Bett gefesselten Schwester gebot aufzustehen. Die schon erwähnte Nähterin tat dies ebenfalls und kam sogar auf Besuch zu ihrer Freundin. In zahlreichen Gebetsversammlungen wiederholte sich das Zungenreden, und schon erklang auch die vernehmliche Sprache des Geistes mit dem Ruf: Sende uns die Apostel! Jene Nähterin, die einen Herrn Card heiratete, kam nach London, und nun war der einmal entfesselte Enthusiasmus nicht mehr aufzuhalten.

Die Frau eines Rechtsanwalts namens Cardale, eine Miß Hall und zwei Männer namens Bagter und Taplin machten sich in Irvings Hausgottesdiensten durch prophetische Ausrufe bemerklich. Nach einigem Zögern ließ Irving die prophetischen Stimmen auch im kirchlichen Gottesdienst zu Worte kommen. Darüber kam es zum Bruch mit der Kirche.

Wegen Verletzung der Gottesdienstordnung wurde er von der schottischen Generalsynode abgesetzt. In dem Saale, wo er nun mit der 800 Seelen zählenden Gemeinde seine Gottesdienste abhielt, fungierte er als Engel, trat aber neben den Propheten mehr und mehr in den Hintergrund, vollends als durch einen dieser Propheten, Taplin, jener Rechtsanwalt Cardale zum Apostel ausgerufen wurde, der dann wieder den Bankier Drummond zum Engel einer andern Gemeinde ordinierte. Taplin, der Hauptzungenredner, wurde feierlich als Prophet eingesetzt; dieser hinwiederum verlangte die Einsetzung von Ältesten, denen bald Helfer und Unterhelfer an die Seite gestellt wurden.

Da Irving schon vorher Evangelisten ausgesandt hatte, die jetzt durch apostolische Ordination zu wirklichen Amtsträgern eingesetzt wurden, so hatte man das fünffältige Amt, an dessen Vorhandensein die Wirksamkeit des Geistes in der Kirche geknüpft wurde. Irving hat diese Entwicklung nicht gemacht, sondern gebuldet. Wenn er seine Selbständigkeit innerhalb seiner Gemeinde geltend machen wollte, so stieß er auf den Widerspruch der Propheten. Als er durch die schottische Generalsynode von dem geistlichen Amt ausgeschlossen wurde, betrachtete man ihn mit seltsamer Inkonsequenz wieder als Laien, und er mußte erst durch den Apostel wieder ordiniert werden. Tief schmerzte es ihn, daß gerade ihm die Prophetengabe versagt blieb. Schwer leidend, im Alter von vierzig Jahren schon wie ein Greis aussehend, reiste er auf prophetischen Befehl nach Schottland, weil ihm dort Massenerfolge in der Kraft des heiligen Geistes geweissagt waren. Er kam bis Glasgow, wo er am 8. Dezember 1834 starb. Das war das tragische, aber nicht unverdiente Ende eines Mannes, dessen Triebfeder und dessen Verderben der Erfolg gewesen war, und der bei allem Geisttreiben im eigenen Herzen den heiligen Geist nicht hatte wirken lassen.

Irving's Anhänger schritten auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Irgeisterei unbeirrt weiter. Im Gemeindeleben trat an die Stelle der Darbietung des Wortes in der Predigt die Anbetung, der Kultus. Mit Hilfe einer symbolischen Ausdeutung der Einrichtungen der Stifthschule brachte man es zu einem aus 135 Amtsträgern zusammengesetzten Kollegium, dem Konzil der 7 apostolischen Gemeinden in London. Im Zusammenhang damit erschien es notwendig, die Zahl der Apostel, die schon im Todesjahr Irving's auf sechs angewachsen war, auf zwölf zu erhöhen, was nicht ganz leicht ging, da einer, der schon durch den Geist berufen war, wieder zurücktrat.

Am 14. Juli 1835 fand die sogenannte Aussonderung der Apostel, das heißt, die feierliche Anerkennung des Apostolats der Heidenkirche, statt, zu welchem Paulus einst nur ein Anbruch, eine unzeitige Geburt gewesen sei. Das Apostelkollegium begab sich sodann mit dem Prophetenkollegium ein Jahr lang in die Stille, um dem Studium der heiligen Schrift obzuliegen. Am 15. Juli 1836 verteilten sie die Welt. Die erste Reise dauerte 1260 Tage; von der zweiten Reise mußten

sie vorzeitig zurückkehren, weil die andern Amtsträger, namentlich die Ältesten, sich nicht mehr mit ihrer Statistenrolle begnügen wollten; sie beanspruchten, daß, wie auf den alten Konzilien, die Versammelten selbst und nicht die Apostel die höchste Autorität besitzen sollten. Die Apostel wiesen diesen Anspruch zurück, beriefen aber das Konzil nicht mehr zusammen, um weiteren Streitigkeiten vorzubeugen; und doch hatte man kaum erst das herrliche Gebilde nach den Anordnungen des Geistes ins Leben gerufen! Auch darin siegten die Apostel, daß beschlossen wurde, die Reinheit eines Propheten müsse von den Aposteln geprüft werden. Eine wichtige Folge der Reise war aber auch, daß die schon bisher mit jüdischen und katholischen Elementen vermischte Gottesdienstordnung der römischen Kirche angenähert wurde. Altäre, die in der schottisch-presbyterianischen Kirche unbekannt sind, wurden errichtet, das heilige Abendmahl fastete man als Opfer auf, und zwar in dem Sinn, daß die geweihten, in Christi Leib und Blut verwandelten Elemente Gott dargebracht werden zur Erinnerung an Christi Opfertod; doch lehrte man nicht, wie die römische Kirche, eine Wiederholung des Opfers Christi, sondern nur ein ins Gedächtnisrufen desselben. In der Liturgie vertretete man altkirchliche Formeln und führte die prunkvollen Kultusgewänder der römischen Kirche ein. Ferner wurde adoptiert die letzte Ölung, die Aufbewahrung der Abendmahls-elemente in einem Tabernakel, die Aufstellung von Kerzen und die Anwendung des Weihrauchs. Eine jüdische Reminiscenz war die Einführung des Zehnten; ein origineller Einfall des ersten Apostels Cardale war die Versiegelung im Anschluß an Offenb. 7, 3 ff. Der Apostel vollzieht sie durch Handauflegung und Salbung mit Öl an den über zwanzig Jahre alten Gemeindegliedern. Von diesen Versiegelten glaubte man, daß sie bei der nahen Wiederkunft des Herrn nach 1 Thess. 4, 16 ff. dem Herrn durch die Luft entgegengerückt werden.

Einer der Apostel war, weil er mit diesen Neuerungen nicht einverstanden war, zurückgetreten; und da in den vierziger Jahren eine Reihe von Terminen, auf die man die Wiederkunft des Herrn angefezt hatte, vorübergingen, wuchs die Gemeinschaft in England nicht besonders an. Dagegen machten die Apostel auf dem Festlande 1) Eroberungen sowohl in katholischen als in evangelischen Kreisen. Gelehrte, wie Thiersch, Kofzteuscher und Wigand, evangelische Pfarrer und Adelige, die in der Zeit um 1848 nach einer festen Autorität sich umsahen, ließen sich von den sicher auftretenden Aposteln umgarnen. In den fünfziger Jahren starben jedoch mehrere Apostel, die doch hätten die Wiederkunft des Herrn erleben sollen; darüber fielen manche ab. Die nie verlegenen Propheten fanden aber schnell ein Auskunfts-mittel; sie verkün-

1) Der Apostel Caird war 1841 und 1855 in Süddeutschland und stellte sich in Stuttgart einigen Mitgliedern des württembergischen Konsistoriums vor, die von seiner Persönlichkeit mit Achtung sprachen. Diese gegenseitige Berührung ist bezeichnend für die maßvolle Haltung, die der alte Irvingianismus im Gegensatz zum neuen der Landeskirche gegenüber bis heute bewahrt hat.

den, vor der ersten Auferstehung, Offenb. 20, 5, finde eine allererste für besonders Erwählte statt; und um die vielen, die noch nicht versiegelt waren und nach dem Tode der Apostel nicht mehr versiegelt werden konnten, zu trösten, behauptete man, die Apostel seien auch nach ihrem Abscheiden nicht müßig und holten die Versiegelung vom Paradiese aus nach.

An diesem Punkt setzte nun eine aus Deutschland kommende Opposition ein. Der Prophet Heinrich Geher aus Berlin beruhigte sich bei dieser Auskunft nicht, sondern rief bei einer Zusammenkunft der Apostel in Albury 1860 zwei bisherige Evangelisten als Apostel aus. Das Apostelkollegium erkannte sie aber nur als Koadjutoren an, ähnlich wie die römischen Bischöfe sie haben, also nicht als Ersatz für Verstorbene, sondern als Gehilfen für Lebende. Geher unterwarf sich scheinbar, rief aber schon im folgenden Jahr einen Ältesten der Gemeinde in Königsberg, Roschasth, zum Apostel aus. Diese Berufung hielt er zunächst geheim; als er jedoch aus der Berliner Gemeinde wegen Irrlehre — er bekannte sich zu der Anschauung, die apostolische Gemeinde werde das Auftreten des Antichristen noch auf Erden erleben und nicht, wie es irvingianische Lehre war, vorher in den Himmel entrückt werden — ausgeschlossen wurde, hielt er sich durch keine Rücksichten mehr gebunden, sondern verband sich mit dem Vorsteher der Hamburger Gemeinde Schwarz und bestimmte diesen, Roschasth durch die Gemeinde als Apostel anerkennen zu lassen. Dieser freilich, an der Göttlichkeit seiner Berufung irre geworden, trat von seiner Würde zurück und wurde wieder in den Schoß der Gemeinde aufgenommen; Schwarz und Geher aber samt der Hamburger Gemeinde fanden den Rückweg nicht mehr und wurden von dem Apostel Woodhouse exkommuniziert. Unter Gehers Führung bildete sich nun die „allgemeine christliche apostolische Mission“, die sich in Kultus und Lehre, abgesehen von jener eschatologischen Abweichung, von den alten Irvingianern kaum unterscheidet. Sie hat auch insofern deren Art beibehalten, als sie bei aller Abneigung gegen die Landeskirchen nicht aggressiv vorgeht. Geher ist im Jahre 1896 gestorben. Seine Gemeinden führen ein so stilles, unbeachtetes Dasein, daß der verdienstvolle Darsteller des Neu-Irvingianismus R. Handtman erst durch Briefe aus ihrer Mitte von ihrem Vorhandensein erfuhr.

Aus dem Geher'schen Schisma erwuchs nun aber durch eine weitere Spaltung eine eigentliche Häresie. Der Hamburger Gesinnungsgenosse Gehers, Schwarz, siedelte nach Holland über, wo er mit Rücksicht auf die reformierte Einfachheit im Kultus das katholizierende Zeremoniell der Irvingianer fallen ließ. Der Gegensatz, in den er dadurch zu der „apostolisch-katholischen Mission“ trat, wurde verschärft durch die Bildung einer neuen Lehre, die in eigentümlicher, fast materialistischer Weise in den Aposteln Christus vergegenwärtigt sieht. Im Jahre 1878 kam es auch äußerlich zum Bruch, und es bildete sich unter der Führung des früheren Bahnmeisters Krebs die neapostolische Gemeinde, die durch

ihre laute Agitation und ihre heftige Polemik gegen die Landeskirchen heute im Vordergrund des Interesses steht. E. Buchner berichtet: „Dieser ersten Separation [Geher's und Schwarz' von der ursprünglichen apostolisch-katholischen Gemeinde der Irvingianer] folgte jedoch bald eine zweite. Schwarz überwarf sich mit Geher. Inmitten eines Gottesdienstes am 4. August 1878 kam es zu einer offenen Revolte. Der Bericht eines Augenzeugen schildert die Szene dahin, daß Geher's Anhänger, sobald der Streit entfacht war, ihre Gewänder nahmen, die ganze Kirchen- und Altareinrichtung zurückließen und sich von dem unheiligen Ort, ohne auch nur ein Wort zu sagen, entfernten, um nie wieder zurückzukehren, während jene Wüteriche ihnen Schimpfworte nachriefen. Die Schwarzsche Richtung, die also äußerlich wenigstens als Sieger aus dem Kampf hervorging, ist identisch mit unsern apostolischen Brüdern. Die Geherianer nennen ihre Gemeinde die ‚allgemeine christliche apostolische Mission‘. In Berlin sind die Geherianer ziemlich allmählich zu den Schwarzianern übergewechselt. Diese beriefen nun Schlag auf Schlag ihre Apostel. Sie blieben dabei nicht einmal bei der Zwölfszahl stehen; ich glaube, sie haben heute siebzehn oder achtzehn Apostel. Als ich den Geistlichen der Berliner Gemeinde nach der genauen Zahl fragte, antwortete er achselzuckend: ‚Ja, wenn ich das wüßte! Das kann man sich nicht so genau merken.‘ Nichtsdestoweniger sind die Apostel den apostolischen Brüdern ein und alles. Es macht die Apostolischen keineswegs irre, daß sie die alt-irvingianischen Apostel schände im Stich gelassen haben, daß sie auch nach den von Geher ernannten Aposteln nicht im geringsten fragen (die Geher'sche Richtung war sparsamer in der Apostel'salbung; soviel ich erfahren konnte, ist in der ‚apostolischen Mission‘ die Zwölfszahl noch bei weitem nicht erreicht). Ihr Glaube an das Apostelamt als solches ist dadurch in keiner Weise erschüttert oder gedrückt; die Tatsache, daß auch andere Sekten ihre Apostel haben, macht ihnen keine Sorgen; ihre eigenen Apostel sind natürlich die einzig wahren. Ja, in ihnen ist sogar Christus zum andern Male Mensch geworden. Allen Ernstes predigen sie diese groteske Inkarnationslehre, und zwar predigen sie sie auch in so grotesker Weise, daß man sich oft versucht fühlen kann, den Leuten jeden Sinn und Verstand abzusprechen.“

Es ist kein Wunder, wenn die englischen Irvingianer, durch solche Erfahrungen gewikigt, die gefährlichen Propheten immer mehr in den Hintergrund drängten. Cardale ordnete sie sogar dem Engel der Einzelgemeinde unter. Seitdem ist das Weissagen, bestehend aus bedeutungslosen Ausrufen, nur noch eine Dekoration des Gottesdienstes. Die Termine der Wiederkunft Christi, die man nach den Enttäuschungen der fünfziger Jahre auf das Jahr 1866 und dann auf den 14. Juli 1877 festgesetzt hatte, gingen vorüber, ohne daß sich etwas ereignete als der vier Tage nach dem 14. Juli 1877 eintretende Tod des Säulenapostels Cardale. Der letzte Apostel, Woodhouse, ist im Februar 1901 als sechsundneunzigjähriger Greis gestorben. Die Art, wie sich die

Irvingianer mit dieser Tatsache abfinden, ist verschieden. Vielfach trösteten sie sich mit der „Stille im Himmel bei einer halben Stunde“, Offenb. 8, 1. Andere erinnerten sich daran, daß der Herr nach den zwölf Aposteln siebenzig Jünger ausgesandt habe; warum sollte er jetzt nicht siebenzig Noadjutoren aussenden? Bis alle siebenzig gestorben sind, vergeht einige Zeit, und bis dahin wird man sich schon wieder zu helfen wissen. Dunkel und unklar ist die Andeutung von Rothe (Geistlicher der apostolischen Gemeinde in Berlin) am Schluß seiner kirchengeschichtlichen Vorträge (2. Aufl., 1896): „Immer sind Apostel gegeben nur für ein Geschlecht. Immer ist ihre Aufgabe, die Kirche zu bereiten auf die Erscheinung des Herrn. Damals ließ die Kirche sich nicht von ihnen bereiten, und der Herr nahm sie hinweg. Jetzt hat er sie wieder gesandt, und ihr Vorhandensein in der Christenheit ist das Zeichen, daß der Herr selbst nahe ist.“ Die ersten Sätze scheinen anzudeuten, daß in einer späteren Periode wieder Apostel auftreten werden; aus dem Schluß aber gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser in der Endzeit zu leben glaubt. Über die Tatsache, daß damals nur noch ein Apostel lebte, verliert er kein Wort!

Wie steht es nun mit der grundlegenden Behauptung der Irvingianer, daß das Apostolat nach dem Willen des Herrn eine dauernde Einrichtung der Kirche sein sollte, und daß das Wiedererscheinen der Geistesgaben ein Beweis für das irvingianische Apostolat sei? Hierauf antwortet Pfarrer Wurm, wie folgt: „Der Irvingianismus beruft sich beständig auf Eph. 4, 11. Warum nicht auch auf 1 Kor. 12, 28, wo die Aufzählung der Ämter eine etwas andere ist? Wollte der Apostel wirklich ein Verzeichniß der Ämter geben, welche der Kirche für alle Zeiten notwendig sind, so hätte er sich an beiden Stellen gleich ausdrücken und nicht z. B. in der Korintherstelle die Evangelisten, in der Epheserstelle die Wundertäter weglassen sollen. Jeder unbefangene Ausleger sieht aber auch ohne diese Vergleichung beider Stellen, daß es sich beidemale nach dem ganzen Zusammenhang nur um eine beispieisweise Aufzählung der verschiedenen Gnadengaben und Tätigkeiten handelt, durch welche Gott die damalige Gemeinde gesegnet hatte. In der Gemeinde hatten die verschiedenen Gnadengaben zur Überhebung des einen über den andern geführt. Paulus zeigt ihnen, daß sie dazu keinen Grund haben, sondern ein Glied des menschlichen Leibes vor dem andern bevorzugt ist; alle sind gleich notwendig. Daß das Apostolat keine dauernde Einrichtung sein kann, geht schon daraus hervor, daß das hervorragendste Kennzeichen eines Apostels im Neuen Testament das ist, daß er den Herrn gesehen hat, sei es in seinem irdischen Leben, wie die Zwölfe, sei es nur im himmlischen Leben wie Paulus. Das haben aber die irvingianischen Apostel doch nie zu behaupten gewagt. Womit wollen sie sich nun beglaubigen? Mit besonderen Zeichen und Kräften? Seit jenen wunderbaren Erscheinungen im Anfang hat man nichts mehr der Art gehört, namentlich nicht von irgendeinem Apostel. Soll aber das

Zungenreden und die Gebetsheilung den starken Grund bilden, auf dem die ganze apostolische Gemeinde ruht? Nun, da ist doch zu sagen, daß derartige Erscheinungen immer wieder von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden sich gezeigt haben; und was z. B. die Gebetsheilung betrifft, so ist sie innerhalb der Kirche nie ganz ausgestorben, ohne daß die mit dieser Gabe Vertrauten das Recht in Anspruch genommen hätten, sich Apostel zu heißen. Überhaupt kann die ganze Theorie, daß von der Existenz des apostolischen Amtes die Wirksamkeit übernatürlicher Kräfte in der Kirche abhängig sei, weder vor der Schrift noch vor der Geschichte bestehen: vor der Schrift nicht, denn sie lehrt deutlich, daß das Amt aus der Gnadengabe, nicht die Gnadengabe aus dem Amt herzuleiten sei; vor der Geschichte nicht, denn auch ohne apostolisches Amt war unser Herr auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Oder will der Irvingianismus selbst eine Bewegung wie die Reformation für unapostolisch ausgeben? — Wenn endlich die irvingianischen Apostel sich auf die Propheten berufen, durch deren Wort sie eingesezt worden seien, so genügt ein Blick auf die innere Entwicklung des Irvingianismus, um auch diese Beglaubigung als ein leeres Gerede zu erkennen. Nicht bloß haben sich diese Propheten fast ein dutzendmal als falsche Propheten erwiesen, sondern die Apostel haben sich ja selbst genötigt gesehen, die Bedeutung der ihnen unbequemen Propheten immer mehr herabzudrücken, bis sie eigentlich nichts mehr zu sagen hatten. Frage ich den Apostel, so legitimiert er sich am Propheten; frage ich den Propheten, so legitimiert er sich am Apostel. Da können wir uns ewig im Kreise drehen. Über die völlige Haltlosigkeit des irvingianischen Anspruchs auf besondere göttliche Offenbarung kann kein Zweifel bestehen.“ F. B.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Missionare in Indien.

(Schluß.)

Über die inneren Gründe, die gegen die Schuld der deutschen Missionare sprechen, läßt sich D. Opfe vernehmen, wie folgt: „Das Christentum der in Indien arbeitenden deutschen Gesellschaften trägt zum Teil ein ausgeprägt lutherisches, zum Teil ein pietistisch-unionistisches Gepräge. Zwischen diesen beiden Arten des Christentums bestehen gewisse Unterschiede. Allein dem anglikanischen Christentum gegenüber lassen sie sich wohl zu einer Einheit zusammenfassen. Das besondere Charisma dieses ‚deutschen‘ Christentums, wenn wir es einmal der Kürze halber so nennen dürfen, ist die Nüchternheit des Urteils in politischen Dingen und der Sinn für Autorität. Daß die Männer, die solch ein Christentum zu pflegen und auszubreiten nach Indien gekommen waren — aus keinem andern Grunde sind sie gekommen —, geheime Direktiven ihrer

Regierung mitbrachten, welche sich gegen die Landesobrigkeit richteten, ist natürlich ein haltloser und völlig widersinniger Vorwurf. Daß sie aber sich infolge des Krieges über Nacht in Fanatiker verwandelt haben sollten, ist ebenso unglaublich. Wer Jahrzehnte hindurch Hand in Hand mit der Obrigkeit unter Einsetzung aller Kraft für das Wohl der Eingebornen eines Landes gearbeitet hat, der ist selbst unter dem Einfluß eines Weltkrieges nicht imstande, einen Teich zu vergiften, aus dem eben diese Eingebornen trinken, wie man es einem Basler Missionar in Kalikut vorgeworfen hat, der bald darauf abgeführt wurde. Auch der Vorwurf der Spionage findet in der Gesinnung dieser Männer keinen Anhalt. Er hat überhaupt nur einen gewissen Sinn für die kurze Phase des Krieges, während welcher die 'Emden' in den Gewässern Indiens kreuzte, und auch für diese Zeit nur im Blick auf die wenigen Missionare, die an der Küste stationiert waren. Was gab es denn sonst zu spionieren? Wie hätten die Nachrichten bei der strengen Zensur außer Landes gebracht werden sollen? . . . Damit fällt der Verdacht der Spionage in sich zusammen. Es bleibt nur der der Volksaufwiegelung übrig. Er aber steht ganz besonders von vornherein in Widerspruch mit einem Christentum, welches Röm. 13 immer stark betont hat. Er verliert aber desto mehr an innerer Wahrscheinlichkeit, je ernstlicher man die maßgebenden Umstände erwägt. Einer der hervorragendsten Historiker der Gegenwart [D. Hauck] hat gelegentlich den Satz ausgesprochen: 'Der Gedanke, daß ein paar Duzend deutsche Missionare die englische Herrschaft in Indien bedrohen könnten, ist zu bizarr, als daß man ihn ernsthaft nehmen könnte.' Selbst wenn der Wille zu solch einem Unternehmen vorausgesetzt werden dürfte, an einen wirklichen Erfolg war keinen Augenblick zu denken.⁸⁾ Die einzige Wirkung hätten vorübergehende örtliche Unruhen sein können. Solche können für eine kriegsführende Regierung wohl eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeuten, zumal in Indien, das für England ein vulkanischer Boden ist, aber die Mission, der einzelne Missionar konnte sie am allerwenigsten wünschen. Sie hätten notwendig eine Katastrophe bedeutet. Kann man wirklich glauben, daß vernünftige, nüchtern überlegende Männer, um ihrem Vaterland einen bestenfalls ziemlich problematischen Dienst zu erweisen, sich selbst und die von ihnen vertretene heilige Sache einer so unabsehbaren Gefahr ausgesetzt und den von ihnen bisher gepredigten Geboten der Sittlichkeit und Religion vor den Augen ihrer geistlichen Kinder ins Angesicht geschlagen haben sollten? Unvorsichtigkeiten mögen vorgekommen sein. Dieser oder jener eingeborne Polizist mag bei seinen

8) Jeder Kenner Indiens weiß, daß die Christen durchweg zu den loyalsten Kreisen Indiens gehören, und daß die nationale Bewegung im ganzen antichristlichen Charakter trägt (Allg. Miss.-Zeitschr. 1916, S. 406 ff.). Die deutschen Missionare arbeiten dazu meist unter den niedersten Volkskreisen. Unter den Führern des letzten Aufstandes waren auffallend viele Sikhs.

zudringlichen Spionageversuchen eine barsche Antwort bekommen haben. Es mag sein, daß die Grenzen des angewiesenen Kontrollbezirks in einzelnen Fällen nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit eingehalten sind. Im Interesse der Mission sind solche Vorkommnisse zu bedauern. Aber aus ihnen den Schluß auf revolutionäre Gesinnung abzuleiten, das heißt nicht nur aus einer Mücke einen Elefanten machen, sondern den Wagen völlig auf ein falsches Gleis schieben.“

„Aber man wird vielleicht einwenden, diese Ausführungen gingen den Dingen immer noch nicht völlig auf den Grund. Tatsächlich stand es doch so, daß die Ansicht der deutschen Missionare über den Krieg, seine Ursachen und seinen Verlauf von den in Indien verbreiteten Nachrichten in mannigfacher Hinsicht abwichen. Konnten sie es unter diesen Umständen nicht für ihre patriotische und Christenpflicht halten, die Bevölkerung über den wahren Sachverhalt aufzuklären? Hatte Dr. Miller nicht vielleicht recht mit seiner paradoxen Behauptung: Je edler der Charakter eines Deutschen, desto gefährlicher ist er? Denn daß die Regierung solche ‚Aufklärung‘ in ihrem Machtbereich nicht dulden konnte, versteht sich ja von selbst. . . . Auf diesen Einwand ist zunächst zu antworten, daß der dieser Kollision der Pflichten zugrunde liegende Konflikt von der Regierung geschaffen oder doch stark verschärft ist. Es läßt sich heute nicht mehr leugnen, daß unter den Augen der englischen Regierung die Erde mit einem Netz von falschen Nachrichten umspinnen worden ist. . . . Die deutschen Missionare haben manche englische Nachrichten, wenigstens die von Deutschlands Unglück, selber fest geglaubt. Als der Leipziger Missionar Rieger im Mai 1915 heimkehrte, war ihm das auf holländischem Boden ihn erreichende Telegramm, daß das Leipziger Missionsfest in gewohnter Weise gefeiert werden sollte, eine freudige Überraschung. Nach und nach lernten die Deutschen in Indien aber doch zwischen den Zeilen lesen. Wenn sie insolgedessen ihre Zweifel gelegentlich auch ausgesprochen hätten — menschlich verständlich wäre es. . . . Trotzdem geht es nicht an, aus dieser überaus schwierigen Lage einfach eine ‚Schuld‘ der deutschen Sendboten zu konstruieren. Auf die Tatsachen kommt es an, nicht auf allgemeine Betrachtungen und Vermutungen. Was sagen die Tatsachen? Ein Gofnerischer Missionar hatte mit seinen Eingebornen ausgemacht, er werde überhaupt das Wort Krieg nicht mehr in den Mund nehmen, sondern dafür den Ausdruck Golmal, das ist, Durcheinander, gebrauchen. Missionar Göttsching berichtet: ‚Ich persönlich habe nie mit meinen Christen über den Krieg gesprochen.‘ Daß es auch sonst so war, ist gelegentlich in erheiternder Weise hervorgetreten. In der zweiten Mittelschule der Leipziger Mission für Mädchen in Madras ließ die Regierungsinспекторin bei einer Schulrevision einen Klassenaufsatz schreiben, welcher von der ‚Emden‘ handeln sollte. Beim Durchlesen der Arbeiten huschte ein Lächeln über die Züge der gestrengen Dame. Manche Kinder hielten die ‚Emden‘ für einen Mann. So gründlich

hatte die deutsche Lehrerin sie politisch aufgeklärt! Das war in der Stadt, in deren Hafen die Granaten der ‚Eunden‘ einschlugen. Unter diesen Umständen wird man auch den eigenen Aussagen der Missionare Glauben schenken. Missionar Jaus von der Basler Mission berichtet: ‚Wir verzichteten gern auf die Verteidigung der Eingebornen. Im Gegenteil, wir ermahnten sie, ihrer Untertanenspflicht in jeder Beziehung zu genügen. Sie bezeugten auch der englischen Regierung wie andere Volksverbände ihre Loyalität und Bereitschaft zur Hilfeleistung, sammelten Unterstützungsgelder, und als die Aufforderung kam, daß in Tempeln, Moscheen und Kirchen für den Sieg der englischen Waffen gebetet werden sollte, wurde auch in unsern Kirchen je ein Wittgottesdienst gehalten.‘ Der entsprechende Abschnitt des im Gebiete der Leipziger Mission gebräuchlichen Kriegsbetstundengebets, welcher auch in das sonntägliche Kirchengebet aufgenommen wurde, lautet: ‚O du Herr der Heerscharen, blide auf die Nationen, die jetzt miteinander Krieg führen, bringe den Krieg zu einem schnellen Ende und verleihe den Völkern Frieden. Hilf besonders in dieser Zeit, daß wir als treue Untertanen unsers Königs der Obrigkeit Gehorsam und Treue beweisen und ihr Wohl stets im Auge haben. Hilf den Verwundeten und Sterbenden sowie allen, welche durch diesen Krieg in Not und Elend gekommen sind. Verleihe auch, daß Gutes aus dieser Trübsal kommen möge.‘ Die besonderen Kriegsgottesdienste wurden in der Regel den eingebornen Pastoren übertragen. Mit alledem war freilich den Forderungen der indischen Presse immer noch nicht genug getan. Man hat gelegentlich versucht, den deutschen Missionaren, denen man doch jede politische Betätigung verboten hatte, daraus einen Strich zu drehen, daß sie nicht öffentlich gegen den preussischen Militarismus und die deutschen Grausamkeiten Stellung genommen hätten. Gegen diese Forderung hat ein Engländer selbst das Notwendige gesagt, so daß es gar nicht besser gesagt werden kann.⁹⁾ — Die Schuld der deutschen Missionare ist nicht erwiesen. Im Gegenteil, von einzelnen politisch bedeutungslosen Entgleisungen abgesehen, ist überall ihr makellofes Verhalten ans Licht getreten. Wenn neuerdings in der englischen Presse von wohlmeinender Seite hervorgehoben wird, daß nur wenige Fälle absichtlicher Ermunterung zum Ungehorsam gegen die indische Regierung seitens deutscher Missionare vorgekommen seien (*The East and the West*, laut *Allg. Miss.-Zeitschr.* 1917, 302; vgl. Rev. Fr. Lenwood in der *Christian World* vom 5. April 1917, *Allg. Miss.-Zeitschr.* 1917, S. 408, *Ev. Miss.-Magazin* 1917, 445 f.), so ist auch gegen diese Ausdrucksweise noch entschieden Verwahrung einzulegen. Es ist in keinem einzigen Fall nachgewiesen, daß ein deutscher Missionar Aufruhr gestiftet hätte. Dies ist überhaupt nicht vorgekommen.“

9) Der Londoner Missionar Hartman in Gooty in einem „Eingefandt“ an die *Madras Mail* vom 7. Juli 1915.

Die allgemeine Internierung betreffend schreibt der Verfasser, wie folgt: „In der Verfügung vom 24. März 1915 hatte die Regierung u. a. auch die beruhigende Versicherung abgegeben, daß sie hoffe, die Notwendigkeit weiterer Internierungsmaßregeln werde nicht eintreten. Es kam indessen ganz anders. Kaum zwei Monate später, am 23. Mai, erließ die indische Regierung den Befehl, „daß die Bewegungen aller Ausländer auf die engstmöglichen Grenzen eingeschränkt würden“. Ein sehr diplomatisch gewählter Ausdruck. Er braucht noch nicht notwendig die allgemeine Internierung zu bedeuten. Die Regierung spricht immer noch von ‚individuellen Tatsachen und Umständen‘, sie scheint auch immer noch zwischen einwandfreien und schuldigen, bzw. verdächtigen Personen unterscheiden zu wollen. Tatsächlich war es aber nach dem Inkrafttreten der neuen Verordnung für die Lokalbehörden außerordentlich schwer, die Verantwortung für irgendeinen ‚feindlichen Ausländer‘ noch auf sich zu nehmen. Die Absicht der Regierung ist ziemlich allgemein dahin verstanden worden, daß die Internierung sämtlicher noch auf freiem Fuß befindlichen Deutschen und Österreicher angeordnet werden sollte, und sie mußte nach allem, was vorhergegangen war, so verstanden werden. Der beste Beweis hierfür sind die Folgen der neuen Verordnung. Von Ende Juni bis Mitte August wurden nach und nach sämtliche Gohrnarschen Missionare gefangengenommen und nach Ahmednagar, bzw. Dinapur gebracht. Um dieselbe Zeit wurden die letzten Wafler, Frauen und Kinder eingeschlossen, abgeführt, die letzteren nach Belgaum. Ende August erhielt der letzte deutsche Missionar der Brüdergemeine, Schnabel in Rhelang, die Weisung, mit Weib und Kind aufzubrechen. Der Ausbruch zog sich aus verschiedenen Gründen bis zum 18. Oktober hin, und zu einer eigentlichen Internierung kam es, abgesehen von einem längeren Aufenthalt in Dharmjala, nicht mehr, weil bereits am 19. November die Abfahrt der ‚Golconda‘ von Kalkutta stattfinden sollte. Damit waren die meisten deutschen Missionen in Indien so ziemlich ihrer sämtlichen Arbeiter beraubt. Nur die Leipziger Mission erfuhr auch jetzt noch eine auffallende Milde. Am 18. August waren die Missionare, abgesehen von den obenerwähnten drei Internierten, noch sämtlich auf ihren Stationen. Erst Ende September erfolgten weitere Verhaftungen, die sich aber nur auf vier Junggesellen in militärpflichtigem Alter, die Missionare Zacharias, Zeilein, Wagner und Petermann, erstreckten. Später kamen noch die Missionare Heller und Gäbler hinzu. Das persönliche Übel- oder Wohlwollen der Lokalbehörden war offenbar immer noch von Belang. Allein die Rechtslage war völlig verschoben. Früher traf die Internierung, wenigstens soweit Missionare in Betracht kamen, nur Anstößige oder Verdächtige, jetzt traf sie grundsätzlich jeden. Früher war sie als eine Art Strafe gemeint, jetzt wurde sie eine vorbeugende Maßnahme. Früher war sie Ausnahme, jetzt bildete sie die Regel. Die besondere Behandlung der christlichen Sendboten wird mit keinem Worte mehr erwähnt. Ja,

wenn man erwägt, in welchem Maße eben die Rücksichtnahme der Regierung auf die Missionare Gegenstand der öffentlichen Diskussion und Kritik gewesen war, so kommt man notwendig zu dem Eindruck, daß die Missionare jetzt nicht bloß nebenbei und zufällig von dem Räderwerk der stärker arbeitenden Verwaltungsmaschine erfaßt wurden, sondern daß die neue Verordnung unter einem bewußten Seitenblick auf die noch freigeblienen Missionare erlassen wurde. Woher dieser plötzliche Umschwung? Schon länger gab es offenbar in den Kreisen der maßgebenden Behörden eine Richtung, welche die Internierung sämtlicher 'feindlichen Ausländer' für das Gegebene hielt. Die indische Regierung hatte in der Verfügung vom 24. März, in so freundlichem Tone dieselbe auch abgefaßt war, dieser Richtung insofern zum Teil recht gegeben, als sie erklärte, in einigen Provinzen hätten anfängliche Erleichterungen modifiziert werden müssen in Richtung größerer Strenge. Weisungen aus London werden das übrige getan haben. Am 7. Mai war die 'Lusitania' an der Südküste Irlands torpediert worden. Etwa um dieselbe Zeit trat ein Wechsel im Kolonialministerium ein. Chamberlain, der neue Mann, griff sogleich hart zu. Daher der Umschwung."

„Wie ist die neue Maßregel zu beurteilen? Die allgemeine Internierung der feindlichen Ausländer kann aus militärischen oder politischen Gründen angeordnet werden. Ihre militärische Notwendigkeit kann da eintreten, wo es sich unmittelbar um die Sicherung militärischer Operationen, den Schutz militärisch bedeutungsvoller Transportmittel oder die Wahrung militärischer Geheimnisse handelt. Politische Notwendigkeit der Internierung ergibt sich unter Umständen da, wo das Land sich zwar nicht im akuten Kriegszustande befindet, wohl aber mit einem ungünstigen Einfluß der feindlichen Ausländer auf die Bevölkerung gerechnet werden muß, welcher auf den Ausgang des Krieges indirekt einwirken könnte. Offenbar handelt es sich bei beiden Fällen nicht notwendig um sich ausschließende Gegensätze, sondern der erstere Fall bezeichnet in der Regel einen höheren, der zweite einen geringeren Grad der Notwendigkeit.“ „Eine militärische Notwendigkeit zur allgemeinen Internierung bestand in Indien nicht. Vielleicht indessen eine politische. Soweit allerdings diese Vermutung ein Urteil über die Schuld der Missionare in sich schließen soll, ist sie für uns erledigt. Allein es ist zuzugeben, daß eine Regierung, welche es mit der Verantwortung für die Sicherheit ihres Landes ernst nimmt, sich beizeiten sichern muß und nicht warten kann, bis sie vor vollendeten Tatsachen steht. Unbedingtes Vertrauen kann auch der Missionar, sofern er auch ein Mensch ist, nicht beanspruchen. Die Regierung scheint die Verfügung vom 23. Mai damit begründen zu wollen, daß die Kontrolle 'bereinzelter Individuen' sich als zu schwierig erwiesen habe. Man ist versucht, demgegenüber zu fragen, ob, was in Japan möglich war, nicht auch in Indien hätte geschehen können. Es wird eine merkwürdige Reminiscenz des Weltkrieges bleiben, daß die Missionare in einem heidnischen Kriegsführenden

Staat mehr Freiheit genossen haben als in der Kolonie des ‚Christlichsten aller Völker‘. Allein wir wollen darüber mit der Regierung nicht rechten. Es ist deutscherseits wiederholt anerkannt worden, daß man einer kriegsführenden Regierung ein gut Teil Herbofistät zugute halten muß und schließlich auch gegen die allgemeine Internierung von Missionaren an sich, wenn sie für notwendig befunden wird, prinzipiell kaum etwas einwenden kann.¹⁰⁾ Wir werden sie als eine schmerzliche Kriegsfolge hinzunehmen haben. Nur das wird man verlangen müssen, daß die Maßregeln in angemessener Weise durchgeführt werden. Diese Forderung ist allerdings nicht so einfach und durchsichtig, wie sie auf den ersten Blick scheint. Sie schließt schwere Probleme in sich. Ein nicht geringes Maß von Unannehmlichkeiten ist vom Konzentrationslager seiner Natur nach unabtrennbar. Die verschiedensten Elemente strömen in ihm zusammen. Alle Stände sind vertreten. Auch hinsichtlich der Geistesrichtung, der Gesinnung, des Betragens, bestehen große Verschiedenheiten. Die Insassen sind meist frühere Auswanderer. Unter ihnen pflegen sehr tüchtige und edle Menschen zu sein, aber gewöhnlich ist auch die Gefe des Volkes vertreten. Ist es möglich, die einzelnen Kreise individuell zu behandeln? Was die einen auf Grund ihres Standes und ihrer bisherigen Lebenshaltung als ihr einfaches Recht fordern, erscheint den andern als grobe Ungerechtigkeit. Offenbar lassen sich für beide Auffassungen gewichtige Gründe angeben. Das mindeste aber, was in jedem Fall gefordert werden muß, ist eine menschliche Behandlung der Internierten.“

Über die Behandlung der internierten Missionare schreibt der Verfasser: „Schon bei der Abführung kamen Ungehörigkeiten vor. Basler Frauen und Kinder wurden einem betrunkenen Sergeanten anvertraut, der seine Energie aus einer Schnapsflasche, die er mit sich führte, auf dem ganzen Wege anfeuerte und seinen Schußbefohlenen nicht einmal genügend Platz im Wagen verschaffte, obwohl sie die ganze Nacht fahren mußten. Für die Regierung war seine Betrunktheit allerdings ‚nicht erwiesen‘. Es fehlte die Ordnung, Frauen und Kinder wurden acht Tage zu früh mobil gemacht, und wenn man wirklich die Fahrt antreten mußte, waren die Bahnhofsbehörden nicht verständigt und verteilten die Fahrkarten. Im Fort zu Madras behandelte man gefangene Missionare wie Rekruten. Die ‚Spaziergänge‘ bestanden in Freiübungen, und Unteroffiziere sorgten dabei für die nötige Bewegung. Das Essen war schlecht zubereitet und schmutzig. Vollends begann die Leidenszeit mit dem Aufenthalt im Gefangenenlager. Einer, der dabei war, spricht von ‚barbarischer, gewalttätiger Behandlung‘. Diese Worte werden illustriert durch einen ‚Notzfrei aus Ahmednagar‘, welcher von katholischer Seite in der Kölnischen ‚Volkzeitung‘ erschien, und andere Schil-

10) „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1916, S. 341. Ähnlich hat sich Prof. D. Mirbt in einem am 4. Oktober 1916 in Göttingen gehaltenen Vortrage ausgesprochen.

derungen von Augenzeugen. Das Klima von Ahmednagar ist sehr heiß, und das Wasser war nicht völlig einwandfrei. Die Waschkübel diente zum Essen, und es wurde anfangs nur eine Mahlzeit pro Tag bewilligt. Am unerträglichsten war das Wohnen in den Wellblechbaracken. Es wurde zur Qual. Einem neutralen Beobachter sollen beim Anblick dieser Zustände die Worte entchlüpfelt sein: „Faktisch, hier wohnen Menschen?“ Zum Schutz gegen die Hitze belegte man endlich das Dach der Baracken mit Erdschichten. Als bald darauf die Regenzeit eintrat, löste sich die lehmige Erde auf, und eine gelbe Brühe ergoß sich durch alle Fugen und Ritzen in das Innere. Auch aus andern Gefangenenlagern sind Unregelmäßigkeiten berichtet. Zum Beispiel erwähnt der Bericht des dem englischen Regime wohlgesinnten amerikanischen Konsuls über das Zivilgefangenenlager in Belgaum Klagen über die schlechte Zubereitung der Kost. In Dinapur wurden täglich für die Gefangenen Kinder geschlachtet, aber das Fleisch wanderte in die Kochtöpfe der eingebornen Köche, und die, für welche es bestimmt war, hatten das Nachsehen. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, die sonst bekannt gewordenen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen und zu zeigen, daß manches Empörende hinter den Stacheldrahtzäunen der indischen Gefangenenlager vorgekommen ist. Auch bei mäßigen Ansprüchen kommt man zu dem Urtheil, daß an der zu fordernden menschlichen Behandlung oft viel gefehlt hat. Es ist aber andererseits möglich, diesem dunklen Bilde ein erheblich lichteres gegenüberzustellen, und zwar ebenfalls meist auf Grund deutscher Quellen, gewiß ein Beweis, daß die deutschen Berichte keineswegs einseitig gefärbt sind. Ein Leipziger Missionar wurde bei seiner Abführung als Gast behandelt. Er fuhr mit dem ihn begleitenden Offizier erster Klasse und wurde gut bewirtet. Einen besonders hübschen Zug aus den Tagen der Abführung erzählt der Bericht der Brüdergemeinde. Nachdem Missionar Schnabel die Missionspferde verkauft hatte, blieb ihm die Aussicht, in den Bergen des Himalaja mehrere Tage zu Fuß wandern zu müssen. Er erzählte das einem Beamten, und siehe da, am Tag der Weiterreise stand ihm ein munteres Bergtröcklein mit neuem Sattel zur Verfügung. In den Gefangenenlagern war die Behandlung keineswegs überall schlecht. In Bellary war sie im ganzen korrekt und gut. Die Insassen des kleinen Lagers in Dagshai bei Simla, wo der Herrnhuter Missionar Reichel mit seiner Familie untergebracht war, standen mit der aus einem Unteroffizier und drei Mann bestehenden Lagerwache auf bestem Fuß. Man veranstaltete einen musikalischen Abend mit Volksliedervorträgen des gemischten Chors und Geigensoli. Für die heiße Zeit wurden die Wasser von Bellary in das Militär-sanitarium auf dem Berge Ramandrug gebracht. Die Schilderung des dortigen Aufenthaltes lieft sich wie eine kleine Idylle. In Waltair genossen die Gefangenen innerhalb gewisser Grenzen viel Freiheit. Es wurde ihnen auch von Engländern manche

Aufmerksamkeit erwiesen. In Belgaum hatte man eine englische Schule und einen deutschen Kindergarten. Der englische Kommissar in Campbellbur lud Missionar Reichel von der Brüdergemeinde mit seiner Familie unter seinem grünen Christbaum zum Tee und beschenkte den kleinen Enno Reichel. Von dem Leben in Ahmednagar hat ein Vertreter des Christlichen Vereins junger Männer, der im Lager tätig war, in der Juninummer 1915 des *Harvest Field* ein Lichtbild entworfen, das zwar von manchen Augenzeugen beanstandet, in einigen Teilen aber auch von deutschen Berichten bestätigt wird, wenigstens für die spätere Zeit. Das Essen wurde besser, nachdem eine deutsche Küchenkommission die Sache in die Hand genommen und deutsche Opferwilligkeit bedeutende Zuschüsse geleistet hatte. Das Leben in den Steinbaracken muß erträglich gewesen sein. Vielsach wohnten Missionare zusammen. Auf entsprechendes Gesuch wurde die Abhaltung von Gottesdiensten gestattet. Auch patriotischen Feiern, wie Kaisers Geburtstag, wurde kein Hindernis in den Weg gelegt. Konzerte und vollständige Vorträge wurden veranstaltet. Das Zusammensein der verschiedensten Talente und Kapazitäten ergab Gelegenheit zu allerlei wissenschaftlichen Studien (Italienisch, Französisch, Spanisch, Hindustani, Sanskrit, Chinesisch, deutsche und englische Literatur, Geologie, Botanik usw.). Dies alles ist zugleich ein Beweis dafür, daß die allgemeine Stimmung keineswegs niedergedrückt war. Vom B-Lager aus konnten Ausflüge in die Umgebung mit erfrischenden Wädern gemacht werden. So stehen sich die Berichte gegenüber, in ihrer Verschiedenheit selber ein Problem. Man darf daselbe nicht so lösen, daß man aus den widerstreitenden Berichten ein einheitliches, mittelgraues Bild komponiert. Offenbar lagen die Dinge je nach der Zeit, den äußeren Umständen und den maßgebenden Persönlichkeiten ungemein verschieden. Ein System geflüchteter Unterdrückung und Gewalttätigkeit ist im ganzen unsers Erachtens nicht erkennbar, vielmehr scheint ein erhebliches Maß von Systemlosigkeit für die englische Verwaltung charakteristisch zu sein. Gewisse Unannehmlichkeiten sind, wie oben schon bemerkt, vom Begriff eines Kriegsgefangenenlagers schwer zu trennen. Auch gehen manche streng zu verurteilende Ausschreitungen wohl nur auf untergeordnete Organe zurück, wofür allerdings die Regierung mit verantwortlich ist; sofern sie die erhobenen Beschwerden nicht gehörig untersucht und die Schuldigen bestraft hat. Daß manche der Betroffenen in etwas gereizter Stimmung waren und sich ihr Urteil mehr unter dem Eindruck des Augenscheins als aus dem Einblick in die wirklichen Absichten der Regierung heraus gebildet haben mögen, ist bei den Deutschen in Indien ebenso verständlich wie bei den Engländern in Deutsch-Ostafrika. Nicht jeder verfügt über die philosophische Ruhe, mit der z. B. Professor Dr. Gürlich seinen Aufenthalt in einem Gefangenenlager Britisch-Südafrikas beschrieb hat. Die seelischen Leiden der Missionare waren auch besonders groß. Zieht man dies alles in Betracht, so wird man im

ganzen vorsichtig urteilen müssen, wenn auch im einzelnen manches zu erinnern bleibt.“

An dieser Behandlung übt D. Opke folgende Kritik vom missionarischen Gesichtspunkte aus: „Ein Missionar soll gewiß vor andern bereit sein zu leiden. Er hat aber kraft seines Amtes auch besonderen Anspruch darauf, in den Augen des Volkes, dem er dienen möchte, nicht herabgesetzt zu werden. Wird dieser Anspruch nicht erfüllt, so leidet nicht nur seine Person, sondern auch das Ansehen seines Amtes Schaden. Was haben die Eingebornen gedacht, wenn die Missionare unter geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett abgeführt wurden? Die Behörden mußten wissen, daß im ganzen ihr Vorgehen in einem Lande wie Indien eine Schädigung des missionarischen Ansehens bedeutete. Wäre ähnliches auch in Deutsch-Ostafrika vorgekommen, wie von englischer Seite berichtet wird, so dürfte das weder uns Deutschen noch den Engländern den Blick dafür trüben, daß schon im Interesse der Stellung der weißen Rasse, geschweige denn im Interesse des missionarischen Ansehens solche Auftritte höchst bedenklich sind. Ein Anfaß zur Differenzierung in der Behandlung der Internierten nach ihrer sonstigen Lebensstellung und ihrer Führung liegt in Indien insofern vor, als für die Militärgefangenen in Ahmednagar neben dem harten A-Lager ein milderes, zunächst das B-Camp, später das Parole-Camp vorhanden war. Man könnte mit Recht erwarten, daß von da aus sich ein Weg ergeben hätte, das missionarische Ansehen möglichst zu schonen, und daß dieser Weg von den Behörden mit Bestimmtheit benutzt worden wäre. Auffallender- und schmerzlicher Weise ist im ganzen nach übereinstimmenden Berichten gerade das Gegenteil der Fall gewesen. Die berücksichtigten Blech- („Straf“-) Baracken waren der einer größeren Anzahl von Missionaren zugewiesene Aufenthaltsort, 'to mortify the flesh', wie sich ein Adjutant schadenfroh äußerte. Zur Übersiedelung aus dem A-Camp ins mildere Lager wurden Missionare laut des Tagesbefehls nicht berücksichtigt. Die Regierung hat diese seltsame Bestimmung damit begründet, daß die Missionare, weil der Landessprache kundig und von bedeutendem Einfluß, zu gefährliche Leute seien, um der Vergünstigung des Parole-Camp teilhaftig werden zu können. Es ist demgegenüber darauf hinzuweisen, daß andere der Landessprache ebenfalls kundige Leute anders behandelt wurden. Man hat ferner wiederholt den Eindruck gehabt, daß zum Ausschlagen der Zelte von den Unteroffizieren mit besonderer Vorliebe Missionare ausgesucht wurden. Sie hatten in der indischen Sonne allerlei Lasten zu tragen, wobei sie um ihr Mittagessen kamen und manche vor Erschöpfung zu Boden sanken. Ein weiterer Punkt betrifft den Unterhalt der Internierten. Derselbe ist mehrfach aus den Missionsklassen bestritten worden.¹¹⁾ Schon für Privatleute wäre es

11) Nicht überall. Missionar Schnabel von der Brüdergemeinde erhielt z. B. alle seine Ausgaben zurückerstattet. Aber in Pindi mußte Missionar Reichel an einen Eingebornen für Wohnung und geringwertige Beköstigung für drei

hart, wenn sie, ihrer gewohnten Tätigkeit und ihrem Erwerb entnommen, im Gefangenenlager auch noch auf eigene Kosten leben sollten. Ein gewisses Mindestmaß notwendiger Verpflegung sollte jedem Internierten auf Kosten der Regierung zugebilligt werden. Bedenkt man aber, wie viele Millionen deutschen Geldes im Laufe der Jahrzehnte durch die Missionsklassen nach Indien geflossen sind, aus freier Liebe gegeben zum Besten der Bevölkerung des Landes, an deren Hebung doch auch die englische Regierung interessiert ist, so hätte es dieser Regierung eine Ehrensache sein müssen, den Missionen zu allem andern Schaden nicht auch noch pekuniäre Lasten aufzubürden. Noch schwerer wiegt die Frage, ob es den Missionaren nicht hätte ermöglicht werden sollen, mit ihren Missionsfeldern in besserer schriftlicher Verbindung zu bleiben. Man braucht kein großer Missionkenner zu sein, um einzusehen, wieviel für die Eingebornengemeinden und ihre Leiter gewonnen worden wäre, wenn der Missionar noch vom Konzentrationslager aus eine gewisse Oberleitung hätte ausüben können. Da alle Briefe die Zensur passieren mußten, hätte dies eine Gefahr nicht bedeutet. Und einer Überlastung des Zensors hätte man durch gewisse Beschränkungen leicht vorbeugen können. Trotzdem hat die Regierung den Antrag der englischen Missionare Anderson und Carter auf Milderung der Bestimmungen wenigstens für alle Militärgefangenen ablehnen zu müssen erklärt und diese Ablehnung damit begründet, daß es schwer sei, in einem Militärlager besondere Regeln für eine Klasse von Personen festzuhalten, die für andere nicht gelten sollten. Diese Begründung ist gar nicht so einfach von der Hand zu weisen. Es ist in der Tat schwer, in einzelnen Fällen Ausnahmen zu machen. Sollte es aber unmöglich sein, für Missionare besondere Veranstaltungen zu treffen? Sie und da ist dies ja in Indien geschehen. Die Drekkumer Mission wurde eine Zeitlang schriftlich von Baltair aus geleitet, wo für die nicht militärpflichtigen Drekkumer Missionare und ihre Familien ein eigenes Konzentrationslager errichtet wurde. Die Zivilgefangenen unter den deutschen Jesuitenmissionaren durften das auf den Bergen gelegene und der Mission gehörige Erholungsheim Rhandala beziehen, wohin man ihnen zu Gefallen auch die europäische Abteilung des St. Mary-Gymnasiums verlegte. . . . Wäre unser Vertrauen zu internationalen Abmachungen nicht gründlich erschüttert, so möchte man vorschlagen, daß der den Missionaren zu gewährende Schutz nochmals zum Gegenstand eines Vertrages gemacht

Personen täglich 9 Rupien zahlen! Auch die Basler Missionare hatten für ihre Beköstigung zunächst selber zu sorgen. Später zahlte die Regierung auch für sie ein Kopfgeld, das sie aber den beschlagnahmten Industriewerkstätten der Mission entnahm. Offenbar herrschte auch in dieser Hinsicht die öfter beobachtete Systemlosigkeit. Die englischen Missionare im Sager zu Tabora erhielten täglich je 7 Rupien. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1918, S. 46.)

würde, und daß dabei die Bestimmungen für den Kriegsfall erheblich weiter ausgebaut würden, als es in der Kongoakte der Fall war.“

Was das Verhalten der übrigen indischen Missionare den deutschen gegenüber betrifft, so lesen wir weiter: „Das erste Wort dankbarer Anerkennung gilt denjenigen indischen Missionstreifen, welche, mochten sie auch mit ihrem politischen Urteil auf seiten Englands stehen, doch das Band der Gemeinschaft mit den deutschen Missionaren nicht zerrißen, sondern sich mit Wort und Tat als treue Freunde und Nothelfer erwiesen haben. Ihre Zahl ist im Vergleich zum ganzen indischen Missionsleben zwar klein, aber sie finden sich in den verschiedensten Gesellschaften und Organisationen. Neben dem Bischof Westcott der E. P. G., welcher sich in wahrhaft ritterlicher Weise der Gognerschen Mission annahm, stehen die Londoner Missionare Lucas und Harman, steht Gulliford, der Methodist von Maisur. Zu der Deputation an den Vizekönig, deren Seele die Missionare Anderson und Carter waren, gesellt sich der Ausschuß zur Vertretung der Missionen in Madras, welcher ein besonderes Komitee zur Unterstützung der deutschen Missionare einsetzte, gesellt sich das auf Anregung von D. Mott gebildete National Missionary Council of India. Die amerikanische Hilfsbereitschaft fand in D. Aberly einen würdigen Vertreter. Und auch die im ganzen ablehnende Haltung der dänischen Missionare war nicht ohne Ausnahmen. Diesen Andeutungen ließe sich noch manches hinzufügen.¹²⁾ Unser Dank gilt ferner den neutralen Missionen, welche in aufopfernder Weise sich für die Fortführung der deutschen Arbeit eingesetzt haben, der schwedischen Kirchenmission, der dänisch-lutherischen Mission sowie den amerikanischen Missionen der Generalsynode, der Ohioynode und des Generalkonzils. Ihre Sendboten haben willig neben ihren bisherigen Aufgaben die Leitung der sonst in deutscher Pflege befindlichen heidnisch-christlichen Gemeinden übernommen, obwohl sie dadurch mit Arbeit schier über ihre Kraft belastet wurden, und die Missionsleitungen haben nicht nur selber der Vermehrung auch ihrer Arbeitslast zugestimmt, sondern auch ihre heimischen Missionstreife mobil gemacht, das Werk in pekuniärer Hinsicht, wo es not tat, zu unterstützen. Den bisherigen Pflegern der Gemeinden ist dadurch ihr Scheiden aus der Arbeit außerordentlich erleichtert worden.“

12) In Deutsch-Ostafrika haben auch deutsche Missionstreife den englischen Mitarbeitern gewisse Dienste erweisen können. Die Missionare der Kirchenmission sagten von dem Berliner Missionar Rauhaus: „Er ist unser Freund gewesen durch all diese traurige Zeit hindurch, soviel er nur konnte und vermochte.“ (Times vom 6. Dezember 1916.) Superintendent Klamroth von derselben Mission nahm im Juni die durch die Internierung der Missionare verwaisten Stationen der Church Missionary Society unter seine Obhut. (Ev. Miss.-Mag. 1916, S. 39.)

Den ganzen Abschnitt über die Internierung der Missionare beschließt Opte, wie folgt: „Endlich noch ein Wort über die deutschen Missionare selbst. Sie haben eine Zeit schwerer leiblicher und geistiger Bedrängnis zu überstehen gehabt. Man lese, wie Missionar Reichel auf Befehl der Regierung im Herbst mit Weib und Kind von Kalatse (unweit Leh am Indus) über den Himalaja nach Srinagar in Kaschmir reiste. Die Reise war die entseßlichste, die sie je gemacht. Über hohe Pässe ging's, fast täglich Schnee, oft sah der eine den andern stundenlang nicht; mehrfache streikten die Träger, sie mußten aber gehalten werden. Auf dem gefährlichen Sodschipak gingen kurz vorher und bald nachher Lawinen nieder. Nur Gottes Schutz bewahrte die Reisenden. Wie leicht hätten sie auch mit den Schneemassen, die unmittelbar über dem Sindsloß hingen, hinabgeschleudert werden können! Einmal sah man, wie ein Mann im Schnee begraben wurde. . . . Nur mit Gottes Hilfe entging man den oft herabstürzenden Steinmassen, die mehrfach in der Nähe des Wagens zu Tag polterten. Nachts mußte man mit einer nassen Bettstatt vorliebnehmen. Nur Gottes Wort und Strophen aus dem Gesangbuch gaben die nötige Kraft, dies Ungemach zu ertragen. Man denke ferner an die zum Teil tagelangen Bahnfahrten bei tropischer Hitze, an den Aufenthalt in den Wellblechbaracken in Ahmednagar, an die Trennung von Weib und Kind bei stark beschränktem schriftlichen Verkehr. Man überlege, was es bedeutete, Tag für Tag verleumdet und als Verbrecher behandelt zu werden, ohne sich auch nur mit einem einzigen Wort verteidigen zu können. Man versetze sich in die Seele eines Mannes hinein, der in Indien sein Lebenswerk gefunden, sich dort eingewurzelt, tausend Fäden und Beziehungen angeknüpft hatte und keinen bringenderen Wunsch kannte, als die Fülle von Arbeit zu leisten, die er noch vor sich erblickte, der nun aber statt dessen im Gefangenenlager seine kostbare Zeit nutzlos verrinnen, seine Kraft unter ungünstigen Verhältnissen dahinsiechen sah. Oder man suche die jungen Männer zu verstehen, die mit froher Hoffnung und frischem Arbeitstrieb in das fremde Land gekommen waren und nun aus der Bahn geworfen wurden, ehe sie noch recht am Werke waren. Man stelle sich das Los der aus ihrem Heim vertriebenen, in fremder, harter Umgebung auf sich selbst angewiesenen Mütter und Kinder recht lebendig vor. Man erinnere sich, wie all das leibliche und seelische Ungemach mit einem hohen Maß von standhafter Geduld getragen wurde, und man wird erkennen, daß hier etwas von dem missionarischen Heldentum vergangener Zeiten neu geworden ist.“

Die Deportation der Missionare betreffend lesen wir: „Der schwerste Schlag stand der deutschen Mission in Indien immer noch bevor. Am 13. August 1915, reichlich ein Jahr nach dem Ausbruch des Weltkrieges, durchhallte Indien die Kunde, daß die Regierung beschlossen habe, nicht nur die Internierung aller feindlichen Ausländer im militärpflichtigen Alter aufs strengste durchzuführen, sondern auch alle deutschen

und österreichischen Frauen, Kinder und Männer nichtmilitärpflichtigen Alters heimzusenden. Für die Mission hatte diese Verordnung eine rückläufige Bewegung zur Folge, welche in der gesamten neueren Missionsgeschichte einzigartig dasteht. Die indische Presse hatte erreicht, was sie längst gefordert hatte. Den deutschen und selbst vielen englischen Missionaren aber kam der Schlag trotzdem unerwartet. Man hatte es nicht glauben wollen und mochte es noch kaum glauben, daß der deutschen Missionsarbeit ein so jähes Ende bereitet werden würde. Das Urteil über die letzte folgenschwere Maßregel der englischen Regierung gegen die deutschen Missionare ist in Deutschland gewissen Schwankungen unterworfen gewesen. Der erste Eindruck war wohl ziemlich allgemein: Welch eine frevelhafte Zerstörung der Missionsarbeit! Bald aber setzte eine mildere Betrachtungsweise ein. Einmal machte man sich erstlich klar, daß England jedenfalls nicht die Sache des Evangeliums habe treffen wollen, sondern rein aus nationalen Motiven heraus handelte. Sodann aber drang um diese Zeit an die Öffentlichkeit, daß gewisse Verhandlungen zwischen der deutschen und englischen Regierung stattgefunden hatten, welche der Heimsendung der nicht wehrpflichtigen Deutschen aus Indien den Charakter einer Auslieferung, also einer verhältnismäßig wohlwollenden Maßregel, zu geben schienen. Durch ein Schreiben des deutschen Reichskolonialamts vom 11. Dezember 1915 ist Genaueres über die erwähnten Verhandlungen bekannt geworden. Nach dem durch Vermittlung der Vereinigten Staaten von Amerika mit der britischen Regierung geschlossenen Abkommen sollten wechselseitig freigelassen werden: 1. Frauen und Mädchen, Ärzte und Geistliche (auch Missionare, soweit sie ordinierte Geistliche sind) ohne Ansehung des Alters; 2. männliche Personen unter 17 Jahren und über 55 Jahre ohne Rücksicht auf ihre etwaige Tauglichkeit zum Militärdienst; 3. dienstuntaugliche männliche Zivilpersonen zwischen 17 und 55 Jahren; 4. Militärpersonen, die infolge schwerer Krankheit oder erlittener Verletzungen als für jeden ferneren Militärdienst untauglich zu erachten sind. Die Verständigung hinsichtlich obiger Personen hatte Geltung für die beiderseitigen Kolonien und Schutzgebiete. Die britische Regierung teilte am 1. September 1915 mit, daß Vorkehrungen getroffen seien, um feindliche Untertanen zum Zweck ihrer Rücksendung in die Heimat mit den für die ungestörte Ausführung der Reise nötigen Geleitspapieren zu versehen. Das deutsche Reichskolonialamt forderte daraufhin die deutschen Interessenten auf, Verzeichnisse derjenigen Personen einzureichen, von denen bekannt sei, daß die Voraussetzungen für die Freilassung bei ihnen vorlägen, und daß sie in der Tat auch den Wunsch hegten, in die Heimat zurückbefördert zu werden, um gegebenenfalls die Heimsendung der betreffenden Personen durchsetzen zu können. Am 1. September waren hiernach die Verhandlungen bereits zum Abschluß gekommen und englischerseits die ersten Schritte zur Ausführung des Abkommens getan. Unmittelbar vorher, am 13. August, war die Erklärung von Simla

in der Presse erschienen. Das zeitliche Zusammentreffen beider Ereignisse ist schwerlich zufällig. Man wird mit Recht einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden vermuten. Zugleich hat man aber den bestimmten Eindruck, daß die Gelegenheit zur Abschiebung mit Freuden benutzt wurde, ja, daß es zu dieser Abschiebung auch ohne die vorausgegangenen Verhandlungen in absehbarer Zeit gekommen sein würde. Nur daß auch die militärpflichtigen Missionare von der Maßregel betroffen wurden, könnte eine nachträgliche wirkliche Folge des Abkommens sein. Hierfür spricht der Umstand, daß in der Erklärung von Simla nur Frauen, Kinder und Männer nicht militärpflichtigen Alters erwähnt waren, während den militärpflichtigen Missionaren der Befehl zur Abreise geraume Zeit später als den übrigen, als sie sich bereits auf eine längere Gefangenschaft in Ahmednagar eingerichtet hatten, zugestellt wurde. Wie man aber auch hierüber urteilen mag, jedenfalls hat die Regierung das, was Deutschland gegenüber als Auslieferung galt, der indischen Öffentlichkeit gegenüber als Ausweisung hingestellt. Die Erklärung von Simla betont die ‚Notwendigkeit drastischen Vorgehens‘. Die Verfügung vom 3. November 1915, durch welche die erste ‚Golconda‘-Fahrt eingeleitet wurde, beginnt mit den Worten: ‚Auf Grund des Absatzes 3 des Ausländergesetzes von 1864 (III, 1864) hat der Generalgouverneur amtlich zu bestimmen geruht, daß die Ausländer, welche in dem anhängenden Verzeichnis aufgeführt sind, sich aus Britisch-Indien entfernen sollen vom Hafen von Madras aus durch Einschiffung auf dem Dampfer „Golconda“, der von diesem Hafen am oder um den 15. November nach Holland abfährt um das Kap der Guten Hoffnung herum.‘ Ein Memorandum vom 18. Februar 1916 bezeichnet die Heimsendung, die sonst schonend repatriation genannt wurde, offen mit deportation. Die Absicht der deutschen Regierung ging dahin, den nicht waffenfähigen noch im feindlichen Auslande lebenden Angehörigen der kriegsführenden Parteien die Möglichkeit unbehinderter Rückkehr zu verschaffen. Durch Ausfertigung der nötigen Geleitspapiere und Beschaffung geeigneter Fahrgelegenheit sollte ihnen die Rückkehr ermöglicht werden. Ermöglicht, nicht aufgezwungen! Ihr Antrag heimzukehren war selbstverständliche Voraussetzung. Die ‚Golconda‘-Reisenden aber, speziell die Missionare, sind nicht gefragt worden, ob sie ihre Heimsendung begeherten. Nur in einem ganz vereinzelt Falle ist dies, soweit uns bekannt, geschehen, und in diesem wurde trotz vereinernder Antwort die Heimsendung verfügt. Den Leipziger Missionaren D. Pamperrien und Weisenherz und dem Faktor Männig wurde dagegen infolge ihres Alters und ihrer schwachen Gesundheit auf ihren Antrag hin gestattet, in Indien zu verbleiben. Es ist unter diesen Umständen vielleicht müßig, zu fragen, wie die deutschen Missionare sich zu einer freiwilligen Abwanderung aus Indien gestellt haben würden. Nachdem man sie in Indien völlig mundtot gemacht hatte, haben manche von ihnen den Befehl zur Abreise als eine Erlösung aus den Stachel-

drahtzäunen nicht ohne Freude begrüßt. Aber die allgemeine Stimmung war anders. Den Basler Missionarsfamilien war beim Ausmarsch von Bellary unbeschreiblich ernst zumute. Eine Missionarsfrau schreibt, sie nehme schweren Herzens von der Parade Abschied, weil es ein Scheiden von der Arbeit, vielleicht für immer, gelte. Der Senior Hofmann von der Leipziger Kamba-Mission, welcher von Afrika nach Indien geschifft und dort interniert war, gab auf die Anfrage des Kollegiums, ob es seine Heimsendung zu erwirken suchen solle, umgehend die telegraphische Antwort: „Nur wenn es im Interesse der Mission liegt.“ So urteilten die Nächstbeteiligten. Allein die Regierung hat sie nicht gefragt. Gerade diejenigen hat man büßen lassen, die jedenfalls die Allerunschuldigsten waren, einige hundert Männer, Frauen und Kinder, die unter der Sonne des Südens ihre zweite Heimat gefunden hatten und, zum Teil seit Jahren von ihrem Vaterland getrennt, auf die Handlungsweise der deutschen Regierung keinerlei Einfluß hatten. Aus dem glühenden Indien hat man sie nach dem winterkalten Europa gebracht, über den gefahrdrohenden minenverseuchten Ozean.“

über den schweren Schlag, der der Mission in Indien durch die Ausweisung der Missionare versetzt worden ist, verbreitet sich Dpfe sachlich, wie folgt: Die Sache des Evangeliums hat England mit ihr nicht treffen wollen. So wurde oben bereits gesagt. Aber es hat sie getroffen, so hart wie möglich. Es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, wie groß die Zahl der Ausgewiesenen war und wie stark unter ihnen die Missionsangehörigen vertreten waren. Dabei darf man sich auf die Berücksichtigung der Teilnehmer an den beiden „Golconda“-Fahrten beschränken. Zwar sind in einzelnen Fällen noch sonst Deutsche in die Heimat zurückbefördert worden. Allein es handelt sich dabei um verschwindende Ausnahmen, die füglich außer Ansaß bleiben dürfen. Für die beiden „Golconda“-Fahrten aber stellt sich die Berechnung, wie folgt: An der ersten „Golconda“-Fahrt nahmen teil: 477 Personen mit Paß, außerdem einige Säuglinge, im ganzen gegen 500 Personen, darunter 281 deutschprotestantische, 15 englische und 40 katholische Missionsangehörige. Von diesen kommen 117 (30 Männer, 80 Frauen, 8 Schwestern, 49 Kinder) auf die Gohnersche Mission, 12 auf die Breklumer, 24 auf die Hermannsbürger, 39 auf die Leipziger, 78 auf die Baseler, 7 auf die Herrnhuter und 4 auf die Mission unserer Synode. Bei der zweiten Fahrt der „Golconda“ betrug die Zahl der indischen Reisenden 403, darunter 295 Missionsangehörige, von denen 15 der Gohnerschen, 57 der Breklumer, 7 der Hermannsbürger, 37 der Leipziger, 51 der Baseler und 8 der missourischen Mission angehörten. Die obigen Zahlen sind in mancher Hinsicht bemerkenswert. Sie erinnern zunächst daran, wie verschwindend gering die Zahl der Deutschen in Indien war. In einem Lande mehr als siebenmal so groß wie das Deutsche Reich unter einer Bevölkerung von rund 315 Millionen wenig

mehr als 1000 Deutsche¹³⁾ Endlich zeigen die Zahlen, wie verheerend der Schlag für die deutsche Mission war. Und zwar ist dieselbe nicht nebenbei betroffen worden, sondern an erster Stelle. Was nach Abzug der Missionsangehörigen übrigbleibt, ist geradezu lächerlich wenig. Wir fragen: Hat die Regierung sich klargemacht, daß ihre Maßregel im wesentlichen auf eine Austreibung der deutschen Missionare hinauslame? Es besteht darüber leider kein Zweifel. Sie hat unter dem Druck der öffentlichen Meinung die vermeintlichen nationalen Forderungen, in Wahrheit nur die Forderungen chauvinistischen Hasses allen andern, höheren Überlegungen rücksichtslos vorangestellt. Ja, noch mehr, es muß nunmehr konstatiert werden, daß die Aktion im letzten Grunde sich nicht nur gegen den einzelnen Missionar als feindlichen Ausländer, sondern gegen den gesamten Organismus der deutschen Mission gewendet hat. In der *Madras Mail* vom 5. Juli 1915 stand zu lesen, die Majorität der englischen Missionsleute vertrete mit ganzem Herzen die Ansicht, daß für die Deutschen jedes Ranges, jedes Glaubens und Berufes Indien in Zukunft ein verschlossenes Land sein müsse! Die Handelskammer von Madras behauptete in ihrem Aufruf an die Regierung, die Missionare seien besonders gefährlich. Es handelte sich um die planmäßige Ausschaltung wie jeglichen deutschen Einflusses so auch der deutschen Mission. Unter dem Eindruck solcher Strömungen in der öffentlichen Meinung stand die Regierung, als sie die deutschen Missionare aus Indien austrieb. Die „Golconda“-Fahrten sind also in den größeren Zusammenhang der Gesamtktion gegen das Deutschtum überhaupt einzuordnen. Die englische Politik ist hiernach klar. Man will „keine deutsche Beeinflussung mehr haben“. Die deutsche Mission ist ein Faktor des deutschen Einflusses. Also ist sie mit diesem zu vernichten. Ihr Eigentum untersteht der Verwaltung der Regierung, nötigenfalls der Konfiskation. Sollte es aber gelingen, das Gefäß der Organisation gründlich von dem deutschen Inhalt zu säubern, ohne es zu zerbrechen, so mag man es ja immerhin, da es doch, auch vom Regierungstische aus gesehen, nicht ganz wertlos ist, immerhin konservieren und mit neuem, das heißt, englischem oder allenfalls amerikanischem Inhalt füllen. Aber in erster Linie muß der deutsche Einfluß völlig ausgeschaltet werden.

„Dies wird noch deutlicher werden“, fährt Opte fort, „wenn wir noch zwei einzelne in denselben Zusammenhang hineingehörende Punkte besonders ins Auge fassen, die Schulpolitik der indischen Regierung während des Krieges und die Behandlung der Missionare nichtfeindlicher Nationalität. In der Erklärung von Simla findet sich ein kurzer Passus, überschrieben ‚Hilfe für auswärtige Missionen‘. In diesem

13) Zu den Ausgewiesenen kommen die in Ahmednagar Internierten. In ganzen mögen gegen 1200 Deutsche in Indien gelebt haben. Genau war die Zahl trotz mehrfacher Bemühungen nicht festzustellen.

Paffus wird zunächst daran erinnert, daß deutsche und österreichische Missionen vor dem Kriege mancherlei Zuschüsse für ihre erzieherischen und philantropischen Unternehmungen aus öffentlichen Mitteln erhielten. Es wird dann berichtet, am 15. Juni sei der Befehl gegeben, daß alle solche Unterstützung aufhören solle. Dieser Befehl trat am 30. September in Kraft. Ein weiterer, noch schwererer Schlag erfolgte zu Anfang des Jahres 1916. Am 21. Januar wurde die staatliche Anerkennung der deutschen Missionschulen mit Wirkung vom 31. März zurückgezogen. Wer da weiß, welchen Wert der Indier auf einen staatlich verbrieften Nachweis der ‚Bildung‘ legt, versteht, daß die Durchführung dieser Maßregel so ziemlich die Vernichtung des blühenden deutschen Missionschulwesens in Indien bedeutet hätte. Dieses Vorgehen steht scheinbar völlig im Widerspruch mit der Tatsache, daß die Regierung nach Kriegsbeginn das School Grant nicht nur zunächst in der gewohnten Weise weiterzahlte, sondern sogar besondere Kriegshilfen bewilligte und auch später zu einer ähnlichen Praxis zurückkehrte. Eine Andeutung der Lösung des scheinbaren Widerspruchs liegt in den wiederholten Versuchen der Regierung, Missionschulen völlig zu übernehmen. Stellenweise hat man dabei den Eindruck gehabt, daß die Regierung ihre Dienste geflissentlich meist für die blühendsten Missionschulen anbot. Später ließ sie sich auf Fürsprache des Missionary Educational Council bereit finden, die Missionschulen, nachdem sie einer britischen, bzw. internationalen Kommission unterstellt worden waren, erneut anzuerkennen. Sachlich kann man sich dieser Lösung vielleicht freuen. Aber die Gedanken aber, welche die indische Regierung leiteten, darf man sich keinerlei Illusionen hingeben. Es ist auf die völlige Ausschaltung des deutschen Elementes in der Mission auf dem Boden der britischen Kolonien abgesehen. Kann dieser Zweck nur durch Zerstümmung der deutschen Missionseinrichtungen erreicht werden, so muß dieser Weg beschritten werden. Gelingt es aber, die Einrichtungen nach Ausschaltung des deutschen Elementes zu erhalten und unter britischen Einfluß zu bringen, um so besser. Mindestens ebenso bezeichnend ist das Verhalten der Regierung gegenüber den Missionaren nichtfeindlicher Nationalität. Die Basler, zum Teil auch die Leipziger Mission und die Brüdergemeinde hatten auf ihren indischen Missionsfeldern einzelne Missionare neutraler oder England befreundeter Nationalität, welche für die Weiterführung des Werkes einen überaus wertvollen Grundstock von Arbeitern bildeten, den man durch Nachsendungen zu verstärken hoffen konnte. Außerdem haben bekanntlich verschiedene deutsche Gesellschaften ihre Arbeit zur Weiterführung an neutrale Gesellschaften übergeben, die Leipziger Mission an die schwedische Kirchengemeinschaft, die Hermannsbürger Mission an die Mission der amerikanischen Ohio-Synode, die Breklumer Mission an die Mission des amerikanischen Generalkongrils. Die Regierung hat diese Hilfsmaßregeln genehmigt, ihre Ausführung indessen nur unter auffallenden Beschränkungen zu-

gelassen. Obwohl die Basler Mission zunächst als neutral anerkannt worden war, und zwar einschließlich ihrer industriellen Anlagen, wurde sie später gezwungen, die Verbindung zwischen der doch auf neutralem Boden befindlichen heimischen Leitung und dem indischen Missionsfelde völlig zu lösen, um den Verdacht deutscher Beeinflussung zu vermeiden. In der Leipziger Mission mußten die beiden Missionare Bruker und Hoffmann, obwohl russische Untertanen, aus dem Kirchenrat ausscheiden, ehe die Übergabe an die schwedische Kirchenmission genehmigt wurde. Später wurde auch solchen schwedischen Missionaren, welche bereits vorher Fühlung mit der deutschen Arbeit gehabt hatten, das Wirken im Leipziger Gebiet untersagt. Superintendent Vegell mußte aus dem großen Missionshause in Madras, wohin er als Leiter des gesamten Werkes übergesiedelt war, wieder weichen. Selbst Verwandtschaft mit Deutschen genügte für einen Missionar neutraler oder befreundeter Nationalität, um ihn der Regierung anstößig zu machen. Auch der Hermannsburger Missionar Scriba mußte, obwohl britischer Staatsangehöriger, das eigentliche Hermannsburger Missionsgebiet verlassen. Man sieht, die Regierung nahm es wirklich sehr genau damit, jedes Fäserchen älterer Tradition, das etwa noch hätte haften bleiben können, gründlichst zu entfernen. Der schwerste Schlag für die Mission liegt aber erst in dem Landungsverbot für nichtenglische Missionsarbeiter, welches gegen Mitte des Jahres 1916 erlassen wurde. Über den Zweck dieser Anordnung hat sich die Regierung in einer kurzen Erklärung ausgesprochen, welche unter der bezeichnenden Spitze 'Vorzicht vor feindlichen Agenten' in der Presse erschien.¹⁴⁾ Es sei nicht ihre Absicht, das wichtige und aufopferungsreiche Werk der amerikanischen und sonstigen neutralen Missionsgesellschaften irgendwie zu diskreditieren oder zu schädigen. Aber die Erfahrung habe gelehrt, daß einige Vorsichtsmaßregeln notwendig seien, um Sicherheit zu bieten, daß Personen, welche die Absicht hätten, in Indien Mission zu treiben, nicht in aktiver Sympathie mit den Feinden des britischen Reiches stünden oder der guten Gesinnung gegen die Regierung des Landes ermangelten. Diese Begründung läßt keinen Zweifel darüber, gegen wen die Spitze der neuen Verfügung sich richtete, nicht gegen die neutralen Missionen überhaupt, sondern gegen diejenigen von ihnen, welche die früher deutschen Missionen notdürftig fortführten. Der Verdacht auf antienglische Propaganda wird auch auf sie ausgedehnt. Völlends hat aber die englische Regierung ihre Grundsätze in ihrem weiteren Verhalten der Basler Mission gegenüber enthüllt. Der Fortbestand des Werkes in Indien und auf der Goldküste wurde davon abhängig gemacht, daß seine Leitung einem aus lauter gebornen Schweizern bestehenden, seiner politischen Gesinnung nach aber nicht etwa neutralen, sondern ausgesprochen anti-deutschen Verein übertragen und eine britische Mission sachungsgemäß

14) *Times* vom 17. August 1916.

als Mitarbeiterin angenommen werde. Die zweite Bedingung wurde offenbar gestellt, um eine fortwährende politische Kontrolle der Arbeit zu ermöglichen. Und zwar sollte diese Kontrolle ausdrücklich auch auf die leitende Heimatsbehörde ausgedehnt werden, sofern in dieselbe ein oder zwei in der Schweiz ansässige schottische Kurpfarrer eintreten sollten. Auch sollten die angehenden Missionare ihre Ausbildung nicht mehr in Basel erhalten, sondern in Genf, wo bereits 1913 bis 1916 eine kleine Zweiganstalt des Basler Missionshauses bestanden hatte. Endlich sollten alle zukünftig ausziehenden wie auch die bereits auf den Missionsfeldern befindlichen Missionare sich um eine besondere Regierungserlaubnis zu bewerben haben. Schon im Sommer 1916 hatte der britische Konsul in Basel einige vor der Ausreise nach der Goldküste ziehende schweizerische Missionsarbeiter einzeln vorgenommen und sie über ihre politische Gesinnung befragt, wobei er die Antwort nicht gelten ließ, daß man Schweizer und daher neutral sei. Das Basler Komitee hat sich bis zum äußersten bemüht, im Interesse der Erhaltung des Werks der britischen Regierung nach Möglichkeit entgegenzukommen. Selbst die Mitarbeit eines oder zweier Schotten auf der Goldküste wurde zugestanden. Ein Recht weiterer politischer Bevormundung aber konnte schon um der übernationalität der Mission willen nicht eingeräumt werden, wie denn selbst der neugebildete schweizerische Missionsausschuß die politische Bindung an die Sache der Alliierten, obwohl in verbindlicher Form, ablehnte. Die Regierung brach daraufhin die Verhandlungen ab und kündigte der Mission die Auflösung sowie der bereits vorher von der Mission völlig abgetrennten rein schweizerischen Missionshandlungsgesellschaft die Liquidation an. Die Begründung dieser Maßregel in dem Schreiben vom 28. Januar 1918 ist in ihrer Art klassisch und verdient für immer festgehalten zu werden: „Beide, die Mission und die Handlungsgesellschaft, sind ihrem Zweck und Ziel nach (to all intents and purposes) deutsche Organisationen, und es ist angenommener Grundsatz der Regierung Seiner Majestät, Organisationen dieser Art für die Dauer des Krieges und auf unbestimmte Zeit nach dem Kriege zu beseitigen, gleichviel ob sich die einzelne antibritischer Handlungen oder Bestrebungen schuldig gemacht hat oder nicht. Diesem Grundsatz gemäß hat die indische Regierung hinsichtlich der Basler Mission und der Handlungsgesellschaft in Indien bereits das Nötige eingeleitet.“

„Nach alledem“, so schließt Opke diesen Abschnitt, „ist kein Zweifel mehr möglich, daß wir es mit dem großangelegten Versuch einer planmäßigen Ausschaltung der deutschen Mission in den britischen Kolonien“¹⁵⁾

15) Der Versuch ist allerdings bislang nicht völlig durchgeführt. In Südafrika z. B. ist die deutsche Mission nur teilweise gestört. Aber aus Britisch-Nordafrika, Ägypten, Nordborneo, Hongkong ist die deutsche Mission völlig vertrieben.

zu tun haben. In diesen Zusammenhang gehört die Repatriation der ‚Golconda‘-Reisenden. Und nur in diesem Rahmen kann sie richtig verstanden werden. Danach ist die Schwere des Schlages zu ermessen, der die deutsche Mission in Indien betroffen hat. — Die Fäden einer mehr als zweihundertjährigen Geschichte sind zerschnitten worden. In Trankebar am Gestade des Indischen Ozeans erinnert ein schlichter Denkstein neben der alten Dansborg an die Geburtsstunde des deutschen Missionswerkes in Indien, ja an die Geburtsstunde der deutschen und indischen Mission überhaupt. Denn was vor 1706 in Deutschland für die Mission geschah, trägt völlig sporadischen Charakter. Und in Indien gibt es mindestens evangelische Mission ebenfalls erst seit dem genannten Jahr. Männer wie Biegenbalg und Schwarz, der ‚Königspriester‘ von Landshaur, haben ihre Namenszüge für immer in die Tafeln der deutschen und indischen Missionsgeschichte eingegraben. Ihr Andenken wird in Ehren bleiben, auch wenn die von ihnen gebauten Kirchen einst zerfallen sind. Unter den Sendboten der Leipziger Mission, welche das Erbe der dänisch-holländischen Mission antrat, ragen Charaktergestalten wie Cordes und M. Schwarz hervor. Die Basler Mission stellte den kühnen Streiter Gebich und den gelehrten Sprachforscher Dr. Gumbert. Neben der Förderung der eigentlichen Missionsarbeit entfaltete sie ein überaus reiches Maß sozialer Fürsorge für die gewonnenen Christen. Schlicht mutet daneben die Arbeit der Hermannsburger Mission unter den Telugu an. Allein wer da weiß, mit welcher Kraft der erste Sendbote, Wihlius, sich nach Indien, seiner ‚ersten Liebe‘, zurückkehrte, mit welchem Pflichtgefühl der alternde Louis Harms sich unter die neue Last beugte, mit welcher zähen Geduld seitdem die schwere Arbeit von den Missionaren getan, von der Missionsgemeinde getragen ist, dem wird auch die Geschichte dieser kleinen Mission ehrwürdig. Und gilt etwas Ähnliches nicht auch von der noch kleineren Arbeit der Brüdergemeine im Himalaja? Seit mehr als einem halben Jahrhundert steht sie arbeitend und wartend auf Vorposten an der Grenze des verschlossenen Tibet. Weit dramatischer ist die Geschichte der beiden zuletzt zu nennenden Missionen in Indien verlaufen. Die Goknerische Mission erinnert in ihrer Entwicklung vielfach an die Jünger beim großen Fischzug, welche ihre dichtgefüllten Netze kaum emporzuziehen vermochten, wiewohl ihr auch andersartige Erfahrungen nicht erspart geblieben sind. Und der Breslauer Mission ist es durch Gottes Gnade gelungen, in einem Menschenalter die stattliche Schar von 14.000 Christen in schnellem Ansturm für Jesu Königsherrschaft zu gewinnen. Welch eine reiche Geschichte! Nun hat eine rauhe Hand den Aufzug des Gewebes vor der Zeit abgerissen.“

„Wie fest das Band der Gemeinschaft geschlungen war, haben die Szenen, welche beim Abschied der deutschen Missionare sich abspielten, genugsam gezeigt. Überall wollte des Händedrückens und Abschiednehmens kein Ende werden. Zu Missionar Jaus traten am letzten Tage in Kalikut zwei christliche Mädchen und baten um einen ‚Abschieds-

legen. Mehr konnten sie nicht herausbringen. Ihre Dankesworte wurden von Tränen erstickt. Am andern Morgen kam ein Brief von der schwüchesten von ihnen, Natni, das heißt, Edelstein, mit vielen Trostsprüchen der Heiligen Schrift, deren Auswahl von einem Verständnis zeugt, das man jeder europäischen Christin wünschen möchte. Zwischen-gefügt sind tiefempfundene Abschiedsworte: ‚Wenn ich an Weihnachten und Ihre letzte Predigt denke, so will mir das Herz brechen. . . . Aber der Herr tröstet. . . . Ihr Weggang wird sowohl für die Gemeinde als für die Arbeit unter den Heiden ein großer Schaden sein. Aber Gott sei Dank, er wird sein Volk nicht verlassen. Er ist nahe!‘ Ebenso dachten die Männer. Ein eingeborner Pastor schrieb an einen Missionar: ‚Gestern abend lehrte ich aus dem Distrikt nach Hause zurück und erfuhr durch den Katecheten die schreckliche Nachricht, daß alle unsere Missionare, die über dem Militäralter stehen, und alle Familien unserer Missionare binnen kurzem nach Deutschland zurückgeschickt werden sollen. Das sind wahrlich herzbewegende Nachrichten. Ich konnte die ganze letzte Nacht keinen Schlaf finden. Sie, unsere Wohltäter und geistlichen Führer, haben Ihre Heimat um unsertwillen verlassen und müssen nun all diesen Kummer, diese Entbehrungen und Entwürdigungen erdulden. . . . Möge der allmächtige Heiland, der Herr über Winde und Wellen, des Teufels Ungeßüm zur Ruhe bringen zu seiner Zeit und in Ihre Herzen den himmlischen Frieden geben, den die Welt nicht kennt. Möge der Herr, der unser treuer Hirte ist, Sie unter seinen Schutz nehmen und Sie alle trösten und erquicken! Sein Wille geschehe! Amen.‘ Starke Männer weinten beim Abschied wie Kinder. Alte Wittwen zeigten Klagen auf ihre Kleider, um ihre Dankbarkeit für die Wohlthaten, die die Mission ihnen getan, zu bezeugen. Selbst in manch altem harten Variagesicht sah man Tränenspuren. Als die Hermannsburger Schwester Martha Drewes die Schülerinnen der Mädchenschule in Gudur auf das Scheiden vorbereitete, sagten die Kinder: ‚Amah, Sie dürfen nicht fortgehen, nein; sagen Sie nur, daß es gut sein kann, daß Sie hier bleiben; ich muß abends so viel weinen, wenn ich daran denke, daß wir einmal ohne unsere Mutter hier sein müssen.‘ Im Himalaja beteten die Christen, daß der Kotangpaß sich doch bald durch Schneemassen schließen möchte, damit niemand mehr hinaus könnte, auch ihre geliebte Missionarsfamilie nicht. Allein es mußte geschieden sein. In den letzten Tagen spielte sich im Missionshause zu Shelang ein bewegtes Leben ab. Viele baten um Arznei, für die Gegenwart wie für die Zukunft! Andere schauten nach einem Andenken aus; wieder andere brachten ein Geschenk, um womöglich eine etwas wertvollere Gegengabe in Empfang zu nehmen.‘ Endlich ist alle Arbeit getan, die letzte Ansprache gehalten, die letzte Kommunion, das letzte Liebesmahl gefeiert. Von Christen und Heiden, groß und klein, hoch und niedrig begleitet, geht man hinaus. Immer und immer wieder ein warmer Händedruck! Dann ziehen die Reisenden allein still und nachdenklich dahin. Nach einer knappen Stunde

biegen sie um eine Felswand. Da wieder eine kleine Menschenansammlung! Es ist die Frau eines Evangelisten mit ihren elf Kindern. Unter vielen Tränen nehmen auch sie Abschied. „Kommt bald wieder!“ so rufen sie den Reisenden nach. „So Gott will, nur zu gern!“ schallt es zurück. Überall im Süden wie im Norden Indiens dasselbe Bild. Mag man auch ein gut Teil auf das Konto der lebhaften Empfindung der Orientalen zu setzen geneigt sein, es bleibt immer noch genug des Herzbewegenden übrig. Man muß versuchen, diese Einzelbilder mit dem geschichtlichen Hintergrund zusammen zu schauen, und man muß ferner erwägen, wieviel die Missionare, die in solchem Maße die Liebe und das Vertrauen der Eingebornen besaßen, noch hätten leisten können. Dann erst gewinnt man ein richtiges Urtefl über die Schwere der Katastrophe. Wieviel aufblühendes Leben ist zerstört! In den unzugänglichen Gebirgsdörfern von Kaschmir hatten die Eingebornen eben wieder neues Vertrauen gefaßt — da kam die Trennung. Die Basler Mission plante den Bau einer Predigt- und Lesehalle in Kalikut, die Errichtung eines Magdalenenasyls, die Übernahme einer heidnischen Primarschule, eine Erweiterung der Kollegeschule. Das Frauenspital, zu dem die Regierung noch zur Zeit der Kriegserklärung 13,000 Mark Zuschuß bewilligte, war nahezu vollendet usw. Ähnlich stand es in anderen Missionen. Allenthalben frohes Raten und Laten. Da mächte der Krieg das meiste hinweg. Er erschütterte die deutsche Mission in Indien bis in ihre Grundlagen und stellte ihren Bestand in Frage. Man sage nicht achselzuckend, das seien nun einmal die schmerzlichen Folgen des Krieges, die man tragen müsse. Nein, erst durch die Ausweisung sind die Folgen so schwer geworden. Solange die Missionare nur interniert waren, konnte man den Kriegszustand als eine zwar bittere, aber kurze Episode der indischen Missionsgeschichte betrachten. Durch die Ausweisung hat die indische Regierung, um es pointiert auszudrücken, soweit es in ihrer Macht stand, die gesamte Geschichte der deutschen Mission in Indien zu einer Episode gestempelt. Solange die Missionare noch im Lande sich befanden, war der Baum der deutschen Mission nur entblättert. Durch die Ausweisung ist er einstweilen entwurzelt.“

Die beiden „Golconda“-Fahrten endlich beschreibt Dyke, wie folgt: „Die Abreise der ‚Golconda‘ wurde zunächst auf den 20. September festgesetzt, dann aber noch um volle zwei Monate hinausgeschoben. Es war für die Missionarsfamilien, besonders soweit sie noch nicht interniert waren, peinlich genug, die ganze Zeit in nur noch mangelhaft eingerichteten Wohnräumen sozusagen auf dem gepackten Koffer sitzen zu müssen. An allerlei Kleinigkeiten, z. B. an das Mitnehmen von Seife, wurden sie erinnert. Dagegen ließ man sie bis zuletzt darüber in Ungewißheit, ob sie wirklich mit der ‚Golconda‘ fortkämen oder nicht. Einigen ist noch in letzter Stunde abtelegraphiert worden. Das Schiff war stark überfüllt und unsauber, die Kost zwar genügend, aber schlecht zubereitet und schmutzig. Die Sicherheitsvorkehrungen standen nicht

mit den Gefahren der Reise im richtigen Verhältnis. Der nächtliche Abschied von der ‚Golconda‘ im Londoner Hafen wird allen Teilnehmern in fataler Erinnerung bleiben, und die einstweilige Zurückbehaltung einzelner oder bei der zweiten Fahrt sogar sämtlicher Männer im Alexandra Palace war ein Stück schwerverständlicher Willkür. Allein es überwiegt der Dank für die göttliche Bewahrung, die die Reisenden beider Fahrten so sichtbar erfahren haben. Die Berichte der Augenzeugen enthalten auch darüber hinaus manchen freundlichen Zug, z. B. die Weihnachtsfeier in der Nähe von St. Helena, um die sich der erste Offizier des Schiffes so verdient machte. Besonders erfreulich ist auch der Umstand, daß sich die zweite Fahrt von der ersten in mancher Hinsicht vorteilhaft unterschied. Vielleicht hatte sich der Kapitän die anlässlich der ersten Fahrt laut gewordenen Beschwerden doch etwas zu Herzen genommen. Auch den indischen Behörden wird man gern zubilligen, daß sie besonders die zweite Fahrt im ganzen mit Sorgfalt und gutem Willen vorbereitet haben. Der Bericht des leitenden Offiziers,¹⁶⁾ welcher wohl nicht ohne Zutun der englischen Regierung auch nach Deutschland gelangt ist, gibt davon ein gutes Bild. Ein Teilnehmer der zweiten ‚Golconda‘-Fahrt hat dieses Bild in allen wesentlichen Zügen als richtig anerkannt.“

Wenn man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, daß allerdings die englische Regierung, und zwar mit Zustimmung der englischen Missionsgesellschaften, entschlossen ist, alles Deutsche in Indien auszurotten, selbst wenn dabei die Kirche Christi schweren Schaden leiden sollte, so spricht dagegen aus dem Buche Öpfes, der hierin auch die Majorität

16) Vgl. „Report on the Repatriation of the Hostile Aliens by the S. S. *Golconda*. Letter from the Repatriation Officer, Bombay, dated the 13th April, 1916.“ Einige Einzelheiten mögen hier Platz finden. Es sollte den Fremden das lange Entbehren ihres Gepäcks erspart werden. Das Mitnehmen von Dienern scheiterte nur an Raummangel. Die politische Untersuchung der Damen sollte durch eine lady vollzogen werden. In der Nähe des im Hafen liegenden Schiffes waren Verkaufsstände aufgeschlagen, damit den Reisenden Gelegenheit geboten würde, vor ihrer Einschiffung Kleidungsstücke und Erfrischungen zu kaufen. Das Secretary of State's Orders hatte ausdrücklich befohlen, daß alle unnötige Unbequemlichkeit (discomfort) vermieden würde. Am Schlusse des Berichts sind aus den ersten an Bord geschriebenen Briefen, welche die Zensur passierten, angeblich sämtliche Urteile über Behandlung, Unterbringung und Verpflegung abgedruckt. Dieselben lauten überwiegend günstig, stammen allerdings zum Teil offenbar von nicht gerade vermögenden Leuten. Die ‚Golconda‘ wird z. B. ein „enorm“ oder „very fine ship“ genannt. Immer wieder heißt es, alles sei besser, als man erwartet. In Puna war die Frühstückstafel für die Reisenden mit Blumen verziert. Klagen werden laut über Verwirrung, enge Kajüten, viel Geräusch, Gerüche von der Küche her sowie über die Trennung von Männern und Frauen schon während der Bahnfahrt.

der deutschen Missionare zu vertreten scheint, die edle und wahrhaft christliche Gesinnung, daß die Erbitterung gegen England die deutschen Christen in keiner Weise hindern darf und soll, das Gnadenreich unsers hochgelobten Königs Christi zu bauen, einerlei, woimmer das sein mag. Diese Gesinnung ist wohl auch der Grund der überaus zurückhaltenden Sprache D. Eples mit Bezug auf die britische Vernichtung der deutschen Mission und Behandlung der deutschen Missionare in Indien. Eple meint, der Tag sei nicht fern, da die englischen Christen sich der Behandlung der deutschen Missionare in Indien gründlich schämen würden. Daran ist aber so lange kaum zu denken, als die britischen Missionen, wie das vielfach schon seit Jahren der Fall war, das britische Weltreich so gut wie identifizieren mit dem Reiche Christi.

Das große, unsagbare Unglück, welches der Weltkrieg, wie über ganz Deutschland, so auch über seine Missionen gebracht hat, ist, was auch Eple nicht verkennt, ein gerechtes Strafgericht Gottes. In seinem Pamphlet „Die staatlichen Umwälzungen der Gegenwart im Lichte des Wortes Gottes“ schreibt P. G. Eikmeier von Steeden: „Aber hat denn unser Land den Zorn Gottes in dem Maße verdient? Ach, wer könnte das leugnen? Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen“, Luk. 12, 48. Unserm Lande ist in der That viel von Gott gegeben. Es hat durch das gesegnete Werk der Reformation die reine Lehre des Evangeliums empfangen. Welch eine große Gnade war das, die es vor vielen andern Ländern gehabt hat! Aber wie wenig dankbar hat sich unser Volk für diese Gnade gezeigt! Wie schändlich verachtet es das alte Evangelium gerade in unserer Zeit, wo es dem modernen Unglauben Tür und Thor in der Kirche aufgetan hat! Verachtung seines Wortes ist eine Sünde, die Gott am allertwenigsten leiden kann, und die ganz besonders seinen Zorn erregt. So müssen wir es als ein gerechtes Gericht Gottes erkennen, daß gerade in der Zeit der vierhundertjährigen Jubelfeier der Reformation sich der schreckliche Zusammenbruch unsers Volkes anbahnte. Gott hat unserm Lande auch in irdischer Hinsicht viel gegeben. Er hat unser Volk zu einer hohen Stufe der Kultur und Bildung emporsteigen lassen. Unsere Gelehrten haben es weit gebracht, z. B. in der Erforschung der Geheimnisse der Natur; sie haben noch im Kriege durch allerlei Erfindungen Großes geleistet. Aber unser Volk hat seine Kultur und Wissenschaft vielfach nicht in den Dienst Gottes gestellt. Unsere Männer der Wissenschaft haben nicht haltgemacht vor dem unselbstbaren Worte Gottes, sondern über dem teuren Bibelbuch zu Gericht gesessen und es meistern wollen; so müssen wir es als ein Gericht Gottes ansehen, daß jetzt gleichsam alle Wissenschaft bei uns zuschanden geworden ist und nicht weiß, wie unserm Volk in seiner verzweifelten Lage zu helfen ist. Gott hat unserm Lande lange Jahre des Friedens geschenkt und es zu Reichtum und großer Macht kommen lassen. Aber unser Volk hat sich nicht dankbar für diese Wohlthat gezeigt, es hat den Geber aller guten Gaben vergessen und verworfen, es hat um das gol-

- bene Raub des Mammons getanzt und seinen Wohlstand zu Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen mißbraucht; so ist es ein gerechtes Gericht Gottes, daß die Feinde jetzt unser Gold rauben und das Land arm machen. Gott hat uns im Kriege anfangs große Erfolge beschert, Gewaltiges ist geleistet und errungen worden. Aber unser Volk hat Gott nicht dafür die Ehre gegeben. „Unsere Heeresmacht“, „Unsere gute Organisation“, „Unser Hindenburg“, das waren die Höhen, auf die man vertraute. So hat Gott jetzt gezeigt, daß er seine Ehre keinem andern geben will, indem er trotz aller großen Heere und guten Führung unser Land von innen hat zusammenbrechen lassen. Und nicht bloß für unser Volk überhaupt, sondern gerade auch für unsere Vornehmen und Fürsten ist der gegenwärtige Zusammenbruch und Umsturz ein gerechtes Gericht Gottes. Wir wollen nicht über die einzelnen Personen der abgesetzten Fürsten urteilen. Trotzdem müssen wir es als ein Walten der göttlichen Gerechtigkeit ansehen, daß unsere Könige und Fürsten durch die Hände der Ungerechten ihres Amtes entsetzt worden sind. Haben nicht gerade unsere Fürsten oft der Kirche Gottes, statt ihr zu dienen, schwer geschadet? Haben sie nicht oft mitgeholfen, der liberalen Theologie Anerkennung zu verschaffen? War nicht der berühmte Christusleugner Harnack ein angesehener Mann in Berlin? Haben sie nicht die reformierte Kirche und später die Union auf alle Art begünstigt und dadurch der lutherischen Kirche den größten Schaden bereitet? Haben nicht unsere Fürsten mit dem großen Antichristen in Rom oft geliebäugelt und sein Reich gefördert? Hätten nicht unsere Fürsten den Hochmut und Standsdünkel, der sich bei vielen Offizieren zeigte und die Untergebenen verbitterte, besser bekämpfen müssen? Hätten sie nicht mit größerem Ernste gegen die entsetzliche Unsitlichkeit im Heere gerade auch im Kriege einschreiten müssen? Es ist kein Zweifel: der plötzliche Sturz aller unserer Fürsten ist ein Gericht Gottes über sie, wie wir denn überhaupt das schreckliche Unglück, das unser Land getroffen hat, als eine gerechte göttliche Strafe für die Sünden unsers Volkes ansehen müssen. Als im Anfang des Jahres 1871 das neue Kaiserreich aufgerichtet werden sollte und viele für Deutschland eine neue Zeit der Blüte und Herrlichkeit erwarteten, schrieb der selige Pfarrer Brunn in Steeden in seinem Blatte (*Ev.-luth. Mission und Kirche* 1871, S. 5 f.): „Mag es sein, daß die nächste Zukunft noch eine Zeit eines gewissen politischen Aufschwunges für Deutschland bringen wird; das einzige und beste, was ich für mein Teil davon hoffe und erwarte, ist lediglich das, daß Gott uns durch die politische Einigung und Macht Deutschlands sowie durch den Schutz seines neuen Kaisers und seiner ungeheuren Kriegsstärke noch einige Jahre bürgerlichen Friedens gewähren wird. Das wird dann vielleicht für unser Deutschland die letzte Gnadenzeit und Gnadenheimsuchung Gottes sein, bevor die letzten schrecklichen Gerichte Gottes kommen, in denen alles zusammenbricht. Die gegenwärtige politische Neugestaltung Deutschlands wird uns aber gewiß keine Besserung und kein Aufhalten des

inneren geistlichen Verderbens unserer Zeiten und darum auch keine innere geistliche Erneuerung des deutschen Volkes und der Kirche bringen. Dazu hat es so gar keinen Anschein.' Wie Pfarrer Brunn mit prophetischem Geiste es vorausgesehen hatte, so ist es geschehen. Unser Volk hat die Gnadenheimsuchung Gottes, die wir in den vergangenen Jahren des Friedens und der irdischen Herrlichkeit erlebt haben, verachtet; eine innere Erneuerung ist nicht erfolgt, sondern der Unglaube und Abfall hat nur zugenommen; so ist denn Gottes Gericht nicht ausgeblieben. O daß unser Land die Hand des Herrn erkennen wollte, die es geschlagen hat! O daß es sich in wahrer Buße vor Gott demütigen wollte! Und haben nicht auch wir Christen teil an der Sünde unsers Volkes, gerade an der großen Hauptsünde, der Verachtung des Wortes Gottes? Uns insonderheit hat Gott viel gegeben, nämlich die reine Lehre seines Evangeliums. Aber wie wenig findet er bei uns! Wie gleichgültig sind wir oft dagegen! Wieviel fehlt es oft im christlichen Leben und Wandel! So wollen wir erschrecken vor dem Zorne Gottes über die Sünde, der in der gegenwärtigen Zeit uns so recht vor Augen tritt, und uns demütigen unter seine gewaltige Hand, daß er uns erhöhe zu seiner Zeit. 'Gott, sei uns gnädig nach deiner Güte und tilge unsere Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!' Kyrie, eleison!

Wollte Gott, daß in dieser Weise alle Deutschen in der Welt mit sich selber ins Gericht gehen würden! Möge vor allem Deutschland seine besondere und schwerste Sünde nicht übersehen, die nämlich, daß es in seinen großen Massen und insonderheit in vielen seiner tonangebenden Theologen und kirchlichen Führer den ihm vor andern Völkern von Gott geschenkten Propheten mit dem ewigen Evangelium von der freien Gnade in Christo vertworfen und die durch Luther wieder ans Licht gebrachte göttliche Wahrheit mit Füßen getreten hat — ein Abfall, von dem selbst die deutschen Missionen nicht ganz freizusprechen sind, auch nicht die so schwer betroffene Leipziger Mission. J. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Canada-Distrikts mit einer ausführlichen exegetischen Arbeit von P. Th. G. Hügli über Richt. 1—3, 4: „Israels Abfall vom Herrn.“ (23 Cts.)

2. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit einem Referat von P. Paul Schulz über „Die menschliche Natur Christi“ und einer Arbeit von Schulbisitor A. C. Stellhorn über das Thema: „Was bestimmt den segensbringenden Fortbestand unserer christlichen Gemeindegemeinschaft?“ (Fortsetzung.) (25 Cts.)

3. Proceedings of the Fifth Convention of the English District of the Missouri Synod. — Dieser Bericht bietet eine gründliche Arbeit von P. J. R. Gräbner über das Thema: „Our Present-day Attitude toward the Lodge.“

Behandelt wird 1. das Logengeheimnis, 2. der Logeneid, 3. die Logenreligion, 4. die vorgebliche Liebestätigkeit der Logen, 5. die Stellung, welche Christen gegen die Logen einzunehmen haben. (28 Gts.)

4. "The History of the Passion and Death of Our Lord and Savior Jesus Christ. According to the Four Gospels." — Geteilt ist hier die Passionsgeschichte in 12 Lektionen. (4 Gts.; Tugend 36 Gts.; 100: \$2.50.)

5. "God Bless Our Parochial Schools." By N. J. Bakke. — Geschildert wird hier der Segen unserer Gemeindeschulen für Haus, Kirche und Land. (4 Gts.; Tugend 36 Gts.; 100: \$2.50.)

6. "Endorsements of the Principles Underlying the Religious Week-day School." By American Educators, Editors, and Statesmen. Collected by Th. Graebner. — Daß das Englischwerden unserer Gemeinden auch eine Gefahr für unsere Gemeindeschulen involviert, bezweifelt wohl niemand. Aber Gefahren sind da, nicht um denselben zu erliegen, sondern damit sie von Christen überwunden werden. Dazu leistet dieser Traktat vortreffliche Hilfe. Preis: \$1.35 das Hundert. Reflektierenden wird auf Besuch ein Freieemplar zugesandt. F. B.

Der Ev.-Luth. Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1920. Herausgegeben von D. G. Th. Willkomm. 36. Jahrgang. Als Gratisbeigabe eine Spruchkarte. Zwickau, Sachsen. Verlag von Johannes Herrmann. Preis: 30 Gts.

Dieser alte „Hausfreund“, den auch wir wieder mit Freuden begrüßt haben, bietet neben anschaulichen kleinen Geschichten, kernigen Wahlsprüchen und zu Herzen redenden Gedichten, neuen und auch alten, die es wert sind, neu aufzuleben, einen Artikel von P. D. G. Th. Willkomm mit dem Thema: „Vergeht der treuen Toten nicht!“ sowie eine zeitgemäß angewendete Betrachtung über Luthers Verbrennung der Pannbulle am 10. Dezember 1520. Zu beziehen ist der „Hausfreund“ vom Concordia Publishing House. Unterstützen kann man unsere Brüder in Deutschland auch dadurch, daß man ihre Schriften kauft und insonderheit ihre „Freikirche“ hält, wozu wir hiermit unsere Leser ermuntern haben möchten.

F. B.

Spiritism. A Study of Its Phenomena and Religious Teachings. By Th. Graebner. 128 Seiten. Preis: 60 Gts.; geb.: 90 Gts.

Der Spiritismus, über den auch „Lehre und Wehre“ schon wiederholt berichtet hat, und der jetzt nach dem Weltkriege einen neuen Aufschwung nimmt, wird hier in gründlicher Weise beleuchtet, nach seinen Phänomenen sowohl wie seinen antichristlichen Lehren. Eben lasen wir in einer hiesigen Tageszeitung: "England stirred by 'spirit' photograph of late Gladstone. Clergyman confirms 'test.' Baptist minister and wife appear on plate taken at *séance* by carpenter of limited education, while supposed likeness of famous statesman and his wife are shown as an 'extra' on same picture." Es folgt dann eine ellenlange Beschreibung der "*séance*", in welcher die Photographien von den verstorbenen Geistern genommen wurden, und Gladstone sowie ein gewisser im Kriege Gefallener Rupert sich mündlich mit den Anwesenden unterhalten. Im Bericht heißt es: "The room was practically empty; three chairs for us to occupy, and, in the center of the room, a trumpet. LIGHT WAS EXCLUDED." Schwindel!! Mit Bezug auf die merkwürdigen spiritistischen Erscheinungen gelangt auch Prof. Graebner zu dem Resultat, daß zwar die große Masse derselben auf Betrug beruht, aber doch ein Rest übrigbleibt, den man als Teufelswerk bezeichnen und auf diabolische Kräfte zurückführen muß. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Zunächst möchte die „Lehre und Wehre“ ihrem zehn Jahre älteren Bruder, dem „Lutheraner“, zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstag gratulieren und diese Gratulation mit einer kurzen Charakteristik des „Lutheraner“ als eines kirchlichen Blattes begründen. Bekanntlich ist dem „Lutheraner“ von allem Anfang an sowohl von den Sekten als auch von den meisten „amerikanischen“ Lutheranern der Vorwurf der Streitsucht gemacht worden. Der Vorwurf ist sachlich nicht zutreffend. Man kann sagen, daß der „Lutheraner“ im Angesichte des Todes entstanden ist. Die Väter der Missouri-Synode und insonderheit Walthers hatten in schwerer geistlicher Anfechtung, die oftmals an Verzweiflung grenzte, lebendig erkannt, daß die reine christliche Lehre, wie sie im Bekenntnis der lutherischen Kirche bezeugt ist, einem zerschlagenen Sünderherzen zur Gewißheit der Gnade und Seligkeit nötig sei. Nun wurde aber in Amerika zu jener Zeit allseits von der lutherischen Kirche und ihrem Bekenntnis gar übel geredet. Was zunächst die Sekten betrifft, so wiederholte sich auf amerikanischem Boden die Sachlage des sechzehnten Jahrhunderts. Zwingli und Genossen warfen Luther vor, daß er mit seinem Festhalten an den Gnadenmitteln, nämlich am Wort des Evangeliums und den Sakramenten, „den weiten herrlichen Schein des Evangelii nicht erkannt habe“ (Luther XX, 1131) und einem äußerlichen Christentum Vorschub leistete. Denselben Vorwurf erhoben mit fast noch größerer Energie die amerikanischen Sekten, insonderheit die Methodisten, gegen die „sächsischen Einwanderer“. Sie redeten auch von dem „Kopfchristentum“ der Fremdlinge, denen die Erfahrung des wahren „Herzchristentums“ abgehe. Sie redeten von „Sakramentalismus“, „Anbetung der lutherischen Symbole“ usw. Und die amerikanischen Lutheraner, mit Ausnahme der kleinen Schar der Tennesseer, stimmten den Sekten zu. Diese Verunglimpfungen der lutherischen Kirche taten unsern Vätern weh, weil sie im Schmelztiegel der Anfechtung lebendig erfahren hatten, daß der Glaube nur dann der von Christo erworbenen Gnade und Seligkeit gewiß sein könne, wenn er sich an die objektiven, von Gott geordneten Gnadenmittel anklammert und an allem eigenen Wirken und an aller eigenen Gerechtigkeit verzagt. Zudem sahen unsere Väter, daß die Sekten und die „amerikanischen“ Lutheraner mit ihrem falschen Zeugnis über und gegen die lutherische Kirche unter den Eingewanderten eine eifrige und erfolgreiche Propaganda betrieben. Wir sagten oben, daß der „Lutheraner“ im Angesichte des Todes entstanden sei. Höchsteter berichtet in seiner „Geschichte der Missouri-Synode“ (S. 148 f.): „Der erste Anlaß zur Herausgabe des „Lutheraner“ war folgender: P. F. Walthers war in der Mitte des Jahres 1844 zu St. Louis von einer schweren Krankheit befallen. Als es schien, daß er wieder genesen werde, bat er Gott, er möge ihm, wenn er wieder aufkommen sollte, auch die Kräfte und Mittel schenken, wenigstens vier Nummern einer solchen Zeitschrift zu schreiben und erscheinen zu lassen, in welcher er die lutherische Kirche ins rechte Licht stellen könnte. Es bekümmerte ihn während dieser Krankheit, daß die Lutheraner sonderlich von den Baptisten und Methodisten arg verunglimpft wurden. Hierauf trat die

Zeitschrift „Der Lutheraner“ am 1. September 1844 zum erstenmal vor die Öffentlichkeit.“ — Seiner Entstehung entspricht nun der Charakter des „Lutheraner“. Er redet so, wie ein recht gläubiger und ein rechtgläubiger Christ reden sollte, wie Dr. Sihler sich auszudrücken pflegte. Von allem Anfang an findet sich im „Lutheraner“ auch das, was man in neuerer Zeit in einem engeren Sinne „erbaulich“ genannt hat. Er bringt nämlich in jeder Nummer auch kleine Erzählungen, in denen diese oder jene christliche Lehre in Beispielen aus dem Leben einzelner Personen ins Licht gestellt wird. Aber das Hauptgewicht legt der „Lutheraner“ auf die Darstellung und Verteidigung der lutherischen Lehre als der reinen, ungeschälten Lehre des Wortes Gottes. Und es geschieht dies in einer Weise und Sprache, die jedem Christen verständlich ist. Das ist dem „Lutheraner“ auch vielfach von außen bezeugt worden. Er stellt nämlich, wie dies die Schrift fordert (1 Kor. 2, 2), den Artikel von der Rechtfertigung in die Mitte, von wo aus die ganze christliche Lehre in allen ihren Artikeln jedem Christen leicht verständlich ist. Der „Lutheraner“ hat es sich einerseits zum Grundsatz gemacht, mit den Schwachen Geduld zu haben. Er sagt in der ersten Nummer auf der ersten Seite: „Wir sind selbst eine geraume Zeit von mancherlei Irrthümern gefangen gewesen, und Gott hat mit uns Geduld gehabt und uns mit großer Langmut auf den Weg der Wahrheit geleitet; dessen eingedenk, werden daher auch wir gegen unsere irrenden Nächsten Geduld beweisen und uns alles sündlichen Nichtens und Verdammens durch Gottes Gnade enthalten. Wir werden nicht sowohl die irrende Person als vielmehr ihren Irrthum angreifen. Wir werden uns auch nicht als solche gebärden, die allein rein lutherisch seien und die Wahrheit allein besitzen wollen, sondern nur Zeugnis geben, daß Gott auch an uns Großes getan und uns zur lebendigen Erkenntnis der alleinseligmachenden Wahrheit gebracht hat.“ Andererseits dringt der „Lutheraner“ auf die reine, ungeschälte Lehre, weil sie in der christlichen Kirche göttliche Ordnung ist und weil nur die Lehre, sofern sie rein ist, ein vom Geseß Gottes getroffenes Gewissen stillt, Glauben und Liebe wirkt. Einerseits lehrt der „Lutheraner“ von Anfang an, daß die Christenheit nicht auf die rechtgläubige lutherische Kirche eingeschränkt sei, sondern durch die Treue des Heiligen Geistes auch in solchen irrgläubigen Gemeinschaften sich finde, in denen neben den Irrthümern noch das Evangelium von dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus vernommen wird. Andererseits weist der „Lutheraner“ jede kirchliche Gemeinschaft mit erklärten Irrgläubigen ab, weil durch diesen Unionismus tatsächlich dem Irrtum eine Berechtigung in der christlichen Kirche zugestanden und dadurch die göttliche Wahrheit ungewiß gemacht wird. Einerseits gibt der „Lutheraner“ zu, daß es unter denen, die die Gewißheit der Gnade in ihrem eigenen Ringen und in ihren Gefühlen suchen, „gewiß nicht wenige recht gut meinen“. Andererseits erklärt er: „Wir können aber in Wahrheit versichern, daß wir aus eigener Erfahrung wissen, daß alles Selbstwirken verloren ist, und alles Menschentum im Feuer der Anfechtung vertrocknen und verbrennen muß, sei es vor Menschen auch noch so löblich und scheinbar; daß aber allein das Sichhalten an das Wort und an die darin verkündigte Gnade vor Verzweiflung errettet und zum seligen Siege führt.“ Das ist in einigen Umrissen der kirchliche Charakter des „Lutheraner“. — Sein erster Redakteur wollte zufrieden sein, wenn auch nur vier Nummern seines Blattes erscheinen dürften. Es

durfte weiter erscheinen. Es wurde das Mittel, die treuen Lutheraner in Amerika zusammenzurufen. Im Jahre 1847 kam es zur Bildung der Missouri-Synode. Der „Lutheraner“ hat mit seinem Festhalten an der lutherischen Lehre und mit seiner Abweisung des Unionismus die lutherische Kirche nicht zerstört, sondern gebaut. Das Zeugnis ist ihm auch außerhalb des Kreises der Missouri-Synode ausgestellt worden. Aus dem Council heraus wurde im „Pilger durch Welt und Kirche“ über die Missouri-Synode geschrieben: „Hätte sie nicht so eifern festgehalten an ihrem Bekenntnis der reinen Lehre; hätte sie nicht so scharf gezeugt und gekämpft gegen alle und jede Abweichung von dem von ihr richtig erkannten Weg; hätte sie in der Praxis sich nachgiebiger gezeigt als in der Lehre; hätte sie sich den Anschauungen unserer leichtbeweglichen Zeit nur ein wenig anbequemt: sie würde nicht das erreicht haben, was sie jetzt ihr eigen nennen kann. Sie hat ihre Vernunft gefangengenommen unter den Gehorsam Christi, und der Herr hat's ihr gelohnt. Die Ehre Gottes, die lautere Wahrheit des Wortes, welche ihren klarsten Ausdruck im Bekenntnis der lutherischen Kirche gefunden, stand und steht ihr höher als die Gunst der Welt und die windigen Menschenfündlein. Hätte sich Gott der Herr nicht der lutherischen Kirche in Amerika erbarmt dadurch, daß er die Missouri-Synode in ihre Mitte gesetzt, wir würden ein geringes Häuflein sein, das vielleicht den Namen Lutheraner tragen, im übrigen aber ein offener Weideplatz für Füchse und anderes Wild sein würde. Wenn ich daran denke, was mit Gottes Gnade durch die Missouriier getan worden, kann ich in das Gezeter gegen dieselben nicht einstimmen. Es ist meine Überzeugung, daß die Missouriier ihren Erfolg der Barmherzigkeit Gottes, nicht ihrem Fleische zuschreiben. Der Herr segne die wackeren Sachsen und lasse ihr Salz immer kräftiger wirken im Sauerteige des amerikanischen Kirchentums!“ Der „Lutheraner“ hat nun 75 Jahre erscheinen dürfen. Er hat durch Gottes Gnade dieselbe Art behalten. Damit wollen die jetzigen Redakteure sich den Vätern nicht koordinieren, sondern sich als Schüler derselben aus und nach Gottes Wort bekennen. Auch die jetzige Redaktion ist lebendig überzeugt, daß die Lehre der lutherischen Kirche, wie sie in den Symbolen der Kirche bekannt wird, die reine, ungefälschte Lehre des göttlichen Wortes ist. Sie wird daher durch Gottes Gnade fortfahren, diese Lehre in keinem Stück preiszugeben, sondern sie jedem Irrtum gegenüber, der sich einschleichen will, darzulegen, zu bekennen und zu verteidigen. Auch die Missouri-Synode hat sich nach und nach mehr der englischen Sprache bedient. Das stand von vorneherein auf dem Programm des „Lutheraner“. Aber er hat auch durch das Medium der deutschen Sprache eine noch immer wachsende Aufgabe. Die Sekten rüsten sich auch „nach dem Kriege“ zu gesteigerter Tätigkeit unter der noch Deutsch redenden Bevölkerung unsers Landes. Der methodistische „Apologete“, ein alter Gegner des „Lutheraner“, erwartet eine vermehrte Leserschaft, und sein Verlagshaus macht auf Beschluß eine besondere Anstrengung in dieser Richtung. Auch innerhalb der lutherischen Kirche dieses Landes und anderer Länder ist wahrlich noch Raum für die Lehre und das Zeugnis des „Lutheraner“. Dazu wolle ihm Gott Gnade verleihen! „Gottes Wort und Luther's Lehr' vergehet nun und nimmermehr.“

F. P.

Lutherische Weltkonferenzen. Das „Lutheran National Council“ soll beschlossen haben, eine Weltkonferenz der Lutheraner noch dieses Jahr nach den Vereinigten Staaten zu berufen. Gegen lutherische nationale und inter-

nationale Konferenzen ist an sich nichts einzutenden. Sie könnten der lutherischen Kirche zu großem Segen werden. Aber lutherische nationale und Weltkonferenzen, die nicht Einigkeit in der lutherischen Lehre zum Ziel haben, sondern nach dem Vorgang unserer Merger-Synoden die tatsächlichen Differenzen in der Lehre ignorieren, sind ein Widerspruch in sich selbst. Sie haben nicht das Recht, sich lutherisch zu nennen. Die Einigkeit in der einen und unveränderlichen christlichen Lehre ist ein unüberäußerliches Merkmal der lutherischen Kirche. F. P.

Können auch christliche Gemeinden und Vereine sich merken. Die folgende Notiz finden wir in einem politischen Blatt: „Fürwahr, der Grund aller Wohltätigkeit geht uns verloren, wenn wir Vergnügungen, wie Bälle, Feste und Vorstellungen, veranstalten, um Gelder einzutreiben zu einem Hilfswerk, wie Errettung von Frauen und Kindern von Hungersnot und Tod. Wenn Unterstützungsvereine für ihre Unterstützungs-kasse Vergnügungen geben, so mag dies angebracht sein. Wenn man aber vor seinem geistigen Auge das fürchterliche, das entsetzliche Elend seiner leidenden Stammesgenossen aufsteigen sieht, dann soll man fürwahr unmittelbar Herz und Hand auf-tun anstatt auf Umwegen. Sein Geld für Vergnügungen und Verlosungen auszugeben in der selbstsüchtigen Hoffnung, sich zu amüsieren oder gar noch einen Gewinn zu erhaschen, ist fürwahr alles andere — nur nicht wahre oder echte Wohltätigkeit. Auch jetzt spricht man wieder von der Abhaltung von Basaren in Verbindung mit Vergnügungen und Verlosungen, um daraus Gewinne zu ziehen für die Notleidenden in Deutschland.“

Kirchliche und nationalökonomische Tugendpreise. Folgendes berichtet der „Apologete“ mit einer Nußanwendung auf amerikanische Verhältnisse: „Gelegentlich erteilt der Papst auserwählten römisch-katholischen Frauen die wertvolle goldene Tugendrose als Preis hohen sittlichen Adels und besonderer Treue gegen die Kirche. Es geschieht im kirchlichen Interesse. Die französische Akademie hat auch Tugendpreise zu verteilen, tut es aber nur im nationalökonomischen Interesse. Letztes Jahr waren Familien die Empfängerinnen, die die höchste Kinderzahl aufzuweisen hatten. 80,000 Francs kamen zur Verteilung. Preise von 5000 Francs erhielten zwei Väter von je einundzwanzig Kindern. Zwei Preise von je 2500 Francs kamen an Väter, von welchen der eine neunzehn, der andere fünfzehn Kinder sein eigen nennt. Neunzehn andere Familien, die mit den genannten Familien 389 Kinder zählen, erhielten Preise, die zwischen zwei- und dreitausend Francs schwanken. Es gibt also auch in Frankreich noch kinderreiche Familien, aber augenscheinlich als so seltene Ausnahmen, daß die französische Akademie der Wissenschaften sich bewogen fühlt, durch hohe Preise eine Beschleunigung und Vermehrung des Nachwuchses zu ermutigen. Daß unser amerikanisches Volk im Punkt kinderreicher Familien im selben Spital krank ist wie Frankreich, ist bekannt. Auch bei uns ist viel die Rede von Prämierung der Mutterschaft. Besser aber als Prämien ist eine gesunde Erziehung unserer Jugend zu einem Verständnis der heiligsten Menschheitspflichten, ein energischer Kampf gegen alle familienfeindlichen Faktoren in unserm Volksleben und eine Regelung und Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse, die der Masse und besonders auch dem Mittelstand die Möglichkeit garantiert, eine größere Familie anständig

zu unterhalten. Und auch die Gläubigen müssen mehr an das Wort erinnert werden: „Viele Kinder, viele Vaterunser und viel Segen.“ — Hierzu einige Bemerkungen. Als „familienfeindliche Faktoren“ haben sich bei uns in den meisten Fällen die „Frauenrechtlerinnen“, ja sogar „die Mutterschaftskon-gresse“ erwiesen. Die „Kontrolle der Nachkommenschaft“ wird in diesen Kreisen pro und contra erzwungen. „Eine Regelung und Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse“ ist freilich von jedem Bürger stets angustreben. Aber das Verbrechen „der Kontrolle der Nachkommenschaft“ hat sicherlich in den allermeisten Fällen seinen Grund nicht in den mangelhaften „ökonomischen“ Verhältnissen, sondern in der Bequemlichkeit, in dem Klubleben der Männer und Frauen und in der moralischen Verkommenheit der Eheleute. Und ist es wahr: „Viele Kinder, viele Vaterunser und viel Segen“, wird also festgehalten, daß die Ehe Gottes Ordnung ist und eine göttliche Verheißung auch im Irdischen hat, so ist das schon „Garantie“ genug, es mit dem Ehestand zu wagen und sich darin christlich zu verhalten. — Noch eine Bemerkung über „Birth Control“. Bekanntlich sind nicht nur Ärzte, sondern auch Präsidenten von Staatsuniversitäten und andere „Erzieher“ für Geburtenkontrolle eingetreten. Kürzlich wurde uns nun aus medizinischen Kreisen ein Pamphlet über „Improvement of Man and the Higher Animals“ zugesandt. Darin heißt es S. 4: „Comparing what is occurring in Chicago at the present time with what is normal, we can see what birth control is doing for the race. No matter how theoretically desirable birth control may be, in actual practise it is carrying the race toward the Jukes and the Ishmaels, and away from the production of superior men and women. No amount of idealism and theorizing can escape that concrete fact. As a demoralizing and race-destroying agency, probably nothing equals birth control as it is applied at the present time.“ F. P.

Wirkungen der Diesseitsreligion auf die bürgerliche Jugend. Bekanntlich wird innerhalb des amerikanischen Protestantismus jetzt ungeschweht die Lehre vorgetragen, daß man das „Jenseits“, Himmel und Hölle, auf sich beruhen lassen müsse, wenn man gewissenhafte und tätige Staatsbürger erziehen wolle. Der Rektor von Trinity Church in Boston, Winchester Donald, drückte sich dahin aus, daß die Stadt Boston als das „Neue Jerusalem“ angesehen werden müsse. In einer politischen Zeitung finden wir dagegen die folgende Äußerung: „There are those who are saying that we should frankly abandon the thought of immortality, should take our eyes off the distant future, and should turn our hearts from spiritual things. The argument is made that the present has a right to all of our thoughts, and that the cultivation of a consciousness of another world weakens our wills for this world. We are told that those who are traveling through a land, with their hearts set on another country beyond the horizon, do not do much to improve the condition of life in the country through which they are passing; that if we abandon the hope of immortality, we will devote ourselves to making this present world more like the dreams of heaven. The argument sounds plausible, but it is utterly baseless. The plain fact is that the noblest work for this world is done by those whose hearts are set upon another world. Paradoxical as it seems, those who are most certain that there is another and better world are most diligent to make this world a more decent place to live in. Search out the people who have

no expectation or hope of immortality (if you can, indeed, find such), and you are likely to find people who lack all conscious motives for the betterment of this present life." — Was hier von der Unsterblichkeit der Seele und von einem Jenseits gesagt wird, ist noch nicht die christliche Lehre von den Dingen, die auf dieses Leben folgen. Immerhin ist es auch schon gegen alle natürliche Vernunft und Religion, die Gedanken an das Jenseits in Gegensatz zu bringen zu treuer Pflächterfüllung im Diesseits. F. P.

Zum Frauenstimmrecht. Gewisse Zeitungen, die für das Frauenstimmrecht eintreten, eifern sich gegen die von Suffragetten ausgesprochene Ansicht, eine eigene Frauenpartei zu bilden. Eine Zeitung meint: "The formation of a woman's political party would be a most unfortunate event but for one thing, and that is the fact that such a party cannot become formidable and it cannot endure. The ground on which one can make such a dogmatic statement is the simple fact that a woman's party as opposed to men and their interests or a man's party as opposed to women and their interests, is unnatural and impossible. The interests of men and women are the same, and they are inseparable. This is true of the nation as it is of the family. Rivalry between the sexes is contrary to nature. Such rivalry in a slight degree may be found here and there in playing games or in business, but in a serious way and on a large scale such a condition is never found. Of all the hundreds of wars recorded in history there is never a hint of a war or of any serious contention between the sexes. The story of the Amazons is a pure myth. A woman's party as distinguished from man's is as unnatural as a rivalry or antagonism between your right hand and your left. No well-balanced woman could originate such a party, and none but radicals and abnormals could join it." — In den angeführten Argumenten verbirgt sich schwache Logik. Daß die Frauen das Stimmrecht fordern, und daß den Frauen das Stimmrecht zugestanden wird, beruht doch wohl auf dem Gedanken, daß bei der bisherigen Ordnung der Dinge, nach welcher nur die Männer das Stimmrecht ausüben, die Frauen nicht zu ihrem Recht kommen. Es liegt daher eine Inkonsequenz vor, wenn die, welche für das Frauenstimmrecht eintreten, dagegen reden, daß die Frauen eine eigene Partei bilden. F. P.

Professoren verbinden sich mit den Arbeiterparteien. Aus New York wird berichtet: Nachdem im April vorigen Jahres eine Union New Yorker Professoren in die American Federation of Labor aufgenommen worden war, wurde am 8. Dezember angekündigt, daß Lehrer an verschiedenen Colleges und Universitäten der Union tatsächlich beigetreten sind. Die New Yorker Union ist die dritte im Lande, welche sich der American Federation of Labor angeschlossen hat. Zu den Lehranstalten, deren Lehrer zum Teil der Union beigetreten sind, gehören: Columbia University, New York University, College of New York, Hunter College, Adelphi College, die ärztliche Abteilung an der Cornell und Long Island University und Union Theological Seminary. Die neue Union wird unter dem Namen Associated Teachers' Union, Local No. 71 of the American Federation of Labor bekannt sein. Das Hauptquartier befindet sich 2875 Broadway, New York.

Streikende Schuljugend. Dreihundertundfünfzig Schüler und Schülerinnen der Hochschule von Tucson, Ariz., streikten, weil Schulsuperintendent

Nims sich weigerte, einen gewissen Fenimore Cooper, den Präsidenten des Schülerverbandes, wieder aufzunehmen. Dieser ist aus der Schule gewiesen worden, weil er einen Streik von fünfundschwanzig Schülern anführte, als der Superintendent sich weigerte, die Schule anlässlich des Waffenstillstands-Jahrestags zu schließen.

Universitätsbibliothek. Die neue Bibliothek der Staatsuniversität von Michigan, angeblich die schönste Universitätsbibliothek in den Vereinigten Staaten, ist am 5. Januar ihrer Bestimmung übergeben worden. A. A. Bowler von New York hielt die Hauptrede. Das Gebäude, das mehrere prächtige Gemälde enthält, hat \$615,000 gekostet. — In den letzten Jahrzehnten hat man in mehreren Staaten und auch in den einzelnen großen Städten sehr um die Bibliotheken sich bemüht. In der Regel sind die Leiter der Bibliotheken auch geneigt, Rat in bezug auf die Anschaffung von Büchern, die bleibenden Wert haben, anzunehmen. F. P.

II. Ausland.

Deutschland. Wir entnehmen deutschländischen Zeitschriften einige Nachrichten. Aus Eisenach wird berichtet: „Auf der Wartburg tagten im Oktober v. J. Männer und Frauen, um nach stiller Vorbereitung die Gründung des Deutschen Lutherbundes zum Schutze der evangelischen Kirche zu vollziehen. Der Bund will außerhalb der Kirche, Parteien und Organisationen und unter Ausschluß aller parteipolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Meinungsverschiedenheiten der Erhaltung der evangelischen Schule dienen, Angriffe auf ihren Bestand abwehren und alle evangelischen Deutschen zu tatkräftigem Kampfe für die evangelische Schule in Stadt und Land vereinigen. Zum Präsidenten des Bundes wurde Redakteur Dr. Cremer (Dortmund) und zum Generalsekretär Redakteur Sartorius (Essen) gewählt. Die Geschäftsstelle befindet sich in Essen.“ — Aus Dresden wird ungefähr zu derselben Zeit gemeldet: „Die evangelisch-lutherische Landessynode erließ eine sehr scharfe Erklärung gegen die neue Gesetzgebung Sachsens auf kulturellem Gebiete, besonders gegen gewisse Bestimmungen des Übergangsschulgesezes und gegen das Kirchenaustrittsgesetz, das schon Bierzehnjährigen, also noch schulpflichtigen Kindern, das Recht gebe, sich von der Kirche und vom Christentum zu lösen. An die Bevölkerung richtet sie die Bitte, sich nicht durch kirchenseindliche Agitation aufwühlen und vom Glauben der Väter abbringen zu lassen.“ Die sächsische Landessynode sollte auf alle staatliche Gesetzgebung als Beihilfe, Glieder bei der Kirche und dem Christentum zu erhalten, verzichten. Sie widme sich mit allem Ernst ihrer eigentlichen Aufgabe, alt und jung das reine Evangelium zu verkündigen. Was sie auf diese Weise nicht bei der Kirche erhalten kann, das kann sie mit gutem Gewissen fahren lassen. — Aus amerikanischen Zeitungen erfahren wir, wie es einem amerikanischen Pastor und seiner Gemeinde während des Krieges in Dresden ergangen ist. Die Nachrichten sind einem Vortrag entnommen, den der betreffende Pastor in New York gehalten hat. „P. John C. Welwood, der seit fünf Jahren Rektor der amerikanischen St. John's-Kirche in Dresden, Deutschland, ist, kam im April über Dänemark und England nach den Vereinigten Staaten, um Gelder für die Kirche hier aufzubringen. Auf seine Veranlassung wurde kürzlich eine Versammlung von Bewohnern von New York und Umgegend abgehalten, die ein Interesse an der amerikanischen

St. John's-Kirche in Dresden haben, deren Resultat der einstimmige Beschluß war, einen Aufruf zur Erlangung von Beiträgen zu erlassen. Die amerikanische Kolonie, die sich vor dem Kriege auf über 500 Köpfe belief, wird nach und nach wieder zu ihrer früheren Größe durch dauernde Bewohner, Studenten und Touristen anwachsen. Während der schweren Kriegsjahre haben die Amerikaner, die gezwungen waren, im feindlichen Lande zu bleiben, in der Kirche einen Hafen der Ruhe gefunden, und in der ganzen Zeit wurden die Gottesdienste ungestört in englischer Sprache fortgesetzt. P. Belwood weiß über die Zustände in Dresden während des Kriegs sehr interessant zu berichten. In erster Linie hebt er hervor, daß er in all den Jahren unbehelligt geblieben sei und völlige Bewegungsfreiheit hatte. Gelegentlich eines geschäftlichen Besuchs im Polizeipräsidium sah er einen Anschlag, durch den Ausländern verboten wurde, die Stadtgrenze zu überschreiten. Als er daraufhin einem Beamten davon Mitteilung machte, daß er allwöchentlich Besuche in der Umgegend mache, sagte ihm dieser, daß sie mit Amerikanern eine Ausnahme machten. Während des ganzen Krieges erhielt er ungehindert englische, französische und italienische Zeitungen. Am 22. März 1918 verlor der Pastor seine Gattin durch den Tod. Bei der Leichenfeier waren Vertreter des Stadtrats und anderer Behörden vertreten, und von den Leidtragenden in der überfüllten Kirche waren drei Viertel Deutsche." — Mit einem guten Beispiel gehen Glieder unserer Freikirche allen am Kriege Beteiligten voran. Sie bekennen nicht bloß die Sünde anderer Leute, sondern auch die eigene, der Freikirche, Sünde. Ein Gleiches wollen auch wir amerikanischen „Missourier“ tun. Der Krieg war ja auch für unser Land ein großes Unglück, und das Ende der inneren Unruhen, die im Gefolge des Krieges aufgetreten sind, ist noch gar nicht abzusehen. Sie bedrohen, wie von allen Seiten zugegeben wird, tatsächlich den Bestand unsers Staatswesens. So wollen auch wir nicht bloß mit dem Munde, sondern von Herzen bekennen, daß gerade auch wir Missourier das Unglück des Krieges über unser Land gebracht haben. Wir haben durch Gottes Gnade das Evangelium so rein und reichlich, wie es Deutschland und andere Länder zur Zeit der Reformation hatten. Aber am rechten Dank dafür hat es gerade auch bei uns nicht bloß etwas, sondern in erschreckendem Maße gefehlt, wenn wir auf die vielfach vorhandene Lauheit im Hören und Lernen des Wortes und auf die zumeist leeren kirchlichen Kassen sehen. Wenn wir darob nicht Buße tun und künftig mehr Fleiß und Ernst im Dienste Gottes beweisen, werden wir das Evangelium verlieren. Es ist Gefahr vorhanden, daß wir uns durch die kirchliche Umgebung, in der wir leben, von der Buße und dem Bußbekenntnis abhalten lassen. Man weist sowohl unter den Selten als auch in lutherischen Kreisen auf die zumeist ungläubigen Unversitätstheologen Deutschlands hin, bekennt aber nicht zugleich, daß auf unsern berühmtesten Universitäten der Abfall mindestens in demselben Grade vorliegt. Man schilt ferner über die „Union“ in den kirchlichen Verbänden Deutschlands, sieht und bekennt aber nicht, daß in unserm amerikanischen Kirchenwesen die „Union“ prinzipiell herrscht und die lutherischen Merger-Synoden kürzlich eine Lehnunion vollzogen haben, die sogar der „preussischen“ nicht nachsteht. Was jetzt vielfach im Zusammenhang mit dem Kriege von den Kanzeln geredet und in den Blättern geschrieben wird, muß notwendig den Eindruck erwecken, als ob wir wegen unserer

Frömmigkeit zu einer Geißel über andere Länder von Gott ersehen seien. Das ist aber ein Zeichen, daß Gottes Gericht bereits über uns hereingebrochen ist. Gott bewahre uns in Gnaden vor diesem Selbstbetrug! Mit Betrübniß sehen wir aus den kirchlichen Blättern, die uns nach dem Kriege erreicht haben, daß dieser Selbstbetrug auch in den sogenannten „konfessionellen“ Kreisen Deutschlands sich regt. Anstatt die eigenen kirchlichen Sünden, namentlich den Lehrunionismus und den Abfall von der lutherischen Lehre, zu bekennen, nimmt das Schelten über die „Fürsten“ eine zu prominente Stelle ein. J. P.

England. Die mit der Missouristhode verbundenen Gemeinden in London haben den Krieg überlebt, sind aber an Gliedergahl auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Auch die Gemeindefchule mußte aufgegeben werden. Ob sie wieder eingerichtet werden kann, ist fraglich. Doch findet sich in den Gemeinden in Tottenham und Kentish Town eine gute christliche Erkenntnis, so daß die Kinder vorläufig im Hause Religionsunterricht empfangen können. Obwohl die Gemeinden numerisch so stark reduziert sind, so haben sie doch dieselben kirchlichen Beiträge bezahlt wie vor dem Kriege. Die Gemeinde in Aldgate ist nicht von uns gesammelt worden. Als sie infolge des Krieges ihren Pastor verlor, hat sie um Bedienung mit Predigt seitens P. Knippenbergs. Ob daraus ein permanentes Verhältnis werden kann, steht noch dahin. — Die Prohibition macht in England geringe Fortschritte, wie sowohl staatskirchliche Würdenträger als auch leitende Politiker berichten. Wie roh ein amerikanischer Prohibitionsagent in England behandelt wurde, haben die Zeitungen reichlich berichtet. Daß die Fälle von Trunkenheit an einigen Orten in England zunehmen, wird sonderbarerweise auf den Umstand zurückgeführt, daß amerikanische Händler für ihren „zu starken Whisky“ einen Markt in England gefunden haben. — In bezug auf die Einführung des Frauenstimms wird aus London gemeldet: „Das britische Oberhaus verwarf den Antrag auf Aufhebung der Bestimmung, daß Frauen keinen Sitz im Oberhaus haben dürfen. Die betreffende Klausel war am 27. Oktober vom Unterhaus angenommen worden.“ — Die Buchhändlerfirma Galloway & Porter in Cambridge versendet Zirkulare, in denen sie das Erscheinen eines „Commentary on the Bible, edited by Arthur S. Peake, M. A., D. D.“ ankündigt. In dem uns zugesandten Prospekt heißt es: „The present work is designed to put before the reader in a simple form, without technicalities, the generally accepted results of Biblical criticism, interpretation, history, and theology. It is not intended to be homiletic or devotional, but to convey with precision, and yet in a popular and interesting way, the meaning of the original writers, and reconstruct the conditions in which they worked and of which they wrote. It will thus, while not explicitly devotional or practical, provide that accurate interpretation of the text through which alone the sound basis for devotional use and practical application can be laid. It has been the desire of the promoters that it should be abreast of the present position of scholarship, and yet succeed in making the Scriptures live for its readers with something of the same significance and power that they possessed for those to whom they were originally addressed. Peake's Commentary is intended, in the first instance, for the layman, but should prove specially helpful to day- and Sunday-school teachers, to lay-preachers, to leaders of

men's societies, brotherhoods, and adult Bible-classes, and to Christian workers generally; it should also be of considerable use to clergymen and ministers, and in particular to theological students." Als Mitarbeiter werden in dem Prospekt 61 theologische Autoritäten von englischen Universtitäten und theologischen Colleges genannt. Aus der mitgesandten "specimen page" geht hervor, daß in dem neuen Kommentar die Heilige Schrift nicht als Gottes Wort anerkannt wird. Zu 1 Mos. 21, 9 wird bemerkt: "Paul's reference to Ishmael (Gal. 4, 30) as persecuting Isaac rests on rabbinical exegesis of the word rendered 'mocking.'" Auch von der „Quellenschriftenhypothese“ mit dem „Schlußredaktor“ ist reichlich Gebrauch gemacht. Das Buch wird großen Schaden anrichten, wenn es in die Hände von "laymen, Sunday-school teachers, lay-preachers, leaders of men's societies" usw. kommt. J. P.

Abermals ein Beschluß, die Kriege abzuschaffen. Aus Brüssel werden unter dem 5. Dezember 1919 folgende Beschlüsse eines internationalen Arbeiterkongresses gemeldet: "The convention of European and Asiatic societies to-day passed a resolution favoring drafting of an international law eliminating the right to make war. The convention also adopted a resolution favoring an international conciliatory organization to pass upon all different interpretations of the peace treaty. Delegates decided to work for an arbitration plan to settle industrial disputes, and urged employers to recognize the right of their workers to share in the administration of industries. The League of Nations as provided in the treaty should admit any nation desiring to become a member, the convention voted." — Diese und alle Beschlüsse derselben Art setzen voraus, daß der Mensch von Natur gut ist, also im Verkehr mit dem Nächsten nach dem Grundsatz handeln kann und will: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Dies ist freilich nicht eine speziell „christliche Maxime“. Weil sie zum Gesetz gehört, so kennt sie auch der Heide (Röm. 2, 14), wie wir denn auch ähnliche Aussprüche bei den heidnischen Schreibern finden. Aber weil nach dem Sündenfall der Mensch selbstfüchtig ist, so handelt er, sobald sein eigenes Interesse in Frage kommt, gegenteilig. Luther bemerkt zu Matth. 7, 12: „Das hat ein jeglicher gerne, daß ein anderer ihm tut, und sind viel Schälke und Wuben, die wohl leiden können, daß jedermann fromm sei und ihnen Gutes tue, aber sie wollen's niemand tun.“ Weil nun die Christen in der Welt nur eine kleine Minorität bilden, so wird es auch im Verkehr der Nationen miteinander leider bei der Sachlage bleiben, daß — wie Luther ebenfalls sagt — jedes Volk nur so viel behalten kann, als es mit den Waffen in der Hand zu verteidigen imstande ist. J. P.

über die Pläne des Papstes nach Beseitigung des protestantischen Kaiserhauses der Hohenzollern stellt Dr. Jäger aus Bethel bei Bielefeld die folgende Berechnung an: „Das katholische Deutschland unter habsburgischem Zepter soll den Kern bilden für eine Neuordnung Europas. Im Osten würde sich der großpolnische Staat anschließen mit Posen, Westpreußen und wohl auch bald Ostpreußen, mit Litauen, Weißrußland und ganz Galizien. Auch seinen Thron soll ein Habsburger besteigen, Erzherzog Stephan. Der eigentliche Herr wäre natürlich der polnische Jesuitengeneral Ledóchowski. Weiter sind Bestrebungen im Gange, die alte österreichische Monarchie wiederherzustellen. ‚Petrusblätter‘ und ‚Kölnische Volkszeitung‘

reden schon ganz offen davon; Nieder-Osterreich mit Wien gäbe den wirtschaftlichen Mittelpunkt für einen Wirtschaftsband der Donauländer, das heißt, des Tschechenstaates, des ungarischen, des rumänischen und des kroatisch-slowakischen Staates. Auch sie sind weit überwiegend katholisch, Rumänien wenigstens unter katholischer Dynastie. Auch dieser Donaubund soll in Wien eine habsburgische Spitze erhalten. In Frankreich hofft man bestimmt auf eine katholische Restauration. Die großen französischen Generäle Foch, Joffre, Castelnau und andere sind Zöglinge von Jesuitenschulen. Das Haus Bourbon ist dem Hause Habsburg eng verwandt, die Kaiserin Zita selbst eine Prinzessin von Bourbon. Damit erhöhe sich im Westen auch eine katholische Monarchie. Belgien ist durch und durch Merikal, soweit es nicht sozialistisch ist. Die katholische Restauration in Frankreich würde natürlich auf Italien wirken. Der König müßte sich dem Papste, der Quirinal dem Vatikan unterordnen. In Spanien regiert noch der Habsburger Sohn aus dem Hause Bourbon. Kurz, ganz Mittel- und Westeuropa läge dem Papst zu Füßen. Ja, weithin in den Osten erstreckt sich sein Einfluß. Die Vereinigten Staaten Europas unter päpstlichem Vorjiz, das ist das Ziel, welches uns die Völkerbundskonferenz in der Schweiz gezeigt hat. Von hier aus gesehen, gewinnt die Arbeit Erzbergers natürlich eine ganz andere Bedeutung, als sie sonst hätte. Mit dem europäischen Völkerbunde aber sind die vatikanischen Pläne keineswegs erschöpft. Jenseits der Meere, in Süd- und Mittelamerika, ist eine mächtig aufblühende neue Staatenwelt spanisch=portugiesischer Zunge und katholischer Konfession. Die führenden Staaten Argentinien, Brasilien, Chile haben sich unter päpstlicher Vermittlung zum sogenannten WE-Bunde zusammengetan. An diesen Kern sucht nun die päpstliche Diplomatie einen südamerikanischen Staat nach dem andern anzugliedern, um das ganze spanisch=portugiesische Amerika bis zur Südgrenze der Vereinigten Staaten in einen einzigen Block zusammenzufassen und diesen sogenannten lateinischen Völkerbund dem katholischen Völkerbund in Europa anzugliedern. Von Südamerika laufen Fäden hinüber nach Japan, und der Vatikan widmet erhöhte Aufmerksamkeit seinen ostasiatischen Beziehungen. Sie könnten im Falle eines Zusammenstoßes zwischen dem päpstlichen Völkerbund und dem angelsächsischen von Bedeutung werden und das Weltfriedsrichteramt des Papstes verwirklichen helfen. Weltweite, kühne Pläne, durch allen Wechsel und Wandel zäh festgehalten und ihrer Verwirklichung sich nähernd! Wird es den Angelsachsen gelingen, sich derselben zu erwehren, oder wird die Weltrevolution sie zunichte machen? Gott weiß es, und er entscheidet." — Das sind, wie gesagt, weitgehende Berechnungen. Daß auch die politische Welt Herrschaft den Intentionen des Papstes entspricht, steht fest. Aber ob er das Ziel erreichen wird, ist fraglich. Das Papsttum verbindet sich jetzt mit dem Sozialismus, dem dem Anschein nach die Zukunft auf dem staatlichen Gebiet gehört. Es kann aber dahin kommen, daß der Sozialismus sich auch gegen die Papstkirche wendet. Es gehört zu der Praxis des Papsttums, mit allen Winden zu segeln. Aus Rom wurde anfangs Dezember v. J. berichtet: „Der Kampf um die Herrschaft in der italienischen Abgeordnetenversammlung hat sich so weit entwickelt, daß die Sozialisten und die Katholiken sich endgültig verbündet haben.“

F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Februar 1920.

Nr. 2.

Die Irvingianer oder die Apostolischen.

(Schluß.)

Der Neu-Irvingianismus.

Es ist eine alte Erfahrung, daß es nichts gibt, und wäre es noch so verlehrt, das nicht Glauben finden würde, wenn es nur mit Pathos verkündigt wird. So sehen wir denn, daß der deutsche Irvingianismus nach Abstreifung der gerade den Deutschen besonders fremdartig berührenden Besonderheiten in siegreichem Vordringen begriffen ist. Im Jahre 1900 gewann er in Deutschland und Holland 6000 und 1901 8000 Mitglieder. Ihr eifrigster Apostel ist der schon genannte Krebs in Braunschweig, der allein im Jahre 1901 4500 „versiegelt“ hat. Er ist auch der Herausgeber der „Wächterstimmen aus Ephraim“ mit der Beilage „Der Herold“, eines monatlich erscheinenden Blattes (Verlag von Bornemann in Iserlohn). Die neuen Irvingianer legen keinen Wert auf die Zivillzahl, sondern richten sich in der Zahl der Apostel nach den vorhandenen Arbeitsgebieten. Im Jahre 1904 waren es vierzehn, von denen neun in Deutschland und Holland, je einer in Nord- und Südamerika, Südafrika und Australien und drei in Java wirkten, wo sie, aus den Berichten zu schließen, ganz besondere Erfolge errungen haben. In Deutschland haben sie in Sachsen große Eroberungen gemacht; Chemnitz ist dort ihr Hauptquartier. In Württemberg, das zu dem Apostolat Frankfurt gehört, hat der Apostel Ruff außer in Stuttgart hauptsächlich in Heilbronn, im Filstal (Göppingen, Geislingen, Altenstadt) und in der Ebinger Gegend (Thailfingen) Erfolg gehabt. In Stuttgart erfolgten 1902 50, 1903 19 Übertritte. Zu der dortigen alt-irvingianischen Gemeinde nehmen die Neu-Irvingianer eine mindestens so feindselige Haltung ein wie zur Landeskirche. Die Anschauung dieser neuapostolischen Gruppe stellen wir aus ihren eigenen Worten zusammen, wie sie (in freier Zusammenstellung) den beiden schon genannten Blättern entnommen sind.

„Der Tod der Apostel Christi war ein Sonnenuntergang; seitdem herrscht Kälte, Finsternis und Unfruchtbarkeit in der Kirche. Auf vielen

Ranzeln standen nicht Zeugen, sondern Historiker, die die Geschichte Jesu studiert hatten und immer dasselbe vortrugen; dabei wurde das Volk immer ungläubiger, und die Zuchthäuser füllten sich. Nun hat es aber Gott gefallen, das Apostelamt wiederzuerwecken.²⁾ Wer die der Kirche gegebenen Verheißungen, namentlich die Auferstehung zum ewigen Leben, erlangen will, der muß durch das Amt des Geistes, das Apostelamt, den Geist der Kinderschaft empfangen in der Versiegelung; auch den in Christo Entschlafenen reichen die Apostel durch nachträgliche Versiegelung die Hand der Liebe und öffnen ihnen die Türe der Gemeinschaft.³⁾ Die apostolische Gemeinde sind die 144,000, Offenb. 7. Die

2) Bei E. Buchner lesen wir: „Es ist Grundsatz der apostolischen Gemeinde, alle heiligen Handlungen nur unter direkter Einwirkung des Geistes vorzunehmen. So bereitet sich der Redner auch absolut nicht auf seine Rede vor, sondern stellt sich einfach vor seine Zuhörer hin und spricht, was ihm gerade durch den Sinn fährt. Ein geistig regsamer Mensch, der zugleich über rhetorische Begabung verfügt, mag sich ja an solchen Experimenten versuchen; aber die Redner der apostolischen Gemeinde, die Hirten, Bischöfe und Apostel, sind solche Leute nicht. Sie entstammen demselben Milieu wie ihre Zuhörer; tagsüber schuftern oder fidschneidern sie, kutschieren oder schlachten Schweine; man kann es ihnen also nicht verargen, wenn sie am Abend nicht allzuviel Weisheit vorzubringen haben. Schlimm ist nur die Anmaßung, mit der sie auf jede Vorbereitung zu rednerischer Wirksamkeit verzichten, und der Wahn, daß sich der Heilige Geist selbst bemühen werde, ihr geringes Kupfer zu prägen, ihre Schwachheit zum Gefäß seiner Kraft zu erheben. Es ist jammervoll, welch verworrenen Unsinn man da zu hören bekommt. Kaum ein Satz, der Hand und Fuß hat. Natürlich wird tüchtig geschimpft auf die gottlose Kirche, auf Spötter, Skeptiker, auf die studierten Prediger, überhaupt die studierten Leute. Ich hörte eine Predigt, die immer wieder in die Mahnung verfiel, sich vor der Philosophie zu hüten. Es war augenscheinlich damit die Theologie gemeint, aber das verschlug weiter nichts. Die Philosophie wurde den Hörern geradezu als der Inbegriff des Satanischen vor Augen geführt. . . . Und nun kam ein furchtbares Gelohle, aus dem ich mich, und stünde mein Leben auf dem Spiel, bis ans Ende der Tage nicht herausfinden könnte.“ (22 f.)

3) Bei E. Buchner lesen wir: „Die apostolische Gemeinde kennt drei Sakramente: die Taufe, das Abendmahl und die Versiegelung (Mitteilung des Heiligen Geistes und Aufnahme in die Gemeinschaft der Apostolischen). Ich fragte, ob auch die kleinen Kinder dieser drei Sakramente teilhaftig werden könnten. ‚Sie müssen es sogar‘, war die fanatische Antwort. ‚Denken Sie, wir werden unsere Kinder verloren gehen lassen? Wer nicht versiegelt ist, der gehört nicht zur Braut, und wenn das Kind nur zwei Stunden alt wäre, es müßte getauft sein, die Kommunion und die Versiegelung empfangen haben. Wie könnte man das auch unterlassen, wenn man die Wahrheit erkannt hat? ‚Da wird also niemand selig, der nicht Ihre Versiegelung empfangen hat?‘ ‚So ganz schroff möcht‘ ich das nicht behaupten. Aber es ist hier ein großer Unterschied. Denken Sie sich, es soll eine Hochzeit sein. Nicht wahr, da gibt’s einen Bräutigam, eine Braut und außerdem gibt’s Gäste? Die Gäste können ja auch ganz vergnügt sein, aber die Seligkeit der Braut ist doch ganz anderer Natur. Mag ja sein, daß die ganz Frommen

sieben Gemeinden in der Offenbarung bedeuten die sieben Zeiten in der Kirche. Wir leben in der letzten Zeit von Laodicea; denn Laodicea bedeutet Volksherrschaft. Zwischen dem sechsten und siebten Siegel geschieht in der Offenbarung die Versiegelung, also muß sie jetzt geschehen,

von euch als Gäste zur Hochzeit kommen, aber zur Braut gehören nur die Versiegelten. Keiner kann zur Braut gehören, der nicht unsere Versiegelung empfangen hat. Ja, was denken Sie, der Herr hat uns große Gnade gegeben!' 'So geben Sie also Ihren Kindern sofort nach der Geburt Abendmahl und Versiegelung?' 'Sofort. Verzögerung wäre Sünde.' Und in der Tat piepen und quiekten die Widelfinder in den Versammlungen der Apostolischen, daß es nur so eine Lust ist, ihnen zu lauschen. Die Mütter schleppen sie vorn an den Tisch, knien mit ihnen nieder und nehmen für sie das Abendmahl. Das gilt so gut, als hätte es das Kind selbst getan. Der Apostel kommt und legt den Wärmern die Hand aufs Haupt, dann sind sie versiegelt. Wodurch sich in ihrer Wirkung Taufe, Abendmahl und Versiegelung eigentlich unterscheiden, namentlich wenn es sich um kleine Kinder handelt, die weder von dem einen noch von dem andern auch nur das Geringste verstehen können, ist mir nicht ganz klar geworden. Bei Erwachsenen soll ja die Versiegelung zum Zungenreden, zum Weissagen, Heilsehen, Grundbeten usw. führen, aber ein zungenredendes Baby ist uns allen noch nicht vorgekommen, man müßte denn seinem unverständlichen Lallen eine neue, sensationelle Deutung zu geben versuchen. Rasch hintereinander werden die drei Sakramente am Kindchen vollzogen. Dann ist es gefeit gegen den Einfluß der argen, bösen Welt und kann, wenn sein letztes Stündlein schlägt, getroßt aufzahren zu den oberen Heerscharen. Schlimmer noch ist die Ausspendung der Sakramente an die Toten. Es werden regelrechte Totenbeschwörungen in den Andachten der Apostolischen ausgeführt. Tote, die, ohne die heilige Taufe empfangen zu haben, aus der Welt geschieden sind, werden getauft; Tote, die sich aus Unkenntnis oder Nichtachtung der apostolischen Lehre um das köstliche Gut der Versiegelung gebracht haben, werden versiegelt und zudem in Gemeinschaft mit den im Glauben Entschlafenen durch das christliche Abendmahl gestärkt und erfreut. Die Taufe und Versiegelung geht etwa folgendermaßen vor sich: Die Angehörigen melden sich beim Apostel und empfangen nun an Stelle des durch die Naturgesetze leider am persönlichen Erscheinen gehinderten Tauf- oder Versiegelungskandidaten das Sakrament. Geistig sind die Toten natürlich zugegen. Die apostolischen Geschwister fühlen dann deutlich, wenn sie sich nahen, und besonders begnadeten, hellsehenden Personen ist es auch vergönnt, die Gespenster leibhaftig zu erblicken und Zeugen ihrer Überfiedlung aus dem Scheol in den Himmel der Seligen zu werden. Noch weit gruseliger wird die Sache beim Abendmahl. Da drängen die ganzen Toten der Gemeinde in wildem Zuge herbei, ein Ansturm machtvoller Naturgewalten, dem der Sterbliche kaum standzuhalten weiß. Ein Diakon und eine Diaconessin sind verpflichtet, als Vize-abendmahlsgäste zu fungieren. 'Ich habe es oft getan', erzählte mir der 'Hirte', mit dem ich darüber sprach, 'aber mir troff der Schweiß in Strömen von der Stirn; ja, ich sage Ihnen, das ist keine Kleinigkeit, so ein ganzer Totenzug, schrecklich ist's!' Ich fragte ihn, ob er nicht auch schon selbst ein Totenabendmahl geleitet habe. 'Was denken Sie', fiel er mir ins Wort; 'meinen Sie, das könnte unsereiner leisten? Da sind wir viel zu schwach; ich würde einfach daran zerbrechen, daran zugrunde gehen. Denken Sie doch, diese Geistermassen! Dazu

und sie geschieht nur in der apostolischen Gemeinde. Nur die Apostel können durch Handauslegung versiegeln, wie aus Apost. 8 und 19 hervorgeht. Die Theologen freilich urteilen über die Taten der Apostel wie einst die Schriftgelehrten und Pharisäer über Jesus. Natürlich, der Zimmermannssohn, der Handwerker, der Arbeiter, der nicht auf der Universität gewesen ist, Jesus, wird verurteilt von den Gelehrten; so werden auch jetzt die Handwerker, die in der apostolischen Gemeinde das Wort führen, verurteilt. Die Theologen der Staatskirche gleichen den 800 Priestern, die von Ahab's Tisch aßen; von ihnen gilt: 'Was Brot ich eß', des Lied ich sing'. In 1 Kön. 13 tritt ein Prophet gegen den Altar auf und weisagt, daß er einen Riß bekommen wird. Der König reißt seine Hand aus und befiehlt, ihn zu greifen; aber die Hand verdorrt, und der Altar reißt entzwei. So treten die neuen Propheten gegen die Staats- und Gelehrtenkirche auf; der Widerstand, den diese leistet, entzieht ihr vollends Leben und Kraft. Nun naht sich aber dem Boten Gottes eine große Versuchung. Ein alter Prophet ladet ihn zu sich ein, und der Bote Gottes, dem Gott ausdrücklich verboten hat, irgendwo einzukehren, gibt nach, nachdem jener Prophet ihm versichert hat, der Herr habe ihm sich auch geoffenbart und ihm befohlen, er solle ihn einladen. Zur Strafe muß der Bote Gottes sterben. So wollen die Vertreter der Kirche auch die Apostolischen zum Ungehorsam bewegen, indem sie auf das Wort des Herrn in der Bibel verweisen. Aber der Gehorsam der Boten Gottes ist nicht gebunden an diese oder jene Bibelverse, sondern die Stimme des Herrn ist uns bekannt in seinen zu uns gesandten Aposteln. Aus der Bibel kann der eine dies, der andere jenes herauslesen; fast die ganze Christenheit wandelt in den Gräbern der Toten, und man hört immerfort die Frage: Was hat Moses gesagt? Was hat Paulus gesagt? Allein die stückweise Erkenntnis des Apostels Paulus und seiner Zeit kann doch nicht als vollkommene Form und Norm unserer Zeit hingestellt werden. Ein Bedürfnis nach dem geschriebenen Buchstaben der Bibel ist nicht vorhanden; aber am lebendigen Wort des Herrn fehlt es. Auf allen Gebieten der Wissenschaft sind ungeheure Fortschritte gemacht worden, und wir sollten als Christen im Glauben und in der Erkenntnis stehen bleiben auf dem Standpunkt vor 1900 Jahren? Das Verlangen nach der Wahrheit bricht sich Bahn nicht bloß in den Bestrebungen von verschiedenen Geist-

gehört die Kraft eines Apostels, denn das ist eine übernatürliche Kraft. Das kann unsereiner nicht begreifen.' Ist das Abendmahl ausgeteilt, so sagt der Apostel: 'Wer irgendwas gesehen hat, der trete vor.' Und dann werden die furchtbarsten Geisterbeschreibungen geliefert. Wer das Gruseln lernen will, der mache sich auf den Weg zur apostolischen Gemeinde, er wird auf seine Kosten kommen! Auch die Träume der Apostolischen spielen eine Rolle. Erscheint einem Bruder, einer Schwester ein Toter wiederholt im Traum, so gilt das als Zeichen, daß der Arme keine Ruhe finden kann und um Erlösung aus seinem unseligen Zustand bittet. Durch die Sakramente wird sie ihm dann gewährt.' (30 ff.)

lichen und Laien, nicht bloß in der Massenverbreitung christlicher Bücher und Zeitschriften, nicht bloß in den Bestrebungen der sogenannten Inneren Mission, sondern auch in dem Verlangen nach dem apostolischen Christentum, nach neuen Geistesströmen und neuem Geistesleben.“

Man sieht, an allzu großer Bescheidenheit leiden diese Leute nicht, und mit der Bibel werden sie im Handumdrehen fertig. Daß man aus der Schrift herauslesen kann, was man will, dafür liefern sie allerdings durch ihre Auslegung, in der sie bald den Buchstaben pressen, bald kühnlich darüber hinwegsetzen, den glänzendsten Beweis. Ihr Fundamentalartikel ist, wie aus dem Obigen hervorgeht, der Glaube an das Apostolat, genauer an die Gegenwart Christi in den Aposteln und die ausschließliche Vermittlung des Heils durch die zu Aposteln erwählten Personen. In Liturgie, Gesangbuch und der erbaulichen Literatur ist beständig die Rede von „Jesus in der Sendung“, „Jesus im Apostelamt“. Mit welcher Inbrunst der Neuapostolische seinen Apostel verehrt, mag folgendes Lied zeigen, das dem Gesangbuch der Gemeinde entnommen ist: „Andre suchen in den Lüften Ihn, der immer bei uns ist, Nicht in Gräbern, nicht in Grüften Ist der Heiland Jesus Christ. Hier im Fleische, im Apostel, Zeigt sich Gott dem Kinder Sinn. Apostelamt! Wie schmückest du die Herzen Mit grünem Geistesstun, Apostelamt! Du Träger unserer Schmerzen, An deiner Brust wir ruhn. Aus dir fließt für uns alles Leben, Du bist an Gottes Statt gegeben Als Segen heut' und bis in Ewigkeit. Ich hab' dich lieb! Apostelamt! Schau' doch den großen Segen, Der aus dir, Fels, entsprang. Bist du nicht stets der wahre Quell gewesen, Woraus der Durst'ge trank? Schließt euch aneinander, geht nur Hand in Hand, Bleibt in der Verschukung, im Apostelamt! O mein Apostel birgt mich gut, Ein starker Fels im wilden Sturm. Fest steht er, braust auch hoch die Flut, Ein starker Fels im wilden Sturm. Ja, Jesu in der Sendung will ich traun. Er ist mein Fels. Er ist mein Fels. Er ist mein Fels. Ja, Jesu in der Sendung will ich traun. Er ist mein Fels, ein starker Fels im wilden Sturm. O lieber Fels, Apostel mein, Ein starker Fels im wilden Sturm, Ich flieh' zu dir; du birgst mich fein, Du starker Fels im wilden Sturm“ usw. usw.⁴⁾

Über die Legitimation der zu Aposteln berufenen Männer gibt man sich keinen ängstlichen Erwägungen hin. Man muß es eben glauben, daß die Propheten, die diese Männer ausgerufen haben, wirklich von Gottes Geist geleitet waren. Über die bedenkliche Tatsache, daß die

4) E. Buchner zitiert aus dem Gesangbuch der Neu-Apostolischen folgenden Vers: „Hier im Fleische, im Apostel, Zeigt sich Gott dem Kinder Sinn. Offenbar sei dein Geheimnis, Gott im Fleische ist dein Gewinn. — Darum preiset Gottes Liebe, Lobt den wahren Gott von heut', Der sich offenbart im Fleische Und uns bleibt in Ewigkeit. — Wer Jesum in seinen Aposteln erblickt, Wird heil zu derselbigen Stund'. Drum blidt nur auf sie, die der Vater geschickt, Sie werden für dich noch verwund't.“

heutigen Apostel ihre Würde einer Auflehnung gegen die Autorität der alten englischen Apostel zu verdanken haben, gehen die Führer mit Stillschweigen hinweg und berichten nur: „Die Apostel, die in den Jahren 1830—36 gerufen und seit der Zeit gewirkt haben, sind alle entschlafen; aber seit 1863 hat Gott das Apostolat fortgesetzt, und durch diese Apostel findet die Versiegelung statt.“ Das böse Gewissen, das sich hier einer Unterschlagung der Wahrheit schuldig weiß, macht sich sofort Luft in einem heftigen Ausfall: „Ob die Wirksamkeit und Versiegelung dieser Apostel von der Masse der Schriftgelehrten anerkannt oder widersprochen wird, ist nicht maßgebend und hebt deren Wirksamkeit nicht auf. Tatsachen beweisen und Tatsachen bestehen, und anderes besteht nicht. Nur lebende Tatsachen sind wirkliche Beweise für die Wahrheit.“ Ist die Bedeutung des Apostelamts bei den Neu-Irvingianern gesteigert, so ist die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi bei ihnen entschieden abgeschwächt. In ihrem Glaubensbekenntnis nimmt sie freilich eine hervorragende Stelle ein; in der Praxis aber steht sie sehr im Hintergrund.

Unter den Aposteln nimmt Krebs eine alle überragende Stellung ein. In ihm gipfelt die „Aposteleinheit“; von ihm sich trennen heißt, sich von dem Weinstock trennen, der der Rebe Kraft und Lebenssaft zuströmt. Wie sich die Neuapostolischen in der Zahl der Apostel nicht nach den toten „Buchstaben“ richten, sondern über die Zahl 12 hinausgehen, so haben sie auch in der Zahl der Ämter die grundlegende Stelle Eph. 4, 11 verlassen. Außer Aposteln, Propheten, Evangelisten haben sie Bezirks- und Gemeindeälteste sowie Diakonen und Unterdiakonen.

Der sonntägliche Gottesdienst wird durch den Gemeindeältesten, der den Titel Priester führt, geleitet. Er verrichtet seine Funktionen ohne Talar, im einfachen Sonntagsanzug. Der Gottesdienst beginnt mit Gesang, Gebet und Schriftverlesung; nach der Predigt — manchmal sind es auch mehrere Ansprachen verschiedener Ältesten — folgt das Sündenbekenntnis, die Absolution und das heilige Abendmahl, das mit ungefäuertem Brot gefeiert und auch Kindern gereicht wird. Vor, nach und zwischen den Schriftverlesungen und Ansprachen ertönen die kräftigen, sehr schnell gesprochenen, darum nicht immer verständlichen Ausrufe der Propheten und Prophetinnen. Das weibliche Element ist besonders geschätzt und zahlreich vertreten; es fehlt aber auch nicht an jungen Männern.⁵⁾

5) In einem Bericht von E. Buchner über eine Versammlung der Neu-Apostolischen in Berlin heißt es: „Ein Diakon empfängt uns am Eingang, drückt uns ein Gesangbuch in die Hand, und wir placieren uns mitten hinein in die Reihen der apostolischen Brüder und Schwestern. Das sind alles kleine Leute; man sieht es ihnen an, sie haben hart um ihre Existenz zu ringen. Schwere Sorgen stehen den meisten auf der Stirn geschrieben. Ich glaube, gerade ihre Sorgen haben sie hierher getrieben. Gewiß hätten sie der ‚apostolischen Lehre‘ mehr Widerstand entgegensetzen können, wenn sie nicht so unter der grausamen Furchel des Alltags zu seufzen hätten; gewiß würden sie ihre innere Freiheit

Die Taufe tritt in ihrer Heilsbedeutung naturgemäß zurück hinter der Versiegelung, die an einem kleinen Kinde sofort nach der Taufe, jedoch nur durch den Apostel, vorgenommen werden kann. Erst die

nicht verkauft haben, wenn sie es vermocht hätten, ihre äußere wirksamer, mit größerem Erfolge zu behaupten. Ein Mädchen an meiner Seite fällt mir auf. Ich sehe, daß sie im Gebrauch ihrer Glieder stark gehindert ist; sie muß gelähmt sein. In ihr Gesicht haben sich scharfe Linien eingezeichnet, die von furchtbaren Schmerzen und schweren Entbehrungen Zeugnis ablegen. Wie ich später hörte, hat das arme Geschöpf zudem noch verkrüppelte Füße. Sie steht in den besten Jahren; aber das Leben wird ihr seine lieblichsten und köstlichsten Gaben vorenthalten. Was hat sie noch zu erwarten? Es bedarf nicht großer Menschenkenntnis, um sie als religiöse Fanatikerin zu erkennen; ich warte darauf, daß sie als solche in Aktion tritt. . . . Man erhebt sich. Gemeindegesang setzt ein: nicht übertrieben charakteristisch, aber ganz annehmbar in Text und Melodie. Drauf ein Gebet, so verworren, daß man am Ende noch nicht weiß, wovon am Anfang die Rede war. Man würde lachen, wenn nicht ringsum alles so ernst bliebe. Übrigens hat man keine Zeit dazu. Denn kaum daß man sich von den Knien erhoben, setzen auch schon die Weissagungen ein. Die unglückliche Gelähmte macht den Anfang. Sie hat eine sonore Stimme, um die sie manche Schauspielerin beneiden könnte. Eine unendliche Ruhe liegt über ihr, während sie spricht; man sieht, diese Ruhe ist nicht erkünstelt, ihre Worte kommen ihr aus dem Herzen. Und doch sind diese Worte Phrasen schlimmster Art. Ich zitiere aus der Erinnerung: „O du mein Volk, siehe, ich will dich segnen mit meinem Worte und mit meiner Gnade! Deine Wege gehen durch die Wüste hindurch, durch öde Gefilde, da keine Wasser quellen und keine Blumen sprießen; aber ich will mit dir sein, ich will dich segnen durch den Mund meines Apostels und will dir eine goldene Krone reichen, daß du herrlich dastehst vor den Völkern der Erde und eingehst in den ewigen Frieden. Nun aber, mein Volk, halte fest! Tue deine Ohren auf und höre meine Stimme, und wenn in den Kreisen, in denen du dich bewegst, etwas ist, was mir nicht heilig ist, so wirf es fort! Daß dich nicht abwenden von dem Ziel, das ich dir in meinem Apostel [Krebs] gesetzt habe, dir zum Segen und zur Ehre!“ Eine zweite Stimme setzt ein, ziemlich tief, aber schon mit jenen kreischenden Knarr- und Schnarrtönen, die Furchtbares voraussehen lassen. Sie klettert immer mehr in die Höhe, wird immer lauter, immer eindringlicher, immer spitzer, bis sie in jeder dieser Beziehungen den Reford erreicht hat. Dann kippt sie regulär über, man hört nur noch ein unverständliches Quietschen und Fallen und sieht, wie der Leib der Prophetin sich in furchtbaren Zuckungen zusammenkrampft. Mitunter läßt es diese aber dabei nicht bewenden; noch einmal versucht sie aus der Tiefe zu rufen, und der Vorgang, den ich eben geschildert, wiederholt sich dann Zug für Zug bis zu seiner sensationellen Schlusspointe. Zwei oder drei gottbegeisterte Seelen passen ungeduldig darauf, daß der Endeffekt eintreten möchte. Prompt setzen sie dann ihrerseits ein. Jeder versucht, den andern totzuschreien, und erst nachdem sie dies Spiel ein Weilchen fortgetrieben haben, ergibt sich einer als besiegt und entschließt sich dazu, den Mund zu halten. Es kommt wohl auch vor, daß die Sache nicht nur dem Fremden, der solchen Treibens ungewohnt ist, zu viel wird, sondern daß sie selbst den Versammlungsleiter verdrückt; er gebietet dann Halt, und willig beugt sich der Geist seinem Wort.“ (20 f.)

Verriegelung ist, wie aus dem Ritual zu den amtlichen Handlungen deutlich hervorgeht, als eine Taufe mit Feuer und dem Heiligen Geist gedacht. Die Verriegelung erfolgt in Handauflegung unter Gebet, nicht in Salbung mit Öl an der Stirn, wie in der katholisch-apostolischen Gemeinde. Handelt es sich um Verriegelung eines Toten, so tritt ein Gemeindeglied vor den Apostel und bittet für den verstorbenen Angehörigen um Verriegelung. Der Apostel legt die Hände auf den Stellvertreter und bittet für den Verstorbenen. Der Erfolg wird in Gesichten bestätigt; z. B.: „Ich sah eine Schar Verriegelter in blauen Kleidern aus dem Scheol in den Himmel hinüberziehen.“

Weitere heilige Handlungen in der neuapostolischen Gemeinde sind Konfirmation und Trauung. Die Sonderlehre tritt in den betreffenden Formularen hinter den allgemeinen christlichen Wahrheiten verhältnismäßig zurück. Das Konfirmationsalter ist dasselbe wie in der Landeskirche. Die Trauung lassen, wie sich z. B. in Stuttgart mehrfach herausgestellt hat, auch eingeschriebene Gemeindeglieder nicht selten von einem landeskirchlichen Pastor vollziehen. Wahrscheinlich ist hier das Bedürfnis nach einem schönen, weihvollen Raum gegenüber dem kalten Betstuhl maßgebend.

Will man den Unterschied zwischen den Alt- und Neuapostolischen kurz kennzeichnen, so kann man sagen: diese haben einen sozialdemokratischen und methodistischen Zug. Sozialdemokratisch ist ihr Abscheu gegen alle gelehrte Bildung und die Art ihrer Polemik in ihren Blättern und ihren Gottesdiensten, wenn auch in den Statuten die Anhänger umstürzlerischer Bestrebungen ausgeschlossen sind. Ihre Anhänger kommen ja wohl ausnahmslos aus Handwerker- und Arbeiterkreisen, die schon sozialdemokratisch bearbeitet sind. Methodistisch ist die Art ihrer religiösen Einwirkung. Wie schon erwähnt, haben sie den Schritt, den die alten Irvingianer nach Irvings Tod durch die Einführung eines katholischeren Kultus gemacht haben, wieder zurückgetan; nicht die Anbetung, sondern die Bekehrungspredigt steht im Vordergrund. Allerdings fallen sie dabei in einen Fehler, der auch auf manchen Kanzeln der Landeskirche gemacht wird; sie donnern gegen die Abwesenden, statt den Anwesenden in Herz und Gewissen zu reden. In einem zweistündigen Gottesdienst habe ich kein Wort vernommen, das den Gemeindegliedern zur Förderung im inneren Leben hätte reichen können.

Folgender originelle Bericht einer deutsch-australischen Zeitung aus dem Jahre 1903 über die Wirksamkeit des Apostels Niemeyer mag ein Bild der scheinbar sehr kräftigen und doch oberflächlichen Methode der Neuapostolischen geben: „Nachdem der Priester Evangelium und Epistel vorgelesen hatte, nahm Herr Niemeyer das Wort, und es dauerte nicht lange, da fielen die Donnerschläge einer nach dem andern. Ich traute mir kaum zu glauben, daß es derselbe Mann war, den die Gemeinde zwei Stunden vorher so liebevoll empfangen hatte, und der jetzt so unbarmherzig auf sie losfuhr, so daß den Schreiber dieses einigemal das

Grufeln überkam. Aber wie ernst die Predigt auch war, man konnte doch nicht leugnen, daß es Wahrheit war, was gesagt wurde. Ich bin sonntäglich dreimal zur Kirche gegangen: vormittags, nachmittags und nochmals des Abends, und habe auch sonst immer 20 Schillinge im Pfund bezahlt und meinte, ich hätte ein gutes Recht auf ein Plätzchen im Himmel, aber jetzt wurde es mir klar, wie wenig ich zu dieser Meinung berechtigt gewesen war, und so geht es wohl manch einem, der denkt, er sei ein guter Christ; er tut alles eben wie der reiche Jüngling; aber wenn alle Ecken und Winkel ausgefüllt werden, so wie Herr Niemeher es versteht, dann häuft sich doch ein ungeheurer Haufen Schmutz zusammen. Am folgenden Mittwochabend war der zweite Gottesdienst. Die Kirche war wieder gedrängt voll. Herr Niemeher amtierte, wobei er der Gemeinde den letzten Fetzen von ihrem alten Wesen abriß, um ihr am folgenden Sonntag ein neues Gewand anzupassen. Sonntag, den 12. Juli, um 10 Uhr vormittags, begann der Gottesdienst, und wahrlich, dieser Tag kann von der Gemeinde als Auferstehungsfest betrachtet werden. Alles wurde neu belebt. Während der Predigt zeigten die Augen eine unwiderstehliche Anziehungskraft für die Taschentücher. Der Nachmittag wurde im größten Einvernehmen mit Regeln und andern Vergnügungen verbracht, bei welchen sich Herr Niemeher auch als Meister bewies. Während er in der Kirche mit seiner ernsten Miene, mit durchbohrenden Augen und fesselnder Rede alle Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist er außer der Kirche die Liebenswürdigeit und Zuborkommenheit selbst. Er spielt mit den kleinsten Kindern, wenn ihnen ein Spielkamerad fehlt, und im Spaßmachen mit jung und alt ist er unübertroffen. Am Montagabend war der letzte Gottesdienst, in welchem der Gemeinde nochmals die wichtigsten Punkte der drei vorhergehenden Predigten vorgeführt und ans Herz gelegt wurden. Da am nächsten Tag dieser Besuch endigte, so versammelte sich die Gemeinde nach der Predigt noch im Hause des Priesters, wo noch zwei von Mitgliedern gedichtete Abschiedslieder gesungen wurden. Ich hörte die Bemerkung, daß von all den Besuchen des Herrn Niemeher dieser letzte der meist gesegnete war. Madag, 14. Juli 1903.“

Apostel Krebs.

In E. Buchners „Großstadt-Dokumenten: Sekten und Sektierer in Berlin“ lesen wir: „Schwarz nahm seinerzeit unter den Aposteln eine einigermaßen dominierende Stellung ein; heute gilt dies aber noch in ganz anderem Sinne von dem früheren Bahnmeister Krebs, der seit Schwarzens Tod (1895) geradezu als Alleinherrscher über die apostolischen Scharen gebietet. Krebs ist ein Schlaumeier par excellence. In den ‚Wächterstimmen‘, seinem Organ, posaunt er also aus: ‚Wenn der Vater unter den vielen Vätern als einer offenbar werden will, dann muß unter den Aposteln auch einer sein, in dem Gott der Vater als Einheit offenbar werden will. Gott hat von Anfang an unter zwei

Personen schon einen zum Haupt und Vater gesetzt, indem er Vater sein wollte'; und Pfarrer Handtmann in Selchow (Mark), der sich mit der Bewegung beschäftigen mußte, da sie sein eigenes Kirchspiel zu bedrohen begann, folgert ganz richtig: 'Man bleibt in der Einheit des Geistes, wenn man in Krebs bleibt.' Ich vermag recht ulkige Beweise für Handtmanns Diktum vorzubringen. Ein Bericht über einen Besuch Krebsens in Leipzig und Halle liegt mir vor, der Unglaubliches, Unfaßliches enthält. Hier die Überschrift: 'Bericht über den Besuch des Hausherrn Jesu durch seinen Geist in der Hülle unsers geliebten Apostels Krebs.' Also beginnt er: 'Wie Fürsten und Könige häufig unter anderm Namen reisen, so trafen auch die erlösenden Taten Jesu am 24. März (1900), mit seinem Geist in die Hülle und das Fleisch unsers geliebten Apostels Krebs gekleidet, nachmittags um 6 Uhr in Halle ein, ungekannt nach dem Geist als der von Gott gesandte von den Kindern der Gesinnung dieser Welt, in der bezeichneten Hülle aber bekannt den Seinen, denen er sich in diesem Gewande als das schaffende Wort vom Anfang und der Gegenwart mit seinen Erlösungstaten unter uns nun wandelnd geoffenbart hat — mit vieler Liebe und Ehrfurcht von mehreren Brüdern empfangen und in das Quartier geleitet.' Von Halle geht's weiter nach Leipzig: 'Um sich beim Betreten der Leipziger Erde bemerkbar zu machen, hatte sich der Teufel einen Bahnsteigschaffner gedungen, welcher den lieben Apostel nicht durchließ. Der Fahrchein sollte nicht richtig kopiert (1) sein. Der liebe Apostel schob den Geist schnell beiseite und wurde vom Stationsvorsteher an einer andern Stelle durchgelassen.' Darauf begab er sich in das Versammlungslokal. Es heißt dann weiter: 'Hier nahm der geliebte Apostel — nach den inwendigen Taten des Geistes Jesus Christus, nach dem äußeren Mittel und Ansehen Krebs genannt — das Bibelwort 4 Mos. 21, 1—9.' Nur aus der Einleitung der Rede will ich etwas anführen. Am Eingang zu dem Saal wie am Altar war von diensteifrigen Gemeindegliedern eine Krone (aus Tannengrün gewunden?) angebracht worden, Krebs zur Ehre. Krebs nimmt darauf Bezug: 'Der Eingang als auch dieser Altar ist mit einer Krone geschmückt, die ich nicht für mich annehme, sondern als Mittel, euch und mir ans Herz zu legen. Siehe zu, Gemeinde, sehet zu, ihr Diener, siehe zu, Apostel, daß dir niemand die Krone raube!' 'Erinnert man sich der Bescheidenheit, die der kronenlüsterne Cäsar an den Tag legte, als er die ihm erstmalig angebotene Krone mit heuchlerischer Entschiedenheit zurückwies? Bezeichnend ist es auch, daß Krebs in einer 1897 schriftlich fixierten Vision mit der goldenen Krone auf dem Haupte gesehen wurde. 'Im Königskleid und auf der Brust die zwölf Sterne, einen Palmenzweig in der Hand als Siegeszeichen. An seiner Seite stiegen die Engel auf und nieder, und über seinem Haupte stand die Sonne der Gerechtigkeit.' Die Autorität Krebsens wird von seinen Mitaposteln rückhaltlos anerkannt. In einer zweiten Broschüre, den 'Berichten aus Berlin über die Wirksamkeit des lieben Apostels Krebs unter Mithilfe

seiner Söhne [natürlich nicht wörtlich zu verstehen] und Helfer, der lieben Apostel Niehaus, Sebastian, Hollmann und Bornemann, in der Zeit vom 15. bis zum 24. April 1904 in Berlin und Umgegend' (gedruckt in der Buchdruckerei C. Klinger & Co. in Hferlohn), lese ich folgende Worte eines dieser Apostelhelden: „Wie schon einst der liebe Gott zum Propheten sagte: Ich will deinen Mund füllen, fange du an zu reden, und wenn schon einst gesagt wurde: Ich bin die Stimme eines Predigers, dann muß doch der Prediger ein anderer sein. So bin ich auch heute nur der Mund, und der liebe Vater und Apostel Krebs ist der Prediger.“ Ja, der liebe Vater und Apostel Krebs ist alles in allem. ‚Gott in dem Fleische‘, das ist die Predigt der apostolischen Brüder. ‚In dieser Stunde uns aufzumachen und uns hinzugeben dahin, wo er zu finden ist, indem wir sehen, wie wir daniederliegen, uns zu ihm begeben, zu Jesu im Fleische, dem Menschen vom Himmel gekommen, als der gesandte Geist, das gesandte Wort, das ist jetzt unsere Aufgabe und Rettung.‘ Auf zu Krebs! Wie die Massen durch die Predigt Krebsens überrumpelt werden und überrumpelt werden sollen, mag ein Beispiel zeigen. Christus spricht bekanntlich einmal von falschen Propheten, von falschen (die Apostolischen haben die fürchterliche Pluralform auf dem Gewissen), ‚Christussen‘. Man folgert nun: Wenn Christus vor falschen Christussen warnt, dann muß es auch wahre Christusse geben, sonst wäre die ganze Warnung überflüssig; und wer könnte damit anders gemeint sein als Krebs mit seinem Apostelstabe? Schlußfolgerung: Krebs gleich Christus im Fleische. Solche Beweise sind selbstverständlich keine Beweise, sie schießen glänzend vorbei, aber sie wirken eminent auf die Zuhörerschaft der Apostolischen, die zu unbeholfen und geistig ungeübt ist, um derartige Trugschlüsse zu durchschauen.“ (25 ff.) „Die Macht, die Krebs auf die Gemüter ausübt, ist eine geradezu erjauunliche. In einer der mir vorliegenden Broschüren (‚Berichte aus Berlin‘) finde ich das Referat über eine Bischofsordination. Krebs hält den zu Ordinerenden eine Ansprache, die er mit den Worten schließt: ‚Lernet daran, daß, wenn ich die Hand zurückzöge, wäre es euer Tod auf der Stelle.‘ Und er wiederholt die Drohung, um sie noch wirksamer zu machen: ‚So nehmet hin das Amt der Siebziger als das bischöfliche Amt, und daß ihr in einer Rede, in einem Sinn zu zeugen gedungen seid, daß das, was durch euren Apostel gegeben ist und gegeben wird, Wahrheit ist, durch euch geredet werde, und ihr euch stets bewußt seid, daß der Erfolg an euren Gehorsam gebunden ist; auf einen Schritt darüber soll der Tod folgen; so ihr aber im Gehorsam einhergehet, wird der Segen und der Erfolg euch begleiten.‘ Und männiglich ist davon überzeugt, daß diese unmenschliche Drohung sich im gegebenen Falle tatsächlich bewahrheiten würde. Krebs hat es gesagt, Krebs lügt nicht; Krebsens Stimme, Gottes Stimme.“ (33.)

Mit welcher greulichen und zugleich blöden Sekte wir es insonderheit in den Neu-Apostolischen, den Anhängern des Apostels Krebs,

zu tun haben, zeigt folgender Bericht E. Buchners über eine Versammlung derselben in Berlin, 1904. Buchner schreibt: „Apostel Krebs besuchte jüngst, von vier andern Aposteln begleitet, Berlin. Das waren übrigens nicht seine einzigen Begleiter; er kam mit einem ganzen Gefolge, nach meiner Schätzung etwa zwanzig bis dreißig Mann. Wie ein König trat er in den Versammlungsraum herein. Alles hatte sich ehrfurchtsvoll erhoben, der Chor intonierte jubelnd einen Freudengesang, liebliche Blumen dufteten ihm vom Altar entgegen. Es fehlten nur die weißgekleideten Ehrenjungfrauen. Von dem Gesang verstand ich nicht viel, nur die sich immer wiederholenden Worte: ‚Willkommen, liebes Vaterherz; willkommen, edles Vaterherz!‘ und ähnliches. Krebs ist heute schon ziemlich in die Jahre gekommen, hat sich aber leidlich konserviert. ‚Einen greisen Jüngling‘, so nennen ihn die offiziellen Berichte der Apostolischen mit Vorliebe. Er sieht nicht übertrieben originell aus, macht vielmehr den Eindruck eines behäbigen jobialen Alterschens, das nicht imstande ist, irgend jemand ein Haar zu krümmen. Zuerst sprach er ein Gebet; langsam, sehr bedächtig, sehr unbeholfen, mit stark dialektischer Färbung. Das A schnarrt er mit einer Wollust, als wenn er ein schneidiger Leutnant wäre; übrigens kommt es vor, daß er im Eifer des Gefechts das Schnarren auch vergißt. Die Sätze wurden immer konfus; es gab nur noch unverständliche Satztorfen. Aber die Augen der Hörer leuchteten. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt — damit versuchte ich mich zu trösten, und zugleich strengte ich mich an, auch des Vorzugs eines solchen kindlichen Gemüts teilhaftig zu werden. Aber vergeblich, ich war in ein Labyrinth geraten, aus dem sich nicht mehr entkommen ließ. Unglaublich war es, welche kausalen Zusammenhänge Krebs in seiner Rede herstellte. Hätte er aus der Tatsache, daß $2 \text{ mal } 2 = 4$ ist, gefolgert, daß Italien die Form eines Stiefels haben müsse, es hätte mich nicht sonderlich verwundert; ich glaube, ein solcher Schluß wäre fast noch vernünftiger gewesen als die meisten von denen, die er zu ziehen beliebte. Gebete sprechen kann der Mann nicht, das sah ich klar; es blieb die Erwartung, ob er predigen könnte.

„Und er begann seine Rede. Man könnte mich foltern: ich wüßte nicht zu sagen, wovon er gesprochen, trotzdem ich mich zu einer Aufmerksamkeit zwang, die mehr und mehr mein ganzes Nervensystem zu zerrütten drohte. Nur auf die Einleitung besinne ich mich noch: ‚Zieheth auf die Ohren, zieheth auf die Herzen‘, so begann Vater Krebs und dann fuhr er mit liebender Stimme also fort: ‚Ich weiß wohl, wer ihr seid; ich habe das gleich gefühlt, als ich unter euch trat, so was bleibt mir nicht verborgen: euer Geruch ist zu mir gestiegen. Ich will's euch sagen, das ist's: euer Mund ist ausgespült. Das versteht ihr nicht? Ich meine, ihr seid bereitet, der Mund ist ausgespült, vorläufig gereinigt. Gerüstet seid ihr auf die Stunde, die ihr nun erleben sollt. So, nun wißt ihr's.‘ Ich bemerkte, daß ich die Sätze, die er sprach, gekürzt, nach

Form und Inhalt gleichsam destilliert habe; hätte ich sie mit allem Beiwert gegeben, so wäre meinen Lesern ihr Sinn zweifellos für alle Zeiten verborgen geblieben. Übrigens hatte sich die ganze Gemeinde, die zwischen Gebet und Predigt noch ein Lied gesungen, noch immer nicht wieder auf die Plätze gesetzt. Erst inmitten seiner Rede gestattete Krebs gütigst: ‚Wer sich setzen kann, der mag sich ja jetzt setzen.‘ (Der Saal war bis aufs letzte Plätzchen angefüllt, und es gab ganze Scharen, die keinen Sitz mehr gefunden hatten.) Wie eines Herrschers Wort klang das. In Gegenwart von Herrschern hat man zu knien oder zu stehen, so schickt es sich.

„Krebsens Text bildete das Bibelwort: ‚Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.‘ Das Wort gab dem ganzen Abend die Signatur. Alle Reden schlossen sich daran an. In extenso wurden wir durch die nach Krebs zu Wort kommenden Apostel darüber belehrt, daß ein Schirm ebenso gut vor Regen, Wind und Hagel wie vor Sonne schützen könne und schützen müsse. Pathetisch und mit triumphierender Miene, als vermeinte er mit diesem Hinweis den Vogel abzuschließen, wiederholte jeder der Redner die nicht minder bekannte wie unanfechtbare Tatsache. Apostel Niehaus war der erste, der sie vorbringen durfte. Er ist Krebsens rechte Hand und begleitet ihn auf fast all seinen Reisen. ‚Apostel Niehaus wird aus Rücksicht darauf, daß ich so alt und krüppelig bin, jetzt nicht ein Kleines, sondern ein Großes sprechen‘, so schloß Krebs. Niehaus sprach gewandt und geschickt, wenigstens im allgemeinen. Es gab auch bei ihm Unklarheiten, aber von der Generalkohlererei, zu der sich der Vortrag des ‚lieben Vaters‘ mehr und mehr herausgebildet hatte, war bei ihm keine Rede. Er scheint mir ein Mann zu sein, der weiß, was er will. Ein geschickter Volksredner, der durch populären Vortrag und originell naive Ausdrucksweise zuweilen zu fesseln weiß. Natürlich unter den Blinden ist der Einäugige König — gegen Krebs gehalten, ist Niehaus ein Geistesriese; vielleicht würde er in anderm Milieu eine schlechtere Note erhalten. Und dabei ist Niehaus darauf angewiesen, die Puppe in den Händen seines ‚geliebten Vaters‘ abzugeben. Es ist das ein psychologisches Rätsel. . . . Niehaus schwört treu zur Fahne, er ist der Getreueste der Getreuen. Der Schirm des Höchsten ist ihm natürlich nichts anderes als sein geliebter Vater und Apostel Krebs. Wie er selbst sagt, ist er ganz vom ‚Krebsgeist‘ erfüllt. Er wird geschmacklos und albern, sobald er nur von fern auf Krebs zu reden kommt; so geschmacklos, daß er sich in einer Ansprache, die mir gedruckt vorliegt, eine der tollsten Stilblüten leistet, die mir je im Leben vorgekommen sind. Ich zitiere sie: ‚Wenn ich nun vor der Gemeinde stehe, bestelle ich den Gruß, der in dem Frieden liegt, von meinem Apostel Krebs; und wenn so viel Geistesmächte da sind, dann brüde ich mich anders aus und rede von meinem Sender; und wenn ich den Frieden

bringe, dann nehme ich es von ihm; und wenn ich in diesen Fußstapfen gehe, dann sollen die Füße im Fett triefen. Und so triefen meine Füße im Fett, und ich nenne es und sage: Ich bin mit Krebsfett eingeschnitten, so daß Friede bleibe und nicht aufhöre.' Gott, der in Christo Fleisch geworden, hat sich nun in Krebs zum andern Male in menschlicher Gestalt und Hülle geoffenbart, das ist der Kernpunkt der Niehaus'schen Predigt. Wo gibt es einen Schirm, wenn nicht er, Krebs, der Schirm ist; wo einen Schutz, wenn nicht bei ihm? Und Niehaus wagt es, von der ‚Gnade‘ und ‚Barmherzigkeit‘, von der unendlichen Güte und Treue Krebsens zu fabeln.

„Eine Krebs-Anekdote las ich jüngst, die ich hier anführen muß: Eines Abends fragte der ‚liebe Vater‘ einen Bruder, ob er schon ein Evangelium oder eine Epistel für die Andacht ausgesucht habe. Da antwortete dieser: ‚Das soll doch wohl nicht mehr stattfinden, sondern die Speise zeitgemäß, dem Herzenszustande passend, gegeben werden.‘ Da fragte der liebe Vater: ‚Wie ist denn das neue Evangelium?‘ Die Antwort darauf lautete: ‚Das ist das Vaterwort von unserm lieben Vater Krebs.‘ Die verblödeten Massen aber hängen am Munde derer, die ihnen dieses neue Evangelium nahebringen.

„Was brauche ich die andern Redner noch eingehend zu kritisieren? So verschieden sie an Individualität sind, die Lehre, der ihr Wort gilt, ist die gleiche. Krebs ist der Schirm des Höchsten; immer wieder wiederholt sich diese Formel. Keinen Schritt weit darf man sich von diesem Schirm entfernen; der Mensch, der nicht unter dem Schirm, unter der ‚Aposteleinheit‘ steht, ist ‚zu allem fähig‘. Als Beweis mußte ein apostolischer ‚Hirt‘ herhalten, der Krebs, ich weiß nicht mehr in welchem Punkte, den Gehorsam verweigert hatte. Er erhielt die Entlassung, der Schirm wurde ihm entzogen. ‚O welch moralischer Mann!‘ so hatte jedermann bisher von ihm gerühmt; er hatte den denkbar besten Leumund in der Stadt; nun aber, da er des Schirmes verlustig gegangen, wandte sich das Blatt. ‚Nicht acht Tage darauf, ich wiederhole, nicht acht Tage, torfelte dieser moralische Mensch über die Straße von einem Graben zum andern, torfelte wie ein besoffenes Schwein. Warum? fragt ihr. Sehr einfach. Er war nicht mehr unter dem Schirm.‘ Und fast melancholisch, aber dick unterstrichen, wiederholte der Redner seine Worte: ‚Er torfelte wie ein besoffenes Schwein.‘

„Krebs hat Glück mit seinen Aposteln gehabt; sie sind sämtlich seine Geschöpfe, willenlose Geschöpfe. Der Absolutismus beherrscht die Apostolischen in seiner kräftigsten Form. In den ‚Wächterstimmen aus Ephraim‘ wird einmal originell genug ausgeführt, daß allein die ‚Aposteleinheit‘ Gotteskinder hervorbringen könne. ‚Die da selbst wissen, was sie sollen, ihrer Meinung Geltung verschaffen wollen, die mögen auch wohl Kinder zeugen, aber das sind Mißgeburten.‘ Das Ziel also: man darf nicht selbst wissen, was man soll und will; man muß sich blindlings dem ‚Krebsgeist‘ gefangen geben. Ich möchte zur

Ehre der Apostolischen hier bemerken, daß diese Lehre augenscheinlich erst durch Krebs selbst auf den Schild gehoben wurde. F. W. Schwarz, der eigentliche Begründer der apostolischen Gemeinde, ist ein verständiger und gebildeter Mann gewesen, dem ein Ähnliches nie in den Sinn gekommen wäre. Ich vermute, er würde sich wenig freuen an der Entwicklung, die sein Werk unter seinem Nachfolger eingeschlagen hat. Aber ich schweife ab!

„Zwischen die einzelnen Reden schoben sich die Weissagungen. Der ‚Liebe Vater‘ wird ungehalten, wenn sie fehlen, aber ebenso ungehalten, wenn sie ihm irgendwie nicht in den Kram passen. Als Muster einer ihm genehmen Weissagung zitiere ich eine Probe, die anderweit einmal stenographiert wurde: ‚Mein Sohn und Apostel Krebs, das ist das klare Wasser und der reine Hauch, was aus deinem Munde geht; denn ich, der Herr, bin in dir. Mein Volk, sieh nicht auf den Menschen, sondern auf Jesum, der in ihm vor dir steht. Meine Gnade und Barmherzigkeit steht vor euch im Fleisch geoffenbart. So ihr nun kommt in Demut und Liebe, will ich euch geben, was not tut. Amen.‘ Zwar lehren die Apostolischen, daß der Heilige Geist in den Weissagungen laut werde, aber Apostel Krebs verschlägt es nichts, diesen Geist in geradegu brutaler Weise zu maßregeln. Ich erlebte an jenem Abend eine ganze Reihe von Beispielen dafür. ‚O mein Apostel Krebs‘, so ließ sich ein Prophet vernehmen, ‚gesegnet bist du mir, ich sage dir —‘ ‚Und ich jage dir‘, schrie Krebs dazwischen, ‚das ist alles schon gesagt worden, alles abgemacht, abgemacht, und jetzt Schluß!‘ Der heilige Geist war gründlich abgetrumpft. Ein Mädchen, das der Gemeinde eines Nachbarorts angehört und gewohnt ist, dort mit ihren Weissagungen Aufsehen zu erregen, setzte mehrmals ein, aber sie hat eine leise Stimme, und in dem großen Raum wurde sie nicht gehört; Apostel Krebs begann stets zu sprechen, sobald sie den Mund aufgetan hatte. Dreimal hatte sie es bereits versucht, dann fügte sie sich in ihr Schicksal; der Geist gab klein bei und zog sich zurück.

„Auch die Gemeinde wurde scharf kontrolliert. Nach einer Rede rief Krebs: ‚Nun betet alle das Vaterunser!‘ In ziemlicher Erregung setzte die Gemeinde ein. Bei der vierten oder fünften Bitte überschrie Krebsens Stimme aber den keineswegs leisen Gemeindecor: ‚Halt!‘ schallte es über alle hinweg. „Halt, sag‘ ich! Wollt ihr wohl gleich aufhören? Was ist denn das? Wir machen hier doch keinen Galoppmarsch! Ihr plappert ja! Da liegt ja keine Spur von Geist drin; denkt gefälligst dran, daß ihr mit dem lebendigen Gott sprecht!‘ und: ‚Noch mal von vorn anfangen!‘ tönte das Kommando. Und wie die verängstigten Schulkinder, so repetierten die ‚Brüder‘ und ‚Schwestern‘ ihre Lektion. Einige Weiber in seiner Nähe legten dabei einen derart komischen Eifer an den Tag, daß ich mich des Lachens nicht erwehren konnte; das Bittern und Zagen stand ihnen, für jeden lesbar, auf den Lippen geschrieben. Ein andermal sang die Gemeinde ein Lied. ‚Gut‘, erklang die Kritik des Apostels. Auch der Chor wurde vermahnt. ‚Das

ist doch viel zu kurz', sagte Krebs einmal nach einem Stück; ‚singt das gleich noch einmal.‘

„Diverse Gebete folgten; dann wurde Brot und Wein fürs Abendmahl geweiht. Ehe dieses genossen ward, erfolgte die ‚Versiegelung‘. Die ersten sieben bis acht Bänke auf beiden Seiten waren für die reserviert geblieben, die die Versiegelung an diesem Tage zu erhalten wünschten; sie waren bis auf den letzten Platz besetzt. Ich war gleich bei meinem Eintritt — übrigens 1¼ Stunden vor dem Beginn der Versammlung, da Vater Krebs reichlich auf sich warten ließ — kühnlich auf diese Bänke zugeföhritten und, als ich mich setzen wollte, sehr angelegentlich gefragt worden, ob ich versiegelt werden wolle; ich hatte verneint und mir einen andern Platz gesucht. Meiner Nachbarin gegenüber hatte ich später einmal — die Wartezeit wurde lang — meine Verwunderung ausgesprochen über die große Zahl der zu Versiegelnden (es mochten weit über 100 sein). Es war ein dralles Dienstmädchen, zur Feier des Tages pikfein in Schwarz gekleidet, 'ne hübsche Gestalt mit einem angenehmen Gesicht. ‚Wissen Sie, wir in der Südgemeinde, wie wir zu unsern Versiegelungen kommen?‘ sagte sie. ‚Wir gehen immer Sonntags aufs Tempelhofer Feld, da holen wir dann die Leute her.‘ ‚Wie?‘ fragte ich, ich war so verdukt, daß ich nur das eine Wort vorbringen konnte. ‚Ach, ganz einfach. Wir singen Lieder, da werden die Fremden aufmerksam und kommen 'ran und fragen, was da los ist, und so schleppen wir sie dann mit. Tun Sie denn das hier in Schöneberg‘ (die hier geschilderte Versammlung fand in Schöneberg statt) ‚nicht?‘ Ich offenbarte ihr, daß ich nicht zur Schöneberger Gemeinde gehöre, und sie beruhigte sich. ‚Eben, die Schöneberger werden sicher auch so'n Fleck haben, wo sie hingehen; das machen wir alle so.‘ Sie erzählte weiter von ihrer Südgemeinde. ‚Eine prächtige Gemeinde; der liebe Vater ist immer sehr zufrieden, wenigstens im allgemeinen, und der Apostel Niehaus auch.‘ Unter den zu Versiegelnden befand sich eine große Kinderfchar; ich habe wohl an ein Duzend Säuglinge gesehen, Säuglinge in Stedkissen, von den größeren Kindern, die bereits aufrecht sitzen konnten, ganz zu schweigen. Man macht sich kaum einen Begriff von dem lieblichen Konzert, das fortgesetzt den Raum durchtönte. Es blieb nicht immer bei Sologesängen, es kam vielmehr wiederholt zu Terzetten und Quartetten; das Schreien stekt an. Die Anforderungen, die an die Kleinen gestellt wurden, waren auch allzu horrend; von 7 Uhr an mußten sie aushalten bis weit über Mitternacht. Ich empfahl mich gegen 1 Uhr, und selbst da war noch kein Ende abzusehen. Und dabei eine Atmosphäre, ein Dunst — nicht zu beschreiben.

„Die Versiegelung selbst machte einen wenig feierlichen Eindruck. ‚Alle, die versiegelt werden wollen, vortreten!‘ so wurde kommandiert. Sie stellten sich im Kreise herum, Krebs hielt eine Rede, die, wenn dies nach den vorausgegangenen Leistungen noch möglich war, an Wertwirrung und Sinnlosigkeit jeden Rekord schlug, sprach ein Gebet und legte dann seine etwas plumpen Hände der Reihe nach jedem der Harrenden

aufs Haupt. Die Frauen hatten nicht einmal die Hüte abgenommen, so sahte er nach ihrer Wade. Dazu sprach er eine Anzahl Bibelsprüche, von allerlei unklaren Gedanken eigener Fabrication durchsetzt. Den Höhepunkt bildeten jeweils die Worte: ‚So nehmt denn hin den Heiligen Geist.‘ Waren die Vornstehenden absolviert, so ertönte wieder (wohl aus dem Munde des Geistlichen der Schöneberger Gemeinde) das forche Kommando: ‚Wem der liebe Vater die Hände aufgelegt hat, zurüdtreten!‘ Endlos dehnte sich die Zeremonie.

„Man wurde schläfrig. Der liebe Vater wollte, nachdem der letzte versiegelt war, ein wenig für Humor sorgen, um die Lebensgeister wieder aufzutrischen. Willkommenen Anlaß dazu bot eine Kindertaufe. Ehe man sich's versah, hatte sich ein Elternpaar mit einem zwingigen Sprößling vorn am Altartisch eingefunden, und gütig lächelnd schritt Krebs ihnen entgegen. Der Mann hatte eine Glase und sah schon weiblich hochbetagt aus. Soviel ich sehen konnte, durfte er doppelt so alt sein wie seine Gattin, und das mochte den Zweifel Krebsens erregt haben. ‚Bist du der Vater, oder bist du Gebatter?‘ fragte er. Aber der Angeredete stand verdukt, offenbar erschüttert durch die Ehre, die ihm zuteil ward, die Ehre, sich mit dem lieben Vater privatim unterhalten zu dürfen. ‚Manu, eins von beiden mußt du doch sein, nicht? Also bist du wirklich der Vater?‘ Es war eine sehr komische Situation, und die Heiterkeit dauerte noch fort, als der glückliche Erzeuger die Vaterschaft endlich eingestanden hatte. Neue Nahrung gab ihr der Umstand, daß das Baby schier beinahe anstatt ‚Erna‘ ‚Hermann‘ getauft worden wäre. Apostel Krebs scheint etwas schwerhörig zu sein. Nachdem er den fatalen Irrtum eingesehen, wandte er sich wieder zu den Eltern. ‚Ihr Eltern seid nämlich hier Hauptpersonen; auf euch kommt's gewaltig an. Ich weiß das auch‘, fuhr er fort, ‚ich habe sieben Kinder, da lernt man das so allmählich. Bei den Eltern muß alles rein sein; die Eltern sind die Kanäle, durch die die Gnade einströmt. Wenn da im Herzen, in dem ollen Buddel, noch irgendein Dreck sitzt, dann geht's dem Kind nicht gut. Na also, da nehmt euch in acht!‘ Drauf zu dem Baby: ‚Willst du allen Verfolgungen widerstehen, den Lüsten der Welt und den Lockungen des Teufels entfliehen, so antworte durch den Mund deiner Eltern: Ja.‘ Noch eine zweite Frage wurde gestellt und der Täufling aufgefordert, ‚auf dem gleichen Wege‘ Antwort zu erteilen. Zum Lohn bekam er die Versiegelung. Die Eltern tauchten wieder in der Masse unter. ‚Haltet doch das Wurm etwas höher!‘ rief ihnen Apostel Krebs noch nach. Und nun erfolgte das Abendmahl. Als Besonderheit wüßte ich nur zu erwähnen, daß sich die Apostel und Priester vorher umhalsen und küßten; im übrigen ging alles den regulären Gang. Alle Kinder nahmen daran teil.

„Ich hatte genug. Mein Begleiter hatte schon eine Stunde vor mir den Saal verlassen. Ich suchte ihn auf. Er konnte kaum Worte finden. ‚Erschüttert bin ich, ganz erschüttert, daß so etwas möglich ist.‘

Und ich war es auch. Man bedenke, daß die apostolischen Gemeinden eine Massenpropaganda treiben wie keine andere deutsche Sekte. Berlin allein mit seinen Vororten stellt etwa 20,000 Apostolische. Und jeden Monat werden, wie ich aus den ‚Wächterstimmen‘ ersehe, in Deutschland viele Hunderte neu versiegelt und damit in die Gemeinschaft aufgenommen. Wenn Krebs nach Berlin kommt, so setzt es fast an jedem Abend (er besucht dann zumeist die Berliner Gemeinden alle der Reihe nach) etwa 100 Versiegelungen, von den Totenversiegelungen ganz abgesehen. Man vergegenwärtige sich dieses eminente Wachstum. Die Anhänger sind durchweg Leute aus den niederen Ständen. Keiner von ihnen unternimmt natürlich den Versuch, wirklich zu prüfen oder die Autorität der Apostel zu untersuchen. Krebsens Autorität steht fest, und es fällt niemand ein, sie anzuzweifeln. In Holland gab es eine Spaltung in der apostolischen Gemeinde, als Krebs die Herrschaft antrat. Die Annahme, mit der er die Zügel an sich riß (beim Leichenbegängnis seines Vorgängers rief er plötzlich und unerwartet, seine Rechte erhebend, das ‚Glaubenswort‘: ‚Ich übernehme euch im Namen des lebendigen Gottes‘), hatte doch etwas böses Blut gemacht. Ein Prophet erlaubte sich, einen Apostel zu berufen, der Krebs nicht genehm war. Es endete mit einem furchtbaren Krach; Apostel, Prophet und alle ihre Anhänger wurden gebannt und sahen sich infolgedessen genötigt, eine eigene Sekte zu gründen; das ist ja so der Gang der Dinge. Krebs hatte große Mühe, in Holland seine Autorität einigermaßen zu restituieren. Deutschland aber steht treu zu ihm.

„Wer nüchtern und vorurteilsfrei eine Predigt Krebsens anhört, kann leicht auf den Verdacht kommen, er habe es mit einem geistig nicht normal veranlagten Menschen zu tun. Gesetzt einmal den Fall, es wäre so, wie erschütternd wirkte dann die Vorstellung, daß die Tausende sich vorreden lassen, Krebs sei ein Geistesheroe, ein Apostel, ein Heiliger, gegen den Moses und Elias die reinen Puppen genannt werden müssen, ja, er sei Christus selbst, sei eine Inkarnation Gottes des Höchsten! ‚Wer mich siehet, siehet den Vater‘, sagt Krebs. ‚Wie Christus sagt, so sage auch ich; es ist nicht mein Wort, sondern das Wort meines Vaters, der mich gesandt hat.‘ Wie, wenn der, der den Gott der Christen also lästert, ein Kranker wäre? Zeit ist es jedenfalls, daß sich die Öffentlichkeit mit diesen Zuständen beschäftigt. Apostel Krebs mit seiner Lehre ist eine Volksgefahr schlimmster Sorte! Auf zum Kampf!“

F. B.

Die Leipziger Missionen in Afrika.

In den beiden vorigen Nummern von „Lehre und Wehre“ haben wir etliche Mitteilungen gebracht über die Erlebnisse und die Behandlung der deutschen Missionare in Indien während des Weltkrieges. In dieser Nummer lassen wir etliche Abschnitte folgen über die Erfahrungen der Leipziger Missionare in Afrika. Entnommen sind sie dem Artikel

D. Spies: „Was wir im Kriege erlebten. Die Erfahrungen der Leipziger Mission im Weltkrieg bis zum 1. Juli 1919“, veröffentlicht im „Hundertsten Jahresbericht der Evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig, umfassend den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. Dezember 1918“.

„Noch ehe das indische Trauerspiel sein Ende gefunden“, berichtet hier Spies, „hatten sich bereits wieder neue Wetterwolken zusammengezogen, diesmal über dem afrikanischen Missionsfelde. Die Verbindung mit der jungen afrikanischen Tochterkirche war dauernd sehr spärlich. Vereinzelte Privatbriefe und Karten, dazu ein amtliches Schreiben im Oktober 1915, das war in den beiden Kriegsjahren so ziemlich alles. Oft vergingen Monate in bangem Warten. Was von uns aus geschehen konnte, um die Sperre zu durchbrechen, das geschah. Geld konnte zwar nicht geschickt werden, aber vielleicht schriftliche Nachrichten. Allerlei geheimnisvolle Wege wurden versucht. Das kaiserlich-deutsche Konsulat in Neapel stand mit einem Italiener in Britisch-Ostafrika in Verbindung, der sich erboten haben sollte, Briefe über die Grenze zu bringen. Seinen Lohn ließ er sich als geschäftskundiger Mann schon im voraus bezahlen. Damit aber war für ihn offenbar die Sache erledigt. Aus Neapel kam bald die Mitteilung, daß keins der ihm anvertrauten Schriftstücke sein Ziel erreichte. Nach der Kriegserklärung Italiens war dieser Weg sowieso ungangbar. Aber immer neue Versuche mußten gemacht werden, und sie wurden zum Teil auch, wie sich später zeigte, von Erfolg gekrönt.“

„Eifrig wurden unterdessen die Zeitungsberichte studiert, die deutschen und auch die englischen der *Times*. Diese nun meldeten bekanntlich im März 1916 den Beginn einer neuen Phase des Kampfes um die Kolonie. Während bis dahin die deutschen Truppen die Grenzen siegreich verteidigt hatten und stellenweise sogar auf britisches Gebiet vorgerückt waren, begann im Frühjahr des genannten Jahres die große Offensive der Engländer und Buren unter General Smuts, die im Laufe der nächsten Kriegsjahre unter heißen, schweren Kämpfen allmählich zur Eroberung des ganzen Schutzgebietes geführt hat. Der Kriegsturm ist damals unmittelbar über unser Missionsfeld hinweggebraust. Namen unserer Hauptstationen, wie Moschi und Aruscha, wurden wiederholt in den feindlichen Berichten genannt. Was war aus den Unsrigen, aus ihren Gemeinden, den Missionshäusern, Kirchen und Schulen geworden?

„Die erste heißersehnte Kunde brachte am 16. Juni ein Brief Missionar Müllers an seine Kinder. Ein englischer Offizier von Moschi hatte ihm die Notiz beigelegt: ‚Ich sah Ihren Vater und Ihre Mutter vor einigen Tagen, und sie sahen wirklich sehr wohl aus. Sie erfreuen sich voller Freiheit und leben auf ihrer Missionsstation.‘ Das klang beruhigend. Aber die Beschwichtigung war nur von kurzer Dauer. Drei Wochen später wußten wir, daß unser Senior Fuchs in Nairobi

gefangen saß zusammen mit drei Patres und zwei Brüdern der ‚Väter vom Heiligen Geist‘, und wiederum eine Woche später, daß elf der erwähnten Anechtstebener Väter, die ganz in der Nähe unsers Missionsfeldes arbeiten, verhaftet und zum Teil bereits auf dem Wege nach Indien waren. Anfang September schrieb unser Senior schon selbst aus Ahmednagar, und Ende Oktober kam die Trauerkunde von der Befreiung sämtlicher Berliner und Herrnhuter Missionare aus dem Massagebiet. Schlag auf Schlag! Eine gute Nachricht von den Betheuern und die magere offiziöse Auskunft eines Geheimrats oder Offiziers im Londoner Kriegsamt, daß die Unsrigen ‚with consideration‘ (mit Rücksicht?) behandelt würden, waren die einzigen Lichtblicke. Damals ist die dunkle Gestalt der Frau Sorge ins Missionshaus eingezogen, und es blieb nur übrig, betend zu warten und zu harren, ob Gott die Spannung lösen würde.

„Mittlerweile war der 11. November herangefommen — für alle, die ihn miterlebt haben, ein unvergeßlicher Tag —, da erreichte nach einem langen Umweg über London und Basel ein Schreiben Missionar Raums sein Ziel. ‚Gott sei Dank für seine Gnade‘, das war der Grundton, der hindurchklang. Alle wohl, kein Mangel, die meisten Stationen besetzt, die Arbeit fortgeführt, das waren die Nachrichten, die es brachte. So war unsere blühende Afrika-Mission mitten in dem Wetter, das über sie hinwegfuhr, erhalten geblieben. Da sind im Missionshause Freudentränen geflossen und heiße Dankgebete zum Himmel gestiegen. Die Furcht war in Freude verwandelt.

„Allen Sorgen waren wir damit freilich noch nicht enthoben. Bis zum Ende des Krieges haben die Unsrigen vor dem Damoklesschwert der Austreibung gezittert und wir mit ihnen. Außerdem verschärfte England die Brieffperre nach den deutschen Kolonien mehr und mehr. Sie wurde selbst zwischen den Gefangenenlagern in Ägypten und Deutsch-Ostafrika rigoros gehandhabt und erst Ende 1918 aufgehoben. Da gab es oft wieder lange Wartezeiten.

„Es galt aber nun, wo möglich, trotzdem die Unsrigen mit Nachrichten und Geld zu versorgen. Es gelang. Dreimal. Ende 1916, 1917 und 1918 beförderte uns die Kirchliche Missionsgesellschaft in London einen langen Familienbrief, zu dem alle Angehörigen in der Heimat beigesteuert hatten, nach Afrika. Mit Geld versuchte man es auf sehr verschiedene Weise. Vielleicht sind auch darüber einige Angaben von Interesse. Kleinere Beträge wurden, sozusagen als Versuchsbällons, durch das Internationale Friedensbureau in Bern abgefandt. Eine größere Summe sollte eben mit Hilfe des deutschen Kolonialamts der amerikanischen Botschaft zur Weitergabe übermittelt werden, als Amerika die diplomatischen Beziehungen zu uns abbrach und so diesen Plan zunichte machte. Es mußte also ein anderer Weg gefunden werden. Mitte 1917 gingen 15,000 Mark ab. Um die Gefahr zu vermindern und für die Zukunft den besten Weg zu finden, wurde die Summe

geteilt. 7500 Mark wurden am 18. Mai der Kirchlichen Missionsgesellschaft in London mit der Bitte um Weitergabe überwiesen. Der gleiche Betrag ging am 12. Juni durch die Deutsche Bank an deren Filiale in London ab. Die zweite Sendung kam bereits am 30. Oktober 1917 in Moschi an und wurde mit 3054.50 Rupien an unsere dortige Hauptkasse ausgezahlt. Die uns im Sommer 1918 übersandte Quittung, welche die Unterschrift des Lehrers Knittel als stellvertretenden Kassierers trägt, stellt ein eigenartiges Dokument des Weltkrieges dar. Die andere Sendung kam sehr viel später, erst am 20. Juli 1918 ans Ziel, wurde aber mit 3248.25 Rupien ausgezahlt. Weitere Sendungen sind dann mit Hilfe der dem Auswärtigen Amt unterstellten Legationskasse befördert worden. Ob sie alle ihr Ziel erreicht haben, steht noch dahin. Von fünfem steht es bereits fest.

„Neue Sorgen und Aufgaben taten sich auf, als nach und nach mehrere unserer Afrikaner in englische Gefangenenlager, zumeist in Ägypten, eingeliefert wurden. Da ist manch ein Brief und manch ein großes oder kleines Paket unter der Bezeichnung ‚Kriegsgefangenen-Sendung‘ abgegangen. Kleidungsstücke und Bücher, teils zur Erfrischung des Geistes, teils zum Studium oder auch zu Unterrichtszwecken (Biblische Geschichten, Gesangbücher, Katechismen, auch biblische Bilder), machten den Hauptinhalt aus. Daneben brauchten unsere Gefangenen regelmäßige kleinere Geldsendungen. Diese zu befördern, hatte keine Schwierigkeit. Sie glichen aber, dem Ortsgenius des Pharaonenlandes übrigens ganz entsprechend, infolge des dauernden Sinkens der deutschen Valuta immer mehr den mageren Kühen, von denen weiland Pharaon träumte, die die fetten Kühe verschlangen, und man merkte es ihnen nicht an, sondern blieben mager gleich wie vorher. Schon im Mai 1918 wurden 100 Mark nur zu £3 gerechnet (Friedenskurs fast £5). Das waren jedesmal ärgerliche Verluste. Sie zu vermeiden, gab es aber keinen sicheren Weg.“

Von den Kriegserlebnissen in Afrika bis zur Besetzung durch die Engländer lesen wir: „Als der Krieg begann, hatte unsere Mission in Afrika zwei Arbeitsfelder, außer dem wichtigsten in Deutsch-Ostafrika ein kleines in Ulamba unter britischer Flagge. Allein schon vor Kriegsausbruch war beschlossen worden, dies wenig hoffnungsvolle, rings von anglikanischen Missionen eingeschlossene Gebiet der Afrika-Inland-Mission in Philadelphia zu übertragen. Der Krieg hat die Ausführung dieses Beschlusses beschleunigt. Im Dezember 1914 wurden die drei Missionarssfamilien Hofmann, Pfizinger und Thermann verhaftet und einige Zeit später nach Indien gebracht, von wo sie dann auf der ‚Golconda‘ heimkehrten. Die verwaisten Stationen wurden von Arbeitern der genannten amerikanischen Mission besetzt, nicht ohne daß uns durch verschiedene gewalttätige Regierungsmaßnahmen, abgesehen von den persönlichen Verlusten der Missionare, ein Schaden von etwa 60,000 Mark erwuchs, worüber die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sind. Ein-

zelheiten zu schildern, ist hier nicht erforderlich. Das Hauptinteresse nimmt das Kriegserleben unserer Mission in Deutsch-Ostafrika in Anspruch. Von Kriegsbeginn bis -ende, weitaus am längsten von allen deutschen Schutzgebieten, hat diese unsere größte und schönste Kolonie und die Mission mit ihr unter dem unmittelbaren Kriegsdruck gestanden.

„Den ersten Abschnitt der Kriegsgeschichte bildet die Zeit bis zur feindlichen Besetzung. Schon am zweiten Mobilmachungstage, dem 3. August, ist der Ausbruch des Weltbrandes in Deutsch-Ostafrika ziemlich allgemein bekannt geworden. Die Nachricht schlug ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Denn die Schwüle, die seit dem Mord von Serajewo auf Europa lastete, hatte man im freien Afrika weit weniger empfunden. Niemand wollte recht daran glauben, daß wirklich Krieg sei. In den Eingebornen freilich schienen alte, halb erstorbene kriegerische Instinkte zu erwachen. Nicht als ob sie an Aufruhr gedacht hätten. Die Stimmung war auf unsern Missionsfeldern durchaus deutschfreundlich. Aber der Gedanke, mit auswärtigen Feinden sich messen zu können, ließ eine gewisse wilde Begeisterung aufflammen. Ein alter Baschamba in Gonja schwang wie einst seinen Araberfäbel und tanzte. Nur des noch ganz nomadischen und heidnischen Masai-Volkes war man nicht sicher. Die Familie Rother flüchtete, freilich nur für wenige Tage, von Gonja nach Mbaga, um sich dort in dem festen Hause nötigenfalls verbarrikadieren zu können. Unter den Europäern war die Stimmung anfangs sehr ernst. Man kannte den britischen Imperialismus und ahnte, daß derselbe sich die günstige Gelegenheit, das deutsche Gebiet, auf das er schon längst begehrliche Blicke geworfen, zu rauben, nicht leicht würde entgehen lassen. Zwar stand die Kongoakte dem entgegen. Aber schon in den ersten Tagen zeigte es sich, daß England — daselbe England, welches angeblich um der belgischen Neutralität willen den Krieg geführt hat — die Neutralität im äquatorialen Afrika zu verletzen kein Bedenken trug: am 8. August wurde Dar-es-Salam beschossen. Die Kolonie war aber für einen ersten Kampf in keiner Weise gerüstet. So stimmten manche für ihre kampflohe Übergabe.

„Andere dachten freilich anders und rüsteten sich in tiefem Ernst zum Kampfe. In Moschi wurde unmittelbar nach Kriegsausbruch von den Missionaren Guth und Eisenschmidt ein Abendmahlsgottesdienst gehalten, an dem sich sehr viele Europäer beteiligten. Die Männer eilten dann ganz wie in Deutschland zur Fahne. Auch die diensttauglichen Männer der Mission erhielten teilweise ihren Gestellungsbefehl, nicht nur die vier Bautechniker Horn, Leuschner, Knepper und Klöpfel, sondern auch ordinierte Missionare. Michel wurde zum Dienst mit der Waffe eingezogen, während Dannholz (der bald wieder entlassen wurde), Guth und Wärtzl sich freiwillig als Krankenwärter gemeldet hatten. Die Missionare im Paregebirge blieben, mit Aufgaben der Etappe betraut, auf ihren Stationen zurück.

„Nordöstlich von diesen Stationen läuft die Grenze gegen Britisch-

Ostafrika. Diese galt es zu schützen. Dazu wurden eingeborne Krieger aufgeboden, und die Missionare wurden mit der Organisation des Grenzschutzes beauftragt. Die Stationen boten insolgedessen einen recht kriegerischen Anblick. Jeden Morgen erschienen auf ein Trompetensignal 100 Maparenmänner, nach alter Weise mit Pfeil und Bogen bewaffnet. In den Bananenhainen versteckt loderten die Schmiedeseuer, an denen man aus altem Eisen Pfeilspitzen u. dgl. schmiedete. Es wurde auch ein Etappen dienst für Briefpost eingerichtet. Die Krieger hatten sich selbst zu beköstigen. Fehlte ein Mann ohne Grund, so hatte er als Buße eine Ziege zu entrichten, welche die andern verspeisten, was ihnen nicht übel fiel. Die Pflege des christlichen Lebens blieb, wie sie war. Am Sonntag lehnten die Aufgebodenen Speer und Bogen außen an die Kirchenmauer und gingen hinein zum Gottesdienst. So wurden die Missionsstationen zu militärischen Stützpunkten. Auch die erforderlichen Viehrequisitionen, bei welchen übrigens alles bar bezahlt wurde, wurden von dort aus vorgenommen, und die Missionarfrauen hatten alle Hände voll zu tun, um für die Truppen Würste zu stopfen. Diese militärische Hilfe der Missionsleute ließ sich nicht vermeiden, und wurde, da sie von der eigenen, rechtmäßigen Regierung begehrt wurde, ohne Bedenken mit Freuden geleistet. In dem schweren, der Kolonie aufgedrungenen Kampfe mußten schlechterdings alle Deutschen zusammenstehen. Man darf dies aber bei der Beurteilung des späteren Vorgehens der feindlichen Truppen gegen die deutschen Missionare allerdings nicht außer acht lassen.

„Der Norden der Kolonie stand zunächst bestimmt im Vordergrund des militärischen Interesses. Die erste größere Kampfhandlung war die ‚Schlacht bei Tanga‘ in den Tagen vom 2. bis zum 5. November 1914. Eine vierfach überlegene englische Armee wurde hier unter einem Verlust von etwa 1200 Mann zu schleunigem Rückzug gezwungen. Bei der Begräbnisfeier für die Gefallenen hat Missionar Guth in Gemeinschaft mit dem katholischen Pater Frank amtiert. Unser Bruder Leuschner erhielt in der Schlacht durch Bauchschuß eine so schwere Verwundung, daß er am dritten Tage darauf starb. Missionar Guth tröstete ihn in seinen Schmerzen und war auch bei ihm in seinem letzten Stündlein. Er half das Grab graben und legte ihn, ohne daß sich sonst jemand beteiligen konnte, hinein. Dies unser erstes Kriegergrab in Deutsch-Ostafrika ist das einzige geblieben.

„Es wurde Weihnachten. Das Dunkel des Heiligen Abends ist herniedergefunken. Das Missionskirchlein in Neumoschi steht einladend offen. Die Lichter im Innern spiegeln sich in den Augen vieler Kirchgänger. Das Kirchlein vermag ihre Zahl nicht zu fassen. Der mit der Schutztruppe gekommene Missionar Guth besteigt die Kanzel und zeugt von der Liebe Gottes, der uns seinen Sohn gab. Das Schlußlied verklingt, und die Kapelle leert sich. Da tritt ein stattlicher Offizier in Tropenuniform zum Prediger und drückt ihm dankbar die Hand. Es ist

General v. Lettow-Vorbeck, heute weltberühmt als heldenhafter Verteidiger der Kolonie. Er hat die Bemühungen, Gottes Wort den Kämpfern nahe zu bringen, allezeit nach Kräften unterstützt.

„Am Jahreschluß finden wir unsere Brüder auf britischem Boden in Taveta. Unter freiem Himmel hat man sich zum Silbestergottesdienst versammelt. Droben ziehen die Sterne still ihre Bahn. Und von der ruhelosen, blutbesleckten Erde richten sich die Augen der Menschen empor. Wieviel umschleicht doch das zur Küste gehende Jahr! Wieder ist es Missionar Guth, der den Empfindungen der Versammelten Ausdruck verleiht und Gottes Wort in ihre Herzen hineinspricht. Und nachher kommen die Kameraden mit dankerfülltem Herzen zu ihm, unter ihnen auch solche, die schon jahrelang keinem Gottesdienst mehr beigewohnt haben. Noch öfter fanden ähnliche Feiern statt. Das Oterhalleluja an den Gräbern der Gefallenen sowie der Weihnachtsgottesdienst 1915 zu Taveta haben sich der Erinnerung nicht minder eingeprägt. Der spätere Bewegungskrieg hat allerdings die Veranstaltung von Feldgottesdiensten leider kaum mehr gestattet.

„In den Missionshäusern spürte man den Krieg verhältnismäßig wenig. Der Geldmangel war noch nicht empfindlich, mancherlei Anleihen halfen über ihn hinweg, und auch an Nahrungsmitteln fehlte es nicht; das Nötigste lieferten Garten und Stall. Brotkorn wurde mehr als früher angebaut. Öfter hat allerdings der Rost die Ernte vernichtet. Aus verschiedenen Mehlsorten wurde Kriegsbrot gebacken. Zucker gab es nur selten und zu hohen Preisen. Als Ersatz konnte Honig dienen. Sehr sparsam mußte man mit Petroleum umgehen. Aber Wachs zur Herstellung von Kerzen lieferten die wilden Bienen in genügender Menge. Im biologischen Institut zu Umani wurde ausprobiert, aus dem dort angebauten Kakao Schokolade zu fabrizieren. Die ebenfalls dort hergestellten dicken Chinintabletten haben manchem Europäer das Leben gerettet. Empfindlicher war der Mangel an Kleidung. Die vorhandenen Vorräte an Stoffen und Leder waren bald verbraucht. Die an verschiedenen Orten eingerichteten Webereien konnten den Bedarf längst nicht befriedigen. So war man auf äußerste Sparsamkeit angewiesen. Die Eingebornen vertauschten das Stoffhemd vielfach wieder mit dem seit Jahren verschwundenen Fellschurz. Aber auch an Fellen war Mangel. Die Kinder liefen vielfach ganz nackt. Ebenso knapp war das Schuhzeug, so daß wie bei uns aus Stoffresten Kriegsschuhe gearbeitet wurden. Münzen wurden aus Kupfer- und Messingdraht geprägt oder durch Papiergeld ersetzt. Die Goldmine in Sekenke lieferte 15-Rupienstücke von erstaunlich guter Prägung, die indessen nicht in den eigentlichen Verkehr kamen und später vielfach zum zehnfachen Preise für Sammlerzwecke angekauft wurden. Geistige Nahrung brachte die Zeitung. Nachdem die Funkenstation in Dar-es-Salam, um den Engländern zuvorzukommen, von deutscher Hand zerstört worden war, gelang es, mit sehr primitiven Hilfsmitteln eine neue in Tabora zu

errichten. Diese hat bis weit ins Jahr 1916 hinein die drahtlosen Telegramme von Nauen bei Berlin aufgefangen. So lasen unsere Geschwister in der „Usambarapost“, die täglich ins Haus kam, den deutschen Heeresbericht so gut wie wir, und die deutschen Siege trugen sehr zur Hebung der Stimmung bei. Allein diese Nachrichten waren immerhin dürftig, und über das, was die Herzen am meisten bewegte, über das Ergehen der Lieben in der Heimat, enthielten sie nichts. Briefe und Karten fanden ihren Weg über das Weltmeer in die blockierte Kolonie nur äußerst selten. Um so größer war allerdings die Freude, wenn der schwarze Postbote mit strahlendem Gesicht einmal einen Gruß aus der fernern Heimat brachte. Doch nur wenige erlebten diese Freude, und auch sie mußten dann wieder lange warten. Nur eins konnte helfen: Geduld. Unsere Geschwister haben sie reichlich lernen müssen. Gottes Wort und Gebet halfen ihnen dazu, daneben auch die heilsame Ableitung der Arbeit. Am Abend vertiefte man sich wohl auch in die Schätze der Hausbibliothek. Wie anheimelnd, wenn uns erzählt wird, daß man in einem abgelegenen Missionshause beim traulichen Schein der Lampe löhles Leben las!

„Die Missionstätigkeit ging unterdessen fast ungehindert weiter. Es wurde wie gewöhnlich gepredigt, unterrichtet und getauft. Die Empfänglichkeit hatte freilich gelitten. Kirchen- und Schulbesuch waren geringer als sonst. In Schira und Usangi setzte der Schulbesuch schon 1915 völlig aus. Man sagte, die Jungen und Mädchen hätten anderes zu tun, als zu lernen. Missionar Mauer mußte die wenigen Kostschüler auf eigene Kosten unterhalten. Auf das Ganze gesehen aber, war die Stimmung zuversichtlich. Die Gemeinden vergalteten die Liebe, die sie erfahren hatten, reichlich. Die kleine, nur etwa 300 Seelen zählende Gemeinde Schigatini z. B. steuerte zu einer Ende 1915 vom Kirchenrat ausgeschriebenen Kollekte für die Mission 212 Rupien bei. Leider wurde diese verhältnismäßig günstige Lage bald durch den Einmarsch der Feinde gestört.“

Über die äußeren Schicksale der Missionen in Afrika nach der englischen Invasion wird also berichtet: „Die Engländer sind ein zähes Volk. Das Mißlingen des ersten Stoßes war für sie nur ein Grund, den Angriff mit größerem Nachdruck zu wiederholen. Der Eintritt Portugals in den Krieg kam ihnen dabei sehr zustatten. Wie ein edles Bild wurde die ganze Kolonie umstellt und von sechs Seiten aus angegriffen. Der Hauptstoß richtete sich gegen das Kilimandjarogebiet. Von der britischen Ugandabahn aus wurde eine Seitenstrecke gegen das deutsche Gebiet vorgetrieben, auf welcher die modernsten Kriegsmittel in unbegrenzter Anzahl herangeschafft werden konnten. Unserer Schutztruppe stand eine mindestens sechzehnfache Übermacht gegenüber. Im März 1916 gelang es dem Führer der feindlichen Truppen, dem Burengeneral Smuts, durch einen großangelegten, den Berg von zwei Seiten her umfassenden Angriff nach einem mörderischen Kampf in den Kitowobergen sich des Kilimandjarogebietes zu bemächtigen.“

„Der erste Platz, der besetzt wurde, war unsere Station Mamba. Es war am Sonntag Invocavit, den 12. März. Nach dem Morgengottesdienst erschien auf dem Hügel, der die fünf Jahre zuvor eingeweihte Steinkirche trägt, ein Reitertrupp, dem am Abend ein Regiment und eine Batterie folgten. Missionar Raum begrüßte den Befehlshaber und erhielt von ihm die Zusicherung, daß die Bewohner der Landschaft, weiße und schwarze, für ihre Person und ihre Habe nichts zu fürchten hätten. Am 13. März fiel Moschi, der Sitz des kaiserlichen Bezirksamts, bald darauf Aruscha am Meru, und als im Mai das Paregebirge besetzt wurde, war unser ganzes Missionsgebiet mit Ausnahme der weitab gelegenen Station Kuruma in Feindeshand.

„Beim Anrücken der Feinde hatten die deutschen Behörden den Weißen empfohlen, sich mit der kämpfenden Truppe zurückzuziehen. Der Missionsrat stellte die Befolgung dieses Rates dem Ermessen der einzelnen Familien anheim. Nur drei Familien beschloßen, ihm zeitweilig nachzukommen. Die übrigen blieben im Vertrauen auf Gottes Schutz auf ihrem Posten. Die Zukunft hat gezeigt, daß sie daran völlig recht getan haben. Niemandem wurde ein Haar gekrümmt. Keine Missionsstation wurde beschädigt. Es gelang, die Eingebornen, welche anfangs in den Urwald und in ihre unterirdischen Zufluchtsstätten hatten fliehen wollen, zu beruhigen und so die Gemeinden zusammenzubalten. Auch konnten die Missionsstationen mehrfach als Sammelplätze für gefährdete europäische Familien dienen. Die Station Moaranga beherbergte zeitweilig fünfzig bis sechzig Personen, welche teilweise in Zelten wohnten. In jeder Hinsicht war also die Anwesenheit der Missionare von großem Segen.

„Der gefürchteten Internierung sind die Geschwister zunächst entgangen. Mehr als einmal war allerdings die Lage sehr kritisch. Einmal waren die Missionsleute von Moschi auf Befehl nach Neumoschi, dem Endpunkt der Steppenbahn, gekommen, um von dort ins Konzentrationslager zu wandern. In jener Zeit kam gerade General Smuts dorthin und sprach dem ihm untergebenen übereifrigen Offizier seine Mißbilligung aus: ‚Ich führe doch nicht mit Missionaren Krieg.‘ Die Unsrigen waren schon nach drei Tagen gerettet. Später kommandierte in Moschi Sir Morrison, ein aus dem indischen Dienst hervorgegangener, ebenfalls missionsfreundlicher Beamter. Er erklärte, die Missionsleute nur so lange vor der Internierung bewahren zu können, als pekuniär für sie gesorgt sei. Ebendamals waren die Geldmittel sehr knapp. Doch durch den amerikanischen Konsul erfuhren die amerikanischen Lutheraner von der drohenden Gefahr und wiesen sogleich telegraphisch eine größere Geldsumme an. Wieder ein andermal scheiterte die Wegführung an dem Mangel an Zelten und Transportmitteln. Die Missionare sollten ihren Gemeinden erhalten bleiben.

„Nicht alle waren freilich so glücklich. Der Abtransport des Seniors Fuchs von Schigatini nach Indien ist bereits erwähnt worden. Vielleicht ist der Mißbrauch eines Eingebornen mit einem von ihm aus-

gestellten 'Begezettel' daran schuld gewesen. Eine entscheidende Wendung trat im April 1917 ein. Die Kommandanten in Wilhelmstal und Aruscha waren nicht so missionsfreundlich oder nicht so mutig wie der von Moschi. Außer Missionar Blumer in Aruscha, welcher als Walte verschont blieb, kamen damals aus jenen Bezirken sämtliche Männer unter fünf und vierzig ins camp; Schachschneider von Moaranga, Dannholz von Mbaga, Kother von Gonja; gleichzeitig Everth von Nuruma. Selbst Frau Kother mußte mit den Kindern ihrem Gatten nach Tanga folgen. In elenden Kriegsschuhen marschierte sie, vielfach von Elefanten beunruhigt, 60 Kilometer durch die Steppe bis zur Bahnstation Buito. In der Hafenstadt angekommen, durfte sie ihren Mann hinter dem doppelten Stacheldrahtzaun, später auch im Hotel wiedersehen. Die Behandlung der Frauen war anständig, die der Männer kriegsmäßig, was jedoch meist mit Humor ertragen wurde. Später fuhr die Männer zu Schiff ab, niemand wußte wohin. Frau Kother durfte auch dann nicht ins Paregebirge zurückkehren, sondern mußte den Rest ihres afrikanischen Aufenthalts in Milalo, einer Viefelder Station in Usambara, verleben, wo für sie und ihre Kinder gut gesorgt wurde.

„Auch für die andern Familien war die Zeit wirklich nicht leicht. Sie waren auf ihre nächste Umgebung beschränkt, sozusagen in ihren eigenen Häusern interniert. Es war schon etwas Besonderes, wenn man sich einmal gegenseitig besuchen oder mit andern Weißen zum Gottesdienst versammeln konnte. Wie ein hängender Felsblock schwebte dauernd die Möglichkeit der Gefangennahme über ihnen. Eine herzleidende Missionarsfrau schrieb in jenen Tagen: „Ich nähe, nähe, nähe, um für alle Fälle gerüstet zu sein.“ Das wirtschaftliche Leben lag je länger, desto mehr danieder. Die Engländer nahmen den Eingebornen das Vieh einfach weg. Sie kauften dagegen nichts. Die überflüssigen Feigenbananen wurden als Liebesgabe nach Tanga gesandt, weil man sie sonst nicht los werden konnte. Das deutsche Geld, das Kriegsgeld zumal, verlor viel von seinem Wert. Dem stellvertretenden Senior kaum hat der Geldmangel manchen mühevollen Weg und manche schlaflose Nacht verursacht. Zeitweilig konnten mehrköpfige Missionarsfamilien überhaupt keinen Monatsgehalt bekommen, später nur sehr bescheidene Beträge. Sie halfen sich durch den Verkauf von Wäschestücken an die Eingebornen. Für ein Bettuch wurden bis zu 60 Rupien gezahlt. Trotzdem sind die Missionshäuser vor ernster Not bewahrt geblieben. Die englische Regierung zahlte gewisse Unterstützungen, die natürlich später deutscherseits erstattet werden müssen, aber doch eine Hilfe bedeuteten. Auch die Eingebornen halfen durch Geldsammlungen und Darlehen, und von Leipzig kamen wieder die ersten Zahlungen. Die Lebensmittel waren verhältnismäßig billig. Es klingt uns fast märchenhaft, daß man den Preis von 4 Heller für ein Ei als teuer empfand, und daß eine Flasche Milch nur 6 Heller kostete. Das Notwendigste lieferte die eigene Wirtschaft. Der Bedapparat war immer

gefüllt. Am 1. Ostertag 1917, als der Internierungsbefehl eintraf, saß man im Missionshause zu Gonja eben bei Schweinebraten und grünen Klößen. Der Leib hungerte nicht, aber die Seele hungerte, hungerte nach einer Zeile aus der fernen Heimat. Die Engländer hatten, um die aus militärischen Gründen notwendige Absperrung Belgiens zu vergelten, die Kolonie wieder von jeglichem Postverkehr ausgeschlossen. Manche Eltern haben infolgedessen in den fünf Kriegsjahren von ihren Kindern in Deutschland kaum ein einziges Mal gehört. Wieviel Freude unter diesen Umständen die aus dem Missionshaus geschickten Sammelberichte und die ihnen beigelegten Bilder erweckten, läßt sich denken!

„Unterdessen nahmen die Kriegseignisse ihren weiteren Fortgang. Die kleine Schutztruppe brachte dem zehnfach überlegenen Feind zwar noch manche Niederlage bei, wurde aber doch mehr und mehr zurückgedrängt, bis seit Dezember 1917 zeitweilig ganz Deutsch-Ostafrika in Feindeshand war. Dieser unvergleichlich heldenhafte Kampf kann hier nicht im einzelnen geschildert werden. Die feindliche Invasion hatte zur Folge, daß noch drei weitere Missionare, Thiele, Mauer und Stelzner, sich als Krankenpfleger der Schutztruppe angeschlossen, so daß im ganzen neun Glieder unserer Mission an dem weiteren Kampfe beteiligt gewesen sind. Sie haben bis zu ihrer Gefangennahme alle Strapazen und Entbehrungen des Kolonialkrieges geteilt. In ihren Erlebnissen, die erst teilweise bekannt geworden sind, spiegelt sich die ganze wilde Romantik dieses Kleinkrieges wider. Missionar Stelzner wurde der Verpflegungslinie zugewiesen und hatte vor allem den Viehankauf zu besorgen. Später durchquerte er ganz Deutsch-Ostafrika. Besonders wechselvoll war das Geschick von Missionar Wärthl. Seit seinem ersten Gefecht im November 1914 wurde er viel hin und her geworfen. Er sah den Nordwesten der Kolonie und suchte an den Nilquellen. Endlose Märsche, auf denen er manchem Kameraden das Sterben in der Wildnis erleichtern durfte, führten ihn durch weite, wasserlose Steppen und trostlose Sümpfe. Er galt längere Zeit für verschollen, bis er gefangengenommen wurde. Missionar Guth lag Weihnachten 1916 südlich vom Rufidjifluß im Schützengraben. Nur vier Europäer waren in der Kompanie, alle andern in Lazaretten. Da war keine Feier und kein Baum möglich. Im Mondschein saßen sie auf einem Baumstamm und gedachten der fernen deutschen Heimat. Guth erkrankte im Januar 1917, nachdem er viele Anstrengungen und Gefechte gesund überstanden hatte, an Dysenterie, die bei der knappen und unzureichenden Verpflegung nicht weichen wollte. Monatelang lebte er ausschließlich von Mtamabrei. Im April wurde er als Parlamentär in die feindliche Stellung geschickt. Auf dem Wege hatte er stundenlang durch Wasser zu waten und zog sich dadurch aufs neue Dysenterie und Rheumatismus zu. Von Mai bis August lag er in Lazaretten, erholte sich aber im November wieder so weit, daß er ins

portugiesische Gebiet mitgehen konnte. Als sich dann aber wieder Dysenterie, Gelenkentzündung und Herzbeschwerden einstellten, mußte er Ende des Monats übergeben werden. Weihnachten 1917 lag er allein in seinen Schmerzen. Ein Jahr später predigte er in der Halle des Gefangenenlagers zu Maadi vor etwa 500 Kameraden beim Lichterglanz des Baumes.

„Besonders plastisch hat auch Architekt Horn im Telegrammstil zwei Weihnachtsfeiern (1914 und 1916) geschildert, in denen der Umschwung der Kriegslage deutlich hervortritt. Wir lassen ihn selber reden: „Westlich vom Kilimandjaro in der Steppe ungewohntes Leben. Zelte, Grasshütten, Pferdegewieher; Eingeborne eilen geschäftig hin und her. Offenbar bessere Stimmung im Kriegslager. Es ist Weihnacht. Alles fröhlich und zuversichtlich. Hier und da grüne Federn als Christbäume, in einzelnen Hütten geschmückt. Aus den Hütten strahlt Lichterglanz in die pechschwarze Nacht. Reittiere spizen Ohren, Raubtiere der Steppe schweigen, weil deutsche Weihnachtslieder aus rauher Kriegerkehle durch die Nacht ertönen. Liebe hinter der Front half fest verschönern. Man gedenkt der Treuen, die bis zuletzt ihre Pflicht erfüllten. Endlich werden die Schlafstätten aufgesucht. Doch in der Stille ziehen vieler Gedanken heimwärts. Die Erinnerung an frühere Zeiten wird wach: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ „Gelobet seist du, Jesus Christ!“ Zwei Jahre später. „Einsamer Flußposten — ein Europäer und Eingeborne. Er hat am Tage zuvor wilden Bienenstod ausgenommen. Nun wird Wachs geschmolzen, dünne Kerzen zu ziehen. Nachmittags sucht er grünen Zweig. Bescheidenstes Abendessen. Dann kommt Zweig auf den Tisch, mit Dornen werden Kerzen befestigt und Fasern von weißem Stoff über den Zweig verteilt. Bei einbrechender Dunkelheit flammen auch hier Kerzen auf. Zweistimmig aus zwei Kehlen — deutsch und kischagga — tönen deutsche Weihnachtslieder durch afrikanische Urwaldnacht: „Stille Nacht, heilige Nacht“ — „Vom Himmel hoch“. Europäer und christlicher Boh stehen unter dem Weihnachtsbaum. Einige Heiden schauen zu und hören die Weihnachtsbotschaft mit an. Vorhandene Ledereien — Landesprodukte und Tabak — werden verteilt. Tropischer Wolkenbruch, Gewitterregen auf's Strohdach. Aber darunter sind wir geborgen. So ist's auch mit den Menschen. Außen trübe, innen licht. Langsam verlöschen die Kerzen. Der Europäer ist allein: Heimat, liebe Heimat!“

Die inneren Folgen der Besetzung der deutschen Missionsgebiete in Afrika durch die Engländer betreffend läßt sich Späke weiter also vernehmen: „Die Besetzung des Landes hat hier, obwohl sie im ganzen gnädig vorüberging, doch tief eingegriffen. Als die Feinde kamen, hatte die Arbeit von dreiundzwanzig Jahren zur Gewinnung von etwa 4000 Christen geführt. Diese lebten zerstreut in einer wohl christlich beeinflussten, aber noch keineswegs christianisierten Bevölkerung von gegen

100.000 Köpfen. Es versteht sich von selbst, daß in einer so unfertigen Arbeit jede Minderung des europäischen Einflusses sich auf das empfindlichste fühlbar machen mußte. Nun können wir zwar nicht genug dafür danken, daß auch nach der feindlichen Invasion von 15 Stationen nicht weniger als 10 mit Missionaren, 4 von diesen außerdem mit Schwestern besetzt geblieben sind. Allein völlig verwaist waren gerade die jüngsten Stationen, welche die Arbeit des Missionars noch am notwendigsten brauchten, die Südpolestationen Mbaga, Gonja und Budee, außerdem Ruruma im fernen Tramba. Dazu waren auf den übrigen Stationen die Missionare durch das Verbot, sich ohne besondere Erlaubnis weiter als eine englische Meile von ihrer Wohnung zu entfernen, in der Arbeit aufs äußerste beschränkt. Das mußte notwendig Gefahr bedeuten, zumal die Mission auf unserm Arbeitsfelde in einem schweren Zweifrontenkrieg steht, gegen das Heidentum und gegen den Islam. Das Wiederaufleben des Heidentums ist eine Erscheinung, die man während des Krieges auf fast allen Missionsfeldern der Erde beobachtet hat. Für uns trat sie besonders im ‚wilden‘ Westen hervor, in Schira, Moaranga und Aruscha. Aber auch sonst machte sich vielfach Lauheit und Zurückhaltung gegenüber dem Christentum und Hinneigung zum Alten bemerkbar. Besonders machten die Häuptlinge, nie große Freunde der Mission, ihren Einfluß in dieser Richtung geltend. Leider gilt dies auch von dem ersten und bisher einzigen getauften Häuptling am Kiliman-djaro, dem jungen Sakvera-Jatobo in Schira. Einst wohl aus wirklicher Überzeugung im Gegensatz zu seiner Umgebung Christ geworden, machte er den Missionaren schon vor dem Kriege durch seine heidnischen Neigungen Kummer und Sorge. Jetzt hat sich an ihm vollends das ernste Wort des Herrn erfüllt: „Zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab.“ Besonders schmerzlich ist es, daß unter den Abgefallenen auch ein Lehrer war. Eine Einwirkung auf die Heiden war kaum mehr möglich. Sie hielten sich vom Verkehr mit den Missionaren scheu zurück, kamen auch nicht zum Gottesdienst. Selbst die Christen wagten vielfach nur in der Morgen- und Abenddämmerung das Missionsgehöft aufzusuchen. Im Paregebirge benutzte der Islam die Gelegenheit, sich längs der Usambarabahn in das Innere gegen die jungen Christengemeinden vorzuschieben. Es wurde das Gerücht verbreitet, die Engländer seien Rohamedaner und würden alle Andersgesinnten schonungslos niedermeßeln. Infolgedessen traten die Heiden in Scharen über. Eine halbe Stunde „Unterricht“ genügte, um den Religionswechsel vorzubereiten.

„Daß es unter diesen Umständen vielerorts zum Abbröckeln und zum Abfall gekommen ist, wird niemanden wundernehmen. In Schigatini waren nach Senior Fuchs' Abführung alle Bande der Ordnung gelöst. Die Ältesten erklärten, ihr Amt nicht länger führen zu können — zugleich ein Beweis ihres Verantwortlichkeitsgefühls. über die Zahl der Abgefallenen fehlen die Meldungen. Dagegen lassen die Zahlen der Kirchenbesucher und der Schüler den Rückgang deutlich erkennen. Unsere

Kirchen und Predigtplätze wurden vor dem Kriege allsonntäglich durchschnittlich von 9481 Personen besucht, 1917 waren es nur noch 4787. Die Schülerzahl betrug 1913: 8583; 1917 nur noch 3749. An diesem Rückgang sind wenigstens vorübergehend die älteren, vollbesetzten Stationen scheinbar fast ebenso stark beteiligt gewesen wie die jüngeren, und Gottesdienst und Schulbesuch bieten keinesweg überall daselbe Bild. Ein Beispiel gleichmäßiger Entwicklung bietet Namba. Starke Rückgang zeigen die Zahlen für Madschame und Moschi, noch mehr für Schigatini und Mbaga. In Budee und Gonja ist, soweit bekannt, bei starkem Rückgang des Gottesdienstbesuchs die Schülerzahl sich annähernd gleich geblieben. Das Jahr 1917 zeigt dem Vorjahre gegenüber hier und da eine kleine Aufwärtsbewegung, was vielleicht mit der größeren räumlichen und zeitlichen Entfernung der kriegerischen Ereignisse zusammenhängt. Zum Teil haben jedenfalls äußere Gründe in dem einen oder andern Sinne mitgewirkt. Abendmahlsfeiern konnten z. B. vielfach nicht gehalten werden, weil es an Wein fehlte, der in unserm Gebiet der langen, kühlen Nächte wegen nicht gedeiht. In den Schulen fehlte es an Materialien, nicht nur an Violinsaiten, sondern vor allem auch an Schreibheften und Schiefertafeln. Griffel bekam man kaum mehr zu Gesicht. Aber auch die größere oder geringere innere Empfänglichkeit der christlichen und heidnischen Bevölkerung spiegelt sich in den Zahlen wider.

„Trotz aller Schwierigkeiten konnte jedoch die Mission in zäher Defensiv im großen und ganzen ihre Stellung halten. Die Richtung bedeutete auch Stagnation. Wenn das Christentum auf den älteren Stationen nachgerade zu einer Art Modesache zu werden drohte, so ist diese Gefahr durch den Krieg wesentlich vermindert. Die bloßen Mitläufer hat er zurückschreckt, hat aber auch viel Treue ans Licht gebracht. In erster Linie gilt dies für die eingebornen Lehrer, die treuen Helfer der Missionare. Ihrer Zahl hat der Krieg fast nichts anhaben können, obwohl die Lehrgehilfenschule in Marangu mit Ausnahme der wenigen Monate von Mai 1915 bis zur großen feindlichen Offensive dauernd geschlossen gewesen ist, so daß jeder Zugang an Lehrern fehlte. Die vorhandenen Lehrer haben bei einem mehr als bescheidenen Kriegsgelohn (2 bis 4 Rupien im Monat) treulich nicht nur ihre Pflicht getan, sondern vermehrte Arbeitslast getragen. Sie bildeten fast das einzige Verbindungsglied zwischen dem Missionar und den Außenplätzen, die er nicht besuchen durfte! Missionar Gutmann in Moschi z. B. pflegte jeden Freitag seine Lehrer um sich zu sammeln, um sie auf die Sonntagspredigt vorzubereiten. So konnte bestimmt noch im Sommer 1918 im Bezirk Moschi allsonntäglich auf neun verschiedenen Plätzen gepredigt werden. Wenn das geistliche Leben nicht zum Stillstand kam, so war dies, menschlich geredet, vor allem das Verdienst der schwarzen Lehrer. Unter ihnen sind manche hervorragend tüchtige Männer, wie Johane, einer der vier Erstlinge, die 1898 in Moschi getauft wurden, oder Ruben, der schon vor dem Kriege selbständig eine Außenstation ver-

waltete oder Josefus von Masama. Dem Tswana in Budee, einer der völlig verwaisten Stationen, rühmte sein Missionar eine große Begabung für die Heidenpredigt nach. „Seine wohlertwogenen Worte sprudeln wie ein frischer Gebirgsbach aus seinem Herzen hervor. Er handelt und ringt mit dem einzelnen Zuhörer, daß dieser sich einfach dem Strom solchen Lebens ergeben muß. Selbst die alten, eingefleischten, stumpfen Heiden hängen an seinem Auge und Mund, wenn er unter lebhaften Gesten zu ihnen redet.“ Im Unterricht finden sich wenigstens Ansätze zu pädagogischer Methode.

„Unter der Hut solcher Männer waren die Gemeinden wohl aufgehoben. Sie sind denn, auf das Ganze gesehen, auch treu bei der Fahne Jesu geblieben. Welchen Eindruck der Kampf zwischen den Weißen auf sie gemacht hat, ward uns nicht berichtet. Vielleicht darf man daraus schließen, daß dieser Eindruck nicht besonders tiefgehend gewesen ist. Der Kriegsbrand ist schnell über unser Missionsfeld hinweggebraust. Eigentliche Kämpfe haben dort nicht stattgefunden, und die zerstörenden Wirkungen, von welchen solche im Zeitalter der modernen Feuerwaffen begleitet zu sein pflegen, haben die meisten Gemeindeglieder daher nicht aus unmittelbarer Nähe kennen gelernt. Einen gewissen Maßstab für das innere Leben heidenschristlicher Gemeinden bilden immer, besonders aber bei einem Naturvolke und in kritischen Zeiten, die persönliche Anhänglichkeit an die Missionare und die Opferwilligkeit. Es hat in dieser Hinsicht an mancherlei köstlichen Erfahrungen nicht gefehlt. Im wilden Schira war es, wo die eingebornen Christen das leerstehende Missionshaus mit ihren Leibern gegen die Zerstörungslust ihrer heidnischen Landsleute deckten. Ähnliches ist auch sonst vorgekommen, z. B. in Masama. Als Frau Dannholz und Frau Mothel in Malo weilten, kamen die eingebornen Christen von den verlassenen Stationen Mbaga und Gonja zwei Tagereisen weit durch die Steppe und über das Gebirge hergewandert, um ihre geliebten Missionarsfrauen wiederzusehen. Ganz rührend war es, wie sie beim Abschied sagten: „Wenn du nur gehst, weil die Engländer kein Geld mehr geben, so komm zu uns — meine Kühe sind auch deine Kühe.“ Am Kilimandjaro sammelten die Christen von ihrem kargen Verdienst Geld, um den Fortbestand der Mission zu sichern. Die Heiden wollten sich auch daran beteiligen. Aber jene wiesen dies Anerbieten ab. Sie wollten allein für ihre Missionare sorgen. Missionar Gutmann hatte von einem Eingebornen nach und nach gegen 1000 Rupien geliehen bekommen. Der Kapitalbesitz der Gemeindefassen ist während des Krieges von 4047 Rupien auf 10,209 Rupien, also um etwa 150% gestiegen. Daß die Christen auch im Leben unter schwierigen Verhältnissen ihren Mann zu stehen wußten, bewiesen die christlichen Boys, welche Missionar Guth beim Rückzug der Schutztruppe mitnahm. Sie haben ihn auf den ganzen Marschen von Tabetata bis jenseits des Rovuma treulich begleitet, waren in Krankheit seine zuverlässigen Pfleger, haben alle Gefahren in rührender Weise mit durchlebt und nie versagt. Auch

hörte er sie oft des Abends am Lagerfeuer mit andern Jungen über Religion sprechen und ihnen von Jesu erzählen. Ihre Lieder sangen sie überall unermüdet, und wenn sie fern von der Heimat Christen vom Kilimandjaro trafen, war ihre Freude groß. Auch andere Missionare wurden um ihrer christlichen Burschen willen von den Pflanzern beneidet. Missionar Michel rühmt vom Kriegsgefangenenlager aus den Parelehrer Muzo und seinen Stationszimmermann Endeni, die ihn freiwillig ins Feld begleiteten und jahrelang alle Strapazen des Krieges mit ihm teilten.

„So kann von einer erfolgreichen Defensivmission der Mission auch nach der feindlichen Invasion gesprochen werden. Dies wäre allein in einer so kritischen Zeit schon etwas Großes. Daneben aber hat es auch nicht ganz an der Offensive gegen die Bollwerke des Heidentums gefehlt. Wie ein Symbol derselben mutet die im unruhigen Uruscha entstandene schöne Backsteinkirche mit Bananenrindendach und Turmhelm aus Wellblech an. Wichtiger als der Bau von Kirchengebäuden ist es freilich, daß Bausteine zum geistlichen Tempel des Herrn hinzugetan werden. Unsere Missionare haben zumeist aus naheliegenden Gründen während der Kriegszeit bei der Aufnahme in die Gemeinde ganz besondere Vorsicht obwalten lassen. Trotzdem konnten sie von mancher Heidentaufe und manchem schönen Tauffest berichten. In Kuruma, unserer jüngsten, erst 1911 gegründeten Station ist es, nachdem dort Weihnachten 1915 die Erstlinge getauft waren, zu einer förmlichen Bewegung zum Christentum hin gekommen, die allerdings später bedenkliche Formen annahm und, seitdem die Station ganz verwaist ist, den zermürbenden Einflüssen der heidnischen Umgebung vermutlich nicht widerstanden hat. Erfreulicher ist das Bild auf den älteren Stationen. Am weitesten fortgeschritten ist die Christianisierung in Moschi. Hier sind 1916 noch 161 und 1917 noch 88 Heiden getauft worden. Sommer 1918 standen 100 Taufbewerber im Unterricht. Aber auch die andern Stationen zeigen erfreulichen Zuwachs, z. B. Madschame (15+42), Mamba (86+58) und Mwiwa (37+30), im Paregebirge besonders Schigatini (1916: 54, 1917 nach dem Abtransport von Senior Fuchs 0). Im ganzen ist die Seelenzahl unserer Christen, soweit sie bekannt ist, von 3663 im Jahre 1913 auf 5119 im Jahre 1917 gestiegen, wobei zu berücksichtigen ist, daß in dieser letzteren Zahl die etwa 300 Christen auf den verwaisten Südpastationen nicht mit enthalten sind.

„Das Auge liest über solche Zahlen leicht hinweg. Nur der ermißt ihre Bedeutung, der sich klar gemacht hat, welche Abgründe von Elend und Sünde und andererseits welche Höhen der Gnade und Freiheit hinter ihnen stehen. Dem Schreiber dieser Zeilen fällt dabei immer jene alte Christin ein, die wohl heute noch in Wudee lebt. Sie ist etwa 55 Jahre alt. Bis vor fünf Jahren war ihr Leben licht- und freudeleer. Als sie noch Kind war, wurden ihr Vater und zwei ältere Brüder durch einen Landfremden, der Häuptling geworden war, umgebracht. Später

wurde sie gewaltsam gegriffen und naheinander zwei Kriegsgefangenen zur Frau gegeben. Nach deren Tode wurde sie nach Landesfite wie eine tote Ware vererbt, bis sie nach und nach sieben Männern zur Frau gegeben worden war. Sie hat zehn Kinder geboren, vier Mädchen und sechs Knaben. Diese sind bis auf zwei alle tot, meist infolge unvernünftiger Ernährung gestorben. Nur ein Mädchen wurde unmittelbar nach der Geburt vor den Augen der Mutter getötet, indem zwei alte Frauen einen mit Wasser gefüllten Topfscherben dem Neugeborenen so lange in den Mund drückten, bis es starb. Es war ein *ndeni bibi* gewesen, das heißt, ein Kind, welches geboren wird, ehe das nächstältere Kind derselben Mutter die ersten Zähne bekommen hat. Zuletzt wurde von ihren beiden überlebenden Söhnen der eine krank, und sie brachte ihn dem Missionar zur ärztlichen Behandlung. Wir wundern uns nicht, daß ihr Antlitz einen müden Ausdruck zeigte. Aber als ihr Sohn genas, als sie sich dann mit ihren beiden letzten Kindern zum Taufunterricht meldete und all die schönen Geschichten vom Heiland der Armen und Sünder hörte, hellte sich das müde Antlitz zusehends auf. Mit ihrem zweiten Sohne zusammen wurde sie getauft. Dieser ließ sich *Naknome* nennen, das heißt: ‚Ich habe zu dir gebetet.‘ Sie selbst wählte sich den Namen *Nitainwa*, zu deutsch: ‚Ich habe doch nur erhalten‘, nämlich die Gotteskindschaft als Gnadengeschenk. Und sie wurde eine besonders fröhliche und fleißige Christin. Den jungverheirateten christlichen Paaren wurde sie eine hilfreiche Mutter. Es gab in den Christenhäusern kein frohes oder trauriges Ereignis, ohne daß man ihre Anwesenheit oder Teilnahme gesucht hätte. Oder ich denke an jenen alten Zauberer, den Vater des Lehrers *Tubana*, der freudestrahlend zum Missionar kam und sagte: ‚Herr, ich will in die Geschichten Gottes gehen; ich lege dir alle meine Arzneien und Wahrsagegegenstände zu Füßen; ich will alles tun, was du sagen wirst.‘ Nur wegen des Biertrinkens hatte er noch Bedenken, die aber vom Missionar zerstreut wurden. Drei einfluß- und ertragreiche Ämter gab er auf, das eines Dorfschulzen, Wahrsagers und Arztes. Und dann saß der vom Alter gebeugte, ergaute und an Lebenserfahrung reiche Mann inmitten der meist jugendlichen Tauffchüler. Eine berede Sprache reden die Namen der Heiden und Christen. Die ersteren spiegeln die Seelenstimmung der Eltern, besonders der Mütter, bei wichtigen Anlässen wider. Die letzteren sind von den Täuflingen gewählt. Vor der Taufe Namen wie diese: *Mbewuliso* — ich wurde mit Unglück geweidet, *Mdekutia* — ich habe geschwiegen, *Mdeljatukiva* — ich habe Unglück gegessen, *Mdeljarniso* — ich wurde hin und her gestoßen, *Mamsuo* — die Gebäfte usw.; nach der Taufe: *Opfert*, *Preisest*, *Wir sind dein*, *Ich bin gebracht worden*, *Heute bin ich gekommen*, *Heute komm du zu mir* usw. Ob nicht von den Kriegstäuflingen manche eine ähnliche äußere und innere Geschichte hinter sich haben, wie jene Frau und jener Zauberer sie hinter sich hatten, wie diese Namen sie erzählen? Jedenfalls gehören die Tauffeste zu den schönsten Tagen im Leben unserer

Gemeinden. Da kommen die Gäste von weither, und die Kirchen sind gefüllt bis auf den letzten Platz. Wenn die Täuflinge in festlichem Zuge zur geschmückten Kirche ziehen, leuchten ihre blendend weißen Gewänder im Tropensonnenschein hell auf, ein Abbild der ihnen nun zuteil werdenden Reinheit und Gerechtigkeit. Der Gesang braust kräftiger als sonst dahin, und die Aufmerksamkeit erlahmt nicht bis zum Schluß. Am Nachmittag sieht man kleine Christenhäuflein durch die Landschaft ziehen. Wo einer der Neugetauften wohnt, machen sie an dem bekränzten Hoftor halt, und geistliche Lieder klingen durch die festliche Stille. Solch köstliche Tauffeste mitten unter Kriegswirren! Lichtstrahlen auf dem Leidenswege der Mission!

„Neben der Offensive des gepredigten Wortes übt die Mission die Offensive der werktätigen Liebe. Auch sie ist auf unserm Arbeitsfeld trotz der feindlichen Invasión nicht zum Stillstand gekommen. Zwar die Tätigkeit unserer vier in Afrika weilenden Schwestern ist während des Krieges und auch nach dem feindlichen Einmarsch mehr noch als bisher auch den Weißen zugute gekommen. Besonders als Geburtshelferinnen konnten die Schwestern manchen erwünschten Dienst leisten. Eine Zeitlang bestand auf der Missionsstation Moschi ein Wöchnerinnenheim für Europäerinnen. Frau Missionar Michel hat zwei Jahre lang dem Roten Kreuz angehört. Schwester Friederike hat wohl die Hälfte der Kriegszeit im Regierungs-Krankenhaus zu Aruscha gedient, erst unter der deutschen, später unter englischer Verwaltung. Neben den Weißen wurden aber auch die Schwarzen nicht vergessen. Auch ihre Kranken sind gepflegt und auch ihre Wunden sind verbunden worden. Dabei war allerdings der immer größer werdende Mangel an Arzneien und Verbandstoffen hinderlich. Der Plan, mit Hilfe englischer Vermittelung neuen Vorrat hinzusenden, wozu der Leipziger Verein für ärztliche Mission die Mittel schon bereitgestellt hatte, wurde durch das deutsche Ausfuhrverbot für Medikamente und das Verbot für Zahlungen nach dem feindlichen Ausland vereitelt. So mußten unsere Schwestern handeln nach dem Sprichwort: ‚Mit vielem kommt man aus, mit wenig hält man haus.‘ Kämen wir eines Tages nach Moschi, so würden wir dort in der Nähe der Stationsgebäude vielleicht etwa zwanzig schwarze Kinder unter der Aufsicht einer Diakonisse bei fröhlicher Feldarbeit finden: Schwester Berta mit ihrem Kinderheim. Sie hat alle diese verwaisten oder vernachlässigten Kinder nach und nach in ihr Schwesterhäuschen aufgenommen, bzw. in nächster Nähe untergebracht. Es war nicht leicht, sie alle zu ernähren, zumal die Mission dazu wegen des herrschenden Geldmangels keine nennenswerte Hilfe leisten konnte. Aber der tatkräftigen Schwester ist es allen Anfechtungen und Widerwärtigkeiten zum Troß gelungen, ihnen durch die Bewirtschaftung eigener Felder den nötigen Lebensunterhalt zu beschaffen. ‚Das ist ein Wunder für sich,‘ schreibt Missionar Gutmann dazu. Kinderheime haben in heidnischer Umgebung eine ungemein segensreiche Bedeutung. Im Pare-

gebirge war die Säuglingssterblichkeit teils infolge der unvernünftigen Kinderpflege der schwarzen Mütter, teils infolge des heidnischen Aberglaubens so groß, daß kaum ein Viertel der Neugeborenen das Säuglingsalter überstand. Den Bemühungen von Missionar Dannholz war es gelungen, die Sterblichkeitsziffer von 75 auf 13 Prozent, in einem Bezirke sogar auf 5 Prozent zurückzuschrauben. Eine erfolgreiche Offensive wider die Macht der Finsternis! Und wieviel Gefahren für Leib und Seele lauern später auf die heranwachsenden Kinder! Welch ein Segen, wenn sie zu geordneter Arbeit erzogen werden und in den für ihr Leben entscheidenden Jahren die Luft einer reinen Umgebung atmen!

„Am 5. Oktober 1918 waren fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit unsere ersten Missionare sich am Kilimandjaro in Madschame niederließen. Aus Anlaß dieses Tages wurde auf der genannten Station, die heute noch von einem der ersten Pioniere, Missionar Müller, verwaltet wird, unter großer Teilnahme von nah und fern eine schlichte Gedekfeier gehalten. Wieviel hat sich doch in diesen fünfundzwanzig Jahren geändert! Damals das Land eine Wildnis, durchzogen von Dornbushauen, heute von Landschaft zu Landschaft gebahnte Wege, an den Stützpunkten der Mission schmucke Häuser und wohlgepflegte Gärten. Damals äußerstes Mißtrauen der Eingebornen gegen alle Weißen, so daß die abenteuerlichsten Gerüchte über die Missionare von Mund zu Mund liefen und die beiden jugendlichen Streiter Ovir und Segebrock einen frühen Tod fanden, heute ein herzliches Einvernehmen zwischen Schwarz und Weiß, so daß weiße Frauen ohne männlichen Schutz in unruhiger Kriegszeit ungefährdet auf einsamer Station hausen konnten und die Schwarzen freudig Opfer brachten, um das Bleiben der Missionare zu sichern. Damals kein Glodenton, kein Sonntag, keine Kirche und Schule im Lande, heute ein aufblühendes Gemeindeleben, das die Feuerprobe des Krieges bestanden hat. Wer wie Missionar Müller diese ganze Entwicklung persönlich mit durchlebt hat, mußte beim Rückblick die Hände falten und trotz alles Schwersen von Herzen loben und danken.“

Über das Verhalten der Engländer gegen die deutschen Missionare seit dem Waffenstillstand lesen wir: „Für uns in der Heimat, die wir den unheilvollen Zusammenbruch wie ein Gespenst heranschleichen sahen, ist der Sommer 1918 wohl die sorgenvollste Periode des ganzen Krieges gewesen, die in dieser Hinsicht nur noch von den Revolutionstagen und allem, was auf sie folgte, übertroffen worden ist. In Afrika war man über die Stimmung in Deutschland nicht so genau unterrichtet, und an die Alarmnachrichten der englischen Blätter hatte man sich nachgerade gewöhnt. Kein Wunder daher, daß man den triumphierenden Meldungen der Engländer über den deutschen Zusammenbruch zunächst keinen Glauben beimaß. Allein, alles Sträuben konnte zuletzt nicht über die immer mehr sich bestätigenden niederschmetternden Tatsachen hinwegtäuschen. Da haben Schmerz und Sorge auch in die afrikanischen Missionshäuser ihren Einzug gehalten.“

„*Vas victis!* (Wehe den Besiegten!) rief einst der Gallier Brennus den besiegten Römern zu. Auch in Afrika hat man die bittere Wahrheit dieses Wortes spüren müssen. Im Bezirk Moschi ist allerdings die Haltung der Engländer bis zuletzt ziemlich freundlich geblieben. Die jetzige Regierung hat die Mission bisher immer unterstützt“, schrieb Missionar Stamberg noch Anfang 1919. In den andern Bezirken aber wurde das Auftreten mehr und mehr schärfer. Im September und Oktober 1918 waren alle eingebornen Lehrer aus Mbaga oder gar dem ganzen Paregebirge in Wilhelmstal interniert. Später durften sie zwar zurückkehren, aber keinen Gottesdienst und keine Schule halten und nicht zusammenkommen. Die Station Gonja, bis in den Oktober mit allem Inventar aufs beste bewacht, wurde dann, als der Waffenstillstand bereits nahe bevorstand, bei einer ‚Requisition‘ völlig ausgeräumt. Das Bestreben der Feinde war ganz offenbar, die Kolonie von ihren bisherigen Herren zu ‚säubern‘. Im Dezember wurden im Bezirk Wilhelmstal Regierungszirkulare verbreitet, welche auf der Presse der Bielefelder Missionsdruckerei in Buga hergestellt waren, etwa folgenden Inhalts: ‚Die englische Regierung wird so bald als möglich Vorkehrungen treffen, die hier zurückgehaltenen Deutschen in die Heimat zu befördern, die dies wünschen. . . . Nach der jetzt beabsichtigten wird keine weitere Gelegenheit zur Heimbeförderung bewilligt werden, und alle Unterstützungen und sonstigen Beihilfen werden nach Abfahrt der letzten Dampfer aufhören. . . . Deutsche Frauen, die bestimmt wissen, wo ihr Mann ist, dürfen ihn durch Telegramm über die Heimbeförderung befragen. Es kann keine Gewähr dafür gegeben werden, daß deutschen Frauen oder ihren Männern gestattet werden wird, sich wieder in diesem Lande niederzulassen. . . . Die deutschen Untertanen werden durch ihre Abreise keinen Nachteil bezüglich ihres Eigentums erleiden. . . . Die deutschen Untertanen werden benachrichtigt und gewarnt, daß sie, wenn sie nicht alsbald von der jetzt gebotenen Gelegenheit zur Heimbeförderung Gebrauch machen, später wahrscheinlich große Schwierigkeiten haben werden.‘ Diese Klug erfonnenen, in scheinbares Wohlwollen gekleideten Ankündigungen bedeuten tatsächlich nichts anderes als die verschleierte Fortsetzung jener Politik, welche bereits 1915 zur Ausweisung der deutschen Missionare aus Indien geführt hat. Es handelt sich um die Ausschaltung des deutschen Einflusses, einschließlich der deutschen Mission, soweit die britische Macht reicht. Die deutschen Beschwerden hatten vielleicht doch einigen Eindruck gemacht. Und Ostafrika war immerhin noch keine britische Kolonie. Daher der Versuch, die Deportation zu maskieren und sich eines formellen Einverständnisses der Betroffenen zu vergewissern. Unsere Missionare haben sich weder betören noch einschüchtern lassen. Sie haben, obwohl zumeist erholungsbedürftig, fast einmütig erklärt, sie würden freiwillig ihren Platz nicht verlassen, sondern allein der Gewalt weichen. Nur Missionar Hauptmann, dessen Frau eines verschleppten Leidens wegen operiert werden sollte, und verschiedene Frauen, die von ihren internierten Männern ge-

trennt waren, haben sich zur Heimreise entschlossen. Für die Mission bedeutete leider auch dies, so verständlich es an sich war, eine Schwächung ihrer Stellung, zumal sich unter den Heimkehrenden auch mehrere der Missionschwwestern befanden.

„Und ein Unglück kommt selten allein“. Abergläubische Gemüter möchten sagen, auch die Elemente schienen sich verschworen zu haben. Die Bitterung war ungewöhnlich ungünstig. War sie 1917 merkwürdig feucht und kalt gewesen, so wurde sie nun im Gegenteil überaus heiß und trocken. Vielleicht wurde dadurch die Ausbreitung der sogenannten spanischen Grippe, jener Krankheit, die pestartig den ganzen Erdball heimgesucht zu haben scheint, begünstigt. Jedenfalls setzte eine furchtbare Epidemie ein. Unter den Schwarzen war durchschnittlich jeder zweite Mensch grippekrank. Viele starben. Die Gemeinde Moschi hatte 46 Todesfälle, Mamba 49 usw. Auch in die Missionshäuser hielt die tödliche Seuche ihren Einzug. Und auch dort hat sie ein schweres Opfer gefordert, unsern jungen, treuen und tüchtigen Missionar Winkler. Seit Weihnachten 1916 arbeitete er in großer Einsamkeit als einziger Europäer in Schira. An der Grippe erkrankt, beerdigte er mit 40 Grad Fieber noch seinen der Grippe erlegenen Gemeindegast Gideon, nachdem er zuvor einen Hilferuf nach Masama geschickt hatte. Er wurde eilends dorthin gebracht und liebevoll gepflegt. Aber in der Nacht vom 26. auf den 27. November 1918 machten Lungenentzündung und Herzschwäche seinem jungen Leben ein Ende. Eltern und Braut, von denen er während des Krieges nicht eine einzige Zeile erhalten hatte, sahen ihn nicht wieder, und die Mission hat einen in der gegenwärtigen Lage doppelt unersehbaren Arbeiter verloren.

„Gott der Herr hat unsere afrikanische Mission, nachdem er sie durch mehr als vier Kriegsjahre so wunderbar erhalten hat, zuletzt zwischen Krieg und Frieden noch dunkle Wege geführt. Daß darunter das längst schon geschwächte Werk noch mehr gelitten hat, versteht sich von selbst. Der Stand unsers Werkes ist nicht mehr so gut wie 1917“, heißt es in einem Briefe. Der Anfang dieses stärkeren Niederganges läßt sich zeitlich nicht genau fixieren. Er hat sich wohl schon vor den schwarzen Herbsttagen langsam angebahnt, ist aber in der letzten Zeit vollends zutage getreten. Moschi hatte im ganzen Jahr 1918 nicht eine einzige Heidentaufe zu verzeichnen, wohl aber 26 Ausschlüsse. Der Zuwachs betrug nur 6 Seelen. In Mwika waren Anfang 1919 nur 17 Taufbewerber, „weniger denn je“. Der Gottesdienstbesuch ist hier sehr zurückgegangen. Heiden stellen sich kaum noch ein, und auch die Christen werden lässig. Die Schulkinderzahl ist erschrecklich klein. Es fehlt ja auch an allem. Die Lesefibeln sind völlig zerlesen. Von Schreibheften und Griffeln ist keine Rede mehr. Die Lage des ganzen Missionsfeldes kann in die Worte zusammengefaßt werden: Zahl der Katechumenen im Abnehmen, Zahl der Abfallenden im Zunehmen. Besonders gilt dies für die Südpfarrstationen, wo die verwaissten Christen noch nicht einmal haben besucht werden können, und vom Tramba, wo die zerfallenden

Stationsgebäude vermutlich ein trauriges Symbol des zerfallenden Wertes bilden.

„Dies alles ist kein Grund zum Verzagen. Es hat bis in die letzte Zeit vor Friedensschluß hinein auch an Sonnenbliden nicht gefehlt. In Madagaine war der Weihnachtsgottesdienst von 500 Personen besucht, und das Ergebnis der nicht vorher angekündigten Kollekte betrug 16 Rupien. Im Februar hat dort nach langer Zeit wieder ein Tauffest stattgefunden, auf dem 106 Erwachsene getauft wurden. Unsere Missionare sind auch keineswegs verzagt. ‚Der alte Gott lebt noch.‘ ‚Wir haben über nichts zu klagen, wohl aber für vieles zu danken.‘ ‚Unsere Gemeinden haben sich prächtig gehalten. Wer sich ganz ungerührt aus dieser Zeit gebracht, werfe den ersten Stein auf sie.‘ Das ist der Ton, auf den die Briefe gestimmt sind. Aber den Wunsch legen die immer schwerer werdenden Verhältnisse uns auf die Lippen, daß uns, wenn es sein kann, bald klare, sichere Verhältnisse wiedergeschenkt werden möchten, damit alle Kraft eingesetzt werden könne, die Lücken zu verzaunnen und den Bau weiter zu fördern.“

F. B.

(Schluß folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Der Brasilianische Distrikt war in Dois Irmaos vom 2. bis zum 6. Oktober v. J. seit drei Jahren zum erstenmal wieder versammelt. Wir teilen zunächst einige Stellen aus der Synodalrede mit, aus denen ersichtlich ist, in welchem Sinne unsere Synodalgenossen dort arbeiten. „Diese Synode ist die erste seit 1916. Wir wissen zur Genüge, was uns in den letzten Jahren verhindert hat, unsere synodalen Zusammenkünfte abzuhalten. Der furchtbare Krieg trat überall störend auf und raubte uns auch zum Teil die kirchliche Freiheit, die wir bis zum Ausbruch des Krieges genossen hatten. Es ist nun wieder der Friede geschlossen. Wollte Gott, der Friede wäre auch bei den Völkern eingelehrt! Obwohl wir durch Gottes Gnade vor den unmittelbaren Schrecken des Krieges bewahrt blieben, so haben die letzten Kriegsjahre uns doch manche Störung in der gewohnten Missionsarbeit gebracht. Das Sprachen- und Kirchenverbot war ein empfindlicher Schlag und war auch uns sehr nachteilig. Wie sich nun nach dem Friedensschluß die Missionsarbeit in der Welt überhaupt und insbesondere für uns hier in Südamerika gestalten wird, wissen wir nicht. Jedenfalls müssen wir bedenken, daß wir in der letzten Zeit stehen, von der die Heilige Schrift unter anderm auch dieses sagt: ‚Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?‘ Die veränderten Verhältnisse, die durch den Krieg geschaffen sind, die mächtigen Umsturzwellen, die durch die Menschheit wogen, die unglücklichen, unheilverkündenden Zustände zwischen Obrigkeit und Volk, Arbeitgebern und Arbeitern, Reichen und Armen, die Lebensvertierung, Plagen, Seuchen, um sich greifende Verrohung aller Volksschichten: alles deutet auf die letzte Zeit der Welt hin. Daß in einer solchen Welt voll Unordnung, Empörung und

Ruhelosigkeit die Kirche ihre liebe Not haben wird, ist klar. Gerade auch die sichtbare Kirche, die es mit dem lieben Wort Gottes ernst nimmt und Gottes Wort Gottes Wort sein läßt, ohne die Offenbarung Gottes nach der Afternorm der menschlichen Vernunft zu beurteilen und zu bekritteln, wird eine saure Arbeit haben.“ „Wir wollen in diesen Landen bauen allein auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Es ist uns allen durch Gottes Gnade der heiligste Ernst, Gottes Wort in seiner heilsamen und segentwirkenden Reinheit zu verkündigen. Wir sind im tiefsten Herzen davon überzeugt, daß nur so Gottes Reich gebaut werden kann, daß man Christum verkündigt als den, der durch seinen tätigen und leidenden Gehorsam die tatsächliche, vollgültige Versöhnung zwischen Gott und den Menschen hergestellt hat. Allen Feinden, die an dieses Herz des Evangeliums greifen, müssen und wollen wir den Krieg erklären und ihnen wehren durch das Schwert des Geistes. . . . Wir wissen und verstehen und stählen uns. Gut, laßt uns mit einer Hand die Arbeit tun und mit der andern die Waffen halten, und das nicht in fleischlichem Sinn und Eifer, nicht fanatisch, sondern unter sachlicher, bemessener Zugrundelegung des Wortes Gottes.“ über die Schwierigkeit der Arbeit heißt es in der Synodalrede: „Wir sind hier in Brasilien auf einem wüsten und verwüsteten Acker. Wir finden hier vielfach — in der Regel — Gemeindeverhältnisse vor, die wir, von Jugend auf in der reinen Lehre erzogen und unter dem Einfluß geordneter, wahrhaft christlicher Gemeinden aufgewachsen, nicht für möglich gehalten hätten. Es fehlt an der Erkenntnis der einfachsten Schriftwahrheiten. Ein großer Teil der Gemeindeglieder hat niemals den Katechismus gelernt. Die wichtigen Schriftbegriffe, wie Gesetz, Evangelium, Sünde, Gnade, alles ist unbekannt. Eine äußere Zugehörigkeit zur Gemeinde befriedigt die geistlichen Bedürfnisse vieler vollkommen. Es liegt klar zutage, daß viele nimmer Gemeindeglieder wären, wenn es sich nicht um Schule, Getauft- und Konfirmiertwerden der Kinder und das Verlangen, ehrlich und anständig beerdigt zu werden, handelte. Die äußere Ehrbarkeit, die man vielfach beobachten kann, wird von vielen angesehen als die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und bietet für die Erkenntnis des tatsächlichen Wertes des sündigen Menschen vor Gott und für die Annahme der Gnade des Evangeliums die größten Hindernisse. Daß bei solchem Tiefstand der Erkenntnis das übrige Gemeindeleben kein erfreuliches Bild gewährt, ist verständlich. Die Gleichgültigkeit in allem, was Gott, Wort Gottes, Kirche, Heilsgüter anlangt, ist eine der betäubendsten Erscheinungen, wogegen wir von jeher zu kämpfen hatten, und wodurch unserer kirchlichen Arbeit der so langsame Erfolg erwächst. Schon jahrelang haben wir mit Fleiß und Ausdauer gearbeitet, und es ist gewiß — das wollen wir mit Dank gegen Gott erkennen —, daß der Segen nicht ganz ausgeblieben ist. Es steht die erfreuliche Tatsache fest, daß überall in den Gemeinden bald dieser, bald jener, immer wieder eine Seele, heilsbegierig, eifrig, fest und treu, ein Christ im Glauben, Wort und Wandel wird, der Sonntag für Sonntag die Gottesdienste besucht, fleißig zum Sakrament geht und Sinn und Interesse für die Werke des Reiches Gottes bekundet und nicht nur an Gemeindefachen, sondern auch an Distrikts- und Missionsangelegenheiten regen Anteil nimmt.“ Durch Gottes Gnade werden unsere zumeist jungen Brüder in Südamerika nicht den Mut verlieren. Sonderlich unsere Väter fanden auch in Nord-

amerika ein Material vor, das — einerlei, ob es aus unierten oder „lutherischen“ Landeskirchen stammte — irgendwelchen äußeren Zusammenhang mit der Kirche mit dem Christentum identifizierte. Dies tritt uns auch aus Vater Wynelens Berichten entgegen. Ähnliches haben auch jetzt noch in manchen Fällen unsere Reiseprediger zu berichten. Die reine und einfältige Predigt des Evangeliums wird auch in Südamerika ihre Kraft an den Herzen beweisen, wie die Brüder auch bereits erfahren durften. Vor einigen Tagen haben wir aus unserer St. Louiser Anstalt drei Kandidaten für Südamerika entlassen. Auch diesen jungen Männern dürfen wir das Zeugnis geben, daß sie durch Gottes Gnade mit dem Evangelium von dem gekreuzigten Christus es treulich meinen. F. P.

über das Schriftprinzip und die Wahrung desselben zu unserer Zeit lesen wir im Synodalbericht unsers Nord-Wisconsin-Distrikts (1919) die folgenden trefflichen Worte: „Der größte Schatz der Christenheit ist Gottes unverfälschtes Wort. Sie kann alles verlieren, wenn ihr nur dies bleibt. In und mit dem wahren, klaren Gotteswort hat sie alles, was zum Leben und göttlichen Wandel ihrer Glieder nötig ist; denn durch dasselbe, vermöge seiner göttlichen Kraft, wird ihr geschenkt die Erkenntnis des, der alle ihre Glieder berufen hat durch seine Herrlichkeit und Tugend; durch dasselbe werden ihren Kindern immer und immer wieder die teuren und allergrößten Verheißungen erneuert, nämlich daß sie durch dasselbe teilhaftig werden der göttlichen Natur, so sie fliehen die vergängliche Lust der Welt, 2 Petr. 1, 3. 4. Ohne das Wort ist es um die Kirche geschehen. Der Bibelraub und die Schriftverdrehung sind das größte Verbrechen, das an der Kirche Gottes begangen werden kann. Die Kirche verhungert, wenn eine Blockade auf Gottes Wort gelegt wird, oder sie wird langsam, aber sicher vergiftet, wenn ihr Gottes Wort verfälscht wird. Eine besonders arge Zeit ist jetzt wieder für die Kirche angebrochen. Der gewaltige Umsturz, der sich in den letzten Jahren auf dem Gebiete der großen Weltstaaten vollzogen hat, hat sehr vielen Leuten die Köpfe verdreht. Man will nun auch eine Rekonstruktion der christlichen Religion vornehmen, und zwar durch Ausschaltung der Gnadenwahrheiten des Christentums. Die Bibel ist auch bei uns von hochangesehenen Leuten für eine bloße Zeiterscheinung erklärt worden: sie hatte ihre Berechtigung vor viertausend, resp. zweitausend Jahren, aber sie entspricht nicht mehr den Bedürfnissen des modernen Menschen. Soll die Welt der Demokratie gesichert werden, schrieb im Januar ein Professor der Universität von Chicago, so müssen wir uns der Ideale und Anschauungen der Bibel entledigen. Von einer andern Seite arbeitet man mit Fieberhaft an dem Aufbau einer großen kirchlichen Organisation, die alle Unterschiede der Lehre und Praxis, welche die sichtbare Christenheit bisher gehalten hat, ignoriert und ein großes sichtbares Gottesreich auf Erden errichten will, in welchem nur noch eitel Gerechtigkeit und Friede walten soll. In einer solchen haltlosen, zerfahrenen, verworrenen Zeit, wo alles schwankt und wankt, und die Tagesliteratur überfließt von Schwärmerei und traumhaften Fäseleien auf allen Gebieten, wenden wir uns mit Recht zu dem Fels, von dem der Dichter gesungen hat: Es steht ein Fels im Meere, Die Wogen branden darum, Die Wogen schäumen und tosen, Doch fällt der Fels nicht um — zu dem Wort, das ewig bleibt, wenn Himmel und Erde vergehen. . . . Die Treue gegen Gottes Wort, der beständige Hinweis auf die Schrift, die Sorge für die Erhaltung der reinen

Schriftlehre und das ernste Bemühen, den Wandel ihrer Glieder unter die Herrschaft des Wortes Gottes zu bringen, sind das leuchtende Ehrenzeichen, das die Kirchengeschichte der lutherischen Kirche angeheftet hat. Die lutherische Kirche ist die eine große Kirche seit den Tagen der Apostel, die vollen Ernst gemacht hat mit dem Grundsatz, den auch andere Protestanten mit Unrecht für sich in Anspruch nehmen: ‚Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen; sonst niemand, auch kein Engel.‘ Ihre Bekenntnisse sind der treue Widerhall dessen, was die heiligen Menschen Gottes ge-redet haben, getrieben von dem Heiligen Geist. Im Worte Gottes, als in dem vollkommenen Gesetz der Freiheit, lehrt sie auch ihre Glieder, ihr Leben in dieser Welt zu führen, und widersteht sich allen Versuchen, diese Freiheit durch Gesetzeszwang einzuengen oder sie in eine falsche Liberalität ausarten zu lassen. Die Treue gegen Gottes Wort ist auch das historische Merkmal unserer Synode. Ihre Arbeit seit 1847 hat dem einen Ziel gegolten, das Schriftprinzip auch innerhalb der lutherischen Kirche zur Geltung zu bringen. Ihre Lehrkämpfe und ihre Kirchenzucht liefern dafür die geschichtlichen Belege. Sie bindet ihre Prediger und Lehrer an den Satz: ‚So jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort,‘ und in ihren Gemeinden führt das Wort Gottes das Regiment gemäß dem Wort des Herrn: ‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede.‘ Ihre Arbeit ist auch nicht vergeblich gewesen; es ist z. B. in der lutherischen Kirche unsers Landes besser geworden, als es vor hundert Jahren war, und das zugestandenermaßen infolge des Zeugnisses unserer Synode. Es ist noch nicht alles, wie es sein sollte. Auch wir selber seufzen: ‚O daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernst hielte!‘ Aber wir sprechen auch zuversichtlich: ‚Wenn ich schaue allein auf deine Gebote, so werde ich nicht zuschanden‘ und beten: ‚Verlaß mich nimmermehr!‘ In der Treue gegen Gottes Wort wollen wir fortfahren, und gegen die Gefahren, die eine neue Zeit herbeizuführen droht, wollen wir uns wappnen mit dem heiligen Gelübde: ‚Deine Rechte will ich halten!‘

J. P.

Was man unferm Concordia Publishing House nicht nachsagen kann. Luthers Klagen über nachlässige Drucker sind jedem Lutherleser bekannt. Es ließe sich leicht ein längeres Verzeichnis von wenig schmeichelhaften Prädikaten zusammenstellen, die Luther den Druckern beigelegt hat. Gelegentlich sagt er, die Drucker hätten ihn mehr geärgert als der Papsi. Eine interessante Erinnerung daran findet sich im Synodalbericht des Nord-Wisconsin-Distrikts, S. 8: „Es ist ganz außerordentlich, wie mich dieser Druck reuet und verbrießt. Wollte doch Gott, ich hätte nichts Deutsches geschickt, so unsauber, so nachlässig, so verwirrt wird es gedruckt, um nichts von den schlechten Typen und dem schlechten Papier zu sagen. Der Drucker Johannes ist ein Hans, der immer im alten Schlandrian bleibi“ (15, 2522), so äußert Luther am 15. August 1521 von der Wartburg gegen seinen Freund Spalatin seinen Schriftstellerunmut. „Ich bitte dich“, fährt er fort, „sorge dafür, daß er auf keinen Fall die deutschen Postillen drude, sondern vielmehr alles das, was ich von demselben geschickt habe, behalten und mir wiedergeschickt werde, damit ich es einem andern sende. Denn was nützt es, daß ich so viel gearbeitet habe, wenn durch so große Unsauberkeit und Unordnungen andern Druckern ein Anlaß gegeben wird, die Fehler noch zu vermehren und zu vervielfältigen? Ich möchte nicht, daß man sich nach diesem Exempel an den Evangelien und Episteln versündigt; es ist besser,

sie bleiben verborgen, als daß sie herausgegeben werden. Ja, aus dieser Ursache schicke ich nun nichts, obgleich ich fast zehn große Bogen über dieselbe Sache habe, und werde durchaus nichts mehr schicken, bis daß ich erlannt habe, daß diese schmutzigen Gewinnsucher sich beim Drucken der Bücher weniger um ihren Gewinn bekümmern als um den Nutzen der Leser. Denn was scheint ein solcher Drucker zu denken als dies: Mir genügt es, daß ich Geld mache; die Leser mögen sehen, was und wie sie lesen.“ Letzteres kann man, wie bemerkt, u n s e r m Verlagshaus nicht nachsagen. Erst neu-lich fanden wir in der *Princeton Review* die Bemerkung, daß die Bücher unsers Verlagshauses typographisch den Eindruck machten, als ob sie im besten Verlagshause Deutschlands hergestellt seien. Wir verdanken dies vornehmlich der guten Schulung und Treue unsers Vorstehers der Seher-
abteilung und unserer Korrektoren. Trotzdem sind wir auch in dieser Beziehung keineswegs vollkommen. Auch wir haben noch fortwährend über die Plage der Druckfehler zu klagen. Es ist ganz sonderbar, daß die Auf-
merksamkeit von drei verschiedenen Personen, die denselben Satz lesen, genau an demselben Punkt erlahmt; denn so entstehen bei uns Druckfehler. Wir erfahren, was Luther sagt: „Kein Fleiß kann genugsam sein solcher Arbeit, als die Druckerei ist, des mir Zeugnis geben, wer jemals versucht hat, was Fleißes hiezu gehört.“ (XIV, 1.) Unser Verlagshaus darf den 28. Februar sein fünfzigjähriges Bestehen feiern. Möge es stets der Kirche des unver-
fälschten Evangeliums dienen! J. P.

Vorschläge zur Abschaffung des Krieges. Die Professoren an unsern Staatsuniversitäten bieten jetzt in öffentlichen Vorträgen Belehrung dar, was man tun und was für einen „Menschentypus“ man entwickeln müsse, um die Menschheit der Zukunft von dem Übel der Kriege zu befreien. Die Belehrungen sind offenbar ernst gemeint, und die Presse ist auch zu ihrer Verbreitung tätig. Ein Professor der Staatsuniversität in Wisconsin hielt in Milwaukee einen Vortrag, aus dem die folgenden Hauptgedanken mit-
geteilt werden: „Die Menschheit muß sich von der falschen und zerstören-
den Doktrin befreien, daß Macht Recht schafft. Es muß eine Philosophie zugunsten des sozialen Lebens und sozialer Handlungen eingeführt werden, damit der Welt derartige Katastrophen wie der Weltkrieg künftighin erspart bleiben. Moral bedeutet die Verpflanzung der Intelligenz in mora-
lische Konflikte. Sie bedeutet die Schaffung eines Lebensstyps, der in der Zukunft die größte menschliche Freude ermöglicht. Unser größtes Problem besteht in einer solchen Organisation unserer Wünsche, daß unsere Mit-
bürger das Beste daraus erhalten.“ Diese Belehrungen sind nicht neu, son-
dern zu allen Zeiten dargeboten worden. Die Zyniker ausgenommen, be-
haupten die Menschen auch nicht, daß Macht Recht schaffe, sondern früher und jetzt vertreten sie auf Befragen das entgegengesetzte Axiom: „Right is might.“ Auch hat man stets erkannt, daß die „Intelligenz“ etwas Gutes sei und mit Vorteil in die „moralischen Konflikte“ verpflanzt werden könnte. Die Schwierigkeit war und ist nur die, daß trotz aller Verpflanzungsversuche in den Menschen „das radikale Böse“ sich findet und daher bei entstandenen Konflikten die „Intelligenz“ als ein ganz ohnmächtiges Ding sich erweist. Wie trotz „Intelligenz“ es z. B. zu Kriegen kommt, beschreibt Mark Twain in seinem Buch *The Mysterious Stranger*. Die Beschreibung hat nicht etwa unser Eintreten in den Weltkrieg im Auge, ist also kein vaticinium post eventum. Mark Twain hat bekanntlich den Krieg nicht erlebt. Das Buch

ist schon 1916 von Harper Brothers herausgegeben worden. Es heißt da S. 128 f. in bezug auf die Entstehung von Kriegen: "There has never been a just war, never an honorable one — on the part of the instigator of the war. I can see a million years ahead, and this rule will never change in so many as half a dozen instances. The loud little handful — as usual — will shout for the war. The pulpit will — warily and cautiously — object — at first; the great, big, dull bulk of the nation will rub its sleepy eyes and try to make out why there should be a war, and will say, earnestly and indignantly, 'It is unjust and dishonorable, there is no necessity for it.' The handful will shout louder. A few fair men on the other side will argue and reason against the war with speech and pen, and at first will have a hearing and be applauded; but it will not last long; those others will outshout them, and presently the anti-war audiences will thin out and lose popularity. Before long you will see this curious thing: the speakers stoned from the platform, and free speech strangled by hordes of furious men who in their secret hearts are still at one with those stoned speakers, — as earlier, — but do not dare to say so. And now the whole nation — pulpit and all — will take up the war-cry and shout itself hoarse, and mob any honest man who ventures to open his mouth; and presently such mouths will cease to open. Next the statesmen will invent cheap lies, putting the blame upon the nation that is attacked, and every man will be glad of those conscience-soothing falsities, and will diligently study them, and refuse to examine any refutations of them; and thus he will by and by convince himself that the war is just, and will thank God for the better sleep he enjoys after this process of grotesque self-deception." J. P.

Deutscher Sprachunterricht in den höheren Schulen der Vereinigten Staaten. Auf dem Jahreskonvent des Verbands von Colleges und höheren Schulen der Südstaaten, der im Dezember v. J. in Louisville, Ky., tagte, wurde von mehreren Vertretern die Ansicht ausgesprochen, daß die deutsche Sprache auf amerikanischen Universitäten, in Colleges und Hochschulen gelehrt werden sollte, dagegen nicht in den Gradschulen. Prof. Charles G. Maphis von der Staatsuniversität von Georgia erklärte, es würde Torheit sein, die deutsche Sprache aus den Universitäten und Colleges dieses Landes zu vertreiben, weil wir dann „nicht verstehen würden, was Deutschland auf dem Gebiet der Wissenschaft leistet“.

II. Ausland.

In dem Bericht unserer Europa-Kommission wurde auf das von Deutschland abgetrennte Memelland hingewiesen. Es hieß im „Lutheraner“ vom 16. Dezember: „Besonders wird unsere Aufmerksamkeit noch auf ein bisher uns weniger bekanntes Gebiet in Ostpreußen gerichtet, wo ein ganzer Landstrich, Memel-Nilfit, vom Deutschen Reich abgetrennt wird, und wo schon der der Freikirche vor weniger Zeit beigetretene P. Abromeit arbeitet. Dieses Gebiet, also nordöstlich von Berlin und im Norden Deutschlands gelegen, schreibt P. Hagen, ist nicht aus den Augen zu verlieren.“ Dieser Hinweis auf das Memelland ließ uns einen Bericht über die Preussische Landesversammlung beachten, die, wie es scheint, im Oktober v. J. in Berlin tagte. Der Bericht gewährt einen teilweisen Einblick in die Verhältnisse im Memelgebiet. Es heißt u. a.: „In der Preussischen Landesversammlung gab der Abgeordnete Mackies für die Bewohner des abzutretenden Gebiets

von Remel folgende Erklärung ab: „Nach den Berichten aus Paris und Versailles steht die Befestigung der abzutretenden Gebiete bei der Ratifizierung des Friedensvertrags unmittelbar bevor. Unter den Gebietssteilen, die ohne Befragen der Bevölkerung vom Reiche losgetrennt werden, befindet sich auch das Remelland. Etwa 140,000 Einwohner dieses Gebiets, die in ihrer übergroßen Mehrheit bei Deutschland bleiben wollen, werden unter Fremdherrschaft gestellt. Wir Bewohner des Remellandes müssen somit unfreiwillig aus dem deutschen Staatsverbande ausscheiden. Diese Trennung ist für uns ein schmerzlicher Akt. Jahrhunderte haben wir Preußens und Deutschlands Aufstieg mitgemacht und nahmen an allem teil, was Deutschland kulturell, sozial und wirtschaftlich gehoben hat. Wir danken dem alten Vaterlande für alles, was es uns gegeben hat. Wir hoffen und wünschen, daß Vernunft und Menschlichkeit recht bald den Sieg über die Machtpolitik davontragen müssen und eine Revision des Friedensvertrags vorgenommen wird, die uns unserm Vaterlande wiedergibt. Wir rechnen damit, daß das Reich seine Kinder im fernen Osten nicht vergessen wird. Schmerzlich ist uns der Abschied; niemand aber wird imstande sein, uns das zu nehmen, was die deutsche Mutter uns lehrte. Wir werden deutsche Art und Sitten gebrauchen und aufrechtzuerhalten suchen. Wir scheiden unfreiwillig, aber mit der Hoffnung, daß die Trennung keinen dauernden Bestand haben wird. Als Abschiedsgruß richten wir nochmals die ernste Mahnung von dieser Stelle an das Hohe Haus: Deutschland, vergiß deine Kinder nicht! Während dieser Kundgebung erhoben sich die Abgeordneten von ihren Sitzen. Präsident Veinert erwiderte: „Ich darf wohl im Namen der Preussischen Landesversammlung feststellen, daß sie das Bekenntnis zum Deutschtum, wie es der Vertreter von Remel im Namen seiner Landsleute abgegeben hat, mit großer Genugtuung vernimmt und ihm die Überzeugung mitgibt, daß die deutsche Bevölkerung selbstverständlich die abgetretenen Gebietssteile niemals vergesse, sondern ihrer für immer gedenken und in ihren Handlungen darauf bedacht sein wird, daß auch die abgetretenen Gebiete überzeugt werden, daß sie von uns niemals vergessen werden können.“ J. P.

Die Zionisten und Palästina. Die Zeitungen brachten die folgende kurze Notiz: „The plan of New Jerusalem and its proposed university has been entrusted by the International Zionist Commission to Patrick Geddes, professor of botany at St. Andrew's University, Scotland.“ Nachdem den Zionisten von den „Alliierten“ Palästina als „nationale Heimat“ zugesichert war, hatten sie es eilig mit der Errichtung einer Universität. Sie gedenken von hier aus „geistig“ die Welt zu beherrschen. Dr. Weizmann sagte bei der Grundsteinlegung für die jüdische Universität auf dem Ölberg: „Als die Ghettomauern fielen, strömte die geistige Kraft der Juden zum Segen der Menschheit hervor; wieviel mehr wird sich jetzt aus dem erneuerten und vereinigten Judentum ein Segen auf die ganze Menschheit ergießen! Unter der Leitung der jüdischen Universität wird die göttliche Kraft prophetischer Weisheit, die einst unser war, wiedergeboren werden.“ Auf dem Delegiertentag der deutschen Zionisten in Berlin führte nach dem Bericht des „Boten aus Zion“ Dr. Hantke etwa folgendes aus: „Seit mehr als achtzehnhundert Jahren wartet der Jude auf die Rückkehr nach Palästina. Tausende und Tausende warten jetzt, wo plötzlich alle Hindernisse gefallen sind, auf den Tag, wo sie zurückwandern können. Sie warten nur darauf, daß unsere Leitung das Signal zum Aufbruch gibt. Aber die Einwande-

rung muß geregelt und von vorneherein in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Vor überstürztem Ausbruch muß getarnt werden. Über alle damit zusammenhängenden Fragen soll dieser Delegiertentag möglichst Klarheit schaffen. Das deutsche Judentum stellt nur ein Vierundzwanzigstel des jüdischen Volkes dar. Aber es ist befeelt von einer unbegrenzten Hingabe an die Zukunftshoffnungen der Juden, von dem unwiderstehlichen Willen des Wiederaufbaus Palästinas.“ Aber es sind auch schon mancherlei Schwierigkeiten aufgetaucht. Der bei weitem größte und wichtigste Teil des Grund und Bodens in Palästina ist in den Händen arabischer Großgrundbesitzer, und die haben erklärt, sie dächten nicht daran zu verkaufen. Man wies hin auf die großen Geldmittel in den Händen der Juden zur Betreibung der Wanderung nach Palästina. Dagegen bemerkte Dr. Chamiger bei dem Delegiertentag in Berlin: „Es wird hier mit Millionen und Milliarden gerechnet, als ob es am Gelde gar nicht fehlen könne. Das ist doch sehr fraglich. Unsere [jüdischen] Sozialisten wollen ja dort allen Kapitalisten und Unternehmern das Grab schaufeln. Sie bedenken aber nicht, daß dann die Unternehmer es eben vorziehen werden, Palästina zu meiden. Die Sache ist mir viel zu ernst, als daß ich diese Spielerei mit großen Einwandererzahlen mitmachen könnte.“ Die jüdische „Rundschau“ hat auch den Gedanken ausgesprochen, daß England, Amerika und Frankreich weniger aus Liebe zu den Juden, als um sie los zu werden, zum Zionismus sich wohlwollend gestellt habe. Vor allen Dingen hat sich schon jetzt gezeigt, daß die Juden, sobald sie in Palästina zusammenkommen, sich schwer miteinander vertragen. Der „Vote aus Zion“ schreibt: „Bekanntlich ist die Judenschaft Palästinas in zahlreiche Parteien zerpalten, die sich gegenseitig heftig befehden. Nicht nur die mit dem Glauben der Väter völlig zerfallenen Reformjuden und die gläubigen Thorajuden stehen sich gegenüber, sondern auch die letzteren gehören den verschiedensten Sekten an, die einander bekämpfen. Das ist jetzt wieder bei Beratung der Verfassung, die die Zionisten der dortigen Judenschaft geben wollen, zutage getreten. Die gefehestreuen Juden Jerusalems haben den Zionisten, welche nach neuestem demokratischen Gebrauch auch allen Frauen das aktive und passive Wahlrecht geben wollen, wegen dieser dem jüdischen Geseze widersprechenden Bestimmung den schärfsten Kampf angefangt. Fünfundzwanzig Rabbiner erließen einen Aufruf, worin sie im Namen des Gesezes und aller Heiligtümer Israels den Mann gegen alle ankündigen, die für die Neuerung eintreten.“ J. P.

Die Hoffnungen der Christen, welche eine allgemeine Judenbekehrung vor dem Ende der Welt annehmen. Ein Vertreter dieser Hoffnung schreibt im „Vote aus Zion“: „Wie stehen wir nun als Christen zum Zionismus? Die Bibel läßt uns nicht darüber im Zweifel, daß Gott mit dem Judenvolke noch etwas Besonderes vorhat. Viele Stellen bei den alttestamentlichen Propheten verheißen den Juden noch eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Reiches Gottes. Zwar haben diese Verheißungen teilweise ihre Erfüllung schon in der Vergangenheit gefunden, und es könnte fraglich erscheinen, ob wir berechtigt sind, sie auch noch auf die Zukunft zu beziehen. Aber auch das Neue Testament führt hierin eine deutliche Sprache. Jesus selbst, dessen Wort für uns maßgebend ist, sagt Luk. 21, 24: ‚Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird.‘ Da meint er nicht das Jerusalem im geistigen Sinne, die neutestamentliche Gemeinde, sondern das Jerusalem in Palästina. Und Paulus sagt in Übereinstimmung

mit diesem Worte seines Herrn Röm. 11, 25: „Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde.“ Das ist die goldene Verheißung, die über dem Judenvolke auch in seiner tiefsten Verirrung schwebt, in die es infolge der Vertreibung seines Heilandes durch eigene Schuld und göttliches Gericht geraten ist. Wir erwarten also mit zweifelloser Gewißheit eine Zeit, wo ganz Israel sich zu Jesu bekehren wird. Dann, aber auch erst dann, wird es, wie Paulus Röm. 11 ausführt, nicht mehr ein Fluch, sondern mit seiner Eigenart wieder ein Segen für die Welt werden, wie es andere Völker gleichfalls mit ihrer Eigenart und ihren besonderen Gaben sein werden.“ — Ist der Schreiber in seinem Glauben an eine allgemeine Judenbekehrung wirklich so gewiß? Wie, wenn die Luf. 21, 24 erwähnte „Zeit der Heiden“ bis ans Ende der Welt reichte? Dazu würden die unmittelbar folgenden Worte stimmen, die nicht von einer auf die Zeit der Heiden noch folgenden Judenzeit, sondern von den Zeichen des Endes der Welt reden. Dazu würde auch Röm. 11 stimmen: „Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde.“ Hier wird ausgesagt, daß Israel während „der Zeit der Heiden“ nicht in seiner Gesamtheit, sondern zum Teil verstoßt ist, also immer einige aus Israel selig werden (Röm. 11, 14), und also, auf diese Weise (*καὶ οὐτως*, nicht *καὶ τότε*), wird ganz Israel, nämlich das ganze geistliche oder erwählte Israel, selig werden. Zudem steht „ganz Israel“ hier der Fülle der eingegangenen Heiden gegenüber. Wie die Fülle der Heiden nicht alle Heiden dem Fleische nach, sondern die Vollzahl der Erwählten aus den Heiden bezeichnet, so bezeichnet auch „ganz Israel“ nicht alle Israeliten dem Fleische nach, sondern die Vollzahl der aus Israel Erwählten. Wer nicht annehmen will, daß alle Heiden, die dem Fleische nach Heiden sind, selig werden, also überhaupt kein Mensch verloren geht, der hat auch das Recht verloren, sich für seine Meinung, daß das ganze fleischliche Israel selig werde, auf Röm. 11, 25 zu berufen. Ferner steht diese Meinung in Widerspruch mit dem, was Paulus von Kapitel 9 an über das Seligwerden Israels sagt. Er spricht in glühendem jüdischen Patriotismus den Gedanken aus, daß er an Stelle seiner Brüder dem Fleische nach ewig verloren gehen möchte, wenn er diese dadurch retten könnte. Aber anstatt sich damit zu trösten, daß schließlich doch das ganze fleischliche Israel selig werde, sagt er B. 6. 7, daß nicht alle Israeliten seien, die dem Fleische nach von Israel sind, und nicht alle Kinder seien, die von Abraham leiblich abstammen, und darum auch die Israel gegebene Verheißung nicht hinfalle, wenn der größte Teil des fleischlichen Israel verloren gehe. Diesen Gedanken, daß nur das erwählte Israel im Gegensatz zum fleischlichen Israel selig werde, führt der Apostel Kap. 9. 10. 11, 1—10 aus. Daß damit auch der Wortlaut Kap. 11, 25 stimme, haben wir dargelegt. Es liegt eine Selbsttäuschung vor, wenn die, welche eine allgemeine Judenbekehrung annehmen, sagen, sie seien ihrer Sache im Glauben gewiß. Diese zuversichtliche Sprache ist sonderlich zu unserer Zeit Mode geworden. Auch Voigt schreibt (*Biblical Dogmatics*, p. 231): „It is a violent exegesis which would transfer these promises, the constant theme of the prophets, to a spiritual Israel. Nor can the distinct prediction of the conversion of Israel by St. Paul, in Rom. 11, 11—20, be turned from God's ancient people to a spiritual Israel, that is,“ (?) „Christians gen-

erally." Auch Philippi führte in bezug auf diesen Punkt eine Zeitlang eine so zuversichtliche Sprache, daß er beinahe unanständig von Luther redete. Aber Philippi kam zu besserer Einsicht und hat einen Widerruf geschrieben, in dem er sich selbst widerlegt. Übrigens gehört der Schreiber im „*Voten aus Zion*“ nicht gerade zu den Fanatikern. Er spricht es offen aus, daß die gegenwärtige zionistische Bewegung sehr wenig nach allgemeiner Judenbekehrung aussehe. Er schreibt: „Ist nun diese große Stunde mit dem glänzenden Aufstiege des Zionismus angebrochen? Wir glauben es nicht. Die große Stunde Israels wird erst dann kommen, wenn es zu Gott zurückkehrt, und zwar zurück zu ihm durch den einen, durch den man allein Gott finden kann, durch Jesum. ‚Niemand kommt zum Vater denn durch mich,‘ hat er gesagt. Aber von einer bußfertigen Rückkehr zu Gott hat man in den stolzen Reden der Zionisten noch nie etwas gehört. Im Gegenteil, aus dem Programm des Zionismus ist Gott ausdrücklich gestrichen. Es darf von ihm auf den Parteitag gar nicht geredet werden. Von einer Schuld Israels ist noch viel weniger die Rede. Aber eine Rückkehr nach Palästina ohne Gott und ohne Buße ist sicher nicht die Rückkehr, von welcher Paulus und die Propheten geredet haben.“ F. P.

Ungarn. Die folgende Notiz, die aus Budapest und Ende des vorigen Monats datiert ist, teilen wir hier mit, weil darin auch kirchliche Verhältnisse erwähnt werden: Der ungarische Ministerpräsident Huszar kündigte in Budapest an, Ungarn werde wieder eine Monarchie werden, und sofort nach dem Zusammentreten der jetzt gewählten ersten Nationalversammlung solle ein König gewählt werden. Er fügte hinzu, es wäre noch verfrüht, jetzt schon die Namen derjenigen zu nennen, die für den Thron in Betracht kämen. Der Ministerpräsident sprach außerdem hohe Befriedigung über den überwältigenden Sieg der Christlich-Nationalen in der Wahl aus. Huszars Ankündigung wurde von der Versammlung mit Begeisterung aufgenommen. Die bis Mittwochabend vorliegenden Berichte über den Ausfall der Wahl bestätigen, daß die Christlich-Nationalen und die Agrarier in der Nationalversammlung eine bedeutende Mehrheit über die Sozialisten haben werden. Unter den Abgeordneten, die gewählt wurden, sind unter anderm auch der frühere Ministerpräsident Stephan Friedrich und Dr. W. Caszony. Soweit die Berichte über die Wahlen zur Nationalversammlung, die am Sonntag und Montag in Ungarn stattfanden, vorliegen, haben die Christlich-Nationalen über den Bauernbund gesiegt. Unter denen, die ohne Opposition gewählt wurden, sind die Grafen Andrássy und Appony, Ministerpräsident Huszar und Graf Teleki, Mitglied der Friedensabordnung. Man schätzt, daß die Monarchisten ungefähr 95 Prozent aller Stimmen abgegeben haben.“

Die Mohammedaner haben religiöse Bedenken. Aus Bombay, Indien, wird berichtet: Die Mohammedaner in Indien sehen in der von der Entente geplanten Aufteilung der Türkei einen Angriff gegen ihre Religion und weigern sich, den König von Hedschas als rechtmäßigen Beschützer der heiligen Stätten des Islam anzuerkennen. Sie verlangen die Wiederherstellung des Türkischen Reiches, wie es vor dem Krieg war, da dies für den Schutz des Islam unerlässlich sei, und drohen mit Boykottierung britischer Waren und mit der Weigerung, mit der britischen Regierung Indiens Hand in Hand zu arbeiten. Demnächst soll eine Abordnung nach London abgehen, um der britischen Regierung die Sache vorzulegen.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

März 1920.

Nr. 3.

Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit.

Niemand ist von seinen Feinden so viel verleumdet worden als Luther. Vom ersten Augenblick der Reformation an bis zum heutigen Tag haben sie nicht geruht, ihn zu schmähen und seinen Namen in den Kot zu ziehen. Jesuiten wie Denifle und Grisar haben es zu ihrem Spezialstudium und zur eigentlichsten Aufgabe ihres Lebens gemacht, Luthers Charakter zu untergraben. Während Luther immer bemüht war, einen objektiven Kampf, einen Kampf um die Lehrfragen, welche ihn von den Papisten trennten, zu führen, war je und je die Polemik der Römischen eine persönliche. Ihr Haß richtete sich zuerst und am stärksten gegen den Mann, der ihren Betrug aufgedeckt und ihre Macht gebrochen hatte. Luther sagt: „Meinen Gegnern habe ich die Freiheit gelassen, mein Leben nach freiem Belieben anzugreifen. Mein Gewissen aber rühmt sich d e s s e n , daß ich keines Gegners Lebenswandel oder guten Namen angetastet habe. Nur die gegen das Wort Gottes gerichteten schändlichen und lästerlichen Lehren, Studien und Denkungsweise habe ich scharf angegriffen.“ (E. A., op. var. arg. 5, 401.)

Diese objektive Behandlung der Sache war für Luther etwas Selbstverständliches, denn er vertrat die Wahrheit; und nicht persönlicher Verleumdungen, sondern nur der Sache wegen hatte er den Kampf gegen das Papsttum angefangen. Eben dadurch waren aber auch seine Gegner, wenn sie ihm überhaupt etwas anhaben wollten, von vornherein in die Position gedrängt, ihre Zuflucht zur Lüge und Verleumdung zu nehmen und ihre vergifteten Pfeile insonderheit auf die Person Luthers zu richten. Obwohl aber der Haß der Papisten sich in erster Linie richtete gegen Luthers Person, so galt er doch im letzten Grunde seiner Lehre, dem Evangelium von der Vergebung der Sünden allein durch den Glauben, mit welchem er dem Papsttum den Todesstoß versetzt hatte. Diese Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben mußte aus dem Wege geräumt werden, wenn das Papsttum mit seiner Werkerei und Tyrannei nicht in sich selber zusammenbrechen sollte. Redlich haben sich denn auch die Römlinge bemüht, sie zu entstellen und zu verdröhnen

und so zu vernichten. Aber mit bloßer Verdrehung war hier nicht geholfen. Die genuin lutherische Lehre selber in ihrer Reinheit mußte widerlegt werden, wenn das Papsttum nicht ins Schwanken geraten und in beständigen Nöten bleiben sollte. Und weil sich in Sachen des Glaubens mit menschlichen Autoritäten nichts beweisen läßt, so mußte Luther, wenn er überhaupt widerlegt werden sollte, widerlegt werden aus der Heiligen Schrift. Mit der Schrift aber ist dem Luthertum, das nichts anderes ist als das ursprüngliche Christentum, nicht beizukommen, wie sich gleich zu Anfang der Reformation herausstellte und schon D. Ed 1530 zu Augsburg sich zu bekennen genötigt sah, wie es denn auch bis zum heutigen Tag unwiderlegt geblieben ist. Sollte dennoch das von Luther wieder ans Licht gebrachte Evangelium, mit dem sich das Papsttum ebensowenig verträgt wie Feuer mit Wasser, diskreditiert werden, so blieb den römischen Polemikern kein anderes Mittel übrig, als den Bekenner und Prediger desselben zu verleumden. Der Gedanke, den solche Schmutzarbeit suggeriert, ist dann dieser: ein so greulicher Mensch, wie die Jesuiten Luther malen, könne unmöglich ein Wote Gottes sein und die rechte Lehre führen.

Mit ihren schmähslichen Lügen und Verleumdungen haben aber die Papisten sachlich und über ihr eigenes geknechtetes Volk hinaus schlechten Erfolg gehabt. Gott hat dafür gesorgt, daß die jesuitischen Ehrabschneider nur dazu haben helfen müssen, den Charakter Luthers um so heller und herrlicher hervorleuchten zu lassen. Schon der gewöhnliche Menschenverstand sagt jedem, daß Luther, der so viel gearbeitet und so große Erfolge aufzuweisen hat (wie aller Welt vor Augen liegt), unmöglich der Mann gewesen sein kann, den die Jesuiten aus ihm zu machen suchen. Den römischen Verleumdungen gegenüber hat es denn auch nie gefehlt an vortrefflichen Apologeten, die die papistischen Bemühungen vereitelt haben. In den ersten Reihen dieser Männer, die für Luther wider Rom ins Feld getreten sind, steht in der Gegenwart D. Wilhelm Walther, Professor an der Universität zu Rostod. Schon vor Jahren hat er sich um die lutherische Kirche ein bleibendes Verdienst erworben durch seine gründliche Schrift: „Für Luther wider Rom“, ein Buch, das in unsere öffentlichen Bibliotheken gehört und längst auch ins Englische hätte übersetzt werden sollen. Bis dato ist es wohl die beste und ausführlichste Verteidigung gegen alle nennenswerten Schmähsungen Luthers seitens der Papisten. Demselben Zweck dient auch Walters neueste Schrift, die wir in der „Literatur“ dieser Nummer von „Lehre und Wehre“ berücksichtigt haben: „Luthers Charakter“. Unfern Lesern dürfte es darum nicht unwillkommen sein, wenn wir ihnen im folgenden wenigstens vorführen, was der Rostoder Walther über den Hauptzug im Charakter Luthers, seine Wahrhaftigkeit und Offenheit, zu sagen hat.

Das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, der wir durch den Glauben teilhaftig werden, pfl egten die Papisten, wie die

Apologie der Augsburgerischen Konfession gelegentlich erwähnt, als „lutherisch“ zu bezeichnen. Seitdem ist dies Evangelium, die zentrale Wahrheit des ganzen Christentums, auf dem Konzil zu Trient als Ketzerei verdammt worden, und schon lange entblöden sich jetzt die römischen Polemiker nicht mehr, dies Evangelium als „die Wittenberger Lüge“ zu brandmarken und Luther, den Prediger desselben, mit allen Mitteln der Sophistik und Verdrehungskunst als einen „Erzlügner“ an den Pranger zu stellen. Und solange die Papisten ihre Werklehre wirklich glauben, können sie auch gar nicht anders als das alleinseligmachende Evangelium von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum als eine verderbliche Lüge und ihren Hauptzeugen als den „Erzlügner“ zu bekämpfen. Wer jedoch die Wahrheit der Schrift erkannt und sich mit der Reformationsgeschichte einigermaßen vertraut gemacht hat, wird sich gerade auch den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit gegen Luthers Person betreffend genötigt sehen, den Spieß umzukehren. Luther wird er den Preis beispielloser Offenheit und Wahrhaftigkeit zuerkennen müssen, seinen Gegnern auf der ganzen Linie aber, insbesondere den römischen, den Vorwurf der Unlauterkeit und Unehrllichkeit, ja, vielfach selbst der größten Verlogenheit, nicht ersparen können.

Vollendete Offenheit und Wahrhaftigkeit bildet den Grundzug im Charakter Luthers. Die Wahrheit, die Wirklichkeit zu erkennen, wie sie ist, danach verlangte sein Inneres. Und was er als solche erkannte, sprach er auch offen und ohne Zögern aus. Luther hatte, wie man sagt, das Herz auf der Zunge. Wie er dachte und fühlte, so redete er auch. Was in seinem Innern vor sich ging, das wollte und konnte er niemand verbergen, das sprach er aus und schrieb er ohne jegliche Furcht vor andern und ohne alle Rücksicht auf sich selber. Luther wollte nie und nirgends anders scheinen, als er war. Die geringste Verleugung dieser Offenheit und vollen Wahrhaftigkeit empfand er als eine Verleugnung seiner eigensten, innersten Art, ja als Sünde vor Gott. Er konnte nicht anders: wie es ihm jedesmal ums Herz war, wie er dachte und fühlte, so mußte er auch reden und schreiben. Er hat nichts zu verbergen und kann sein Inneres nicht verheimlichen. Mangel an Klugheit und Rücksicht auf die eigene Person kann man Luther oft genug zum Vorwurf machen, Mangel an Offenheit und Wahrhaftigkeit aber nicht. Offen redet er von sich selber, seinen Mängeln sowohl wie seinen Vorzügen und Erfolgen. Und offen spricht er sich auch in Lob und Tadel aus über andere, seine Freunde sowohl wie seine Feinde. Nie verbirgt er seine Meinung, seinen Glauben, seine Zweifel, nie seinen Zorn, seine Betachtung, seinen Haß. Was in seinem Herzen vor sich geht, das muß heraus, das vermag er nicht in seinem Innern verschlossen zu halten. Nur wo die Liebe und die zarte Rücksicht gegen den Nächsten es gebietet, da weiß Luther auch zu schweigen, zu schweigen auch von dem, was ihn persönlich drückte und ihm das Herz schwer machte. An einzelnen Beispielen, die wie helle Schlaglichter wirken,

Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit illustrierend, läßt sich Walther also vernehmen:

„Wir beginnen mit einem Zuge in dem Wille Luthers, der allen, die sich näher mit ihm beschäftigen, sofort aufs stärkste auffallen muß. „Nun muß ich sterben!“ Mit dieser Überzeugung erscheint Luther 1518 in Augsburg vor dem gewaltigen Kardinal und päpstlichen Legaten Cajetan. Er weiß, wieviel darauf ankommt, diesen Mann, in dessen Händen jetzt sein Schicksal liegt, nicht zu verletzen. Er unterläßt auch nichts von den Ehrfurchtsbezeugungen, die einem solchen Herrn gegenüber vorgeschrieben sind. Er wirft sich vor ihm auf das Angesicht. Sich zu erheben aufgefordert, bleibt er noch auf den Knien liegen. Erst auf einen zweiten gnädigen Wink erlaubt er sich aufzustehen. Dann bittet er um Verzeihung, falls er etwas Unbedachtes gelehrt oder getan haben sollte. Sobald aber die Unterredung sich seiner Lehre zuwendet, redet er mit einer geradezu unglaublichen Offenheit, als überlege er gar nicht, welch einen Eindruck seine Worte in dieser gefährlichen Lage machen müssen. Alles, was in seinem Innern aufsprudelt, läßt er, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf der Stelle ungehemmt hervorströmen. Der Legat sagt ihm, er habe ein päpstliches Breve in seiner Tasche, das einfachen Widerruf von Luther fordere. Dieser bittet, ihn es erst einmal sehen zu lassen. Gewiß, er zweifelt an der Aufrichtigkeit des Kardinals. Aber wie kann er wagen, dies auszusprechen? Als Cajetan sich auf eine frühere päpstliche Bulle beruft, erklärt Luther, sie sei zweideutig und verdreht nach dem Urteil der Heiligen Schrift. Der Legat donnert bei einer späteren Unterredung den kleinen Mönch gebieterisch nieder. Da läßt Luther alle Rücksicht so völlig aus den Augen, daß er selbst des Gegners hohe Titel alle vergißt und ihn einfach mit „Ihr“ anredet. Cajetan setzt ihm auseinander, jene päpstliche Bulle verstehe unter dem Schatz der Kirche die Verdienste Christi und seiner Gläubigen. Luther unterbricht ihn mit dem Einwand, dort stehe gar nicht, daß jene Verdienste der Schatz seien, sondern daß sie den Schatz erworben hätten. Der Kardinal wird bestürzt und will von etwas anderm anfangen. Luther fällt ihm ins Wort und bricht flammend los: „Ew. Hochwürden soll nicht noch meinen, daß wir Deutschen keine Grammatik können! Es ist ein Unterschied zwischen „ein Schatz sein“ und „einen Schatz erwerben!“ Also der große italienische Gelehrte und Kirchenfürst soll nicht einmal in der Grammatik hinreichend beschlagen sein! Nachher hat Luther selbst diese Äußerung als „sicher respektwidrig genug“ bezeichnet. Aber er hat sie nicht zurückgehalten. Warum nicht? Hat er in der augenblicklichen Erregung die Selbstbeherrschung verloren? Würde er, wenn er nur Zeit zur Überlegung gehabt hätte, seine Gedanken verborgen haben? Keineswegs. Denn wenn er auch genügend Zeit zum Nachdenken hat, wenn er etwa einen Brief oder ein Buch schreibt, kann er ebensowenig etwas von dem, was er denkt oder fühlt, für sich behalten.

„Mit der denkbar höchsten Schande beladen, unter dem Bann der Kirche und der Acht des Reiches liegend, hat er sich auf der Wartburg verstecken müssen. Dort hört er, daß der mächtigste deutsche Kirchenfürst, dessen Herrschaft auch er selbst unterstellt ist, der Kurfürst und Erzbischof Kardinal Albrecht von Mainz, in seiner Residenz Halle abermals einen Ablass hat verkündigen lassen, um die durch sein verschwenderisches Leben geleerte Kasse wieder zu füllen. Luther will eine Schrift dagegen veröffentlichen. Sein Kurfürst Friedrich der Weise verbietet es. So will er zunächst versuchen, ob er durch einen Brief den Erzbischof zur Einstellung des Ablassunfugs bewegen könne. Welchen Ton muß er darin anschlagen, wenn er auch nur die leiseste diplomatische Klugheit besitzt? Die allergößte Vorsicht ist hier am Platze. Denn ihm ist auch berichtet worden, er beurteile den Erzbischof nicht richtig. Dieser sei dem Evangelium keineswegs ungünstig gesinnt. Wenn er also mit seinem Briefe nicht alles verderben will, so darf er höchstens demütig und leise auf die Gefahr hindeuten, die in dieser aufgeregten Zeit durch eine Erneuerung des nunmehr von Unzähligen scharf verurteilten Ablasshandels heraufbeschworen werden könne. Wie aber lesen wir in einem Briefe? Schon zweimal habe er den Erzbischof vergebens brieflich verwarnt; er wolle es noch ein drittes Mal versuchen. ‚Es hat jetzt Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott [des Ablasses], der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt. Ich will tun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, geschweige denn Kardinäle und Bischöfe. Deshalb ist meine untertänige Bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich als einen Bischof, nicht als einen Wolf erzeigen.‘ Derselbe Gott, der aus dem früheren, durch Teufel betriebenen Ablasshandel ein so greuliches Feuer habe entstehen lassen, derselbe Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an! Der kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenngleich vier Kaiser [ihre Hand schützend] über ihn hielten. Er hat auch besondere Lust, die hohen Federn zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaos zu demütigen. Ew. Kurfürstl. Gnaden denke nur nicht, daß Luther tot sei! Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viele versehen.‘ Falls nicht dieser Ablasshandel abgetan werde, halte Luther es für seine Christenpflicht, in einer öffentlichen Schrift den Erzbischof anzutasten und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Danach wird sich Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen zu richten und zu halten. Hieraus erbitte und erwarte ich Ew. Kurfürstl. Gnaden richtige und schleunige Antwort binnen vierzehn Tagen. Denn nach vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine [auch öffentlich zu verwendende] Antwort.‘ Wie ist es Luther nur möglich, so zu schreiben? Nun, es

ist ihm eben unmöglich, anders zu schreiben, als er denkt und fühlt. Dies kennt der Erzbischof schon an ihm. Davor zittert er. Darum antwortet er, wie man es nicht für möglich halten sollte: ‚Ich habe Euren Brief gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen.‘ Die Ursache (die Luther zu seinem Schreiben veranlaßt habe) sei längst abgestellt. ‚Ich will mich, so Gott will, dergestalt halten, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. Darum ich auch treulich bitten und bitten lassen will. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden.‘

„Nicht so großartigen Erfolg hatte Luthers beispiellose Offenherzigkeit in einem andern Fall. Der berühmteste Gelehrte jener Zeit war der Humanist Erasmus. Mit ihm fühlte sich Luther insofern verbunden, als auch er manche kirchliche Mißstände bekämpft und für die Verdrängung der verknöcherten scholastischen Theologie durch das Studium der Quellen des Christentums erfolgreich gewirkt hatte. Was die beiden voneinander trennte, war eine verschiedene Auffassung vom Wesen des Christentums, die es dem Erasmus unmöglich machte, Luthers Standpunkt zu teilen. So betrübt es diesen tief, als er im Jahre 1524 erfuhr, daß der große Gelehrte, dem er selbst vieles verdankte, eine Schrift gegen ihn verfasse und damit die evangelische Lehre zum erstenmal öffentlich bekämpfe. Er richtete deshalb einen Brief an ihn, um ihn, wo möglich, von seinem Vorhaben abzubringen. Mit welchen Gedanken schrieb er? Nach seiner Ansicht konnte er von Erasmus nicht verlangen, auf seiner Seite zu kämpfen. Hierzu fehlte diesem Humanisten sowohl der Mut als auch die volle Erkenntnis der evangelischen Wahrheit. Darum aber war es auch seine Pflicht, sich nicht in diesen Streit einzumischen. Wenn er jetzt, trotzdem er in mancher Beziehung mit Luther übereinstimmte, doch gegen diesen zur Feder griff, so konnten ihn dazu nur die schmeichlerischen Bitten seiner hohen katholischen Gönner bestimmt haben. Doch von dem allem, was hiernach Luther denkt, wird er doch nichts schreiben? Weiß er doch, daß dieser ‚König der Humanisten‘, von den höchsten geistlichen und weltlichen Herren umschmeichelt, von Millionen als ein Wunder der Weisheit angestaunt, an allerstärkster Eitelkeit leidet. Dieser wunde Punkt in ihm mußte schon durch die leiseste Andeutung von dem, was Luther jetzt über ihn dachte, aufs tiefste verletzt werden. Aber soll Luther von dem schweigen, was er denkt, so muß er das Schreiben ganz unterlassen. Denn was er sonst etwa sagen könnte, würde diplomatische Unwahrheit sein. Und Luther kann nicht anders als mit voller Wahrheit vorgehen. Macht sie, weil sie als zu bitter empfunden wird, keinen Eindruck, so will er lieber umsonst schreiben, als sich verstellen. Daher lesen wir in dem Briefe: ‚Da wir sehen, daß Dir noch nicht von dem Herrn die Tapferkeit gegeben ist, jenen Ungeheuern, gegen die wir zu kämpfen haben, mit uns zuberichtlich und frei entgegenzutreten, so denken wir auch nicht daran, Dir etwas zuzumuten, was über Deine Kräfte und Deine Grenzen

hinaus geht. Nein, wir haben Deine Schwäche und das Maß der Dir von Gott verliehenen Gaben getragen und verehrt. Denn das kann die ganze Welt nicht leugnen, daß das Blühen und Gedeihen der Wissenschaft, durch die man zum richtigen Bibelstudium kommt, ein in Dir uns verliehenes großartiges und herrliches Gottesgeschenk ist. Deswegen habe ich niemals gewünscht, daß Du die Dir angewiesene Tätigkeit verlassend oder vernachlässigend und in unser Heerlager eintreten möchtest. Denn obwohl Du unserer Sache durch Deinen Geist und Deine Gelehrsamkeit viel würdest nützen können, ist es, weil Dir der Mut dazu fehlt, doch sicherer, ihr nur durch die Dir verliehene Gabe zu dienen. Eins nur war meine Sorge: daß Du Dich durch die Widersacher verleiten lassen könntest, in Schriften gegen unsere Lehre loszuziehen, und daß wir dann gezwungen wären, Dir ins Angesicht zu widerstehen. Mit unserer [evangelischen] Sache steht es jetzt so, daß für sie nur wenig zu fürchten ist, auch wenn Erasmus sie aus höchsten Kräften bekämpfen würde. Aber wenn Du auch Dich für sie zu erklären durchaus nicht vermagst und wagst, so laß sie doch unangetastet und bebaue Dein Arbeitsgebiet. Dies möchte ich gesagt haben, um Dir meine aufrichtige Gefinnung gegen Dich zu bezeugen, in dem Wunsche, daß Dir von dem HERRN ein Deines berühmten Namens würdiger Geist gegeben würde. Will dies der HERR noch nicht tun, so bitte ich Dich zunächst, wenn Du nicht mehr zu leisten vermagst, ein bloßer Zuschauer unserer Tragödie zu bleiben. Leiste wenigstens unsern Widersachern keine Hilfe. Vor allem schreibe keine Bücher gegen mich, wie ich auch gegen Dich nichts herausgeben werde. Des Weizens ist schon genug gewesen. Jetzt müssen wir dafür sorgen, daß wir uns nicht gegenseitig verzehren.' Als dieser Brief bei Erasmus ankam, hatte dieser seine Streitschrift gegen Luther schon weit gefördert, auch seinem freigebigen Gönner, Heinrich VIII. von England, auf dessen Drängen er sich endlich an die Arbeit gemacht, eine Probe von ihr zugesandt. Doch auch wenn der Brief früher eingetroffen wäre, würde er den an widerliche Lobhudelei gewöhnten Erasmus nur gereizt, nicht aber umgestimmt haben. Luther aber konnte nicht anders schreiben, wenn er seiner Natur nicht untreu werden wollte.

„Nicht nur seinen Gegnern gegenüber schlägt Luther alles heraus, was er empfindet. Auf der Wartburg hat er von dem schwärmerischen Sturm erfahren, der in Wittenberg seine Anhänger erfaßt hat. Er fühlt es als seine Gewissenspflicht, dorthin sich aufzumachen, um, wo möglich, die wilden Wogen zu beschwichtigen. Er teilt dies seinem Kurfürsten Friedrich dem Weisen mit, dem er das schützende Asyl der Wartburg zu verdanken hat. Der Kurfürst verbietet ihm die Rückkehr nach Wittenberg; er werde ihn dann nicht mehr schützen können. Luther verweigert den Gehorsam. Auf der Reise antwortet er seinem Kurfürsten. Er bezeugt ihm, er habe „allezeit eine Lust und Gefallen an ihm vor allen Fürsten und Obrigkeiten gehabt“ und wisse, daß „er es jetzt aufs allerbeste meine“. Aber dessen bange Sorge kann er nur als

Mangel an Glauben auffassen. Gewiß, wenn er dies seinem Fürsten offen erklärt, so kann er ihn sehr tief kränken. Er weiß dies. Dennoch aber schreibt er ihm: ‚Solches sei nun Ew. Kurfürstl. Gnaden geschrieben der Meinung, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen, ich komme gen Wittenberg in viel einem höheren Schuß denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schuß zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keineswegs Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.‘ Der Kurfürst, der ihm bisher seinen mächtigen Schuß gewährt, meine, in dieser Sache zu wenig getan zu haben, und wolle wissen, was er tun solle. ‚Ich antworte untertäniglich: Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurfürstl. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ihm gelassen haben; das und kein anderes! Da mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden nach richten. Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben. Glaubt sie nicht, so glaube doch ich und muß Ew. Kurfürstl. Gnaden lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber noch nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen.‘ So schreibt er in dem Bewußtsein, er habe ‚sein Leben lang keinem andern großen Herren so hart geschrieben‘. Aber was er denkt, kann er nicht in seinem Innern verschlossen halten, mag daraus folgen, was da will.

„Dieselbe rücksichtslose Freimütigkeit auch in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften. Nie verbirgt er seinen Glauben, seine Sorgen, seine Zweifel, nie seinen Zorn, seine Verachtung, seinen Haß. Nie kommt ihm auch nur die Frage, ob er nicht dem, was er fühlt, einen abschwächenden, milderen Ausdruck verleihen solle. Ebenso in seiner mündlichen Unterhaltung mit andern. Hier hat man den Eindruck, als wäre die Verbindung zwischen Herz und Zunge so unmittelbar, daß die dort in der Verborgenheit vor sich gehenden Schwingungen sofort auch durch die Sprache ans Licht treten müßten. Auch ihm ist mitunter die Versuchung nahe getreten, ein Blatt vor den Mund zu legen. Dies aber ist nur durch dringende Vorstellungen anderer verursacht worden, und ein dertartiges Ansinnen hat er mit wenigen Ausnahmen scharf von sich gewiesen. Er will immer sein Innerstes offenbaren. Was dort vorhanden ist, das ist für ihn etwas wirklich Daseiendes, und darum läßt er es auch seinen Weg gehen, falls er es nicht für etwas Sündliches erkennt und deshalb niederzuschlagen für Pflicht hält. Als man nach seinem Tode sich nicht mehr davor scheute, Gespräche von ihm, die seine Freunde an seinem Tisch sich notiert hatten, durch den Druck zu veröffentlichen, wagte man doch nicht, alles vollständig zu geben. Man

hielt es für nothwendig, für die Namen der Personen, über die er sich offen geäußert, ein verhüllendes N. N. zu setzen, auch wohl anderes fortzulassen oder nur leise anzudeuten. Hinsichtlich einer großen Reihe von Äußerungen Luthers aber, die man doch am allertoenigsten als für eine Veröffentlichung geeignet ansehen möchte, legte man sich bei dem Druck gar keine Beschränkung auf, hinsichtlich dessen, was er über sich selbst ausgesagt hat. Daß wir aber auch dieses kennen, ist uns für das Verständniß seines Charakters von großem Werte. Denn so auffallend, ja so verblüffend ist die rücksichtslose Offenheit, mit der er das, was er über andere denkt, auszusprechen sich erlaubt, daß wir in der Gefahr stehen, sie auf Hochmut, auf Anmaßung, auf Mangel an Liebe oder Gerechtigkeitsgefühl zurückzuführen. Hier vor bewahrt uns die Beobachtung, daß er genau in derselben Weise das Herz auf der Zunge hat, wenn er von sich selbst redet. Seine Feinde wissen ihm viel Schlechtes nachzusagen. Woher kennen sie dies, soweit es nicht rein erlogen ist? Würden sie nichts weiter von ihm, als was seine Zeitgenossen, auch seine bittersten Feinde, berichtet haben, so würde ihr Anlagestoff unendlich dürftig oder ganz unbeweisbare Verleumdung sein. Fast ausschließlich durch ihn selbst haben sie erfahren, was sie Ungünstiges über ihn vorzubringen vermögen.

„Was aber konnte ihn bewegen, sich selbst so bloßzustellen? Er gehörte nicht zu denen, die von ihren Schwächen reden können, um den Ruhm der Demut zu ernten, oder ihre früheren Fehlstritte bekennen, weil sich dagegen ihre jetzige Vortrefflichkeit um so heller abhebt. Diesen Ton vernehmen wir niemals in seinen Selbstbekenntnissen. Nein, ebenso wie er nur dann sein freimütiges Urtheil über andere fällt, wenn er damit jemandem dienen zu können meint, so sind auch alle seine sogenannten ‚Geständnisse‘ nur durch den Wunsch, andern nützlich zu sein, veranlaßt. Dann aber kostet es ihn auch durchaus keine Selbstüberwindung, und dann redet er so frei, als handle es sich um eine ihm gänzlich gleichgültige ferne Persönlichkeit. Als der Pfarrer Antonius Musa ihm ‚einmal herzlich geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er andern predige‘, antwortete Luther: ‚Gott sei Lob und Dank, daß es andern Leuten auch so geht! Ich meinte, mir wäre allein also.‘ Der Berichterstatter deutet uns das Motiv dieses ‚Geständnisses‘ Luthers an, indem er hinzufügt: ‚Dieses Trostes konnte Musa sein Lebetag nicht verzeihen.‘ Ein andermal klagte ihm jemand, er könne nicht mit solcher Gewißheit an das ewige Leben glauben, wie Paulus von seinem Tode geschrieben habe. Da suchte ihn Luther zu beruhigen: ‚Ich wahrlich kann's auch leider nicht so stark glauben, als ich davon predigen und schreiben kann, und wie andere Leute von mir denken, daß ich so fest glaube.‘

„Doch schweigen wir von den vielen derartigen Äußerungen über sich selbst, die Luther im Gespräch mit vertrauten Freunden nicht zurückgehalten hat. Hier, wo man ihn genauer kannte und solche Mittheilungen

nicht falsch deutete, ist eine derartige Offenheit noch allenfalls begreiflich. Aber in öffentlichen Schriften und in Predigten pflegt man sich doch davor zu hüten. Hier sucht man doch auf andere durch die Festigkeit seiner Überzeugung Eindruck zu machen, und hütet sich sorgfältig, von den eigenen Schwächen im Glauben und im Leben zu reden. Luther aber ist diese Rücksicht auf sich selbst völlig unbekannt. Meint er, andere dadurch fördern zu können, so kann er ohne jedes Zögern und ohne jede Beschönigung sich öffentlich bloßstellen. In einer öffentlichen Schrift will er dazu ermahnen, keine Neuerung eher zu unternehmen, als bis deren göttliche Berechtigung uns völlig gewiß geworden sei. Denn sonst könne man nachher von den schwersten Zweifeln, ob man auch recht gehandelt habe, selbst dann gepeinigt werden, wenn der Bruch mit dem Herkömmlichen durchaus nach Gottes Willen gewesen sei. Damit man dies nicht als etwas Geringes ansehe, schreibt er ohne Bedenken, was doch von denen, die solche Anfechtungen nicht kannten, als ein Beweis von Unsicherheit seines Glaubens mißdeutet werden konnte: *„O mit wie großer Mühe und Arbeit, auch durch begründete Heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten! Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einiges, stärkstes Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrtest und so viel Leute in Irrtum verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden?“*

„Oder er steht auf der Kanzel. Um die zu beruhigen, die mit Schmerz fühlen, wie schwer es ihnen wird, ‚den Glauben so rein zu fassen‘, kann er vor der versammelten Gemeinde, nachdem er mit großer Klarheit und zweifelloser Gewißheit die römische Werklehre bekämpft und die Herrlichkeit des vertrauenden Glaubens geschildert hat, ohne jede Scheu aussprechen: *„Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre gepredigt und getrieben mit Lesen und Schreiben, daß ich billig sollte sein herausgekommen [aus der Werkgerechtigkeit]. Dennoch fühle ich noch immerdar den alten anklebenden Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade für meine Heiligkeit müßte geben, und es will mir nicht ein, daß ich mich so gar sollte ergeben auf bloße Gnade. Und soll doch und muß nicht anders sein.“* Oder er will seine Zuhörer vor der Sicherheit der Gottlosen warnen, *„welche meinen, der Teufel sei im tiefen Meer“. Er will ihnen eindringlich zeigen, daß der Teufel, nicht ferne von uns sei, vielmehr alles Gute im Weltlichen wie im Geistlichen zu verhindern suche. Damit aber auch die ernstern Christen niemals sorglos werden, setzt er hinzu: „Ich selbst fühle oft des Teufels Rasen [oder: Nahesein] in mir. Zuzeiten glaube ich, zuzeiten glaube ich nicht.“* Auch ‚den rechten Christen, die fest daran halten wollen, daß Christus sich selbst für unsere Sünden gegeben‘, kann der Teufel in der Anfechtung ‚Christum verbergen und aus den Augen wegnehmen und das Wort der Gnade aus

dem Herzen reißen. Was ich sage, das habe ich zum Teil erfahren'. Ja, selbst wenn er von den Versuchungen zu Sünden gegen das sechste Gebot redet! Er will seine Zuhörer ermahnen, nicht auf ihre eigene sittliche Kraft zu vertrauen, sondern in der Versuchung Gottes Hilfe anzurufen. Ungeachtet erklärt er: „Ich weiß wohl, wie es ist! Ich habe von mir selbst nicht so viel [Kraft], daß ich mich enthalten kann.“ Gewiß, er brauchte nicht zu fürchten, daß seine Wittenberger Zuhörer, die täglich sein sittenreines Leben vor Augen hatten, ihn mißverstanden. Aber welcher andere Prediger spricht es öffentlich aus, daß er auch solche Versuchungen kenne?

„Nur ein paarmal in seinem ganzen Leben hat Luther, Freundesbitten nachgebend, nicht alles gesagt, was er dachte. Er tat es, weil er damit der von ihm vertretenen Sache dienen zu können meinte. Aber jedesmal hat er nachträglich bitter bereut, nicht ganz seinem inneren Antrieb gefolgt zu sein. Kein Bild aus dem Leben Luthers ist so bekannt und berühmt wie: Luther in Worms. Diese Furchtlosigkeit, diese rücksichtslose Überzeugungstreue erscheint uns allen unüberbietbar. Luther selbst aber? Er hat sich über sein Verhalten in Worms nachträglich aufs stärkste geärgert. Und zwar deshalb, weil er — zu rücksichtsvoll, zu nachgiebig gewesen sei, weil er „seinen Geist gedämpft“, also nicht einzig seinem innersten Wesen gefolgt sei. Es dürfte bezeichnend sein, daß man diese Äußerungen Luthers entweder übersehen hat, als wären sie nicht ernst gemeint, oder als unverständlich angesehen hat, während doch er selbst mehrmals scharf hervorgehoben hat: „Ich habe es vielmals bereut.“ Man konnte sein darin sich aussprechendes Verlangen nach völlig unbegrenzter Offenheit nicht nachempfinden, weil es eine zu ungewohnte Erscheinung ist. Er kam auf den Reichstag zu Worms mit der festen Absicht, nichts zu widerrufen, sondern frank und frei seinen Glauben als die in Gottes Wort begründete, unfehlbare Wahrheit zu bezeugen. Aber von den wohlmeinendsten und urteilsfähigsten Freunden wurde ihm vorgestellt, es werde einen bösen Eindruck machen, wenn er seine Überzeugung als zweifellos gewiß hinstelle, also die Möglichkeit, daß er geirrt habe, völlig ausschließe. Dagegen werde er bei vielen volles Verständnis, ja Zustimmung und Unterstützung finden, wenn er nur erkläre, nicht eher etwas widerrufen zu können, als bis er eines Irrtums überführt worden sei. Denn so weit schon war damals der Damm mittelalterlicher Anschauungen gebrochen, daß in weitesten Kreisen das Ideal der blinden Unterwerfung unter die Machtsprüche der Kirche verbläßt war, daß man es vielmehr für sittliche Pflicht hielt, seinem Gewissen zu folgen, also auch nicht eher eine Überzeugung aufzugeben, als bis man sie als falsch erkannt habe. Man beschwor also Luther, so zu reden, daß er „nicht zu steifinnig, sondern demütig und ehrerbietig“ erscheine. Er ließ sich überreden. In seiner Ansprache vor Kaiser und Reich erklärte er: „Ich werde auf das willigste bereit sein, jeglichen Irrtum, so ich des überwiesen werde, zu widerrufen,

und werde der erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen.' Und auf die weitere Forderung, er solle kurz antworten, ob er widerrufen wolle oder nicht, erwiderte er: Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder helle Gründe übertrunden werden, so bin ich übertrunden durch die von mir angeführten Schriften, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Worten. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil wider das Gewissen zu handeln, nicht sicher und nicht lauter ist.' So konnte er sagen, weil nach seiner Überzeugung niemand ihn widerlegen konnte. Eben diese seine Überzeugung aber sprach er nicht offen aus. Er verdeckte sie vielmehr durch die Erklärung, das widerrufen zu wollen, was ihm als Irrtum nachgewiesen werde. Was er sagt, ist also richtig, und wie viele werden nicht das geringste Unrecht darin finden können. Er aber hat es später, als er Zeit genug zu reiflicher Überlegung gefunden, als eine Sünde angesehen. Denn er hatte vor dem Reichstage nicht alles gesagt, was er dachte. Und schon dies empfindet er als seiner Natur, seinem 'Geist', widersprechend; er empfindet es als Unwahrhaftigkeit. Ja, so stark klagt ihn sein Gewissen deswegen an, daß er einen Schlag, der ihn ein Jahr später trifft, einen Schlag, der nach seinen eigenen Worten ihm größere Schmerzen bereitet hat als alle Feindschaft der Päpstlichen, samt allen Teufeln', der ihm fast das Herz genommen und den steifen Geist matt gemacht', als eine nicht unbediente Strafe angesehen hat. An der auch in Wittenberg unter seinen Anhängern ausgebrochenen schwärmerischen Bewegung meint er nicht ohne Schuld zu sein. Er hatte in der entscheidenden Stunde in Worms 'guten Freunden zu Dienst seinen Geist gedämpft und nicht strenger sein Bekenntnis vor den Tyrannen getan'. Er hatte damit die Möglichkeit von Irrthümern in seiner Lehre zugegeben. Darum konnten Anhänger von ihm, als er durch die Verbannung auf die Wartburg vom Schauplatz entfernt war, sich für berechtigt halten, in einzelnen Punkten von seiner Lehre abzuweichen und Neuerungen vorzunehmen, ohne ihn, durch den doch allein sie ihre evangelische Anschauung bekommen hatten, auch nur um seine Ansicht darüber zu fragen. Sie konnten sich mit dem Gedanken decken, er selbst sei ja seiner Lehre nicht gewiß. So tief fühlt er jenes Verschweigen seiner vollen Meinung als Sünde, für die dieses 'das Evangelium schmähende Spiel zu Wittenberg' die gerechte Strafe sei, daß ihn nur eins bei dem Blick in die Zukunft, 'unverzagt und unerschrocken' machen kann: 'Wie wir auf unsere Wohlthat nicht tropen, zagen wir auch nicht in unsern Sünden. Wir danken aber Gott, daß unser Glaube größer ist denn Wohlthat und Sünde. Denn der Vater aller Barmherzigkeit hat uns gegeben, zu glauben nicht einen hölzernen, sondern einen lebendigen Christus, der uns auch aufrichten und erhalten kann, ob wir gleich in tausend und aber tausend Sünden alle Stunde fielen. Da ist mir kein Zweifel daran.' Solches Trostes bedurfte Luther, da er einmal in bester Absicht, auf anderer Witten hin, nicht vollkommen offen gewesen war.

„Die gleiche Neigung, sein ganzes Herz herauszusagen, zeigt er selbst Gott gegenüber. Er bemüht sich nicht einmal in seinen Gebeten, einen feierlichen Ton anzuschlagen. Wenn er an dem Krankenlager Melancthons von leidenschaftlicher Erregung darüber ergriffen ist, daß ‚der Teufel dieses Werkzeug Gottes so schändlich zugerichtet habe‘ und dem Tode in die Arme treibe, so kann er im Gebet seinem flammenden Zorn und seiner Überzeugung von der Unentbehrlichkeit dieses Mitkämpfers für Gottes Sache so ungehemmt und unverblümt Ausdruck verleihen, daß er selbst es genannt hat: ‚Allda mußte mir unser Herrgott herhalten; denn ich warf ihm den Saß vor die Thür [ich erklärte ihm, die Last nicht mehr tragen zu können] und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, die ich in der Heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich mühte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.‘ Aus seinem Aufenthalt auf dem Reichstag in Worms ist uns ein Gebet überliefert, das man an einem Abend von ihm erlauscht hat. Welch unglaubliche Unerhülltheit seiner Stimmungen vor Gott, wenn er da betet: ‚Wie ist es nur ein Ding um die Welt; wie schnurrt sie dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle, da die Gottlosen hingehören, und sieht nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat! Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir aus, die Glode ist schon gegossen und das Urtheil gefällt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Tue du es! Du mußt es tun — du allein! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab' ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Möchte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unvertorren sein. Hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben. Du verbirgst dich nur. Hast nicht du mich dazu erwählt? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß. Ei, so walt's Gott! Denn ich mein Leben lang nie wider so große Herren zu sein gedacht. Herr, wo bleibst du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, Herr, ich bin bereit, auch mein Leben darüber zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein.‘

„Dieser unwillkürliche Trieb, sein Inneres und sein Äußeres in völliger Übereinstimmung zu halten, zeigt sich nicht nur in seinem Reden, sondern in seinem gesamten Benehmen. Die ganze würdevolle Formlichkeit und Erhabenheit der höchsten akademischen Feiern wurde bei der Disputation zwischen Luther und Eck in der alten Universitätsstadt Leipzig entfaltet. Von Wittenberg her hatten zu Wagen die Kornphären der neuen Theologie ihren Einzug gehalten, geleitet von dem Rektor Magnifizentissimus Herzog Barnim von Pommern und zweihundert mit Spießen und Hellebarden bewaffneten Studenten. Von allen Seiten waren nicht nur hochangesehene Theologen, sondern auch Äbte und Grafen und Ritter des Eisernen Blieses herbeigeeströmt, um dem er-

habenen Schauspiele beizutwohnen. Auch der Fürst des Landes, Herzog Georg von Sachsen, ehrte mit seinem Sohn die Feier durch seine Gegenwart. Nach einer Begrüßungsrede in der Universität und nach einer festlichen Messe in der Thomaskirche zog man in glänzender Prozession zur Pleißenburg, deren Saal mit kostbaren Teppichen reich geschmückt war. Ein Sängerkhor stimmte mit Instrumentalbegleitung den alten Weihegesang an „Komm, Heiliger Geist“. Alle Anwesenden lagen dabei auf ihren Knien. Welch eine Spannung wird sich dieser erlauchten Versammlung bemächtigt haben, als endlich der durch seine gewaltigen Schriften und durch die drohenden Angriffe seiner Feinde weltberühmt gewordene Professor der Theologie D. Martin Luther das Katheder bestieg, um in den Kampf einzutreten, der über seine und der Seinigen Zukunft entscheiden konnte! Wenn je eine würdevolle, eindrucksvolle Haltung, eine selbstbewußte Ruhe und Sicherheit am Platze war, so diesem erwartungsvoll auf ihn blickenden glänzenden Kreise gegenüber. Wenn Luther je an das unzweifelhaft richtige Wort denken mußte: „Die Welt macht so viel aus dir, wie du selbst aus dir machst“, so in dieser Stunde. Er aber? Der Leipziger Professor Mosellan hat uns den Eindruck geschildert, den Luthers Auftreten auf ihn gemacht. Er vermißt an ihm bei dem Disputieren die „Vorlicht“, die vor dem Sprechen gründlich überlegt, mit welchen Worten ein Triumph über die Gegner zu erzielen ist. Er bedauert daher „die allzu bissige Form im Tadel der Gegner“, da Luther das Feuer seines Irrgers oder Zorns ungehemmt in Flammen hervorbrennen läßt. Überhaupt „nichts Stoisches hat er an sich noch düsteren Stolz“. Er hüllt sich nicht in den bei andern beliebten Mantel kühler wissenschaftlicher Ruhe und Überlegenheit. Kurz, er gibt sich ganz, wie er ist, und will nichts mehr sein, als er ist. Im freundschaftlichen Verkehr kann er fröhlich und heiter plaudern, lebendig und sicher, „jets heiteren Angesichts“, als wäre er nicht ein mit den höchsten Problemen ringender Professor. Kaum glaublich ist, wie wenig er daran denkt, daß in dieser erhabenen Versammlung aller Blicke auf ihn gerichtet sind und auch das Kleinste an ihm beobachten. Kann er doch, da er zur Disputation die Rednerbühne besteigt, einen kleinen Blumenstrauß, den er in der Hand hält, mit aufs Katheder nehmen, ja sogar während der Verhandlungen besehen und an dem Duft sich erfreuen! Und am Finger trägt er einen silbernen Ring, an dem noch etwas Unerkennbares hängt! Daß er den Ring nicht vorher abgenommen, fiel so stark auf, daß die Meinung geäußert wurde, er habe in einer kleinen Kapsel den Teufel bei sich. Solche kleinen Züge sind unentbehrliche Farben, wenn man den echten Luther malen will.

„Kein Wunder, daß in einer Welt, in der nicht das Sein, sondern der Schein entscheidet, Luther mit seiner entgegengesetzten Art immer wieder zu gering gewertet, ja geradezu verachtet worden ist. Der päpstliche Legat Alexander, dessen unaufhörliche, auch die unsittlichsten Mittel nicht scheuende Bemühungen endlich in Worms die Verhängung der

kaiserslichen Acht über den Ketzer erreichten, berichtet nach Rom über den ‚besseren Narren‘, die Art seines Auftretens habe ihn um alle Achtung gebracht, die die Welt früher vor ihm gehabt habe; in Blicken, Worten, Werken, Mienen und Gang sei er roh. Der Kaiser habe, als er Luther zu sehen bekommen, in höchster Enttäuschung verächtlich geäußert: ‚Der soll mich nicht zum Ketzer machen!‘ Für unmöglich hielt er, daß die berühmten Schriften, die unter dem Namen des Ketzers ausgegangen, wirklich von diesem selbst verfaßt seien. Ebenso urtheilten auch andere, die selbst diese großartigen Schriften gelesen hatten, als sie sein einfaches, natürliches Benehmen zu beobachten Gelegenheit fanden. Ja, noch vierzehn Jahre später, als doch eigentlich kein Mensch mehr an Luthers hervorragenden Fähigkeiten zu zweifeln vermochte, konnte der päpstliche Gesandte Bergerio, der in Wittenberg sich mit Luther unterhalten hatte, nach Rom berichten, ohne Zweifel könnten einige der unter seinem Namen veröffentlichten Bücher gar nicht sein Werk sein. — Es ist Luther nicht verborgen geblieben, wie sehr manche an seiner ungekünstelten Art Anstoß nahmen. Er hat sich oft gefragt, ob er nicht lieber nach der Welt Weise sich in den Nimbus vorsichtiger Zurückhaltung und schweigender Erhabenheit kleiden solle. Aber dann hat er dies als der ihm von Gott verliehenen Eigenart widersprechend erkannt und ist als ein Todfeind aller Verstellung bei seiner Weise geblieben.“

Von Luthers rücksichtsloser Wahrhaftigkeit zeugt auch sein Klosterleben. Hier fühlte er, daß er trotz aller eigenen Bemühungen nicht war, wie er sein sollte, um dadurch einen gnädigen Gott zu gewinnen. Er fühlte, daß er Gott und dessen Willen nicht wahrhaftig liebte. Und kein Zureden vermochte ihn dahin zu bringen, sich diese Tatsache zu verhüllen, wie es Millionen vor ihm getan hatten. Walthar schreibt: „Er war zu aufrichtig gegen sich selbst, um sich verbergen zu können, daß er das eine, worauf alles ankam, die Liebe zu Gott, doch nicht wirklich besaß. Er sah und er verbarg sich nicht, daß er noch immer sündigte. Wohl waren es so geringe und gewöhnliche Sünden, daß sein Ordensoberer Staupiß, dem er sie klagte, sie als ‚Puppensünden‘ bezeichnete. Aber ob klein oder groß, für sein wahres Auge blieben sie immer doch Sünden. Er beichtete sie, dann sollten sie vergeben sein. Doch, so war er gelehrt, nur dann sollten sie vergeben werden, wenn sie genugsam bereut waren. So quälte sich sein Gewissen ohne Falsh unablässig mit der Frage, ob er denn genügend Reue besitze. Er klagte seinen Ordensbrüdern seine Herzensangst. Selbst Staupiß schüttelte den Kopf: ‚Magister Martine, ich verstehe das nicht.‘ Wenn auch noch so viele sich mit dem Bewußtsein beruhigten, getan zu haben, was sie vermochten, so konnte doch er nur seufzen: ‚Wann wirst du endlich einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?‘ Bisweilen freilich konnte er sich in frommen Gefühlen so wohl fühlen, daß er Liebe zu Gott zu besitzen meinte. Danach aber sagte ihm wieder seine Wahr-

haftigkeit, daß er sich diese Liebe nur ‚eingebildet‘ habe, daß es nur eine ‚erzwungene, simulierte‘ Liebe gewesen sei. Denn von neuem klagte ihn sein Gewissen an, und er rief wieder: ‚O meine Sünde, meine Sünde!‘ Sieben Jahre lang währte dieser entsetzliche Kampf. Es ist staunenswert, daß Luther ihn nicht aufgab, sondern wahr genug blieb, um der Wahrheit allein die Ehre zu geben.“

Als dann Luther endlich der sündenvergebenden Gnade durch den Glauben gewiß geworden war und nun im Interesse dieser seligen Wahrheit je länger desto mehr genötigt wurde, den Kampf wider das Papsttum und später auch wider die Schwärmer aufzunehmen, da bewahrte er dieselbe Wahrhaftigkeit. Walther schreibt: „Schon ehe er den Mittelpunkt der evangelischen Wahrheit gefunden hatte, war ihm vieles in der katholischen Kirche als ‚absurd und Christo widersprechend‘ erschienen. Aber mit diesen Gedanken trat er nicht hervor, sondern legte ihnen über ein Jahrzehnt lang einen Zügel an aus Gehorsam gegen das biblische Wort: ‚Verlaß dich nicht auf deine Klugheit.‘ Die gleiche Sorge, er könne vielleicht etwas angreifen und umstoßen, was doch Wahrheit sei, bestimmt ihn auch später. Der Fortschritt in der Überwindung der ererbten Irrtümer erfolgt nur ganz allmählich, nur Schritt für Schritt. Keiner neugefundenen Wahrheit gibt er sich eher hin, mit keiner tritt er eher öffentlich hervor, als bis er ihrer völlig gewiß geworden ist. Er kennt nichts von jener beliebten Sucht nach dem Neuen, nichts von der heroischen Lust am Einreißen, nichts von der stolzen Freude, dem Hergebrachten und dessen Verfechtern in selbstbewusster Selbständigkeit zu widersprechen. In ihm brennt nur eins: der glühende Wahrheitsdurst.“ Nichts verwirft Luther eher als falsch, bis er sich völlig überzeugt hat, daß es der Schrift zuwider ist und verworfen werden muß. Aber auch nichts erscheint ihm an dem ererbten religiösen Besitz als zu alt und ehrwürdig, zu allgemein geglaubt und gepriesen, um ihn auf eine gründliche Nachprüfung desselben verzichten zu lassen.

Den Schwärmern gegenüber bleibt Luther bei der Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, obwohl er selber (1524) von sich bekennt: „Wenn jemand vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst getan.“ Luther hatte eben nur ein Interesse, und das war das Wahrheitsinteresse. Walther: „Wer die Geschichte jener Reformationskämpfe genauer kennt, der weiß auch, wie viele andere Gegner Roms zu ihren neuen Aufstellungen wesentlich nur durch Oppositionslust bewogen worden sind und sich doch niemals dies unsittliche Motiv eingestanden haben. Luther dagegen — im Verwerfen wie im Beibehalten offenbart er seine Wahrhaftigkeit als die alles einzig bestimmende Macht. Sie hat ihn in sehr schwere innere Kämpfe hineingestürzt. Bei dem Rückblick auf jene Zeit, da er über das Abendmahl Klarheit zu gewinnen suchte, schreibt er: ‚Ich habe wohl so harte Anfechtung da erlitten und mich [so] gerungen und ge=

wunden, daß ich gern heraus gewesen wäre.' Freilich wird so jeder sagen können, den weder Trägheit verleitet, bei dem Alten zu beharren, noch auch Eitelkeit verführt, ohne zwingenden Grund neue Behauptungen aufzustellen. Doch wir kennen keinen Zweiten, der so hart wie Luther darum gekämpft und auch dann, wenn er einer Wahrheit gewiß geworden war, sich noch immer wieder gefragt hätte, ob er sich nicht getäuscht habe. Niemals wollte Luther sich eine Gewißheit einreden, die er nicht besaß."

Was Luther in den Kampf wider das Papsttum hineintrrieb, war nicht seine Neigung, sondern die Überzeugung, die innerste Gewißheit, daß er treulos und gewissenlos die erkannte Wahrheit verleugnen würde, wenn er diesem Kampfe aus dem Wege gehen wollte. Luther war mit dem papistischen Geiste völlig getränkt gewesen und hatte sich diesem so ganz hingeeben, daß er, wie er selber bekennt, wie „trunken, ja untergegangen war in der Lehre des Papstes, aufs höchste bereit, alle zu ermorden, die dem Papst auch nur in einer Silbe den Gehorsam weigerten“. Ohne große Selbstüberwindung hat Luther den Kampf mit Rom nicht aufgenommen. Seinen eigenen Neigungen zuwider wurde er in denselben hineingetrieben. Und was ihn trieb, war die Wahrhaftigkeit, mit der er sich sagte, daß er die Wahrheit verleugnen würde, wenn er hier fliehen wollte. Luther hat den Kampf wider das Papsttum nicht etwa erst geplant, dann planmäßig begonnen, plangemäß weitergeführt und zuletzt plangemäß beendet. Vielmehr, wie er sich selber ausdrückt, wurde er gleichsam blindlings wie ein Pferd in den Kampf hineingeführt und getrieben. Über die großen Schwierigkeiten des Kampfes jedoch hat Luther sich keinen Täuschungen hingeeben. Je länger, desto klarer wurde es ihm und malte er es sich auch selber mit seiner Phantasie aus, was ihn und andere der Kampf kosten werde. Ja, Luther sah die Folgen wohl, und mächtig wurde er auch von denselben bewegt. Aber es galt die von ihm erkannte göttliche, alleinseligmachende Wahrheit, die köstliche Perle, für die kein Preis ihm zu groß erschien, die ihm auch höher stand als der äußerliche Friede und das irdische Leben. Was allen andern Erwägungen zum Troß Luther bei der Fahne hielt und immer weiter ins Handgemenge trieb, war also die innerste Überzeugung, daß er der erkannten Wahrheit untreu werden müsse, wenn er in dem Kampfe, in den Gott ihn hineingestellt, fahnenflüchtig werden und dem ihm gewordenen Lichte Gehorsam und Gefolgschaft versagen wollte. Walthers schreibt: „Seine Wahrhaftigkeit ließ ihn [Luther] alles, was gegen ihn zu sprechen schien, tief und klar sehen und fühlen. Lieber wollte er, solange es sein mußte, die Pein der Ungetwäßheit erdulden, als sich eine Gewißheit vorspiegeln. Ja alles, was sich gegen seine Lehre geltend machen ließ, hat seine Aufrichtigkeit so geflüßentlich hervorgesucht, daß er einmal äußerte, er kenne noch viel ‚spitzere Argumente‘ als die, welche die katholischen Gegner gegen ihn wußten und vorbringen könnten“. Doch dieselbe unbegrenzte Wahr-

haftigkeit ließ ihn auch durch alle diese Stürme immer wieder zur Klarheit und zur Gewißheit hindurchdringen.“

Auch die Freimütigkeit, mit der Luther ohne Zaudern von sich selber redet, von seinen Schwächen und Mängeln sowohl wie von seinen Fähigkeiten und Erfolgen, gründet letztlich in seiner Wahrhaftigkeit und Offenheit. „Niemand“, sagt Walthër, „hat so demütig von sich geredet wie Luther, niemand aber auch so selbstbewußt.“ Und das letztere nicht, um zu prahlen, sondern um arglos und ohne jegliche Nebenabsichten, Gott zu Lob und dem Nächsten zu Ruß, das auszusprechen, was vor aller Augen lag und niemand, auch er selber nicht, leugnen konnte. Walthër bemerkt: „Es gehört zu den staunenswerten Charaktereigentümlichkeiten Luthers, dieses beides, tiefste Demut und hohes Selbstbewußtsein, nebeneinander in sich zu tragen und keins durch das andere abschwächen zu lassen.“ Luther selber bekennt: „Ich habe nicht so eine alberne Demut, daß ich die mir von Gott verliehenen Gaben leugnen möchte.“ Seine Wahrhaftigkeit und Offenheit ließ das nicht zu.

Völlig fern lag Luther der Gedanke an eitle Selbstüberhebung, wenn er z. B. erklärt, daß er die Schrift viel besser verstehe denn der Papst samt all den Seinen; daß er im Büchermachen manchen Kirchenvätern nicht wollte viel nachstehen; daß er bei dem Überfluß der ihm von Gott verliehenen Gaben in den Abgrund der Hölle durch Hochmut gefallen wäre, wenn nicht die Versuchungen gewesen wären. Dasselbe ist der Fall, wenn Luther sich selbst bezeichnet als einen „großen Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche“, als „einen großen Doktor, bekannt auf Erden, im Himmel und in der Hölle“; oder wenn er sich darüber wundert, daß Gott durch ihn, sein schwaches Werkzeug, den Papst abgesetzt habe, was kein Kaiser noch Potentat hätte tun können; oder wenn er seinen Feinden gegenüber rühmt, daß er die Kirche mehr „gereformiert“ habe, als vielleicht fünf Konzilien hätten getan; oder wenn er sich wiederholt bezeichnet als den Propheten der Deutschen, der ihnen zuerst wieder das Evangelium verkündigt habe.

In diesen und ähnlichen Aussprüchen, aus denen die Papisten unerträglichen Größenwahn herauslesen, bringt Luther arglos und ohne alle Anwallungen von Hochmut nur zum Ausdruck, was niemand und auch er selbst nicht leugnen konnte. Sie sind darum auch nichts weniger als Symptome von Selbstüberhebung, sondern nur Zeugnisse von Luthers Offenheit und Wahrhaftigkeit, die auch das nicht verkennen, verschweigen oder verkleinern konnte und durfte, was Gott Großes gewirkt hatte durch sein schwaches Werkzeug, den unbekanntem Mönch in dem stillen Kloster zu Wittenberg, der jetzt mit Staunen und Verwunderung, mit Lob und Dank zurückblickt auf das herrliche Werk, das Gott ohne sein Planen durch ihn hinausgeführt hatte. Denn „nicht am Anfang seines Wirkens“, bemerkt Walthër, „steht bei Luther der Gedanke, Gott habe ihn zu großen Dingen bestimmt“. Luther war kein Schwärmer. Als er aber zurückblickte auf das, was Gott durch ihn aus-

gerichtet hatte, sah er das Große und Wunderbare, daß nämlich Gott durch ihn das Evangelium wieder in der Kirche auf den Leuchter gestellt und damit eine neue Epoche in der Geschichte der Kirche heraufgeführt habe; und was Luther sah und nicht leugnen konnte, das sprach er auch offen und ohne Rückhalt aus.

Aus Luthers Wahrhaftigkeit und Offenheit erklärt sich ferner die Verbtheit seiner Sprache und die Unbefangenheit, mit der er, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ganz wie die Bibel, auch von Dingen redet, die das moderne ästhetische Gefühl uns nicht mehr offen nennen läßt. In frivoler, lästerlicher Weise, woran man sich heutzutage wenig genug mehr stößt, hat sich jedoch Luther niemals über geschlechtliche Dinge ausgesprochen. In dieser Beziehung unterscheidet sich Luthers Redeweise himmeltweit von der vieler gebildeten Katholiken jener Zeit, sagt Walthër. Und in seiner Schrift „Für Luther, wider Rom“ bringt er dafür auch die Belege.

Auch die Schärfe der Polemik Luthers, über welche sich die römischen Polemiker nicht genug beschweren können, hat keine andere Quelle als die Wahrhaftigkeit und Offenheit. Wie er dachte, fühlte und empfand, so redete, so schrieb Luther auch. Die Entrüstung und Verachtung, den Born, Haß und Abscheu, welchen er innerlich empfand, spricht er offen aus, auch wenn dazu derbe und scharfe Ausdrücke nötig waren. So glühend eben Luther die Wahrheit liebte und bewunderte, ebenso feind ist er der Lüge, die Gott seine Ehre raubt und den Sünder um seinen einzigen Trost bringt. Luther war nicht der Mann, der zwischen Gott und dem Teufel Neutralität zu halten oder zu dulden vermochte. Er konnte, wie er selber sagte, kein Vaterunser beten, ohne zugleich dem Teufel und allem Bösen zu fluchen. Aber dabei war es Luther immer nur um die Sache zu tun. Von Haß gegen die Person seines Gegners findet sich bei Luther keine Spur. Luther hat auch seine Feinde geliebt und dafür wiederholt den Beweis geliefert, z. B. gegen Læzel und den bittersten Gegner der Reformation, Georg von Sachsen, für den zu beten er nicht aufhörte. Auch in seiner schärfsten Polemik verfolgt Luther immer nur den Zweck, seine Gegner für die Wahrheit zu gewinnen und von den Irrlehren, die ihm ein Greuel waren, zu befreien. Luthers Interesse war immer ein objektives. Nicht ein persönlicher Triumph über den Gegner war es, was er anstrebte, sondern den Sieg der göttlichen, alleinseligmachenden Wahrheit über die Gott lästern den und die Menschen ewig verderbenden Lügen des Teufels.

Luthers scharfe Polemik hat ihre Quelle nicht in Haß gegen die Personen der Gegner, sondern gegen ihre böse Sache. Die papistischen Polemiker dagegen sind erfüllt von glühender Feindschaft gegen beides, die gute Sache Luthers sowohl wie seine Person, der sie alles Böse, selbst die Hölle, an den Hals wünschen. Auch ist der rohe Ton dieser papistischen Polemik nicht zu überbieten. Walthër schreibt: „Der bittere Feind Luthers, Herzog Georg von Sachsen, beschwerte sich unab-

Iäffig voll Entrüstung über Luthers ‚Schimpfen‘. Um nicht durch seine fürstliche Würde gezwungen zu werden, seinen wahren Empfindungen Zügel anzulegen, gab er eine von ihm gegen Luther verfaßte Streitschrift unter einem fremden Namen heraus. Hier nun lesen wir auch folgende Sätze: ‚Er ist gewiß mit dem Teufel besessen, mit der ganzen Legion, welche Christus von den Besessenen austrieb und erlaubte ihnen, in die Schweine zu fahren. Diese Legion hat dem Luther seinen Mönchs- schädel hirnwütig und wirbelsüchtig gemacht. Du unruhiger, treulofer und meineidiger Kuttenbube! Du bist allein der größte, gröbste Esel und Narr, du verfluchter Apostat! Hieraus kann männiglich abnehmen die Verräterei und Falschheit deines blutdürstigen Herzens, rachgierigen Gemüts und teuflischen Willens, so du, Luther, gegen dein’ Nächsten tobend, als ein törichter Hund mit offenem Maul ohne Unterlaß wagest. Du treulofer Bube und teuflischer Mönch! Du deklarierter Mamelud und verdammter Zwiedarm, deren neun einen Rißharden gelten. Ich sage vornehmlich, daß du selbst der allerunverständigste Bacchant und zehnedichte Cornut und Vestia bist. Du meineidiger, treulofer und ehrenbloßer Fleischbösewicht! Pfui dich nun, du sakrilegischer, der aus- gelaufenen Mönche und Nonnen, der abfälligen Pfaffen und aller Ab- trünnigen Hurenwirt! Ei, Doktor Schandluther! Mein Doktor Erz- esel, ich will dir’s prophezeit haben, der allmächtige Gott wird dir kürzlich die Schanze brechen und deiner boshaftigsten, größten Eselheit Feierabend geben. Du Sauboze, Doktor Sautrog! Doktor Eselsohr! Doktor Filzhut! Zweiundsiebzig Teufel sollen dich lebendig in den Abgrund der Hölle führen. Ich will machen, daß du als ein Höllenhund selbst Feuer ausprühen und dich endlich selbst verbrennen. Ich will dich dem wütenigen Teufel und seiner Hurenmutter mit einem blutigen Kopf in den Abgrund der Hölle schicken.‘ (148 f.) Übrigens hat Walther recht, wenn er daran erinnert, daß Leute wie die Papisten, die die Luthe- raner und andere Protestanten nicht bloß auf das schmählteste belogen und verleumdet, sondern in den Inquisitionskerkern und auf den Schei- terhaufen zu Tode gemartert haben, sich nur lächerlich machen, wenn sie sich über Luthers scharfe Polemik beschweren.

In seiner Wahrhaftigkeit und heißen Liebe zur Wahrheit wurzelt es auch, daß Luther in religiösen Fragen jeder Zweifel unerträglich war, so daß er nicht ruhen und zum Frieden gelangen konnte, bis er aus der klaren Schrift zur felsenfesten Gewißheit der göttlichen Wahrheit ge- langt war. In der Apologie schreibt Melancthon: „Denn gute Ge- wissen schreiben nach der Wahrheit und rechtem Unterricht aus Gottes Wort, und denselben ist der Tod nicht so bitter, als bitter ihnen ist, wo sie etwa in einem Stück zweifeln; darum müssen sie suchen, wo sie Unterricht finden.“ (Müller, 191.) Das ist ganz aus Luthers Geist und Seele gesprochen. Ein skeptischer Geist, der in theologischen Fragen das Schwanken und die Schwebeliebt, der sich opportunistisch weder einem festen Ja, noch einem entschiedenen Nein zuwenden und mit der

Sprache nicht herausrücken mag, ist nach Luther ein unlauterer Geist. Als Erasmus in seinen Streitschriften wider Luther erklärte, er neige der Meinung der Skeptiker zu, die nichts bestimmt behaupten wollten, antwortete Luther: „Nicht so steht es um das Herz des Christen, daß er an Gewißheit keine Freude hätte. Im Gegenteil, wenn er an ihr keine Freude hat, so ist er kein Christ. Nichts sollen wir Christen zu tun haben mit den Skeptikern und Akademikern, sondern vielmehr mit dem seines Glaubens bis zum Eigensinn gewissen Paulus. Wie oft, ich bitte dich, fordert er jene Pleniphorie, das heißt, die allergewisseste und festeste Überzeugung des Gewissens! Ein Christ soll so sagen: Der Standpunkt der Skeptiker gefällt mir wahrlich nicht. Wenn meine beschränkte Natur es nur erlaubte, so würde ich nicht allein der Heiligen Schrift überall und in allen ihren Theilen gewiß sein, sondern auch mich danach sehnen, selbst über das, was nicht zum Heil gehört und nicht in der Schrift gelehrt wird, die vollendetste Gewißheit zu haben. Denn was gibt es Glenderes als Ungewißheit. . . . Der Heilige Geist ist kein Skeptiker. Er hat auch nicht einen ungewissen Bahn oder bloße Meinung in unser Herz geschrieben, sondern eine kräftige, große Gewißheit, die sicherer und fester ist, als daß wir leben, und als das, was wir erleben.“ (29 f.)

Wenn darum Luther seinen Freunden und Feinden gegenüber immer wieder behauptet, daß er seiner Lehre gewiß sei; daß sie die untrügliche, gewisse Wahrheit sei; daß sie ihm von Gott geoffenbart und vom Heiligen Geist gegeben sei; daß seine, von Rom verdamnte Lehre, als die allein wahre, jede andere Lehre richten werde; daß jeder Christ, ebenso wie er selber, dieser seiner Lehre aus der Schrift göttlich gewiß werden könne und solle usw.: so spricht er auch damit nur offen aus, wovon er in seinem Innersten überzeugt war. Luther hielt eben von ganzem Herzen die Heilige Schrift für Gottes Wort; durch den rechtfertigenden Glauben war ihm dies zur göttlichen Gewißheit geworden. Wobon er darum erkannt hatte, daß es klar und deutlich in der Schrift gelehrt sei, davon wußte er und dessen war er gewiß, daß es die ewige, untrügliche Gotteswahrheit selber sei, mit Bezug auf welche auch nur den leisesten Zweifel zu hegen, Sünde gegen Gott bedeute und, im Grunde genommen, nichts anderes heiße, als Gott zum Lügner machen.

Daß die Römlinge, die prinzipiell sämtlich Skeptiker sind und weder von einer wirklichen Heilsgewißheit noch auch von einer rechten Wahrheitsgewißheit etwas wissen oder wissen wollen, sich in solche scheinbar vermessenen Aussprachen Luthers nicht finden können und sie nur als Verstellung, Schwärmerei und unerträglichen Hochmut zu werten vermögen, ist von ihrem eigenen skeptischen Standpunkte aus nicht verwunderlich. Sie verraten damit nur, daß sie keine Ahnung davon haben, was eigentlich das Christentum ist, und was es auf sich hat mit dem christlichen Glauben und der vom Heiligen Geist gewirkten Heilsgewiß-

heit, mit welcher die christliche Wahrheitsgewißheit unmittelbar zusammenfällt und zusammenhängt. Als Luther im Kloster aus der Schrift zu der Erkenntnis gelangte, daß ihm ohne alle sein Verdienst und Werk, allein aus Gnaden um Christi willen, seine Sünden vergeben seien, da hatte, wie er sich selber ausdrückt, der Heilige Geist nicht einen ungewissen Wahn oder eine bloße Meinung in sein Herz geschrieben, „sondern eine kräftige, große Gewißheit, die sicherer und fester ist, als daß wir leben, und als das, was wir erleben“. Woimmer darum Luther bezeugt, daß er seiner Lehre als der allein wahren und gültigen göttlich gewiß sei, da prahlt und übertreibt er nicht etwa, oder trägt er die Farben zu dick auf, sondern Gott zu Lob und dem Nächsten zu Ruh bringt er auch hier aus Liebe und Drang zur Wahrheit nur zum freimütigen Bekenntnis, was in seinem Herzen lebte und Wirklichkeit war.

Zu den Dingen, aus welchen man den Beweis der Unwahrhaftigkeit gegen Luther hat führen zu können geglaubt, gehören auch manche einseitigen, sich scheinbar widersprechenden Aussagen in seinen Schriften. Aber je genauer man gerade auch diese untersucht und sich auf den ganzen Kontext und die genaue Redeweise Luthers einläßt, desto glänzender leuchtet und strahlt nur der Diamant seiner Wahrhaftigkeit. Daß solche Aussprüche mißbraucht werden konnten und von Papisten und falschen Freunden, z. B. Agricola, auch weidlich ausgeschlachtet und ausgebeutet worden sind, ist ein Beweis für die Unlauterkeit der Gegner Luthers, die seine Worte aus dem Zusammenhang reißen und sich nicht die Mühe geben, dieselben aus den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen heraus zu verstehen. Denn auch da, wo Luther einseitig redet, geschieht dies im Interesse der Wahrheit, nicht um zu täuschen und irrezuführen, sondern um desto sicherer dem Nächsten zur klaren Erkenntnis der Wahrheit zu verhelfen. Das ist z. B. der Fall, wenn Luther, um Angefochtenen die Wahrheit zum klaren Verständnis zu bringen, daß die Werke des Gesetzes mit der Rechtfertigung rein gar nichts zu tun haben, erklärt: „Wir müssen den ganzen Dekalog uns gänzlich aus den Augen und Sinn schlagen“, dagegen ein andermal unter andern Voraussetzungen und in einem andern Interesse urteilt: „Die zehn Gebote muß man immerdar predigen.“ Oder wenn Luther einmal schreibt: „Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben denn die Heilige Schrift“, und an einem andern Ort sagt: „Nicht ein jeglicher kann sie [die Schrift] verstehen, sondern sie entzieht sich zuweilen dem Leser.“ Solche einseitigen Aussagen, die sich auch in großer Anzahl in der Heiligen Schrift aufweisen lassen, sind keine Widersprüche, sondern erklären sich aus ihrem Wortlaut und verschiedenen Zusammenhang. Und genau angesehen, zeugen sie nicht etwa davon, daß Luther es mit der Wahrheit leicht genommen hat, sondern umgekehrt, daß er immer nur ein Interesse hatte, nämlich das Interesse der Wahrheit, indem er den verschiedensten Verhältnissen entsprechend bemüht war, dem Nächsten ein rechtes Verständnis und eine klare Erkenntnis beizu-

bringen von dem, was er für die Wahrheit hielt. Absichtlich redet und schreibt Luther in diesem Interesse der Wahrhaftigkeit zuweilen, wo es ihm nämlich nötig erschien, auch einseitig.

Wahr und offen — das ist der Grundzug im Charakter Luthers. Weder sich selber noch andern will er etwas vortäuschen. Er will alles sehen, wie es wirklich ist. Und so redet er und so will er reden und schreiben, daß jeder erkennt, was er für die Wahrheit hält. Walther schreibt: „Wenn man als eine Eigentümlichkeit unserer Zeit ihren Wirklichkeitsfönn gepriesen hat, so muß man Luther als den Bannerträger der Neuzeit bezeichnen. Gewiß besitzt das zwanzigste Jahrhundert in vieler Beziehung [in den Naturwissenschaften] bessere Mittel, um das Wirkliche zu finden als das sechzehnte. Aber das Verlangen, die Wirklichkeit und nur sie zu erfassen und einzig von ihr sich bestimmen zu lassen, wird nicht leicht in einem andern so stark und so rein sich zeigen wie in Luther. Darum ist ihm alle Unklarheit unerträglich. Der objektiven Wahrheit möchte er um jeden Preis gewiß werden.“

F. W.

Die Leipziger Missionen in Afrika.

(Schluß.)

Was endlich die Gefangenen betrifft, so ist „Senior Fuchs nach etwa einjährigem Aufenthalt in Ahmednagar nach Belgaum übergesiedelt, wo er als Pastor der internierten deutschen Familien eine fruchtbringende und anregende Tätigkeit gefunden hat. Unsere übrigen nicht auf ihrer Station weilenden Afrikaner sind teils als Internierte, teils als Kriegsgefangene nach wechselvollen Schicksalen, die Missionar Wärthl z. B. vorübergehend nach Südafrika, Missionar Guth sogar nach Indien führten, sämtlich in den Gefangenenlagern Ägyptens gelandet. Leider haben auch diese Drangsale ein schweres Opfer gefordert. Am 25. August 1918 ist Missionar Dannholz im Kriegsgefangenenhospital Abbassia bei Heliopolis nach drei Jahre langem tropischen Leiden im vierzigsten Jahr seines Lebens gestorben. Von den übrigen gefangenen Missionaren sind zurzeit je drei in zwei Lagern am Fuß der Pyramiden in der Nähe von Kairo und sechs im Nildelta nahe dem Meere; in Maadi die Brüder Wärthl, Guth, Stelzner; in Tura Horn, Michel, Klöpfel und in Sidi Bisyr: Thiele, Rother, Schachschneider, Everth, Mauer und Knepper. Das Leben ist vor allem in den beiden erstgenannten Lagern wenig beneidenswert. Als der englische Zensor in einem der ersten Briefe las: „Es geht uns gleich Waldheim“, mag er dies als ein Kompliment für die britische Gefangenenbehandlung empfunden haben; allerdings völlig mit Unrecht, da Waldheim jedem Sachsen als Zuchthausstadt bekannt ist. Das Lager Tura liegt in einer trostlosen Steinwüste, deren Felsen unter der ägyptischen Sonne eine furchtbare Hitze ausstrahlen. Anziehender

ist das dritte Lager. Auf geschichtlichem Boden liegt es, in der Nähe der alten Alexanderstadt, wo sich einst in vorchristlicher Zeit Ägyptens ernste Würde und Griechenlands heitere Formenschönheit, weltentrückte Askese und weltumspannende Spekulation vermählten. Im Lager herrscht ein feltames Sprachengewirr. Achtzehn verschiedene Idiome lernt das Ohr allmählich unterscheiden: Deutsch, Englisch, Französisch, Türkisch, Arabisch, Italienisch, Kroatisch usw., für Sprachforscher ohne Zweifel anregend. Geistige Nahrung gibt eine gute Lagerbibliothek von 1500 Bänden. Auch manches Bücherpaket aus der Heimat trägt dazu bei. Sehr schwer war es für die Brüder, daß auch ihnen lange Zeit, bis Ende 1918, jeder schriftliche Verkehr mit ihren auf dem Missionsfelde zurückgebliebenen Angehörigen unterlag. Die mancherlei Arbeit, welche das Lagerleben mit sich bringt, ließ sie jedoch nicht in unnützes Grübeln verfallen. Der nahe Strand lud zu See- und Sonnenbädern ein. Leider ist ihnen auch diese Erfrischung neuerdings verwehrt.

„Trost und Licht gibt ihnen in dieser schweren Wartezeit das göttliche Wort. Zu seiner Betrachtung und zum Gebet sammeln sie sich in täglichen Andachten, in den Sonntagsgottesdiensten und allwöchentlichen Bibelstunden. Es befeelt sie dabei zugleich der Wunsch, auch den übrigen Insassen des Lagers zum Segen zu werden. Dieser Wunsch bleibt offenbar nicht ganz unerfüllt. Auch für Tura gilt Entsprechendes. Dort entfaltet Missionar Michel eine rege evangelistische Tätigkeit. Durch apologetische Bibelstunden und Broschüren wie *Wer war Jesus? Was wollte Jesus?* sucht er grober Unwissenheit, den Einflüssen eines Strauß, Renan u. a., entgegenzuwirken. Und er darf berichten: *Die Zahl derer, die in bewusster Lebensgemeinschaft mit Jesu stehen, ist ziemlich groß. Freilich die Finsternis regt sich auch. Aber wir glauben felsenfest an den Sieg des Lichts.*‘ Sonntags nach dem Gottesdienst erzählen die Missionare in der Regel ein bis zwei Stunden von Ostafrika und finden stets aufmerksame Zuhörer. Besonders ergreifend war die Karfreitagsfeier. 173 Abendmahlsgäste hatten sich eingefunden, darunter 1 Ungar und 4 Buren, die auf deutscher Seite gefochten. Missionar Wärtzl hatte den Altar gebaut. Die Brüder Michel und Guth amtierten. Der Weichtrede lag das fünfte Kreuzeswort zugrunde: *Mich dürstet.*‘ Der Gesang wurde von Streichmusik begleitet. Der Chor sang herzergreifend: *Verlaß mich nicht, o Herr, zu dem ich flehe.*‘ Am Abend war wieder Gottesdienst mit 800 Zuhörern, in dem das sechste Kreuzeswort: *Es ist vollbracht*‘ im Mittelpunkte stand.

„Eine wahre Erquickung und Stärkung ist es, die Briefe der Brüder aus den Gefangenenlagern zu lesen. Ihr Vertrauen und ihr Mut ist ungebrochen. Fast alle haben den Wunsch, wenn möglich, nach ihrer Entlassung sogleich auf ihr afrikanisches Arbeitsfeld zurückzukehren, ein Wunsch, der sich allerdings nicht für alle erfüllen wird. Baumeister Horn schreibt aus Tura: *Der Wunsch, bald wieder auf unsern Platz der afrikanischen Erde zu kommen, ist nicht zurückgetreten oder bloß*

geschwächt.‘ Noch brennender sind die Wünsche Missionar Michels: ‚Seit Anfang ist mein Lieblingswunsch, bei erster Gelegenheit sofort nach Pare zu kommen zu unsern Gemeinden, so lange, bis die andern Brüder wieder herauskommen. Doch wie Gott will. Die Lage der Zukunft wird alles regeln. Lange will ich daheim nicht verweilen, das ist mein fester Vorfaß. Ich möchte während der kommenden Missionszeit noch gern an der Front Jesu kämpfen, solange es für mich Tag ist. Wir gehen einer neuen, reichen Missionszeit entgegen; der Krieg in der Kolonie hat uns Bahn gemacht, nicht das Gegenteil.‘ In diesen Zusammenhang gehört auch das Wort einer Missionarismutter in der Heimat: ‚Lieber will ich darauf verzichten, sein leiblich Angeficht in meinem Leben noch einmal zu sehen, als daß er in seinem Beruf etwas vernachlässigt.‘

„Die Nachricht vom Zusammenbruch Deutschlands hat natürlich auch unsere Brüder bald erreicht. Aber von Kleinmut und Verzagttheit sind auch die späteren Briefe entfernt. Missionar Michel schreibt am 16. November: ‚Daheim sind große Veränderungen eingetreten. Nun, wir sehen trotz alledem freudig in die Zukunft. Was auch immer Gott mit unserm Vaterlande vorhat, wir sprechen: Dein Wille geschehe. . . . Mir geht es, gottlob, noch gut. Auf Heilung von meiner Malaria kann ich erst daheim warten. Trotzdem habe ich vor, falls zugänglich, sofort von hier nach Pare zu reisen, um unsere drei Gemeinden (Gonja, Mbaga, Budee, die verwaist sind) zu sammeln und zu warten, bis mich ein Kollege ablöst. Die umgehende Anwesenheit eines Missionars in Südpare erscheint mir wichtig und stellt manchen persönlichen Wunsch zurück. . . . Auch im Aussharren in der Gefangenschaft wollen wir uns als Christen und wahre deutsche Männer zeigen. Die Aufgaben als Lagergeistlicher sind schön und reichhaltig. Es gibt hier mehrere deutsche Kameraden, die daheim in Soldatenheimen oder christlichen Vereinen Anregung fanden. Auch die Herzen der Ostafrikaner öffnen sich. Gott befohlen!‘“ usw.

Anknüpfend an die Gesinnung, die sich in den Briefen dieser gefangenen Missionare kundgibt, beschließt D. Opke seinen Bericht, wie folgt: „Viel Trübes und Schmerzliches ist auf diesen Blättern an uns vorübergezogen. Und der Friede, der uns nach langem Warten endlich zuteil geworden ist, hat keinen Lichtblick gebracht. Klein und arm steht unser Volk in Zukunft da, und die Absicht unserer Feinde, die deutsche Mission, soweit ihre Macht reicht, mit Stumpf und Stiel auszurotten, liegt klarer am Tage als je zuvor. Diese Absicht macht auch vor den eroberten deutschen Kolonien nicht halt. Es fehlt daher nicht an Stimmen, welche die Zukunft der deutschen Mission verloren geben, und an uns alle tritt wohl die Versuchung heran, in glaubensloser Untätigkeit die Herzen und die Hände vom Werke abzuziehen. Da mag uns das Manneswort aus dem Glutofen des Niltales aufrichten und wachrütteln. Ist denn die Lage wirklich so trostlos? Haben wir nicht auch viel Er-

hebendes gehört? Es fehlt dem Winter des deutschen Missionslebens doch nicht an Frühlingszeichen, an Wintersonnenstrahlen und leise schwellenden Knospen. Der Saft kreist noch und steigt. Es ist noch eine Gemeinde da, willens, allen Schwierigkeiten zum Trotz auch in Zukunft Mission zu treiben. Unser Missionshaus ist wieder mit jungen Männern gefüllt, die sich zum Werke des HERRN rüsten. . . . Sollten wir gezwungen werden, uns nach neuen Arbeitsfeldern umzusehen, so werden sie sich finden. Die großen Kulturländer des Ostens mit ihren Millionen stehen uns noch offen. Sibirien, das scheinbar große Missionsaussichten bietet, wartet noch auf den ersten evangelischen Missionar. Und wer kann sagen, ob nicht auch die Welt des Islam, die buddhistische Welt Innerasiens nun ihre Pforten aufstun wird? Es wäre nicht das erste Mal, daß Gott der HERR weltgeschichtliche Bewegungen, die aus der Selbstsucht und dem Mammonismus der Völker geboren sind, benutzte, um seinem Reiche neue Türen aufzubrechen. Der HERR fragt heute, ob wir Glauben haben. Als unsere Väter vor hundert Jahren mit brennendem Herzen anfangen, Mission zu treiben, da war das Werk reine Glaubenssache. In den Augen der Vernunft und weltlichen Klugheit galt es nichts. Später ist das anders geworden. Die Arbeit an den Heiden hat Anerkennung gefunden. Der Baum der Mission ist in die Höhe und Breite gewachsen, aber vielleicht nicht im selben Maß in die Tiefe. Nun hat der himmlische Gärtner ihn im äußeren Wachstum zurückgeschnitten. Wozu? Nicht um ihn zu vernichten, sondern damit er neue Wurzeln in die Tiefe treibe und dann auch äußerlich sich kräftiger entfalte und mehr Frucht bringe. Man hat mit Recht gefragt, ob Gott nicht vielleicht noch Großes mit dem deutschen Volk vorhabe, daß er es so in die Kreuzeschule nehme. Sollte dies für die deutsche Mission nicht erst recht gelten? Jedenfalls. Wie vieles sich auch geändert haben mag, das Gebot unsers HERRN steht so fest wie je: ‚Gehet hin!‘ Wir haben auch heute kein Recht, uns der Erfüllung dieses Gebots eigenmächtig zu entziehen. Und die Verheißung unsers HERRN steht ebenso fest: ‚Ich bin bei euch.‘ Wir haben auch heute keine Ursache, von dieser Verheißung irgend etwas abzuziehen. Wir brauchen nicht zu sorgen, daß der HERR sein Werk im Stich lasse. Einzig notwendig ist in Wahrheit die andere Sorge, daß wir es nicht im Stich lassen. Wenn im deutschen Volke Abfall und Weltfinn weiter so um sich greifen wie in den letzten Jahren, dann ist in der Tat zu befürchten, daß in unserm Volksleben die Quellen des Missionsfinnes einmal versagen könnten und der HERR gezwungen wäre, uns die Arbeit wirklich aus der Hand zu nehmen. Wenn aber, wie wir zuversichtlich hoffen, ein ‚Rest‘ (Jes. 10, 21) bleibt und sich bekehrt, dann wird keine Macht der Welt auf die Dauer den Zeugengeist dämpfen können. Man hat nicht ohne Grund gesagt, der Weltkrieg sei dadurch entstanden, daß die sogenannten christlichen Völker, anstatt zu missionieren, es als ihre Hauptaufgabe angesehen hätten, die Welt zu beherrschen. Ist das richtig, dann wird über

die Zukunft der Völker zuletzt dadurch entschieden, ob sie ihre Missionspflicht erkennen und erfüllen wollen oder nicht. Gott gebe, daß wir uns ihm zum Werkzeug ergeben! „Die Sache des Herrn ist das erste.“

Auch D. Paul, Direktor der Missionsanstalt zu Leipzig, schreibt: „Trotz der schweren Kriegsschläge, die mit den vaterländischen Interessen auch das Missionswerk erhalten hat, bleiben wir unbeirrt und unverzagt bei der Aufgabe, die der von der Erde scheidende Heiland einst mit dem Missionsbefehl den Seinen stellte.“ Möge dieser Eifer und dieser feste Wille der Leipziger, das Werk des Herrn auch in der Zukunft unentwegt weiterzuführen, sich zugleich paaren mit der Entschlossenheit und Entschiedenheit zu einer Treue gegen das lutherische Bekenntnis, die sich völliger erweist, als sie in der Vergangenheit war! Ja, möge die lutherische Kirche in der ganzen Welt sich auf ihr herrliches Erbe befinnen und auf den großen Beruf den Gott gerade ihr zugewiesen hat; denn nichts ist heute der Welt und der gesamten sogenannten Christenheit so nötig als das rechte, alte Luthertum. Zu Anfang und während des Weltkrieges wurde von vielen leichtfertig dahin behauptet, daß die Welt des deutschen Volkes ohne sonderlichen Nachteil für die Kultur und Zivilisation und ihr Wohlergehen überhaupt leicht entbehren könnte — ein Urteil, das man zu revidieren sich jetzt je länger, desto mehr genötigt sieht. Aber selbst wenn es wahr wäre, eins kann die Welt nicht entbehren und gerade jetzt weniger als seit Jahrhunderten. Dies eine ist das Luthertum, das eben nichts anderes ist als das reine, unverfälschte Christentum selber.

Schon lange vor dem Weltkriege hatten sich in Amerika gegen dreißig Sektengruppen im Federal Council zusammengeschlossen, um die Welt für das „Christentum“ zu erobern. Was sie aber Christentum nannten, war vielfach nur der leere Balg des Christentums, aus dem die Eingeweide, vor allem das Herz der christlichen Wahrheit, die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen, samt ihren Voraussetzungen, der Lehre von der wahren Gottheit Christi und seinem verfühnenden Strafleiden, entfernt waren. Und das Gottesreich, dessen Bau und Ausbreitung sie anstrebten, war ihnen vielfach weiter nichts als ein weltliches Reich, die angelsächsische Zivilisation und Welt Herrschaft, nicht die Kirche Christi, das geistliche Reich Gottes, bestehend aus allen, die zwar schon hier auf Erden durch den Glauben selige Kinder und Erben Gottes geworden sind, das Schauen aber und den Genuß dieses Erbes, das Leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit vor Gott, nicht in dieser, sondern erst in der zukünftigen Welt erwarten.

Was die Führer des Federal Council und des Interchurch World Movement unter Christentum und christlicher Kirche verstehen, ist nicht das Evangelium von Christo, dem Verfühner, dem Sündenbüßer, und nicht die Gemeinde derer, die Buße tun und diesem Evangelium glauben, sondern die Predigt der puritanischen Moral, die vorgeblich Christus

uns zur Nachfolge exemplifiziert haben soll, und deren Ziel die irdische Glückseligkeit und ein weltlicher Friede sei. Während früher die Evangelical Alliance wenigstens noch eintrat für die wahre Gottheit Christi und die Versöhnung durch sein Leiden und Sterben, sind jetzt die Sektenskirchen in ihren offiziellen Vertretern und Propagandisten vielfach herabgesunken zu reinen Säkularisten, deren Ziel das Diesseits, der Himmel hier auf Erden, ist: die moralische Weltverbesserung vermittelt puritanischer Gesetze und Verbreitung britischer Kultur.

Dieser säkularistische und moralistische Geist schlummerte und regte sich von Anfang an im Zwinglianismus und Calvinismus. Er ist ihm nicht erst später eingepfropft worden, sondern angeboren. Nun aber ist er ausgewachsen, und gegenwärtig beherrscht er das ganze Sektentum. Gerade jetzt, da der Weltkrieg zu Ende gekommen, werden vom Federal Council durch das Interchurch Movement die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, um die Frucht seiner jahrelangen Aussaat einzuheimsen. Fabelhafte Geldsummen sollen in den nächsten Jahren zur Verbreitung des moralistischen Evangeliums und zur Verwirklichung des puritanischen Gottesreiches hier auf Erden flüssig gemacht werden. In einem Umfange und mit einer Energie wie nie zuvor will man überall das Werk der Mission usw. in Angriff nehmen.

Aus dem allem ergibt sich von selbst, wie notwendig und unentbehrlich gerade jetzt das Luthertum ist, nötig nicht bloß der heidnischen Welt und dem griechischen und römischen Katholizismus, der noch immer in seiner alten Werkerei versunken ist, sondern auch der protestantischen, vom Moralismus und Säkularismus infizierten Christenheit. Die lutherische Kirche ist herausgeboren aus der klaren Erkenntnis von dem eigentlichen Wesen des Christentums als der Gnadenreligion und von der rein geistlichen Art des Reiches Gottes. Das war die große Klage, die ihre Bekenner von Anfang an und immer wieder erhoben gegen die Römischen, daß sie keine Ahnung vom Christentum hätten, da sie „eitel Gesetz lehren und von Christo [dem Versöhner] oder dem Glauben gar nichts“. (Müller, Symb. B., 258, § 43.) Der lutherischen Kirche hat Gott durch Luther wieder das reine, lautere Evangelium gegeben. Und dieser Lehre bedarf die Welt. Die Lehre vom rechtfertigenden Glauben, der allein auf die Gnade baut, die uns Christus durch sein bitteres Leiden und Sterben erworben hat — sie allein kann den Menschen retten. Sie allein spendet dem Gewissen Trost im Leben und Sterben. Sie allein ist erfolgreich und behält den Sieg wider Sünde, Tod, Teufel und Hölle.

Die Apologie schreibt: „Denn wer wollte sich doch nicht wünschen an seinem letzten Ende, daß er im Bekenntnis des Artikels sterben möchte, daß wir Vergebung der Sünden durch den Glauben, ohne unser Verdienst und Werke durch das Blut Christi erlangen? Es gibt die Erfahrung, wie die Mönche selbst bekennen müssen, daß sich die Gewissen nicht lassen stillen noch zufrieden bringen denn durch den Glauben

an Christum. Und die Gewissen können keinen rechten, beständigen Trost haben in den großen Ängsten in der Todesstunde und in [der] Anfechtung wider das große Schrecken des Todes, der Sünde, wenn sie nicht an die Zusage der Gnade in Christo sich halten. Auch können sie keinen beständigen Trost haben wider den Teufel, welcher dann erst stark die Herzen drängt, ängstet und zur Verzweiflung reizt und all unser Werk in einem Augenblick wie den Staub hinwegbläst, wenn sie nicht an dem Evangelio, an dieser Lehre festhalten, daß wir ohne unser Verdienst durch das teure Blut Christi Vergebung der Sünden erlangen. Denn der Glaube allein erquickt und erhält uns in dem großen Todeskampf, in den großen Ängsten, wenn keine Kreatur helfen kann, ja, wenn wir außerhalb dieser ganzen sichtbaren Kreatur von dannen in ein ander Wesen und Welt sollen abscheiden und sterben.“ (M. 221, § 185.)

Diese selige, tröstliche Lehre ist das herrliche Erbe der lutherischen Kirche, und sie laut zu verkündigen und von allen Dächern zu predigen, das ist ihre hohe Aufgabe in der Welt. Die oben angeführte Stelle leitet die Apologie also ein: „Die Widersacher [die Römischen] verdammen die öffentliche göttliche Wahrheit und die rechte, christliche, selige, heilige Lehre, ohne welche keine christliche Kirche irgend sein kann, welche ein jeder Christ, sofern sein Leib und Leben reicht, schuldig ist, zu der Ehre Gottes zu bekennen, zu retten und zu schützen: so lassen wir uns von solcher heilsamen Lehre nicht abschrecken.“ Das war die Gesinnung der lutherischen Bekenner zu Augsburg: sie wollten lieber sterben, als die selige Lehre vom Glauben verleugnen oder auch nur von derselben zu schweigen. Und überall muß dies die Gesinnung der lutherischen Kirche bleiben. Das nötigste und seligste Ding in der Welt ist das Luthertum, das eben nichts anderes ist als das rechte, echte Christentum selber. Und nicht eher, bis sie damit alle Lande erfüllt hat, kommt der Verus der lutherischen Kirche zu Ende. „Vorwärts!“ so muß darum allzeit und überall in der Welt ihre Parole lauten — bis zum lieben Jüngsten Tage.

F. V.

Das Pleroma, Eph. 1, 23.

Unter den neutestamentlichen Schriftstellen, die den Auslegern von Anfang an große Schwierigkeiten bereitet haben und daher zu den *crucis interpretum* gerechnet werden, befindet sich auch der herrliche Spruch Eph. 1, 22. 23: „Und hat ihn [Jesus] gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allen erfüllet“, oder, wie der griechische Text lautet: *Kai autōn ἔθηκεν κεφαλὴν ὑπὲρ πάντα τῆ ἐκκλησίᾳ, ἥτις ἐστὶν τὸ σῶμα αὐτοῦ, τὸ πλήρωμα τοῦ τὰ πάντα ἐν πᾶσιν πληρουμένου.* Der Zusammenhang selber ist ja deutlich genug, und der Gedankengang macht im allgemeinen keine

Schwierigkeiten. Die ganze Diskussion bewegt sich daher in der Regel um das Wort Pleroma im letzten Vers: Welche Bedeutung hat das Wort in dieser Verbindung, und wie ist es zu fassen, aktivisch oder passivisch?

Um zunächst die historische Seite der Frage zu berücksichtigen, so greifen wir aus der Geschichte der Exegese dieser Stelle folgendes heraus. Die Annahme Rückerts, die Kirche sei als das Mittel (to pleroma, das, wodurch das pleroun zustande kommt) bezeichnet, wodurch Christus alles, was ihm zur Vollendung übertragen ist, in allen vollführe, mag wohl von vornherein beiseitegesetzt werden. Von größerem Interesse ist die Annahme, daß pleroma hier gleich plethos ist, copia, coetus numerosus, die Vollzahl aller derjenigen, die Christo ergeben sind. Diese Meinung findet sich bei Storr, Morus, Rosenmüller, Koppe und andern. Ein französischer Exeget, Oltramare, hat pleroma als Vollkommenheit im objektiven Sinne gefaßt und die Kirche als Christi vollkommenes Werk hingestellt. Die Meinung Baur's, daß es sich hier um die Totalität oder Summa von Klonen handele im gnostischen Sinne, kann man wohl füglich übergehen. Eine ganze Anzahl von Auslegern nimmt die Bedeutung complementum oder supplementum an. Unter diesen wären Chrysostomus, Documenius, Theophylakt, Meher, Estius, Hofmann, Abbot, Erwald zu nennen. Ganz ähnlich fassen Beza, Calov, Calvin, Balduin, Baumgarten die Stelle: die Bestimmung Christi, alles in allen zu erfüllen, sei erst in der Kirche vollständig erreicht worden. Dagegen wendet D. Stöckhardt, wie vor ihm Meher und Schmidt, ein, daß es doch allzu selbstverständlich sei und gar nicht der Erwähnung bedürfte, daß Haupt und Leib Korrelativbegriffe sind, daß Christus als das Haupt der Gemeinde nicht ohne diesen seinen Leib ist. Meier nimmt eine Ellipsis an und übersezt: „Ihn, die Fülle dessen, der alles in allem erfüllt.“ Ebenso fassen viele englische Exegeten den Passus. Der *Bishops' Commentary* hat z. B.: „The fulness, to be referred, not, as is usually done, to the Church, but to Christ. He is filled to the full with that Godhead which filleth all in all.“ Und Findlay schreibt in der *Expositors' Bible*: „The divine fulness. God, who fills the universe with His presence, with His cherishing love and sustaining power, has conferred the fulness of all that He is upon our Christ. He has given Him, so replenished and perfected, to the body of His saints, that He may dwell and work in them forever.“ Henry scheint die aktivische Bedeutung von complementum anzunehmen, wenn er schreibt: „Jesus Christ filleth all in all: He supplies all defects in all His members, filling them with His Spirit, and even with the fulness of God, 3, 19. And yet the Church is said to be His fulness, because Christ as Mediator would not be complete if He had not a Church.“ Die Stellung Bengels ist eigentümlich: „Hoc neque de ecclesia praedicatur, ut plerique censent; neque, ut aliis visum, cum dedit construitur: sed absolute ponitur accusativo casu.“

In neuerer Zeit schwanken die Exegeten zwischen der aktivischen

und der passivischen Bedeutung von pleroma, doch mehrt sich die Zahl derer, die sich der letzteren Annahme zuwenden. Meher hält to pleroma für die pragmatische Parallele zu to soma autou und schreibt: „Die Gemeinde ist nämlich das Erfüllte Christi, das heißt, dasjenige, was von ihm erfüllt ist, sofern nämlich Christus durch den Heiligen Geist in den Christen wohnt und waltet und alles christliche Leben wirkt. Seine durch den Geist vermittelte Gegenwart und Wirksamkeit erfüllt die Christenheit. To pleroma ist hier gleich to pepleromenon, wobei der Medialsinn nicht zu übersehen ist: qui sibi implet; denn Christus ist der Herr und Zweck von allem.“ Der *International Critical Commentary* verwirft zunächst die früher in England gangbare Annahme, als sei pleroma Apposition zu auton, und erklärt: “That which is filled with Christ. . . Those who are filled by Christ, namely, with blessings.” Der *Lutheran Commentary* erzeigert: “As Christ filleth all things, as He is the head that supplies the body, so He fills the Church and supplies it with the gifts, graces, and blessings that come from His person.” Die Darlegung von Weiß ist nicht sonderlich klar: “The apostle points out what it means to be the head of such a body by stating that it is Christ who first in all of the members manifests that which makes them such in the fullest sense of the word, and in that way fulfils their essence, as His is fulfilled through them.” Der Kommentar von Lange vertritt in einer längeren Abhandlung die passivische Bedeutung in recht geschickter Weise. Recht einfach bringt Clarke die Sachlage zum Ausdruck: “That in which He especially manifests His power, goodness, and truth; for though He fills all the world with His presence, yet He fills all the members of His mystical body with wisdom, goodness, truth, and holiness, in an especial manner. Some understand the fulness or *pleroma*, here, as signifying the thing to be filled; so the Christian Church is to be filled by Him whose fulness fills all His members with all spiritual gifts and graces. And this corresponds with what St. John says, chap. 1, 16: ‘And of His fulness have we all received, and grace for grace,’ and with what is said Col. 2, 9, 10: ‘Ye are complete in Him,’ *kai este en auto pepleromenoi*; ‘and ye are in Him filled full,’ *i. e.*, with gifts and grace.” Besser nimmt die aktivische Bedeutung an: „Was zur Füllung oder zur Böttigmachung dient“, und bekennt sich zu den Ausführungen Calovs. Sehr kurz und treffend schreibt Moule in seinen *Ephesian Studies*: “The Church is His Pleroma, His Plenitude, the sphere in which His blessed attributes are to be realized and displayed through the graces of His people.” D. Stöckhardt, der in seiner interessanten, gründlichen Weise die Stelle behandelt und sich zu der aktivischen Bedeutung bekennt: „das Vollmaß der Gaben, Kräfte, Tugenden Christi“, also daß die Gemeinde demgemäß ein besonders reichliches Maß der Gaben Christi empfängt, daß er sie ihr reichlich mitteilt, findet, daß die passivische Bedeutung allerdings in den Zusammenhang paßt: „Christus, der alles

in allem erfüllt, erfüllt in ganz besonderer, einzigartiger Weise mit seiner Gnadengegenwart die Gemeinde, seinen Leib.“ So viel von der Geschichte der Exegese dieser Stelle.

Es ist aber auch von Wichtigkeit zur Beurteilung und zum Verständnis dieser Stelle, daß man die Resultate der Lexikographen berücksichtigt. Pape, Wenseler und andere weisen aus den Klassikern sowohl die aktivische wie die passivische Bedeutung nach: die Fülle, Ausfüllung, alles, womit man etwas ausfüllt, ergänzt; das Ausgefüllte, die Mannschaft, die Bemannung. Krehl will für die biblische Exegese im allgemeinen die aktivische Bedeutung von *pleroma* annehmen, doch hält er die vorliegende Stelle für eine Ausnahme und will nicht Erfüllung, sondern Erfülltheit übersezt haben: „die Gemeinde, welche da ist Christi Leib, nämlich die Fülle, Erfülltheit, Gnadenfülle des, der alles in allem erfüllt“. Die Kirche, als der Leib Christi, wird durch den Geist Christi beseelt, also mit der Herrlichkeit, die in Gnade und Wahrheit besteht, ausgestattet; und diese Herrlichkeit Christi ist die Fülle der Kirche, das, wovon sie erfüllt ist, ihr *pleroma*.“ Grimm erklärt das Wort mit Bezug auf unsere Stelle: „*Coetus Christianorum, ut qui Dei et Christi numine, vi, operatione, opibus impleatur.*“ Cremer behauptet, daß *pleroma* stets im passivischen Sinne zu verstehen sei, nur verschieden, je nachdem es auf das relative oder auf das absolute *pleroun* zurückzuführen ist. In der ersten Rubrik verweist er auf 1 Kor. 10, 26; Joh. 1, 16; Mark. 8, 20; Matth. 9, 16; Mark. 2, 21, in der zweiten auf Röm. 11, 12, 25; 15, 29; Kol. 2, 9; 1, 19; Eph. 3, 19; 2 Kor. 6, 16; Gal. 4, 4; Eph. 1, 13; Röm. 13, 10. In der uns vorliegenden Stelle erklärt er: „Die Gemeinde, weil in ihr offenbar wird und sich darlegt, was Christus ist, der Inhalt seines Wesens, welches 4, 13 das Maß angibt, auf welches es mit der *oikodome tou somatos* abgesehen ist.“

Nach diesen einleitenden historischen Erwägungen, die alle in ihrer Weise Licht auf die Exegese dieser Stelle, wenn nicht auf ihr rechtes Verständnis, werfen, sehen wir uns nun das in Frage stehende Wort selber an, to *pleroma*, von dem *Verbum pleroun*. Hier ist sofort zu beachten, daß die *Nomina* auf -*ma* und -*oma* im Griechischen durchweg konkrete Bedeutung haben. Sie unterscheiden sich hierin von den Substantiven auf -*sis*, die alle abstrakt sind. Erst in späterer Zeit findet sich auch die abstrakte Bedeutung von den Substantiven auf -*ma*. Um nur einige zu nennen, so haben wir *opheilema*, das, was man schuldig ist, was bezahlt werden soll, die Schuld; *aitioma*, Apost. 25, 7, die Anklage, der Inhalt der Beschuldigung; *antlema*, das, was ausgeschöpft wird, nur in übertragenem Sinn das, womit geschöpft wird, Joh. 4, 11; *apokiasma*, Abschattung, was den Wechsel im Schatten erfährt, Jak. 1, 17; *baptisma*, das nicht nur die Handlung selber, sondern auch den Zweck der Handlung begreift; *dikaioma*, das, was bestimmt oder festgesetzt ist, das Dekret, Röm. 1, 32; 2, 26; *kerygma*, das, was gepredigt wird, der Inhalt der Predigt, Matth. 12, 41; Luk. 11, 32; Tit. 1, 3;

paraptoma, der Inhalt des Falles, die Sünde, das Unrecht; und endlich pleroma, das, was angefüllt wird oder ist, als Grundbedeutung, die sich nach Cremers Behauptung immer halten läßt.

Wenden wir nun das Angeführte auf das uns vorliegende Wort in seinem Zusammenhange an. Die Konstruktion des Satzes bereitet ja keine nennenswerten Schwierigkeiten. Es wird von dem Gott unsers Herrn Jesu Christi, dem Vater der Herrlichkeit, W. 17, ausgesagt, daß er alle Dinge unter Christi Füße getan hat, und hat ihn, auton, Christum, als Haupt über alles zum Geschenk gemacht seiner Kirche. Und nun fährt er weiter: „die da ist mein Leib“. Die Kirche, die christliche Gemeinde, die *communio sanctorum*, ist der Leib Christi; er ist das Haupt, und sie stellt den ganzen Leib mit allen Gliedmaßen dar. Und dann sagt der Apostel weiter von der Kirche, daß sie das Pleroma ist dessen, der alles in allen erfüllt. Pleroma ist daher Apposition, nicht zu auton, wie man früher irrigerweise in englischen Kreisen annahm, sondern zu soma. Die Kirche und Gemeinde Christi, die in konkreter Weise sein Leib ist, die die Gesamtzahl der an ihn Gläubigen darstellt, ist auch in derselben Weise das von Christo Angefüllte; sie bezeichnet den Körper, der den Inbegriff der göttlichen Gnade in Christo in sich trägt (denn jede göttliche Eigenschaft bezeichnet das ganze göttliche Wesen). Die Gemeinde ist also das Gefäß seiner Gnade und Barmherzigkeit in reichster Fülle; diese macht den eigentlichen Inhalt der Gemeinde aus, darin besteht die Vollkommenheit der *communio sanctorum*; oder, mit Umschreibung der Worte eines neueren Auslegers: The conception is that, the plenitude of the divine powers and qualities in Christ having been imparted by Him to His Church, the latter is now pervaded by His presence, animated with His life, filled with His gifts and energies and graces — a true vessel of His mercy.

B. E. R e s h m a n n.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Nord-Illinois-Distrikts mit einer ausführlichen Arbeit von P. C. Abel über „Das Werk unsers Hohenpriesters Jesu Christi“. (30 Cts.)
2. Synodalbericht des Östlichen Distrikts mit einem längeren Referat von P. G. Schröder über „Das Zeitalter vor der Sintflut ein Spiegelbild unserer Zeit und eine Warnung für das Geschlecht unserer Tage“ und einer kürzeren Arbeit von P. C. Tökle über das Thema: „Was für Lehren, Mahnungen und Warnungen der Weltkrieg für uns Christen enthält.“ (30 Cts.)
3. „The Religion of the Lodge.“ A sermon delivered in the Evangelical Lutheran Church of the Redeemer, St. Paul, Minn., by O. C. Kreinheder. (5 cts.; dozen, 50 cts.; 100, \$3.50.) — Aus dieser Predigt kann man lernen, wie man das Logenwesen in rechter Weise bekämpft.
4. „How Often Should a Christian Receive Holy Communion?“ By M. S. Sommer. (10 cts.) — Dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein (20 Seiten 4½×6) ist berechnet als Gabe für die Konfirmanden, wozu es sich auch vortrefflich eignet.

5. "The Distinctive Characteristics of the Lutheran Church, with Special Reference to the Lutheran Church of America." By G. Luecke. (60 cts.) — Dies Buch zerfällt in folgende Teile: 1. Distinctive Doctrines of the Lutheran Church. 2. Confessions of the Lutheran Church. 3. Distinctive Practises and Customs of the Lutheran Church. 4. Organization of the Lutheran Church. 5. Divisions of the Lutheran Church in America. Insonderheit unsere Laien sollten zu diesem Buche greifen, das ihnen vorzügliche Dienste leisten wird.

6. "Agnus Dei. The Lamb of God." A sacred cantata. Words by Paul E. Kretzmann. Music by G. C. Albert Kaeppel. (\$1.00.) — Daß unser Verlag sich auch befaßt mit der Herausgabe musikalischer Werke wie des vorliegenden kann man nur mit Freuden begrüßen. Insonderheit unsern Gemeindegliedern, die im Laufe der Zeit immer leistungsfähiger geworden sind, wird damit ein wertvoller Dienst erwiesen, indem ihnen so geboten wird, was sie bemeistern können und nicht bloß als Liebhaber der Musik, sondern auch als lutherische Christen mit Lust einüben und mit Gefühl vortragen werden.

7. "Concordia Collection of Sacred Choruses and Anthems: In Hours of Darkness. In schweren Stunden." Text by A. Bertram. Music by B. Schumacher. (20 cts.)

8. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat von P. L. Stübe über „Die erste Christengemeinde zu Jerusalem ein Vorbild für unsere heutigen Gemeinden.“ (15 Cts.)

9. Synodalbericht des Michigan-Distrikts mit einer Arbeit von P. E. Berner über das Thema: „Von der Kirche; was sie ist. (Synodalkatechismus, Fr. 184 bis 189.)“ (22 Cts.)

10. Synodalbericht des Zentral-Illinois-Distrikts mit einem gründlichen Referat von P. G. P. A. Schaaf über „Artikel 6 der Augsburgischen Konfession: ‚Vom neuen Gehorsam‘.“

11. Proceedings of the Twenty-Sixth Convention of the Southern District mit einer feinen englischen Arbeit von Prof. Th. Gräbner über das Thema: "How to Read the Bible." f. B.

Luthers Charakter. Gezeichnet von Prof. D. Wilhelm Walther. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Mit Titelsbild. Zweite Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 216 Seiten. Preis: M. 3.80; gebunden: M. 4.80.

Von Leipzig aus an uns abgefaßt wurde diese für das vierhundertjährige Reformationsjubiläum verfaßte Schrift am 26. Januar 1917; in unsere Hände gelangte sie aber erst im Februar 1920. Zu spät kommt deshalb aber diese Jubiläumsgabe immer noch nicht, denn es ist ein Buch von bleibendem Werte. Der Verlag läßt sich über die Schrift also vernehmen: „Nicht oft wird ein Buch einem so allgemein gefühlten Bedürfnis entgegenkommen wie dieses. Wir besitzen eine Fülle von ‚Leben Luthers‘, und aus ihnen sind manche Charakterzüge des Reformators zu ersehen. Aber eine vollständige Darstellung seiner Eigenart, die aus den Einzelzügen das gesamte Wesen dieses einzigartigen Mannes zusammenstellte, fehlte uns bisher. Der als tiefgrabender Lutherforscher weltbekannte Verfasser hat ein Bild gezeichnet, das nicht nur mit den Quellen übereinstimmt, sondern direkt aus diesen selbst zusammengestellt ist. Jeder Kundige aber erkennt, daß Walther bei allen Fragen, die er behandelt, im Grunde die Aufstellungen der Denkste, Weiß, Gristar im Auge hat, obwohl er sie niemals mit Namen nennt. Verwendet er doch sehr oft zur Zeichnung von Luthers Charakter gerade diejenigen Stellen aus dessen Schriften, Briefen und Gesprächen, mit denen jene Abscheu vor dem Reformator zu erzeugen gesucht haben. So werden nacheinander die einzelnen ans Licht tretenden Seiten dieser unvergleichlichen Persönlichkeit dem Leser vorgeführt, um sie am Schluß zu einer Einheit zusammenzufassen.“ In der Einleitung zu seinem Buch schreibt D. Walther: „Über keinen Mann der vergangenen Zeit ist uns so viel berichtet wie über Luther. Sehen wir auch ganz von allem ab, was seine Zeitgenossen von ihm erzählt haben, so hat er selbst eine unglaubliche Masse von Schriften herausgegeben, und eine Unmenge der von ihm gehaltenen Predigten sind durch andere zum Druck befördert. Dazu haben sich

von seinen Briefen noch ein paar tausend erhalten, und aus den bei Tisch von ihm geführten Gesprächen kennen wir sehr vieles durch die Niederschriften anderer. Die noch nicht vollendete Weimarer Ausgabe seiner Werke wird wohl nicht weniger als 70 Bände umfassen, jeder von durchschnittlich 700 Seiten großen Formats. Nicht zu spärlich, sondern zu reichlich fließen die Quellen über Luther. Nur sehr wenige können es sein, die sie alle auszuschöpfen vermögen.“ In den ersten Reihen dieser wenigen, die sich gründlich mit Luther und seinen Schriften beschäftigt haben, steht ohne Frage der Verfasser der uns vorliegenden Schrift, der zugleich auch zu den konservativeren unter den deutschländischen lutherischen Theologen gehört. Schon wiederholt hat D. Walther durch seine geschickte Abwehr der jesuitischen Angriffe auf Luther sich Verdienste erworben. Er ist der Verfasser des gründlichen und ausführlichen apologetischen Werkes „Für Luther wider Rom“, das in keiner größeren öffentlichen Bibliothek unsers Landes fehlen und auch ins Englische übertragen werden sollte. Seine uns jetzt vorliegende Jubiläumsgabe, „Luthers Charakter“, kann als ein Auszug und zugleich als eine Ergänzung dieses größeren Werkes angesehen werden. Was er in derselben über die einzelnen Züge im Charakter Luthers ausgeführt, zusammenfassend, schreibt Walther im „Schluß“: „Will man versuchen, Luthers eigentümliche Charakterzüge auf eine Einheit zurückzuführen, so dürfte wohl seine vollendete Offenheit und Wahrhaftigkeit als Grundlage und Voraussetzung für alles übrige hervorzuheben sein. Sie ermöglichte ihm, vollen Ernst mit seinem religiösen Erlebnis [im Turm des Klosters] zu machen und nicht mehr für sich selbst, sondern für Gott und den Nächsten zu leben. Sie erzeugte seine tiefe Demut, vermöge deren er seine eigene Mangelhaftigkeit in jeder Beziehung erkannte, verließ ihm aber auch das stolze Bewußtsein dessen, was er im Glauben durch Gott war und leistete. Aus diesem Dreifachen erwuchs dann sein eigentümlicher, nicht vor Gefahren das Auge verschließender, aber auf Gott bauender Mut, seine Selbständigkeit Menschen gegenüber, seine Abhängigkeit Gott gegenüber und sein gesunder Optimismus. Seine Wahrhaftigkeit bestimmte ihn auch, die ihm von Gott anerschaffene Leidenschaftlichkeit nicht zu unterdrücken, während diese durch seine gründliche Befehrung vor den einem derartigen Naturell drohenden Gefahren bewahrt blieb. Dieses beides machte ihm endlich möglich, die Gottesgabe seines tiefen und weichen Gemüts auch trotz seiner hohen Stellung und trotz seiner bitteren Erfahrungen sich zu erhalten.“ (205.) Folgen können wir Walther aber nicht, wenn er, Luther bezeichnend als „einen echt deutschen Mann“ und seine Offenheit und Wahrhaftigkeit als „spezifisch deutsche Art“, also fortfährt: „Dieser echt deutsche Charakter unsers Reformators hat es ihm ermöglicht, das Christentum so tief und so rein zu erfassen, wie es keiner seit der christlichen Aerazeit vermocht hatte. Seine grenzenlose, rücksichtslose Wahrhaftigkeit ließ ihn die natürliche Beschaffenheit des Menschen ganz und gar so sehen, wie sie in Wirklichkeit ist. Sie ließ ihn in keiner Weise mit eigenen Gedanken, Gefühlen, Werken sich zufrieden geben, sondern nicht eher sich beruhigen, als bis er die von Gott geschenkte Wahrheit und Gnade und Kraft sich angeeignet hatte. Insofern ihm dies durch seine deutsche Art erleichtert wurde, darf man von einem deutschen Christentum reden.“ (208.) In der echt deutschen Art Luthers, in der deutschen Offenheit und Wahrhaftigkeit erblickt also Walther den Erklärungsgrund, warum Luther das Christentum so richtig, tief und rein zur Darstellung gebracht hat. Gewiß, es ist Luther selber, der sagt: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, wie dessen viele Historien und Bücher Zeugen sind.“ In diesem natürlichen Vorzuge aber eine Art Befähigung fürs Christentum und dessen Aufnahme zu erblicken, kam Luther nicht in den Sinn. Es gibt so etwas wie eine natürliche Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe zur Wahrheit. Auch findet darin ein Unterschied statt zwischen einzelnen Personen sowohl wie zwischen ganzen Völkern. Wahrhaftigkeit vor Gott und seinem heiligen Gesetze gegenüber und wahre Liebe zur Wahrheit des Evangeliums ist dies aber nicht. Das Christentum, die Predigt vom Kreuz, ist vielmehr jeder menschlichen Vernunft ein Ärgernis und eine Torheit. Auch die natürliche Wahrhaftigkeit eines Menschen, selbst die Wahrheitsliebe, wie sie Luther als deutschem Manne eigen und angeboren war, kann in keiner Weise in Betracht kommen als eine *capacitas activa*, als natürliche Fähigkeit und Tüchtigkeit für die rechte geistliche Auffassung und Aufnahme des Christentums. Diese Fähigkeit, das Christentum als Wahrheit zu erkennen und aufzunehmen, wird erst gesetzt, wenn

Gott den Glauben wirkt. Daß Luther zur rechten Erkenntnis seiner Sünden gelangte und dann zur Gewißheit der Vergebung seiner Sünden, ist in gar keiner Beziehung bedingt durch seine natürliche Wahrhaftigkeit und Liebe zur Wahrheit, sondern ausschließlich, wie Luther es auch selber ansah, eine Gnadengabe und Wirkung des heiligen Geistes. Wie der Mut, den Luther als Christ an den Tag legte, so gründet und wurzelt auch seine heiße Liebe zur christlichen Wahrheit sowie seine Wahrhaftigkeit in seinem Christenleben überhaupt in seiner Bekehrung, in dem ihm von Gott geschenkten Glauben, dessen Frucht sie ist. Die mit Liebe gepaarte Wahrhaftigkeit und Offenheit, wie sie Luther überall an den Tag legte, war eine Frucht seines Christentums und Glaubens. Und sie erwies sich so völlig in ihm, weil er wie wenige die Wahrheit und Macht des Gesetzes, das allen Heuchelschein verzeht, und die belebende Kraft des Evangeliums, das ihn zu einem seligen Gottesknecht machte, an seinem Herzen erfahren hatte. — Was den angegebenen Preis betrifft, so wird selbstverständlich die Mark wohl zu berechnen sein mit etwa 25 Cents in unserm Gelde. F. S.

Jesajas II. Kommentar über den zweiten Teil des Propheten Jesajas (Kap. 40—66). Von Aug. Pieper, Professor am Predigerseminar der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin u. a. St. zu Wauwatosa, Wis. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. 1919. 681 Seiten 7×10, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$4.50 netto.

Vielleicht darf ich die etwas ausführlichere Besprechung dieses bedeutenden Werkes mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. Es sind jetzt ungefähr fünfunddreißig Jahre her, als ich mir Franz Deligisch' „Jesajas-Kommentar“ mit Keil und Deligisch' „Biblischen Kommentar über das Alte Testament“ anschaffte, dem immer noch bei weitem besten und empfehlenswertesten Gesamtkommentar zum Alten Testament. Da fiel mir beim ersten Durchblättern des Buches das Motto in die Augen, das Deligisch seiner Auslegung vorgesetzt hat, der Vers des hochgeachteten niederländischen Dichters und Apologeten Jsaak da Costa, eines zum Christentum bekehrten Israeliten († 1860), der ebenso treffend wie schön die Eigenart und Bedeutung des Propheten Jesaja zum Ausdruck bringt, und der sich mir unvergänglich eingeprägt hat:

Du Königskind, du engelgleicher Seher,
Jesaja, niemand sprach vom Heil wie du;
Ja, niemand bracht' ihm den Messias näher,
Nies seinem Volk ein schärfer Wehe zu.
Bei deines Sanges bebrer Quelle weil' ich
So gern, hör', wie, in Flügel eingehüllt,
Die Engel singen: Heilig, heilig, heilig
Dem Gott, des Macht, des Lob die Welten füllt!

So hat Vitringa den Jesaja gelesen, von dem der Verfasser unsers Werkes, ohne seine Schwächen und Mängel zu verschweigen, mit Recht sagt: „An Gelehrsamkeit, gründlicher, systematischer Durcharbeitung und klarer Disposition des Stoffes . . . kann sich kein Späterer mit Vitringa messen“ (S. VI), und von dem der durch und durch selbständige, eigenartige Klostermann in seinem Artikel über Jesaja in der Herzog-Plittschen Realenzyklopädie² (6, 607) urteilt: „Alle [Kommentare sind] nicht so anregend und ursprünlich wie der von Vitringa, der den Jesaja mit nie wieder erreichter wissenschaftlicher Andacht und Zuneigung gelesen hat.“ So hat Deligisch selbst den größten Propheten des Alten Testaments gelesen, dessen Kommentar der Verfasser mit Recht, namentlich nach der sprachlichen Seite hin, den Vorzug vor allen neueren Jesajakommentaren gibt, und von dem er sagt, „daß ich am meisten vis-à-vis Deligisch gearbeitet und mich mit ihm überall, wo es nötig war, auseinandergesetzt habe“ (S. VI). So hat der Verfasser selbst den „Evangelisten des Alten Testaments“ gelesen, und das Ergebnis ist das vorliegende umfassende Werk, ein Werk völliger Beherrschung des Stoffes, fleißiger, eindringender Arbeit und vor allem streng bibelgläubiger Überzeugung. — Das Werk ist ein großes schon nach dem äußerlichen Umfang. Daß in unserer Zeit der „Kurzgefaßten“ und insolgedessen inhaltlich oft recht dünnen Kommentare ein Buch erscheint über die kleinere Hälfte des Propheten, das 55 Seiten Einleitung und 681 Seiten Text umfaßt, ist gewiß beachtenswert. Es ist aber auch alles in den Text hineingearbeitet. Bei jedem Verse wird der hebräische Text dargeboten, sodann eine wörtliche Übersetzung, und zwar — was dem Verfasser nicht jeder andere nachtun wird — eine Übersetzung im jambischen Versmaß. Sodann wird der

genaue Wortverstand festgestellt mit beständiger Berufung auf die hebräische Grammatik und Auseinandersetzung mit den Auffassungen anderer Exegeten. Niemand wird diesem Kommentar den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit machen. Auch nach der isagogisch-kritischen Seite hin ist viel gegeben. Wir möchten fast sagen: Es ist eher zu viel als zu wenig gelehrter Apparat in der Einleitung wie in der Ausführung dargeboten. Und doch ist der Kommentar nicht, wie so viele Werke der neueren Zeit, nur ein Stück Altertumsforschung, sondern, was uns immer Hengstenbergs Arbeiten lieb gemacht und ihnen vor andern Werken den Vorzug gegeben hat, was auch Stöckhardts exegetische Arbeiten in so einzigartiger Weise auszeichnet, das finden wir auch hier: die ewige Geltung und Bedeutung des Gotteswortes, die Anwendung auf Herz und Gemüt, bei Jesaja ganz speziell: die neutestamentliche Heilswahrheit in alttestamentlichem Gewande. So schließt der Verfasser zum Beispiel seine Ausführung über Jes. 53 mit folgenden Worten: „Im übrigen sorgen die Worte selbst — oder der heilige Geist in den Worten — schon für das rechte Verständnis. Nachdem der Herr selbst, Luk. 22, 37, dies Kapitel auf sich und das ganze Neue Testament es auf ihn bezogen hat, nachdem es Schritt für Schritt und Strich um Strich seine Erfüllung in „des Menschen Sohn“ gefunden hat, wird es keinem Scharfsinn und keiner Kunst mehr gelingen, diese größte und herrlichste aller Weissagungen mit Erfolg auf einen andern als ihn zu deuten. Der Glaube stellt sich vor dies hier gezeichnete Bild des Heilandes und betet mit Paul Gerhardt:

„Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ (S. 424.)

Besonders wertvoll und bei einem so großen Werke, wie es das große „Trostbuch“, Jesaias II, ist, so unumgänglich nötig ist die Herausarbeitung der Grundgedanken und die Darlegung des Gedankengangs. Wir stimmen dem Verfasser durchaus zu, wenn er, wie schon Ausleger vor ihm, in diesen Kapiteln 40 bis 66 eine großartige Trilogie findet: Kap. 40—48; 49—57; 58—66, die der Prophet als ein Meister der Sprache, und der auch alle Kunstmittel der Sprache zu verwenden weiß, schon äußerlich durch Rehrverse (Refrains) kenntlich macht, Kap. 48, 22; 57, 21. Der Grundgedanke des ganzen Trostbuchs ist: Die zukünftige Verherrlichung der Kirche. Und dieser Gedanke wird dann in drei Teilen ausgeführt: Die Erlösung des alttestamentlichen Gottesvolks aus Babel, Kap. 40—48; die Erlösung aller Welt von der Sündenschuld, Kap. 49—57; die geistliche und ewige Erlösung, Kap. 58—66. Und jeder dieser drei Teile zerfällt dann in drei Triaden von je drei Reben. — Es liegt auf der Hand, daß man ein solches Werk nicht in einem Zuge durchnehmen kann. Es will eben, wie jeder größere Kommentar, studiert sein, studiert in frischen, guten, ungestörten Morgenstunden, für jeden Theologen die rechte Zeit für sein Haupt- und Lebensstudium: die Bibel. Ich habe schon größere Abschnitte in dem Buche gelesen, bin aber noch längst nicht fertig. Und wenn ich nun im folgenden einige Punkte zur Diskussion aufwerfe, so soll das nicht im Sinne von Ausstellungen geschehen, sondern als Zeichen, daß ich das Buch aufmerksam lese und die schöne Gabe des Verfassers dankbar benutze. Zunächst: Jeder Vers wird im Hebräischen dargeboten; gewiß mit Recht. Mir hat immer die Weise mancher engländischen Kommentare (Alford's Greek Testament, Expositor's Greek Testament usw.) gefallen, die den Grundtext mit abdrucken. Denn der Text ist und muß bleiben die Hauptsache; den Text will und muß man immer vor Augen haben. Der Verfasser übersetzt dann genau den Grundtext; aber diese Übersetzung ist oft mehrere Seiten von dem Texte getrennt. Ich verstehe den Grund. Die Übersetzung wird abschnittsweise dargeboten und so der Gedankengang gewahrt; aber ich hätte doch lieber die Übersetzung immer unmittelbar unter dem hebräischen Texte, namentlich auch für Leser, die des Hebräischen weniger mächtig sind. Die Übersetzung ist eine schwungvolle und doch getreue. Aber warum ohne Not von Luthers Übersetzung abgehen? Ich gehe hier mit Mitteln in seinem vor einigen Jahren erschienenen Psalmenkommentar, der von der Vortrefflichkeit der Lutherschen Übersetzung so überzeugt ist, daß er sich auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit möglichst eng an sie anlehnt. Warum zum Beispiel Kap. 60, 1: „Steh auf, erglänze, denn dein Licht ist da!“ (S. 540) statt des machtvollen, hochpoetischen

und doch so verständlichen, auch das Wortspiel mit „Licht“ (אור) beibehaltenden „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt!“ (ist gekommen)? Und noch eins. Jede Übersetzung ist gewiß auch eine Erklärung; aber ich möchte doch nicht ohne weiteres eine Erklärung an die Stelle der Übersetzung setzen. Der Verfasser übersezt Kap. 53, 11: „Durch sein' Erkenntnis wird mein Knecht, der Heiland, den Vielen Heil zusprechen“ (S. 412). Er erklärt dann: „Zaddiq ist hier nicht einfach ein oder der Gerechte, sondern der in seinem Errettungsamt Vollkommene und Erfolgreiche; vgl. immer wieder Kap. 42 und 49. Wir haben nur das eine, einzige Wort (und keine der modernen Kultursprachen besitzt es!), das eben den in dem zaddiq liegenden Begriff zum adäquaten Ausdruck bringt: Heiland. Um genau zu übersetzen, müßten wir sagen: durch seine Erkenntnis wird den Vielen das Heil der Heiland, mein Knecht, zusprechen.“ Ich habe nichts gegen eine solche Erklärung; aber ich habe Bedenken, sie gleich in die Übersetzung zu bringen. Wenn Jesaja; dem der Ausdruck: Heil, Heil bringen wahrlich nicht unbekannt ist — schon sein Name ist ja eine Zusammensetzung mit „Heil“ —, wenn der Heilige Geist gerade die Ausdrücke „der Gerechte“, „gerecht machen“ hier gebraucht, so wird er seine Gründe haben, und ich bleibe lieber bei dem Buchstaben und der buchstäblichen Bedeutung seiner Worte. Paulus weiß auch, daß Gerechtigkeit, Verheißung, Erbe (δικαιοσύνη, ἐπαγγελία, κληρονομία) im Grunde eins und dasselbe sind, Gal. 3, aber er wechselt mit diesen Ausdrücken, gewiß nicht ohne Grund, und wir bleiben auch da bei seinem Wechsel. — Sodann möchten wir auch manche Punkte der Einzelbelege dem Verfasser zur Diskussion stellen aus der vorzüglichen Erklärung von Kap. 53, dem Höhepunkte der ganzen alttestamentlichen Weissagung, und andern Kapiteln, müssen uns aber auf einen beschränken. Wir greifen das große Trostwort Kap. 40 heraus. Der Verfasser sagt darüber: „Die frohe Botschaft: ‚Tröstet, tröstet mein Volk!‘ usw. mit ihrer dreifachen Begründung gilt wohl zunächst und in beschränktem Sinn dem Volk Israel im Exil, aber sie ist eigentlich und in ihrem vollen Sinn dem neutestamentlichen Gottesvolk, uns elenden Christen dieser Zeit, vermeint. So auch dies Stück von der Wüstenstimme. Der Prophet Jesaias selber — eben in dem folgenden Buch — war diese Stimme. Er erzählt hier und in V. 6—8 seine Berufung zur Ausrichtung dieses Amtes. Jeremiaß, Hesekiel und andere waren diese Stimme für Israel. Aber alle nur in beschränktem Maße, sofern sie dem in Babel schmachtenden oder später dem kläglich rehabilitierten jüdischen Volk galt. Ihre volle Erfüllung fand sie erst in Johannes dem Täufer, dem der Engel des Bundes, der Herr selbst, zur Offenbarung seiner Gnaden- und Gerichtsherrschaft, zur Erlösung und zum Gericht der ganzen Völkervelt unmittelbar auf dem Fuße folgte.“ (S. 17.) Und schon vorher hieß es: „Erfüllt ist diese Weissagung nach dem klaren Zeugnis der Schrift im besonderen Sinn in dem Täufer, Mat. 3, 1; 4, 5; Matth. 3, 1 ff.; 11, 10 ff.; Mark. 1, 2 ff.; Luk. 1, 76; 3, 2 ff.; Joh. 1, 23. Matthäus sagt geradezu: ‚Denn dieser ist der, von dem gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht‘ usw. Damit ist gesagt, daß Gott mit diesen Worten bei Jesaias Johannes den Täufer im Sinne gehabt hat; ob sich der Prophet bei Empfang und Niederschrift derselben des Bewußt gewesen ist, ist eine Frage, auf die nichts ankommt; vgl. 1 Petr. 1, 10 ff. Ebenso ist festzuhalten, daß diese Weissagung nicht auf den einen Mann Johannes allein, sondern auf alle Prediger mit geht, die mit dem Täufer gleichen Beruf haben, ob sie vor oder nach ihm gewirkt haben.“ (S. 14.) Ich vertrete da doch eine andere Auffassung, scheid scharf S i n n und U n w e n d u n g und bleibe bei dem alten, bekannten hermeneutischen Grundsatz, daß diese und ähnliche Stellen der Schrift direkt und ausschließlich auf das Neue Testament und auf den einen Johannes den Täufer gehen. Sensus literalis unus est! Stöckhardt hat meines Erachtens ganz richtig und einzig zulässig erklärt: „Diese kurze Aussage über die Predigt Johannes des Täufers bekräftigt Matthäus mit einem Wort aus dem Propheten Jesaias. Er fährt fort: ‚Denn dieser ist es, der genannt ist von dem Propheten Jesaias, der da sagt: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig!‘ Kap. 3, 3. Er gibt hiermit einen Grund für die Tatsache an, daß Johannes in der Wüste predigte und gerade also predigte: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Das geschah nicht zufallens, sondern nach Gottes Rat und Verheißung. Denn der Prophet Gottes, Jesaias, hatte schon von diesem Prediger und seiner Predigt gesagt. Bengel bemerkt zu dem γὰρ, ‚denn‘, am Anfang dieses Verses ganz treffend: ‚Causa, cur Johannes ita exoriri tum debuerit, ut v. 1. 2.“

describitur, quia sic praedictum erat.' Also eben jenen Mann, der damals in der Wüste Juda auftrat und dort predigte, hat Jesaias schon namhaft gemacht: *Ὁστος γὰρ ἔστιν ὁ ἠθεις ἐνὸς Ἠσαίου τοῦ προφήτου.* Zweifellos hat der Evangelist Matthäus den Propheten Jesaias, Kap. 40, 3, dahin verstanden, daß dieser selbst schon den Prediger in der Wüste vor Augen hatte und Israel vor Augen stellte." (L. u. W. 30, 252 f.) — Wir brechen ab, aber nicht ohne nachdrücklich unsern Lesern dieses umfassende, gründliche Werk angelegentlich zum Studium zu empfehlen. Der Verlag der Wisconsinynode hat auf Beschluß der Synode die Herausgabe desselben übernommen und hat bei der Herstellung und Ausstattung keine Kosten gescheut. Es ist auch nach dieser Seite hin ein schönes Werk: gutes Papier mit einem breiten Rand, schöner, deutlicher Druck in Lateinschrift, der hebräische Text in Verszeilen, die deutsche Übersetzung ebenfalls in Verszeilen und in Fettschrift. Das Verlagshaus wird bei dem jetzigen Preise der Herstellungskosten nicht so bald, wenn überhaupt, auf seine Rechnung kommen. Da wird es für den Verleger wie für den fleißigen Verfasser der schönste Dank sein, wenn das Werk, das „nichts anderes will als seine [des lieben Herrn Jesu Christi] auch in Jesaias geoffenbarte Herrlichkeit preisen“, fleißig gebraucht und studiert wird. Reicher Nutzen und Segen wird nicht ausbleiben. L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Sollen wir als Amerikaner dem deutschen Volk Buße predigen? In der „Kirchlichen Zeitschrift“ der Iowa-Synode findet sich die folgende Bemerkung: „Weil man hierzulande immer noch meint, man könne dem deutschen Volk keinen größeren Liebesdienst erzeigen, als daß man ihm Buße predigt, siehe hier ein Artikel, der unter den zwei Überschriften ‚Die Nacht Gottes‘ und ‚Der Gottestag‘ im ‚Evangelischen Kirchlichen Anzeiger von Berlin‘ erschienen ist und wohl Professor Seeberg zum Verfasser hat. Daraus erkennt man, daß die evangelische Kirche Deutschlands noch Männer hat, die ihrem Volk mit eindringlichstem Ernst Buße zu predigen wissen, besser als ihre fragwürdigen Freunde.“ Wir halten dafür, daß hier eine Unterscheidung am Platze sei. Diejenigen, welche hier in Amerika dem deutschen Volk Buße predigen, ohne zugleich unserm eigenen, dem amerikanischen Volk, Buße zu predigen, werden mit Recht getadelt. Wer die religiösen Zustände unsers Landes kennt und daneben weiß, was Christentum ist, der weiß auch, daß unser Volk als Volk mindestens in derselben Verdammnis liegt mit dem deutschen Volk und andern Völkern. Wir als Volk wissen nicht, was Christentum ist, oder wir sind vom Christentum wieder abgefallen. Insbesondere stellt auch die sogenannte „protestantische Kirche“ unsers Landes einen großen Abfall vom Christentum dar. Wem das nicht schon seit längerer Zeit offenbar war, dem sollten jetzt durch das Interchurch World Movement die Augen aufgehen. Wir sagen daher sehr bestimmt: Wer von Amerika aus dem deutschen Volk Buße predigt, ohne zugleich in derselben Predigt oder in derselben Schrift zu sagen, daß wir als Volk in derselben Verdammnis sind, der ist allerdings zu tadeln. Er ist entweder selbst ein blinder Pharisäer, oder er ist doch ungeschickt und untüchtig als Bußprediger. Ohne es zu wollen und zu wissen, erzeugt er eine pharisäische Gefinnung und verhindert die Buße, die Gott durch die traurigen Zeitläufte in unserm Volk und bei andern Völkern wirken will. Dagegen

sind die nicht zu tadeln, sondern zu loben, welche zwar auch auf die Sünde des deutschen Volkes hinweisen, aber zugleich, in derselben Predigt und in derselben Schrift den gleichen Abfall unsers Volkes darlegen und auch nicht vergessen, die Verachtung und Geringschätzung des Evangeliums, die sich in unsern eigenen Gemeinden einnistet, aufzudecken. So hat Christus Buße gepredigt. Er weist auch auf die Sünden früherer Zeiten und die Unglücksfälle, die andere Personen betroffen haben, hin, aber er fügt zugleich hinzu: „So ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Bei dem Durchlesen der Distriktsynodalberichte vom letzten Jahre finden wir, daß z. B. in dem Bericht des östlichen Distrikts in schädlicher Weise Buße gepredigt wird. Da wird zwar auch auf den religiösen Abfall in Deutschland und in andern Ländern hingewiesen; aber das Hauptgewicht der Ausführungen, auf den Umfang und den Ernst gesehen, liegt in der Darlegung des Abfalls des eigenen Volkes und in der schonungslosen Aufdeckung der Mängel, die sich hinsichtlich des Glaubens und des Lebens in unsern eigenen Gemeinden zeigen. — Die „Zeitschrift“ führt ein Beispiel an, welches dartun soll, „daß die evangelische Kirche Deutschlands noch Männer hat, die ihrem Volk mit eindringlichstem Ernst Buße zu predigen wissen, besser als ihre fragwürdigen Freunde“. Es tut uns herzlich leid, daß wir dies Beispiel nicht gelten lassen können. Deutschland hat Männer — auch außerhalb der mit uns verbundenen Freikirche —, die vom christlichen Standpunkt aus ihrem Volk das Rechte sagen können. Wir selbst haben gelegentlich unserer Reisen in Europa solche Männer kennen gelernt. Wir haben auch nicht überall in den Landeskirchen leere, sondern auch einige wohlgefüllte Kirchen gesehen. Aber das von der „Zeitschrift“ angeführte Beispiel müssen wir um der Sache willen anfechten. Auch wir halten wegen der gebrauchten Redewendungen Professor Seeberg für den Verfasser des Artikels im „Evangelischen Anzeiger von Berlin“. Professor Seeberg klagt sein Volk an, daß es vom Glauben der Reformation und der Väter abgefallen sei. Aber in dieser Anklage fehlt ein wesentliches Moment: die Selbstanklage. Gerade auch Seeberg gehört in hervorragender Weise zu den Theologen, die ihr Volk zum Abfall von der Kirche der Reformation verführt haben. In seiner Schrift „Die Grundwahrheiten der christlichen Religion“, die in fünfter Auflage im Jahre 1910 erschienen ist, verwirft er die Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und der Gottheit Christi samt der stellvertretenden Genugthuung. In bezug auf die Schrift sagt er: „In den biblischen Schriften befinden sich anerkanntermaßen Irrungen der Erzähler und Widersprüche der Erzählungen untereinander“ (S. 88). In bezug auf die Gottheit Christi erklärt er, daß sie nicht eine „Substanz“ oder eine „Natur“ war, sondern die „ewige Liebesenergie [Gottes] erfüllte die menschliche Seele Jesu, so daß sie ihr Inhalt wurde. Das ist die Gottheit Christi“ (S. 115). Die stellvertretende Genugthuung Christi nennt er eine „peinliche Integralrechnung“, die nicht stimmt (S. 136). Daher ist ihm auch der christliche Glaube nicht der Glaube an die durch Christi satisfactio vicaria erworbene Vergebung der Sünden, sondern die „Hinnahme der Wirkungen Gottes“ (S. 46). Er gründet die Rechtfertigung auf die sittliche Umwandlung des Menschen, gerade wie z. B. Dr. Bedwitt von der Chicago University. Deshalb vermiffen wir in dem von der „Zeitschrift“ mitgeteilten längeren Artikel Professor Seebergs,

der wirklich in ergreifenden Worten geschrieben ist, die *Selbstanlage*. Gott weiß es, daß wir uns in unserm Herzen nicht über Professor Seeberg erheben. Wenn wir unter denselben Verhältnissen aufgewachsen wären, würden wir wahrscheinlich auf denselben theologischen Bahnen wandeln. Wir wiederholen auch, daß die von Seeberg vertretene Stellung nicht Deutschland eigentümlich ist, sondern auch durchweg auf unsern amerikansichen Universitäten, die vor andern einen großen Namen haben, herrscht. Auch ist dieser Unglaube — der unitarische — bei uns wohl tiefer in das Volk gedrungen und weiter verbreitet als in den meisten sogenannten christlichen Ländern. Das zeigt die Verbreitung der Logen in unserm Lande und das in der Entwicklung begriffene Interchurch World Movement. Darum widerspricht es so stark allem christlichen Sinn, wenn wir Amerikaner dem deutschen Volk Buße predigen, ohne zugleich uns selbst Buße nicht nur zu predigen, sondern auch zu tun. Aber wir müssen es um der großen Sache willen beanstanden, daß Seeberg in die Reihe der rechten Bußprediger seines Volkes gestellt werde. Andere deutsche Männer als Seeberg müssen ihrem Volke und ihrer Kirche das Rechte sagen und den Abfall von der Kirche der Reformation strafen. Seeberg kann das noch nicht, wie gerade sein Artikel in dem „Evangelischen Anzeiger“ beweist. Er lehrt darin weder Gesetz noch Evangelium aus dem objektiven Wort Gottes. Und ohne die wesentliche Gottheit Christi und ohne Christi stellvertretende Genugtuung gibt es keinen christlichen Glauben, keine christliche Theologie und keine Rückkehr zur Kirche der Reformation. Es gibt noch Männer unter den Theologen Deutschlands, die die wesentliche Gottheit Christi und Christi *satisfactio vicaria* festhalten und daher auch imstande sind, jetzt dem deutschen Volke und seinen Theologen Buße zu predigen. „Lehre und Behre“ hat vor nicht langer Zeit mit Freuden auf solche Männer hingewiesen. Professor Vente hat Jahrgang 1918, S. 481 ff., einen Artikel unter der Überschrift „Ein entschiedenes Bekenntnis zum Sühnwerk Christi“ veröffentlicht, worin er u. a. sagt: „Ganz an Stimmen für diese großen Wahrheiten, insonderheit auch für die letzte von der stellvertretenden Genugtuung Christi, fehlt es aber, gottlob, von Zeit zu Zeit auch unter den Großen in Deutschland doch nicht. Zu diesen gehört auch D. P. Ward, Geheimer Oberkirchenrat a. D. In seiner Schrift ‚Das Blut Jesu Christi‘, nichts sonst, ‚macht uns rein von aller Sünde‘, gedruckt 1913 von Hofbuchhändler Friedrich Bahn zu Schwerin in Medlenburg, tritt er mit großem Ernste ein für die alte Veröhnungslehre. . . . Daß Ward in diesem Bekenntnis (wenn man gleich seinen Ausführungen nicht in allen Nebenpunkten zustimmen wird) in der Tat vor der deutschländischen Christenheit, die viele ihrer wissenschaftlichen Theologen ins Heidentum zurückzuführen bemüht sind, ein herrliches Zeugnis von dem Sühnwerk Christi abgelegt hat, werden die folgenden Auszüge dartun.“ Und nun folgen Auszüge, die sich über zwanzig Seiten erstrecken. Zugleich weist Prof. Vente in einer längeren Note, die den Auszügen vorangestellt ist, darauf hin, daß es auch in der lutherischen Kirche Amerikas sehr bedenklich an der klaren Erkenntnis der Lehre von der stellvertretenden Genugtuung Christi fehlt. Er beweist dies damit, daß im *Lutheran Church Work and Observer* James Denneys Schrift *The Atonement and the Modern Mind* als die genuin biblische Lehre von der Veröhnung enthaltend empfohlen wurde. Denney aber leugnet das stellvertretende Strafleiden Christi.

F. P.

Lutherische Weltkonferenz. Wir wiesen kürzlich hin auf die geplante Lutherische Weltkonferenz. Als Versammlungsort waren die Vereinigten Staaten in Aussicht genommen. Über denselben Gegenstand sagt die „Kirchliche Zeitschrift“ der Zowahnode u. a.: „Der Gedanke, tüchtige Vertreter der europäischen, besonders der deutsch- wie skandinavisch-lutherischen Kirche, hier in den Vereinigten Staaten zu einer freien Konferenz zusammen zu haben, ist sympathisch. Wir könnten, besonders auf dem weitverzweigten Gebiet der Innern Mission wie auf dem der Heidenmission, fraglos viel von ihnen lernen, und es würde so manchem Amerikaner, der in seiner Unwissenheit und Eitelkeit so gerne meint, er sei über das Christentum deutscher oder skandinavischer lutherischer Männer längst hinausgewachsen, zu heilsamer Ernüchterung dienen können, mit lutherischen Charakterköpfen Europas in Fühlung zu kommen. Es würde aber auch den verschiedenen Vertretern der europäisch-lutherischen Kirche wertvoll sein, gerade jetzt, da es einen Neubau der Lutherischen Kirche Deutschlands gilt, einen direkten Einblick in unsere freikirchlichen Verhältnisse zu gewinnen. Eine andere Frage ist es, ob dieser Gedanke praktisch durchgeführt werden kann. Die amerikanisch-lutherische Kirche ist unter sich keine Einheit und hat auch den lutherischen Kirchen Europas gegenüber keineswegs eine einheitliche Stellung. Darum betonten wir schon in New York, als diese Frage bei der Versammlung des National Lutheran Council zur Diskussion stand, daß der Gedanke einer in Amerika tagenden lutherischen Weltkonferenz nur dann durchführbar ist, wenn ein Weg gefunden werden kann, der den Standpunkt der einzelnen lutherischen Kirchenkörper unser Land in der Frage der Kirchengemeinschaft unverrückt läßt.“

Die lutherische Weltkonferenz unter deutschländischer Beleuchtung. Wir lesen in der „Freikirche“ vom 15. Februar d. J.: „Der Zweck dieser Weltkonferenz, die im Laufe dieses Jahres nach Amerika einberufen werden soll, ist nach dem ‚Reichsboten‘ der, über die Möglichkeiten eines engeren Zusammenschlusses und der gegenseitigen Unterstützung der lutherischen Kirchenkörper der ganzen Welt zu beraten. Das findet das genannte Blatt zwar ‚gewiß löblich und durchaus einwandfrei‘, doch fällt es ihm auf die Nerven, daß jene Amerikaner dabei überhaupt die geistige Führung des Luthertums der ganzen Welt auf ihre starken Schultern nehmen zu wollen scheinen, nachdem sie durch freigebige Spendung von Geld ein gewisses moralisches Recht dazu erworben zu haben glauben. ‚Es ist nur fraglich‘, fährt das Blatt fort, ‚ob man sich in Deutschland mit dieser geistigen Führung der Amerikaner einverstanden erklären kann, die doch in wissenschaftlich-theologischer Hinsicht den Deutschen lange nicht ebenbürtig sind.‘“ Dazu bemerkt die „Freikirche“, indem sie sich zunächst gegen den Schreiber im „Reichsboten“ wendet: „Da schaut der alte Wissenschaftsdünkel heraus, der den deutschen Theologen jetzt am wenigsten gut steht, nachdem die Früchte dieser theologischen Wissenschaft in der traurigen Verwirrung und beklagenswerten Ratlosigkeit zutage treten, in der sich die vom Staate preisgegebenen lutherischen Landeskirchen zurzeit befinden.“ Gegen die Amerikaner vom National Lutheran Council sagt die „Freikirche“: „Ob freilich die Vertreter der Körperschaften, die sich zu dem National Lutheran Council vereinigt haben, dazu befähigt und berufen sind, ist eine andere Frage. Die Kirche überhaupt und daher auch die lutherische Kirche kann nur durch Gottes Wort gebaut und nur durch den Heiligen Geist recht geleitet werden. Jene amerikanischen Körperschaften sind aber in be-

treff der Lehre und Praxis unter sich keineswegs einig, weil sie bald in diesem, bald in jenem Stück von Gottes Wort abweichen. Und auch mit den deutschen Landeskirchen würden sich mancherlei Differenzen herausstellen. So ist zu befürchten, daß auch diese Weltkonferenz nur wieder ein Unionswerk, ein babylonischer Turmbau wird, an dem Gott kein Wohlgefallen haben kann, zu welchem auch die materielle Hilfe kein Recht gibt. — Unsere Glaubensbrüder, die vielgeschmähten und mit einer leichten Handbewegung beiseitegeschobenen Missourier, sind mit materieller Hilfeleistung hinter jenen wahrlich nicht zurückgeblieben, haben aber dabei, obwohl sie denen, die es begehren, gern mit ihrem Rate beistehen, nie den Anspruch erhoben, nun auch die Leitung der deutschen Kirchen übernehmen zu wollen. Denn sie wissen nur zu gut, daß nur der Heilige Geist durchs Wort, durch schriftgemäße Predigt und Praxis die Kirche baut und „erhält in einem Sinn gar eben! Dem wollen sie nicht vorgreifen, lassen sich aber durch ihn treiben, Gutes zu tun an jedermann, allermeist an des Glaubens Genossen.“ — So weit die „Freikirche“. Hierzu einige Bemerkungen: 1. Die Merger-Synoden samt ihrem Anhang, dem National Lutheran Council, sehen von einer tatsächlichen Einigkeit in der lutherischen Kirche ab. Nach diesem Grundsatz trat der Merger ins Dasein. Sollten diese Synoden auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland und andern europäischen Ländern Einfluß gewinnen, so würde der Wirrwarr in der Lehre nicht gehoben, sondern nur gemehrt werden. Es ist milde ausgedrückt, wenn die „Freikirche“ bemerkt: „Jene amerikanischen Körperschaften sind in betreff der Lehre und Praxis unter sich keineswegs einig, weil sie bald in diesem, bald in jenem Stück von Gottes Wort abweichen.“ Auch solche Männer, die in den Merger-Synoden eine leitende Stellung einnehmen, stehen die Verbalinspiration an unter Beifügung der üblichen Entstellungen; in der Lehre vom freien Willen stehen sie auf Erasmus' Seite gegen Luther. Als D. Leander Keiser vor sechs Jahren in einer besonderen Schrift (1914) für Erasmus' Stellung mit dem ganzen Apparat von erasmischen Gründen für die „free moral agency“ des Menschen in der Belehrung eintrat, fand er allgemeine Zustimmung in den Merger-Synoden und darüber hinaus. Als D. Schmauf es gewagt hatte, die Lehre: „Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God“ als „subtle synergism“ zu bezeichnen, wurde er von D. Gerberding öffentlich zurechtgewiesen. Was das Verhältnis zwischen Staat und Kirche betrifft, so hegt man in den Merger-Synoden, von der reformierten Umgebung angesteckt, vielfach noch die Vorstellung, daß der Staat nach „christlichen Prinzipien“ regiert werden sollte. (Vgl. L. u. W. 1917, S. 412, und besonders F. Bente, *American Lutheranism*, II, 217 ff. 233 ff. 166 ff.) 2. Was die „Wissenschaft“ in Sachen der christlichen Lehre betrifft, so stehen sich Deutschland und Amerika ungefähr gleich. Sofern jemand, einerlei ob in Deutschland oder Amerika oder anderswo, nicht bleibt bei den gesunden Worten Herrn Jesu Christi, der ist verduftet (aufgeblasen) und weiß nichts (1 Tim. 6, 3 ff.). Er gibt ein Wissen vor, das er nicht hat. Hinsichtlich des Wissens in äußeren Dingen, Sprachen usw., die in den Dienst der rechten Theologie, wenn man sie hätte, treten könnten, ist man in Deutschland vielleicht einer Anzahl von „Amerikanern“ voraus. 3. Die Führerrolle, die der Berliner „Reichsbote“ nicht gerne den Amerikanern überlassen möchte, spukt allerdings in den Köpfen amerikanischer Merger-Lutheraner. D. G. E. Jacobs, ihr vornehm-

ster theologischer Führer, sagt in dem Pamphlet *The Attitude of the Lutheran Church of America in the Present World Crisis*, p. 14: "Even although the Lutheran Church on the Continent of Europe be not greatly prostrated and enfeebled by the loss of so many of her sons, the interruption of all normal activities and the spiritual desolation accompanying war, the national animosities that have been excited, will probably prevent the religious communities in other lands from giving the same respectful consideration to German scholarship that it has heretofore enjoyed. May not the responsibility rest upon the Lutheran Church of America of becoming, as never before, *the representative and interpreter to the world of the principles of Reformation?*" So D. Jacobs. Unter den vielen Übeln, die durch den Krieg auch über Europa gekommen sind, wäre nicht das geringste Übel dieses, wenn die Lutheraner Europas unter die von D. Jacobs in Aussicht gestellte Führerschaft kämen. Der Beweis hierfür liegt in der oben beschriebenen Lehrstellung dieses Teils der amerikanisch-lutherischen Kirche. Aber zu beachten ist auch, was die amerikanischen Merger-Lutheraner als „Repräsentanten und Ausleger der Prinzipien der Reformation“ hier in Amerika als praktische Kirchenorganisatoren geleistet haben. Sie belamen aus Europa und sonderlich auch aus Deutschland durch Einwanderung dasselbe Material wie die Väter der Missourisynode. Die letzteren haben aus dem Material durch Gottes Gnade vermittelt treuen Festhaltens an lutherischer Lehre und Praxis lutherische Gemeinden aufgebaut, in denen lutherische Lehre und Praxis herrscht, die Jugend in lutherischen Schulen aufwächst und dem reformierten Sektengeist gewehrt wird. Dasselbe Material haben die Merger-Lutheraner fast durchweg verkommen lassen. Sie haben, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht für lutherische Gemeindefschulen gesorgt, sondern ihre Kinder den religionslosen Staatschulen zugeführt. Sie haben ihre Gemeinden zum großen Teil in das Logentwesen versinken lassen und dem reformierten Sektentwesen reichlich Raum gewährt. Darum kann nichts Gutes daraus kommen, wenn die lutherische Kirche Amerikas, die D. Jacobs meint, zum "representative and interpreter to the world of the principles of the Reformation" werden sollte. 4. Ganz richtig bemerkt die „Freikirche“ in bezug auf die amerikanischen „Missourier“, daß sie nicht daran denken, „die Leitung der deutschen Kirche übernehmen zu wollen“. Wir kennen kein anderes Kirchenleitungsmittel als Gottes Wort. Mit Gottes Wort haben wir bisher hier in Amerika erst eine kleine und dann eine große Kirchengemeinschaft leiten dürfen. Mit Gottes Wort haben wir bisher auch andern Erdteilen zu dienen gesucht. Durch Gottes Gnade werden wir dies auch fernerhin dort tun, wo man unsern Dienst begehrt, oder wo wir unsere Dienste anbieten können, ohne in ein fremdes Amt zu greifen oder sonst gegen Gottes Wort zu verstoßen. §. 8.

Theologische Abteilung für ländliche Pastoren. Seit Jahren ist in kirchlichen Zeitschriften die Rede davon, daß und wie die Kirche sich der Landbevölkerung anzunehmen habe. Neuerdings will man in theologischen Anstalten eine besondere Abteilung für die Ausbildung von Landpastoren ins Leben treten lassen. Daß diese Frage überhaupt im Ernst erwogen wird, erklärt sich einigermaßen aus der irrigen Annahme, daß die Aufgabe der Kirche wesentlich auf dem sozialen Gebiet liege. Solange die Kirche ihre Aufgabe darin sieht, die Seelen aus der Welt in den Himmel zu retten, so lange erkennt sie auch, daß die Predigt des Evangeliums von

dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus das einzige Kirchbaummittel für Stadt und Land ist. Freilich sind die äußeren Verhältnisse zum Teil andere auf dem Lande als in der Stadt. Aber dieser Punkt ist gedeckt, wenn die Schrift von jedem zum Amt tüchtigen Pastor fordert, daß er allen alles zu werden imstande sein müsse. Auch würde es nicht gerade Kenntnis der sozialen Verhältnisse, sonderlich in den Vereinigten Staaten, verraten, wenn wir meinen wollten, daß wir es in der Stadt vornehmlich mit „gebildeten“ und „intelligenten“ Leuten, auf dem Lande aber mit dem Gegenteil zu tun hätten. Daß dies fundamentum dividendi für die Einteilung unsers Volkes nur wenig zutreffend ist, wissen diejenigen unter uns, die zuerst Landpastoren und Stadtpastoren, oder umgekehrt, erst Stadtpastoren und dann Landpastoren waren. Es ist kürzlich berichtet worden, es gebe Studenten, die sich von vorneherein vorgenommen hätten, der Kirche Christi auf dem Lande zu dienen. Es ist nicht anzuraten, Studenten in diesem Vorhaben zu stärken. Es könnte vorkommen, daß sich der Student hinterher anders besinnt. Dann würde die Frage entstehen, ob der Bestreffende hinterher noch den Kursus für Stadtpastoren zu absolvieren hätte.

§. 8.

II. Ausland.

Deutschland. Unter den mancherlei sonderbaren Nachrichten, die jetzt aus Deutschland kommen, finden wir auch die folgende: „Die deutsche Regierung beabsichtigt, mit der Reichsschulreform auch eine Reform der deutschen Rechtschreibung zu verbinden. Von berufenen Fachleuten, auch aus der Schweiz und Oesterreich, hat in der letzten Januarwoche eine Konferenz über die Frage der Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung stattgefunden, deren Ergebnis die Annahme eines Planes war, welcher dem Reichsschulausschuß befürwortend eingereicht wurde. Wieder standen sich die alten Gruppen der Rechtschreiber gegenüber, die Anhänger der ‚geschichtlichen‘ und der lauttreuen Schreibung. Unter Führung Dr. Sarrazins, des Vorsitzers des deutschen Sprachvereins, blieben die Befürworter einer Reform der Rechtschreibung nach dem Grundsatz der lauttreuen Schreibung Sieger. Die wesentlichen Änderungen, welche der Plan enthält, gibt Dr. Sarrazin in einem Artikel des ‚Lokalanzeigers‘ folgendermaßen an: Der *i*-Laut soll stets durch ein einfaches *i* bezeichnet werden: Brif, Libe, blib, trib, Alademi, Manir, Warbir, alle Zeitwörter auf *iren*, wie studiren, regiren usw. Das Dehnungs-*h* ist überall zu beseitigen (womit übrigens 1901 schon der Anfang gemacht wurde); ebenso das *h* nach *r* und *t*, so daß man schreibt: Stal, Pal, zämen, änlich, jürlich, faren, nären, felen, ir, irig, Möre, wol, one, Stul, füren, Gebüren usw.; ebenso Katarr, Rabarber, Rinogeros, Katedrale, Katete, Teater usw. Weiterhin soll die Verdoppelung der Selbstlaute grundsätzlich wegfallen und nur in dem einen oder andern Ausnahmefall bestehen bleiben, wenn sie zur Unterscheidung von gleichlautenden Wörtern aus Zweckmäßigkeitsgründen als unbedingt notwendig erkannt werden sollte. Mit gleichem Vorbehalt soll statt *ai* nur *ei* geschrieben werden. Der *l*-Laut wird nur durch *l*, der *z*-Laut nur durch *z* bezeichnet, also Azazien, Razion, Pazient, Karakter, Kolera. Statt *d* wird *k* geschrieben (wie die andern Mitlautverdoppelungen). Für die drei Laute *is*, *as*, *hs* tritt überall der Buchstabe *g* ein. Wie *Geze*, so schreibt man Eideze, Gewäge, Kleg, Dag, Wax usw. Auch die drei *f*-Laute (*f*, *ph*, *v*) werden, wo sie wie *f* gesprochen werden, nur mit *f* geschrieben: fäterlich, Fater, Feilchen, ferzeihen, Forteil,

Fogel, Fotografi, Fosfor usw., so daß der Buchstabe v in deutschen Wörtern wegfällt und je nach der Aussprache durch f oder w ersetzt wird. Was im äußeren Schriftbild zunächst am ungewohntesten anmuten dürfte, ist die vorgeschlagene Beseitigung der Großbuchstaben bei den Dingwörtern. Sie sollen im wesentlichen nur beibehalten werden im Satzanfang und bei Personen-, Orts- und Ländernamen, vielleicht noch in wenigen bestimmten Ausnahmefällen. Die Rechtschreibung bestimmt das Wortbild. Dieses, gedruckt oder geschrieben, ist das uns Bekannte, Altgewohnte und hat dadurch ‚Gemütswert‘ für uns. Jede Änderung des Wortbildes stört uns, stößt uns als etwas Neues ab und erregt anfänglich unwillkürlich unsern Widerspruch, bis uns das neue Wortbild allmählich wieder zur Gewohnheit geworden ist und wieder Gemütswert erlangt hat.“ — Als wir vorstehendes lasen, kam uns die Frage, ob Deutschland bei dem dort herrschenden Durcheinander sich auch noch zumuten sollte, seine „Wortbilder“ und damit seine „Gemütswerte“ umzulernen. Es scheint drüben schon mehr Revolution angerichtet worden zu sein, als mit vereinten Kräften in absehbarer Zeit gutgemacht werden kann. Zudem geht Sarrazin auch in der sachlichen Begründung des Wechsels irre, wenn er sagt: „Die bisher bestehende Rechtschreibung ist weit davon entfernt, die ‚geschichtlich gewordene‘ zu sein. Sie ist durch Zufall und Willkür entstanden.“ Dazu ist zunächst zu sagen, daß das, was t a t s ä c h l i c h vorliegt und im Brauch ist, auch stets „geschichtlich“ geworden ist, einerlei, ob es ursprünglich durch Zufall und Willkür oder durch vernünftige Erwägungen ins Dasein trat. Sodann ist es sachlich nicht richtig, daß keine Veranlassung vorliegt, wenn wir im Deutschen z. B. nicht „Nazion“, sondern „Nation“ schreiben. Es liegt dafür derselbe Grund vor, der uns veranlaßt, im Englischen nicht „nashon“, sondern „nation“ zu schreiben. Auch Sarrazin kann dieser Grund unmöglich verborgen sein, da er jedenfalls den Ursprung des Wortes „Nation“ kennt. F. P.

Eine neue theologische Zeitschrift erscheint seit Januar d. J. als Beiblatt zur „Ev.-Luth. Freikirche“, herausgegeben von der Synode der Ev.-Luth. Freikirche von Sachsen u. a. St. Die neue Zeitschrift erscheint unter dem Titel „Schrift und Bekenntnis“, und was sie unter diesem Titel verstehe, sagt sie klar und bestimmt im Wortwort: „Schrift und Bekenntnis“ — so wollen wir diese zum ersten Male erscheinenden Hefte nennen. Damit wollen wir sagen: Es sollen Schrift und Bekenntnis für alle in ihnen ausgesprochenen Gedanken und Urteile Grund, Quelle und Norm sein. Dabei verstehen wir unter ‚Schrift‘ mit den Verfassern der Konkordienformel die ‚prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments‘ oder die ‚Heilige Schrift‘, wie sie uns hinsichtlich des Alten Testaments durch den Dienst der jüdischen, hinsichtlich des Neuen Testaments durch den Dienst der alten christlichen Kirche überliefert ist. Wir weisen daher alle Ansprüche des Papstes, aus eigener Machtvollkommenheit den Begriff und das Ansehen der Heiligen Schrift auch auf irgendwelche Apokryphen, mögen sie sonst noch so nützlich und gut zu lesen sein, auszudehnen, mit Entschiedenheit zurück. Mit derselben Entschiedenheit aber treten wir den Ansprüchen der modernen theologischen Wissenschaft entgegen, die sich anmaßt, die von alters her in der ganzen Kirche allgemein anerkannten prophetischen und apostolischen Schriften daraufhin zu untersuchen, ob, inwieweit oder in welchem Grade sie vom Heiligen Geiste eingegeben seien. Dies ganze Gebiet der sogenannten höheren Kritik ist für uns Feindesland,

das dem Reich der Finsternis angehört, so daß wir als Kinder des Lichtes in unverföhlichem Gegensatz dazu stehen, auf diesem Gebiete nicht mitzuarbeiten, von dorthier keine als noch so sicher angepriesenen Forschungsergebnisse anzunehmen oder gar weiter zu verbreiten willens sind. Mag sonst alle Welt in Landes- oder Freikirchen die alte, einfache und schlichte biblisch-lutherische Inspirationslehre oder Verbalinspiration dem modernen Zeitbewußtsein zulieb preisgeben oder sich durch große Namen, durch Schlagworte wie ‚Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts‘, ‚reformierte Anschauung‘, durch die Liste der Künste, wodurch selbst ein Luther zum Patron der modernen Schriftleugnung gemacht wird, täuschen lassen, so gilt uns dies eine Wort Christi: ‚Die Schrift kann nicht gebrochen werden‘ (Joh. 10, 35) mehr, als was alle Menschen dagegen sagen. Es wird daher eine Hauptaufgabe dieser unserer theologischen Hefte sein, nachzuweisen, wie nichtig alle Gründe sind, die die toll und trunken gewordene menschliche Vernunft unter christlichem Schein und Namen jenes Wort Christi ins Feld führt. Wir kennen auf geistlichem Gebiet keinen Fortschritt über Christum hinaus, außer dem in die Hölle hinein. Wir wissen, wie auch einem christlichen Theologen das Wort des Herrn gilt Matth. 18, 3: ‚Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.‘ Die kindliche Stellung der gegenwärtig so verachteten ‚Gemeindeorthodoxie‘ zur Heiligen Schrift, wie sie einst der ‚Knabe‘ Samuel mit den Worten aussprach: ‚Rede, Herr; denn dein Knecht höret‘, soll mit Gottes Hilfe allem zugrunde liegen, was in diesen Heften gedruckt wird. Dann erfüllen sie ihre Aufgabe; im andern Falle sind sie überflüssig oder gar schädlich. — Wenn wir aber an die Spitze jedes Heftes als Titel neben der Schrift auch das ‚Bekennnis‘ stellen, so geschieht das in demselben Sinne, wie auch die Konkordienformel vom Verhältnis der prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments zu den symbolischen Büchern, den öffentlichen, gemeinen Bekenntnissen oder Schriften der rechtgläubigen Kirche, redet. Für uns hat die Gegenwart und Wirksamkeit des Heiligen Geistes in der Kirche Gottes mit dem Abschluß des alt- und neutestamentlichen Kanons nicht überhaupt aufgehört, sondern nur seine die unmittelbar berufenen Zeugen Christi inspirierende Tätigkeit als die für die Kirche grundlegende, während die Erhaltung dieses Schazes aller heilsamen Lehre und rechten Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit bis ans Ende durch seine Gnade fortgeht. Keine dieser beiden Tätigkeiten des Geistes Gottes und Christi darf gelehnet, aber auch keine mit der andern vermischt und vermengt werden. Wir glauben als lutherische Christen keinem Satze des Konkordienbuchs bloß deshalb, weil er eben im Bekenntnis steht, sondern nur deshalb, weil er seinem Lehrgehalte nach aus der Heiligen Schrift genommen ist und damit übereinstimmt, so daß sie allein ‚der einzige Richter, Regel und Richtschnur ist, nach welcher, als dem einigen Probierstein, sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht seien‘ (S. 518, 7). Als lutherische Christen und Theologen aber haben wir auch das Zeugnis des Heiligen Geistes in und bei uns, daß unser kleiner lutherischer Katechismus, daß die Augsburgerische Konfession samt allen andern Schriften des Konkordienbuchs wirklich nichts anderes lehren, als was auch die Schrift lehrt, so daß, was wir in ihr hier und da zerstreut finden, im Bekenntnis in eine kurze Form und Summa zusammengezogen und gegen allerlei Verdrehung in seinem eigent-

lichen, ursprünglichen und richtigen Sinne verteidigt und wiedergegeben ist.“ „Schrift und Bekenntnis“ erscheint vierteljährlich. Preis: jährlich 5 Mark, für Bezieger der „Freikirche“ 4 Mark. Wir erwarten, daß viele Leser der „Lehre und Behre“ auch „Schrift und Bekenntnis“ unserer Glaubensbrüder in Deutschland werden lesen wollen. Gottes Gnade, Licht und Kraft sei mit dem Redakteur (P. Stallmann) und seinen Mitarbeitern! J. P.

Medizinische Studien über die Sterbestunde. Auch über die „Sterbestunde“, näher bezeichnet: über die Stunde, in welcher unter den vierundzwanzig die meisten Todesfälle sich ereignen, sind die Mediziner nicht einig. Wir lesen darüber die folgende Mitteilung: „Früher nahm man allgemein an, daß die meisten Menschen, soweit sie eines natürlichen Todes starben, in den Übergangsstunden zur Nacht ihr Leben ausschaukten. So schreibt noch der Leipziger Professor der Medizin Winkler in seinem 1781 erschienenen Werk über die Funktionen des menschlichen Körpers: ‚Es ist nicht anzuzweifeln, daß das Scheiden des Tagesgestirns auf den Zeitpunkt der endlichen Auflösung eines bereits mit dem Tod Ringenden einen bestimmten Einfluß hat.‘ In neuerer Zeit hat dann der englische Arzt Hoppkins den Versuch gemacht, diese kritische Zeit durch eine genau geführte Statistik zu ermitteln. Nachdem er die Sterbestunde von 2800 Personen verschiedenen Alters in den Jahren 1808 bis 1908 aufgezeichnet hatte, ergab sich für ihn folgendes, durchaus abweichendes Resultat: ‚Die meisten Todesfälle, etwa die Hälfte, kommen zwischen 4 und 6 Uhr morgens vor; die wenigsten, nur 6 Prozent, zwischen 9 und 11 Uhr vormittags.‘ Diese Feststellung erregte seinerzeit in Fachkreisen einiges Aufsehen. Konnte man doch keinerlei stichhaltige Erklärung dafür finden, warum gerade in der Zeit des Sonnenaufgangs die Sterblichkeitsziffer so besonders hoch und dafür in den Vormittagsstunden so auffallend klein war. Jedenfalls gab aber die Hoppkins'sche Statistik andern Medizinern die Anregung, dessen Angaben nachzuprüfen. Und da zeigte es sich, daß von einer bestimmten kritischen Zeit für den Schwerkranken nicht die Rede sein kann und Hoppkins' Material für derartige Berechnungen offenbar viel zu klein gewesen war. So hat der Franzose Charles Fère von 1901 bis 1911 die Sterbestunde der in den Pariser Krankenhäusern Verschiedenen aufgezeichnet. Aus diesem Material von über 8000 Todesfällen stellte er fest, daß das Sterben in keinerlei Abhängigkeit von den Tagesstunden steht. Zu dem gleichen Resultat gelangten auch zwei österreichische und ein deutscher Arzt, die zusammen ebenfalls ein Material von ungefähr 10,000 Todesfällen zur Verfügung hatten. Eine besonders gefährliche Tages- oder Nachtzeit für den Schwerkranken gibt es also nicht.“ Diese letzten Worte lauten so, als ob sie das Publikum in bezug auf die Gefährlichkeit der Sterbestunde beruhigen sollten. Aber die Sterbestunde ist und bleibt die gefährlichste Stunde, die es im menschlichen Leben gibt. Sie entscheidet, einerlei ob sie zur Tages- oder Nachtzeit eintritt, über das ewige Wohl oder Weh eines Menschen. Wer an Christum als seinen Erretter von Sündenschuld und Tod glaubt, der hat das ewige Leben; wer nicht an Christum glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Jorn Gottes bleibt über ihm. Diese Erwägung ist wichtiger als die statistische Feststellung der Sterbestunde. Wenn Gott einem Volke gnädig ist, so gibt er ihm viel christliche Ärzte, die bei Tag oder Nacht die „Schwerkranken“ auf den einzigen Erretter vom Tode hinweisen können. Walthar gab in der „Pastorale“ an mehreren Stellen dem Wunsche Ausdruck: „Wenn wir nur mehr christliche Ärzte hätten!“ J. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

April 1920.

Nr. 4.

Christliche Dogmatik von D. Franz Pieper.

Band III.*)

Vorwort.

In diesem dritten Bande der Dogmatik kommen die Lehren vom christlichen Leben, von den Gnadenmitteln, von der Kirche, von der ewigen Erwählung und von den letzten Dingen zur Darstellung. Auch bei der Bearbeitung dieses Bandes war ich bestrebt, eine im rechten Sinne „moderne“ Dogmatik zu bieten. Im Vorwort zum zweiten Bande habe ich näher erklärt, was ich unter einer „modernen“ oder „auf der Höhe der Zeit stehenden“ Dogmatik verstehe. Eine Dogmatik, die mit Recht dieses Prädikat beansprucht, muß vornehmlich zwei Merkmale haben. Sie muß erstlich die christliche Lehre unter Abweisung aller menschlichen Spekulation lediglich aus der Heiligen Schrift schöpfen, weil die Heilige Schrift als das inspirierte und unfehlbare Wort Christi die einzige Quelle und Norm der christlichen Lehre bis an den jüngsten Tag ist. Sie muß zum andern die in der Heiligen Schrift vorliegende Lehre Christi im engsten Zusammenhange mit den kirchlichen Ereignissen nicht nur der Vergangenheit, sondern gerade auch der Gegenwart darstellen und dem Widerspruch gegenüber behaupten.

Daß die Lehre vom christlichen Leben oder, was dasselbe ist, die Lehre von der Heiligung und den guten Werken einen breiten Raum einnimmt, rechtfertigt sich nicht nur durch die mannigfache Ausgestaltung eines Christenlebens, wie es in der Schrift beschrieben ist, sondern vornehmlich auch dadurch, daß das in der Schrift gelehrt Verhältnis zwischen dem christlichen Glauben und dem christlichen Leben gerade auch

*) Auf diese hervorragende Publikation unsers Verlags wird, D. v., „Lehre und Wehre“ in ihrer nächsten Nummer unter „Literatur“ zurückkommen. Hier geben wir nur noch dem Wunsche Ausdruck, daß Gott unserm allerseits verehrten Lehrer nun auch noch die Gnade und Kraft verleihen möge, auch den ersten (letzten) Band dieses gründlichen und so überaus wichtigen Werkes rüstig und freudig in Angriff zu nehmen und bald vollenden zu können.

F. B.

in der Gegenwart nicht nur verschoben, sondern zumeist völlig umgekehrt wird. Alle, welche mit Rom, den calvinistischen Reformierten, den arminianischen Reformierten und den neueren Lutheranern die *satisfactio Christi vicaria* teils beschränken, teils direkt ablehnen, stellen notwendig in irgendeiner Weise oder Form die Heiligung vor die Rechtfertigung, weil sie ein Defizit im Versöhnungswerk Christi annehmen. Durch diese Umkehrung des Verhältnisses verlieren sie sowohl die Rechtfertigung als die Heiligung.

Den breitesten Raum nimmt die Lehre von den Gnaden mit ein. Mehrere Gründe bewogen mich, hier lieber etwas zu viel als zu wenig zu bieten. Erstlich leben wir in den Vereinigten Staaten in reformierter Umgebung, und auch die neueren Reformierten der verschiedenen Richtungen trennen „Geist“ und „Gnade“ von den Gnadenmitteln nach demselben Prinzip und mit denselben Argumenten, die einst Zwingli und Genossen bewogen, sich von der Kirche der Reformation zu trennen, und Calvin und seine Nachfolger veranlaßten, die Trennung aufrechtzuerhalten. Die Belege hierfür sind reichlich beigebracht worden. Zum andern läßt sich nicht leugnen, daß die moderne „Erlebnistheologie“, die nach Preisgebung der Inspiration der Schrift und der *satisfactio Christi vicaria* gerade auch von „positiven“ lutherischen Theologen der Gegenwart vertreten wird, völlig in reformierten Bahnen wandelt. Darauf hat schon Schneckenburger, wenn auch nicht in durchweg zutreffender Weise, hingewiesen.¹⁾ Der „Heilsglaube“ soll nicht allein durch das Wort des Evangeliums entstehen und am Wort des Evangeliums sein Objekt haben, sondern auch durch die sogenannte „geschichtliche“ Wirksamkeit Christi, die neben dem Wort Christi gedacht ist, erzeugt und erhalten werden. Auch Ihmels meint in ausgesprochenem Gegensatz zum „Offenbarungsverständnis“ der Reformation, daß er „intellektualistisch“ nennt: „Auch heute ist nur das wirklicher Glaube an Jesum Christum, der durch seine Erscheinung selbst dem Menschen aufgedrängt wird.“²⁾ Zum dritten weiß der Christ, und insonderheit auch der christliche Theolog, der in der praktischen Seelsorge tätig war, wie schwer es — auch bei objektiv richtiger Lehre von den Gnadenmitteln — einem vom Geset Gottes getroffenen Gewissen wird, sich im Glauben an die in den Gnadenmitteln dargebotene Gnade zu halten. Man denke an Luthers Klagen, in denen er ausspricht, wie schwer es ihm in der Anfechtung werde, von allen Vorgängen in ihm und außer ihm abzusehen und im Glauben allein an der Gnadenzusage im Wort des Evangeliums zu hängen. Und doch ist dies die einzige Weise, die uns Sünder in der Anfechtung und in der Todesnot vom Zweifel und von der Verzweiflung erretten kann.

Bei der Lehre von der Kirche galt es zunächst, dem römischen und falsch-protestantischen „Anstaltsbegriff“ gegenüber herauszustellen

1) Vergleichende Darstellung des luth. und ref. Lehrbegriffs I, 264—287.

2) Zentralfragen 2, 1912, S. 89.

und festzuhalten, daß die Christen die Kirche und daher auch die Originalbesitzer aller geistlichen Güter und Rechte sind, die Christus seiner Kirche hier auf Erden gegeben hat. Zum andern war darzulegen, daß es in der christlichen Kirche schlechterdings keinen Raum für Menschenwort und Menschenherrschaft gibt, weil Christus allein vermittelt seines Wortes die Kirche lehrt und regiert. Das öffentliche Predigtamt ist zwar nicht menschliche, sondern göttliche Ordnung, aber über Christi Wort hinaus hat es nichts zu lehren und zu gebieten.

Die Darstellung der Lehre von der ewigen Erwählung nimmt natürlich Rücksicht auf den Lehrstreit, der Jahrzehnte hindurch die lutherische Kirche in Amerika und darüber hinaus beunruhigte. Ich habe mich immer wieder von neuem davon überzeugt, daß die Lehre des elften Artikels der Konkordienformel, die dem Calvinismus gegenüber die *universalis gratia* und dem Synergismus gegenüber die *sola gratia* festhält, und die deshalb von beiden Seiten als „*untenable ground*“ bezeichnet worden ist, genau die Lehre der Heiligen Schrift wiedergibt.

Bei der Lehre von den letzten Dingen sind der Chiliasmus und die allgemeine Judenbekehrung eingehender behandelt worden, weil dazu eine Veranlassung in der Gegenwart vorliegt.

Daß dieser dritte Band viel später erscheint, als in Aussicht gestellt war, hat seinen Grund teilweise in den inzwischen eingetretenen Kriegsverhältnissen.

SOLI DEO GLORIA.

St. Louis, Mo., im März 1920.

F. Pieper.

Inhaltsangabe.

Das christliche Leben oder die Heiligung und die guten Werke. (De Sanctificatione et Bonis Operibus.)

§. 1—106.

1. Der Begriff der Heiligung im weiteren und engeren Sinne, §. 1. — 2. Das Wesen der Heiligung im engeren Sinne im Unterschiede von der Rechtfertigung, §. 5. — 3. Das Verhältnis zwischen Rechtfertigung und Heiligung im engeren Sinne, §. 6. — 4. Die bewirkende Ursache der Heiligung, §. 15. — 5. Die inneren Vorgänge (*motus interni*), unter denen die Heiligung sich vollzieht, §. 16. — 6. Die Mittel, durch welche die Heiligung gewirkt wird, §. 20. — 7. Die Notwendigkeit (*necessitas*) der Heiligung und der guten Werke, §. 22. — 8. Die Unvollkommenheit der Heiligung, §. 36. — 9. Die guten Werke nach Qualität und Quantität, §. 44. — 10. Der Lohn der guten Werke, §. 64. — 11. Der große Wert der guten Werke, §. 73. — 12. Das Papsttum und die guten Werke, §. 76. — 13. Die neuere protestantische Theologie und die guten Werke, §. 83. — 14. Das christliche Leben und das Kreuz, §. 84. — 15. Das Christenleben und das Gebet, §. 94. — 16. Das christliche Leben ein Leben in Erwartung des jüngsten Tages, §. 103.

Die Beharrung zur Seligkeit. (De Perseverantia.)

§. 107—120.

Die calvinistische Beharrungslehre, §. 107. — Die synergistische Beharrungslehre, §. 109.

Die Gnadenmittel. (De Mediis Gratiae.)

S. 121—458.

Die Gnadenmittel im Allgemeinen, S. 121. — Alle Gnadenmittel haben denselben Zweck und dieselbe Wirkung, S. 127. — Die Zahl der Sacramente, S. 135. — Die irrigen Lehren von den Gnadenmitteln: Die Gnadenmittellehre der römischen Kirche, S. 137. — Die Gnadenmittellehre der calvinistischen Reformierten, S. 139. — Die Gnadenmittellehre der Synergisten, S. 144. — Die Gnadenmittellehre aller Feigener der *satisfactio vicaria*, S. 148. — Die Gnadenmittel und die Enthufastien, S. 150. — Die Verleugnung der Gnadenmittel in der persönlichen Praxis der Christen, S. 154. — Die Wichtigkeit der christlichen Lehre von den Gnadenmitteln, S. 156. — Zusammenfassende Beurteilung der reformierten Gnadenmittellehre, S. 168. — Luthers Lehre von den Gnadenmitteln in ihrem Verhältnis zur mittelalterlichen und reformierten Gnadenmittellehre, S. 216. — Die Gnadenmittel in der Form der Absolution, S. 223. — Einzelne Bemerkungen zur Lehre von den Gnadenmitteln, S. 240. — Die Gnadenmittel des Alten Testaments, S. 249. — Die Gnadenmittel und das Gebet, S. 253. — Gesetz und Evangelium, S. 259. — Die T a u f e (de baptismo). 1. Die göttliche Ordnung der Taufe, S. 297. — 2. Die Materie der Taufe, S. 300. — 3. Was die Taufe zur Taufe macht (*forma baptismi*), S. 301. — 4. Der Gnadenmittelcharakter der Taufe (*baptismal grace*), S. 308. — 5. Der Gebrauch der Taufe, S. 323. — 6. Das Objekt der Taufe, S. 325. — 7. Das Subjekt der Taufe, oder wer taufen soll, S. 328. — 8. Die Notwendigkeit der Taufe, S. 329. — 9. Die Taufgebräuche, S. 331. — 10. Die Johannaufgabe, S. 337. — D a s A b e n d m a h l (de coena sacra). 1. Die göttliche Ordnung des Abendmahls, S. 340. — 2. Das Verhältnis des Abendmahls zu den andern Gnadenmitteln, S. 343. — 3. Die Schriftlehre vom Abendmahl, S. 345. — 4. Überblick über das Verhältnis der verschiedenen Abendmahlslehren zum Text der Abendmahls Worte, S. 394. — 5. Die Verschiedenheiten im Wortlaut der Abendmahlsberichte, S. 408. — 6. Die Materie des Abendmahls, S. 412. — 7. Was das Abendmahl zum Abendmahl macht (*forma coenae sacrae*), S. 425. — 8. Der Zweck des Abendmahls (*finis cuius coenae sacrae*), S. 435. — 9. Wer zum Abendmahl zuzulassen sei (*finis cui coenae sacrae*), S. 443. — 10. Die Notwendigkeit des heiligen Abendmahls, S. 456.

Die christliche Kirche. (De Ecclesia.)

S. 458—534.

Die Gesamtkirche (de ecclesia universali). 1. Der Begriff der christlichen Kirche, S. 458. — 2. Die irrigen Lehren von der Kirche, S. 464. — 3. Die Eigenschaften der christlichen Kirche, S. 471. — 4. Die Hoheit und Herrlichkeit der christlichen Kirche, S. 475. — 5. Die Entstehung und Erhaltung der Kirche, S. 479. — Die O r t s k i r c h e n (de ecclesiis particularibus). 1. Der Begriff der Ortskirche oder Ortsgemeinde, S. 483. — 2. Die Ortsgemeinden sind göttliche Ordnung, S. 484. — 3. Rechtgläubige und irrgläubige Kirchen, S. 486. — 4. Auch in irrgläubigen Kirchen gibt es Kinder Gottes, S. 488. — 5. Kirchliche Gemeinschaft mit irrgläubigen Kirchen ist wider die göttliche Ordnung (Unionismus), S. 489. — 6. Schisma, S. 492. — 7. Die Vertretung der christlichen Kirche (*ecclesia representativa*), S. 492.

Das öffentliche Predigtamt. (De Ministerio Ecclesiastico.)

S. 501—534.

1. Der Begriff des öffentlichen Predigtamts, S. 501. — 2. Das Verhältnis des öffentlichen Predigtamts zu dem geistlichen Priestertum aller Christen, S. 503. — 3. Das öffentliche Predigtamt ist nicht eine menschliche, sondern eine göttliche Ordnung, S. 506. — 4. Die Notwendigkeit des öffentlichen Predigtamts, S. 513. —

5. Der Beruf zum öffentlichen Predigtamt, S. 514. — 6. Die Ordination, S. 519. — 7. Die Verwalter des öffentlichen Predigtamts bilden keinen vom Christenstand verschiedenen geistlichen Stand, S. 520. — 8. Die Gewalt des Predigtamts, S. 524. — 9. Das Verhältnis der Diener der Kirche zueinander, S. 525. — 10. Das Predigtamt ist das höchste Amt in der Kirche, S. 526. — 11. Der Antikrist, S. 527.

Die ewige Erwählung.

(De Electione Aeterna sive de Praedestinatione.)

S. 535—568.

1. Der Begriff der ewigen Erwählung, S. 535. — 2. Die rechte Betrachtung der ewigen Erwählung, S. 538. — 3. Das Objekt der ewigen Erwählung, S. 541. — 4. Die Erkennbarkeit der ewigen Erwählung, S. 543. — 5. Das Verhältnis des Glaubens zur ewigen Erwählung, S. 548. — 6. Der Zweck der Lehre von der ewigen Erwählung, S. 554. — 7. Es gibt keine Zornwahl oder Prädestination zur Verdammnis, S. 559. — 8. Die Ursache des Abirrens in der Lehre von der ewigen Erwählung, S. 566.

Die letzten Dinge. (De Eschatologia.)

S. 569—626.

1. Der zeitliche Tod, S. 569. — 2. Der Zustand der Seelen zwischen Tod und Auferstehung, S. 574. — 3. Die Wiederkunft Christi, S. 579. — Die in der Schrift geoffenbarten Zeichen der Wiederkunft Christi, S. 580. — Von Menschen ersonnene Zeichen: Das tausendjährige Reich und die allgemeine Judenbekehrung, S. 584 bis 600. — 4. Die Auferstehung der Toten, S. 600. — 5. Das Endgericht, S. 606. — 6. Das Ende der Welt, S. 609. — 7. Die ewige Verdammnis, S. 611. — 8. Die ewige Seligkeit, S. 618.

Das Aposteldekret.

A p o s t. 15. 19. 20. 28. 29.

Ein Konferenzvortrag.

Bei der Besprechung der sogenannten Zwölfapostellehre, der *Αἰδοχή τῶν δώδεκα ἀποστόλων*, in einer unserer letzten Konferenzsitzungen sind wir wieder einmal auf das sogenannte Aposteldekret des Apostelkonzils und die Schwierigkeit, die sich darin findet, gekommen. Und es ist allerdings eine Schwierigkeit vorhanden, die jedem nachdenklichen Wibelleser auffällt, über die auch je und je viel verhandelt worden ist. Es ist darum gewiß keine Zeitverschwendung, sondern ein Eingehen auf eine bedeutungsvolle Schriftstelle, wenn diese Schwierigkeit wieder einmal unter uns besprochen wird, diesmal zugleich mit einem Hinweis auf eine neuere, viel verhandelte Auffassung der Stelle, die die ganze Schwierigkeit mit einem Schlage lösen würde.

Die Geschichte des Apostelkonzils darf dabei gewiß als bekannt vorausgesetzt werden. Nur ein paar Worte seien gesagt, um uns in die Situation zu versetzen. Es war im Jahre 51 oder 52 nach Christo. Paulus war von seiner ersten großen Missionsreise nach Antiochien zu der Gemeinde, die ihn ausgesandt hatte, zurückgekehrt. Große Erfolge

waren ihm beschnitten worden in der Heidenwelt Südkleinasiens, über die er ausführlich Bericht ablegte, Apost. 13 und 14. Da kamen nach Antiochien Judenchristen aus Jerusalem, die den dortigen Heidenchristen sagten: „Wo ihr euch nicht beschnneiden lasset nach der Weise Moses, so könnet ihr nicht selig werden“, Apost. 15, 1. Diese Behauptung rief große Aufregung und Beunruhigung hervor. Diese Lehre stand ja in diametralem Gegensatz gegen Pauli Lehre, die er gerade auf seiner Missionsreise verkündigt, gegen das gesetzesfreie Evangelium, das er gepredigt hatte, daß allein der Glaube rechtfertige und selig mache, keine Beschneidung, kein Gesetzeswerk. Deshalb wurde eine Gesandtschaft nach Jerusalem abgeordnet: Paulus, Barnabas und einige andere, um mit den Aposteln und Ältesten und der ganzen dortigen Muttergemeinde die Streitfrage zu befehen. So kam es zu dem Apostelkonzil oder -konvent, der ersten christlichen Synode, wie man oft gesagt hat, bei der zugleich, wie auch schon oft bemerkt worden ist, die erste christliche Pastoral-konferenz stattfand. Darüber haben wir zwei Berichte in der Heiligen Schrift, Apost. 15 und Gal. 2. Auf der Synode wurde vor allem die eigentliche Streitfrage behandelt, auf der Pastoral-konferenz zwischen Paulus und Barnabas einerseits und den Säulenaposteln Jakobus, Kephas und Johannes andererseits besonders auch noch die Einteilung des Missionsgebietes. Gal. 2 und die Vereinbarung dieses Kapitels mit Apost. 15¹⁾ wollen wir jetzt außer Betracht lassen und uns nur mit dem eigentlichen Konzil befassen. Da hören wir denn, daß etliche Judenchristen aus der Pharisäerfekte wieder energisch die Beschneidung der Heidenchristen forderten. Man zankte sich lange. Dann stand Petrus auf und hob hervor, daß er zuerst den Heiden das Evangelium gepredigt habe, und daß man den Heidenchristen nicht das Joch des Gesetzes auflegen solle. Hierauf erzählten Paulus und Barnabas, welchen Erfolg sie mit dem gesetzesfreien Evangelium in der Heidenwelt gehabt hätten. Schließlich ergriff Jakobus — das war Jakobus der Jüngere, Alphäi Sohn — das Wort, belegte zunächst diesen wunderbaren Missionserfolg mit der Weissagung des Alten Testaments und formulierte dann den Vorschlag, „daß man denen, so aus den Heiden zu Gott sich bekehren, nicht Unruhe mache, sondern schreibe ihnen, daß sie sich enthalten von Unsauberkeit der Abgötter und von Hurerei und vom Erstickten und vom Blut“, B. 19. 20. Dieser Vorschlag gefiel den Aposteln und Ältesten und der ganzen Gemeinde; er wurde angenommen, und zugleich wurde beschlossen, der Gemeinde in Antiochien und den andern heidenchristlichen Gemeinden in Syrien und Kilizien durch eine Gesandtschaft einen Brief zu schicken, in dem dieser Beschluß die Hauptsache war, nämlich: „Es gefällt dem Heiligen Geiste und uns, euch keine Beschneidung mehr aufzulegen denn nur diese nötigen Stücke, daß ihr euch ent-

1) Vgl. darüber den lehrreichen Artikel: „Wie verhalten sich die geschichtlichen Angaben in den beiden ersten Kapiteln des Galaterbriefes zu denen der Apostelgeschichte?“ „Lehre und Wehre“ 44 (1898), 220; 45 (1899), 17.

haltet vom Gößenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei, von welchen, so ihr euch enthaltet, tut ihr recht“, B. 28. 29. So geschah es denn auch. Die Gemeinden wurden beim Lesen des Briefes froh. Und wir hören dann auch, daß Paulus auf seiner bald darauf beginnenden zweiten Missionsreise, im Jahre 52, in den Gemeinden in Südkleinasien, in Lystra, Derbe, Iconium, Antiochien in Pisidien, den Spruch verkündigt und zu halten überantwortet hat, Apost. 16, 4. Sonst wird das Dekret nur noch einmal in der Schrift erwähnt, nämlich Apost. 21, 23 ff., wo Jakobus und die Ältesten in Jerusalem Paulum auffordern, daß er sich mit einigen andern reinigen lassen solle, damit man ihm als gebornem Juden keinen Vorwurf der Gesetzesübertretung in Jerusalem machen könne, und dabei hinzufügen: „Denn den Gläubigen aus den Heiden haben wir geschrieben und beschlossen, daß sie der keines halten sollen, denn nur sich bewahren vor dem Gößenopfer, vor Blut, vor Ersticktem und vor Hurerei.“²⁾ Der Spruch verschwindet dann aus der Geschichte des apostolischen Zeitalters, soweit sie uns bekannt ist. Nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 war er, wie wir erkennen werden, nicht mehr nötig. Wir haben aber Anhaltspunkte dafür, daß er vorher, unmittelbar nach dem Apostelkonzil, wohl mißbraucht worden ist. Denn gerade in den darauffolgenden Jahren hat dann Paulus seinen Hauptkampf gegen den Judentum führen müssen, wie er uns in seinen vier Hauptbriefen: im Galater-, im 1. und 2. Korinther- und im Römerbrief, vorliegt. Die Annahme liegt nahe, daß die Judentum sich auch darauf beriefen, daß dem Zeremonialgesetz eine gewisse Konzession gemacht worden sei mit der Bestimmung, sich vom Blut und Erstickten zu enthalten, und wollten nun das ganze Zeremonialgesetz den Heidenchristen auflegen. Gerade wenn man annimmt — und ich halte das für die richtige Annahme —, daß der Galaterbrief nicht an die Galater im engeren Sinne, bloß in der Kleinasiatischen Landschaft Galatien, sondern im weiteren Sinne, nämlich an die Gemeinden in der römischen Provinz Galatien, an die Gemeinden in den eben genannten Städten Lystra, Derbe, Iconium, Antiochien in Pisidien, gerichtet ist, so versteht man recht, wie Paulus ihnen schreiben konnte: „Mich wundert, daß ihr euch so bald abwenden laßt, . . . auf ein ander Evangelium“, Gal. 1, 6, und nun den großen Kampf seines Lebens gegen die Gesetzesgerechtigkeit aufnehmen und zu einem siegreichen Ende durchkämpfen muß.

Damit ist nun schon die Hauptschwierigkeit genannt. Es fällt uns bei jedem erneuten Lesen des Aposteldekrets auf, daß da zweierlei Dinge

2) Es wäre möglich, wie auch manche Ausleger annehmen, daß die Worte in dem apokalyptischen Sendschreiben an die Gemeinde in Lyhatira: „Ich will nicht auf euch werfen eine andere Last“, Offenb. 2, 24, eine Anspielung auf die Worte des Aposteldekrets: „euch keine Beschwerung mehr aufzulegen“, Apost. 15, 28, enthielten; „Last“ und „Beschwerung“ ist im Griechischen dasselbe Wort, βάρος.

nebeneinandergestellt werden, die auf einer verschiedenen Linie liegen: Sittenvorschriften und Speisevorschriften, Moralgebote und Zeremonialgebote. Blut und Ersticktes liegen ja ganz offenbar auf dem Gebiete der Speisen. Das Wort, das Luther mit Götzenopfer übersetzt hat, die englische Bibel mit *meats offered to idols*, griechisch: *εἰδωλόθυτα*, das den Götzen Geschlachtete, kann sprachlich heißen: Götzenopfer, Götzenopfermahlzeit und Götzenopferfleisch; wenn man es als Götzenopferfleisch faßt, ist es auch eine Speisevorschrift, vgl. 1 Kor. 8, 1. 4. 7. 10; 10, 19. Faßt man es hingegen als Götzenopfer oder Götzenopfermahlzeit, so ist es eine Sittenvorschrift. Man kann verschiedener Meinung in diesem Punkte sein, wie es auch von den verschiedenen Auslegern verschieden gefaßt wird. Die Zusammenstellung mit Blut und Ersticktem spräche dafür, es als Speiseregeln zu fassen: Götzenopferfleisch; hingegen ein anderes Moment im Zusammenhang legt die Fassung des Wortes als Götzenopfer, Götzenopfermahlzeit, nahe, so daß das Verbot eine Sittenregel ist. Das griechische Wort *εἰδωλόθυτα* steht nämlich nur in dem Brief, B. 29, und an der schon angeführten andern Stelle, Apost. 21, 25; in der Rede des Jakobus heißt es: „daß sie sich enthalten von Unsauberkeit der Abgötter“, *ἀλογήματα τῶν εἰδώλων*, Befleckung, Verunreinigung, was sehr gut vom direkten Götzendienste verstanden werden kann. So liegt es näher, hier *εἰδωλόθυτα* zu fassen als Götzenopfer; die Teilnahme am Götzenopfer wird verboten, also eine Sittenvorschrift gegeben. Und das Verbot der Hurerei ist natürlich auch eine Sittenvorschrift. So haben wir zwei oder drei Speisevorschriften: Ersticktes und Blut und gegebenenfalls Götzenopferfleisch, zwei oder eine Sittenvorschrift: Götzenopfer und Hurerei. Daß diese Speisevorschriften auch Schwierigkeiten schaffen mit andern Ausführungen des Apostels, namentlich Gal. 2 und 1 Kor. 8 und 10, sei nur im Vorbeigehen erwähnt; jetzt wollen wir nicht darauf eingehen, sondern auf Apost. 15 uns beschränken.

Man hat nun zwar versucht, die Schwierigkeit so zu lösen, daß man lauter Speiseverbote in dem Dekret finden wollte. Götzenopfer, *εἰδωλόθυτα*, hat man vom Götzenopferfleisch verstanden, wie 1 Kor. 8, was ja sprachlich möglich wäre, und bei dem Worte Hurerei, *πορνεία*, hat man einen Schreibfehler annehmen wollen. Wenn man das *ν* in *πορνεία* in ein *κ* verwandelt, so erhält man das Wort *πορκεία* von *πόρκος*, Schwein; somit wäre den Heidenchristen das Schweinefleisch untersagt worden, dessen Genuß ja allerdings den Juden ein Greuel war. Aber ein Wort *πορκεία* ist bis jetzt im Griechischen nicht gefunden worden, sondern nur *πόρκος*, und für eine solche Veränderung der Buchstaben ist auch nicht der geringste Grund vorhanden. Es ist ein Gewaltstreich einiger superfluenter Köpfe. Und daß *εἰδωλόθυτα* hier Götzenopfer heißen kann, haben wir schon gesehen.

So bleibt die Schwierigkeit, und sie wird noch dadurch vermehrt, daß von den beiden Speiseverböten nur eins sicher eine Zeremonial-

bestimmung des Alten Testaments war, nämlich das Verbot des Blutes essens. Wir lesen 3 Mos. 17, 10—12: „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter euch, irgend Blut isset, wider den will ich mein Antlitz setzen und will ihn mitten aus seinem Volk rotten. Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich hab's euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnet werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben. Darum hab' ich gesagt den Kindern Israel: Keine Seele unter euch soll Blut essen; auch kein Fremdling, der unter euch wohnet.“ Vgl. auch 1 Mos. 9, 4; 3 Mos. 3, 17; 7, 26; 19, 26; 5 Mos. 12, 16. 23 f.; 15, 23. Für das Verbot des Genusses des Ersttödtten wird gewöhnlich 3 Mos. 17, 13. 14 angeführt: „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter euch, der ein Tier oder Vogel fähet auf der Jagd, das man isset, der soll desselben Blut vergießen und mit Erde zuscharren. Denn des Leibes Leben ist in seinem Blute, solange es lebet; und ich habe den Kindern Israel gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen. Denn des Leibes Leben ist in seinem Blut. Wer es isset, der soll ausgerottet werden.“ Aber diese Stelle verbietet ihrem Wortlaut nach nicht den Genuß von Ersttödtten, sondern ist nur eine Modifikation des vorhergehenden Verbots des Blutgenusses. Man darf das auf der Jagd gefangene Wild oder Geflügel essen, wenn man das Blut hat auslaufen lassen und verscharrt hat. Die auf der Jagd gefangenen Tiere sollen ebenso behandelt werden wie die Haustiere. Man soll das Blut ausströmen lassen; dann ist ihr Genuß erlaubt. Tatsächlich haben die Juden der älteren Zeit auch Ersttödttes gegessen, wie sich nachweisen läßt. Man hat deshalb, um das Verbot des Ersttödtten zu erklären, hier an die sogenannten noachitischen Gebote des jüdischen Talmud gedacht³⁾ und gemeint, das seien Profelhtengebote gewesen, die von solchen beobachtet werden mußten, die aus dem Heidentum dem Judentum sich näherten; diese Gebote seien hier den Heidenschristen aufgelegt worden. Aber auch da findet sich nicht das Verbot des Ersttödtten. Die Schwierigkeit bleibt. Wir fragen immer wieder: Weshalb diese Speiseregeln? Sie scheint gar nicht zu stimmen mit Pauli sonstiger Lehre und mit der Lehre des Neuen Testaments überhaupt. Man denke nur an 1 Kor. 10, was Paulus da vom Genuß des Gögenopferfleisches sagt, oder was Kol. 2 von Speise und Trank steht, oder an Röm. 14 und 15, an 1 Tim. 4 und an das Wort Hebr. 13, 9: „Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben; denn es ist ein köstlich Ding, daß

3) Diese noachitischen Gebote, die nach der jüdischen Tradition schon den Kindern Noahs, das heißt, der vor- und außerabrahamitischen Menschheit, galten, waren: 1. Gericht, das heißt, Gehorsam gegen dasselbe; 2. Västerung des Namens (Gottes); 3. Göhendienst; 4. Aufdeckung der Blöße, das heißt, Unzucht; 5. Blutvergießen, das heißt, Mord; 6. Raub; 7. ein Stülk vom Lebendigen, das heißt, blutiges Fleisch.

das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade, nicht durch Speisen, davon keinen Nutzen haben, die damit umgehen.“ Und warum nur das eine Sittenverbot: „Enthaltet euch von Hurerei“?

Wie hat sich nun unsere Kirche mit dieser Schwierigkeit abgefunden, wie sie erklärt? So: Diese Gebote sollten beobachtet werden um der schwachen Juden willen, die in der Diaspora Christen wurden. In all den Städten, wo bisher das Evangelium unter den Heiden gepredigt worden war, gab es auch viele Juden, wie die Apostelgeschichte zeigt: in Antiochien in Syrien selbst, der ersten Missionsgemeinde, in Lystra, Derbe, Antiochien in Pisidien, Konium; ebenso in den Städten, die Paulus auf seiner bald beginnenden zweiten Reise besuchte: in Philippi, Thessalonich, Korinth. Man beachte den Zusammenhang der Rede des Jakobus, in der ja das Aposteldekret formuliert wurde. Da heißt es ausdrücklich nach den Worten des Dekrets B. 21: „Denn Moses hat von langen Zeiten her in allen Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbatertage in den Schulen gelesen.“ Es gab also in allen diesen Städten Synagogen, wo das Gesetz aufrechterhalten wurde. Diese vier Forderungen waren nötig um der Liebe willen, wenn etwa solche Diasporajuden Christen wurden, damit sie nicht allzusehr abgestoßen würden. Die zwei Speisevorschriften liegen also auf derselben Linie wie die Worte des Apostels Röm. 14 vom Fleisshessen, besonders B. 15, und 1 Kor. 8 und 10 vom Gözenopferfleischessen, besonders Kap. 8, 7—11. Man soll die christliche Freiheit nicht mißbrauchen zum Ärgernis der Schwachen. Und neben die zwei Speisegesetze treten noch die zwei Sittenverbote der Abgötterei, der Teilnahme am Gözenopfer und der Hurerei. Ganz natürlich, wenn wir die Zeit bedenken. Das Verbot der Abgötterei war besonders nötig in den abgöttischen griechischen Städten, die wir ja näher aus der Apostelgeschichte kennen. Und die Sünden gegen das sechste Gebot wurden, wie wir besonders aus dem 1. Korintherbrief und dem 1. Thessalonicherbrief wissen, dort so lag beurteilt, daß sie als gar keine Laster mehr galten. Um so nötiger war es, daß sie besonders im Aposteldekret genannt wurden.

Diese Erklärung findet sich schon in der Augsburgerischen Konfession, wenn es im 28. Artikel heißt: „Die Apostel haben geheißten, man soll sich enthalten des Bluts und Erstikten. Wer hält's aber jeko? Aber dennoch tun die keine Sünde, die es nicht halten; denn die Apostel haben auch selbst die Gewissen nicht wollen beschweren mit solcher Sündschafft, sondern haben's um Ärgernisses willen eine Zeitlang verboten.“ (Müller, S. 68.) Besonders vertritt Luther diese Erklärung in der wichtigen, trefflichen Predigt über das Apostelkonzil. Da heißt es: „So unterscheide nun die zwei: Gesetz auflegen und dem Gewissen auflegen. Man mag wohl ein Gesetz auflegen so ferne, daß man nur das Gewissen frei, ungebunden und ununterworfen läßt, daß es rein bleibe und allein an dem Bräutigam Christo hange und keinen Trost wisse, da es an hafte, denn Gottes Gnade. Kommt das Gesetz

darein, ist es sobald Gott versucht. Aus dem Spruche muß man das lenken und verstehen, das Jakobus sagt; sonst sind die zwei widereinander. Petrus sagt: Man soll kein Joch auflegen; Jakobus sagt: Sie sollen sonderliche Stücke halten. . . . Mosen soll man nicht lesen noch halten, sondern den Juden lassen und doch ein Stück oder drei herausnehmen? Denn sie alle drei in Mose stehen; dazu das vierte, nämlich Hurerei, ist auch sonst nach der Natur verboten. Was redet nun Jakobus? Schließt er nicht wider Petrum und sich selbst in einer Rede? Da siehe auf, daß du den Grund nicht nachgebst denen, die wollen Gewalt haben, Gottes Gebot zu ändern. Soll nun der Heilige Geist nicht wider sich selbst sein, so muß es bleiben, wie gesagt, daß man mag ein Gebot auflegen so ferne, daß man das Gewissen nicht damit binde. . . . Denn die Apostel lassen das Gewissen frei, ohne daß sie äußerliche Aufsätze machen und den Juden etwas nachlassen, das ihnen zu der Zeit die Heiden zu Liebe und zu Dienst hielten. Denn da haben die drei beschlossen mit Wunderzeichen, durch den Heiligen Geist bestätigt, daß das Gewissen frei soll sein von allen Gesezen, soll allein Gottes Gnade drin sein und regieren. Nichtsdestomeniger mögen die Geseze zur Liebe gehalten werden, daß gleichwohl das Gewissen frei bleibt. Und wenn des Apostels Jakobi ernste Meinung gewesen wäre, daß dies Gesez müsse gehalten werden des Gewissens halben, wollten wir's nicht annehmen.“ (VIII, 1009 f.) Ebenso erklärt die Weimarsche Bibel, wenn sie zu den Worten des Dekrets bemerkt: „Die ersten zwei Stücke, deren sich die Befehrten aus der Heidenenschaft enthalten sollten, sind von Gott in den zehn Geboten allen Menschen verboten. Die letzten zwei aber gehören in das zeremonialische Gesez und wurde derselben Haltung auf eine Zeitlang den Heiden allhie anbefohlen um der Juden willen, damit sie desto weniger an den befehrten Heiden zu strafen und sich ihrer zu äußern Ursach' hätten, 1 Kor. 8, 13.“ Ganz ähnlich Flacius in seiner Glossa Novi Testamenti, Calov in seiner Biblia Illustrata, die Hirschberger Bibel und viele andere unter den hervorragenden Lehrern und Auslegern unserer Kirche, bis auf Stöckhardt, der in seiner „Biblischen Geschichte des Neuen Testaments“ die Sache gut und klar zusammenfaßt, wenn er sagt: „Doch von vier Stücken sollten auch die Christen aus den Heiden sich enthalten. Vor allem von Hurerei und vom Gözenopfer, von der Teilnahme an den Gözenopfermahlzeiten der Heiden. Dies Doppelte war an sich Sünde und Unrecht. Das ist Gottes Wille für die Christen aller Zeiten, deren Herzen durch den Glauben gereinigt sind, daß sie Hurerei und alle Unreinigkeit meiden, und daß sie sich auch von der Welt und ihrer Lust, von den unreinen, gözendienersischen Freuden und Genüssen der Welt unbesleckt behalten. Die neubefehrten Heiden waren versucht, sich wieder mit solchen Dingen zu befassen, aus denen die Heiden sich kein Gewissen machten. Dann aber vermahnten die Christen aus der Beschneidung ihre Brüder aus den Heiden, sich auch von Blut

und Ersticktem zu enthalten. Das Blut der Tiere und das Fleisch erstickter Tiere zu genießen, war freilich nur den Juden für die Zeit des Alten Bundes verboten. Aber auch die Judenthristen hielten noch diese Weise, nicht als ein nötiges Gesetz, sondern als eine gute, löbliche Sitte. Blut und Ersticktes war ihnen widerlich. So war es ganz recht, daß die Christen aus den Heiden aus Rücksicht auf ihre jüdischen Brüder, also um der Liebe willen, dieser Speisen sich enthielten, besonders bei gemeinsamen Mahlzeiten. Später ist dann diese letztere Bestimmung von selbst dahingefallen, nachdem die Judenthristen nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels sich der Weise Moses ganz entwöhnt hatten.“ (S. 376 f.) Auch von neueren Exegeten wird diese Erklärung vorgetragen, wenn auch öfters in besonderen Gedankengängen: von Lechler in Langes Bibelwerk, von Wendt in den neueren Auflagen von Meyers Kommentar, von Hönigke und andern. Das ist eine Auslegung, die durchaus der Schrift entspricht; damit können wir uns begnügen, wenn wir auch nach wie vor uns sagen müssen, daß das Dekret ein merkwürdiger Beschluß bleibt im Vergleich mit der übrigen Schrift, namentlich mit den sonstigen Ausführungen St. Pauli. Das hat wohl auch Luther gefühlt, und er sagt in der angeführten Predigt von dieser Erwägung aus noch diese Worte: „Also muß man übereinreimen, das Jakobus auflegt, und die andern geschehen lassen, weil das bleibt, daß die Gewissen frei und unbeschwert sind; daran haben sie genug. Jenes, denken sie, wird doch wohl abgehen und hinfallen, sind nicht so zänkisch gewesen, daß sie sich um des geringen Dings willen geschlagen haben, so es doch ohne Schaden ist. Biewohl ich sage, daß der Heilige Geist habe St. Jakob ein wenig lassen straucheln. Es wäre ohne Not gewesen; doch um der Schwachen willen, weil die Heiden solches den Juden zuliebe wohl halten können, lassen sie es zu und weichen.“ (VIII, 1010.)

Aber nun ist in den beiden letzten Jahrzehnten eine Erklärung vorgetragen worden, die mit einem Schlage die ganze Schwierigkeit löst, und man muß sagen, daß sie gar manches für sich hat. Diese Erklärung besteht darin, daß das Aposteldekret gar keine Speiseregulierung ist, auch keine Verbindung von Speiseregulierung und Sittenregel, sondern nur eine Sittenregel. Es gibt nämlich noch eine andere Lesart des Aposteldekrets, die jeder, der eine gute neuere Ausgabe des griechischen Neuen Testaments hat, unter den verschiedenen Lesarten in seinem Testament findet, und die uns in den Stand setzt, das Aposteldekret als ausschließliche Sittenregel zu fassen. Diese Lesart lautet: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzulegen außer diesen hochnötigen Stücken, daß ihr euch enthaltet vom Götzendienste, Blut und Hurerei, und daß ihr das, was ihr nicht wollt, daß es euch geschieht, nicht einem andern zufügt. Wenn ihr euch hiervor bewahrt, wird es euch wohl gehen, indem ihr wandelt im Heiligen Geist. Lebte wohl!“ So heißt es im Briefe R. 28 und 29, ebenso schon zum Teil

in der Rede des Jakobus, B. 20, und dann an der einzigen andern Stelle, Apost. 21, 25.

Der Unterschied dieser Lesart von der in unsern Bibeln gegebenen besteht in zwei Stücken: einmal darin, daß der Schlußsatz die sogenannte goldene Regel einfügt: Was ihr nicht wollt, daß es euch geschieht, das tut auch einem andern nicht. Dies erwähnt schon Bengel in seinem Gnomon zu B. 29. Vor allem aber enthält das Dekret nicht vier Gebote, sondern nur drei. Es fehlt ganz und gar, und zwar in allen drei Stellen, das Gebot, sich des Erstickten zu enthalten, τοῦ πνικτοῦ. Dadurch wird die Sachlage mit einem Male völlig geändert, und die Bestimmungen des Dekrets erhalten eine ganz andere Wendung. Gerade das Verbot des Erstickten macht das Dekret vornehmlich zu einer Speiseregeln. Deshalb faßt man gewöhnlich die erste Bestimmung nicht als Enthaltung vom Gözenopfer, was sprachlich möglich wäre, sondern als Enthaltung vom Gözenopferfleisch. Deshalb faßt man die zweite Bestimmung: vom Blut, als Enthaltung vom Blutgenuß. Deshalb steht die letzte Bestimmung: Enthaltung von Hurerei, als eine Sittenvorschrift ganz isoliert da, ohne innerliche Verbindung mit den drei Speiseregeln. Fällt nun aber diese Bestimmung: Enthaltung vom Erstickten, ganz weg, dann gewinnt die ganze Sache eine andere Gestalt. Das Dekret wird ausschließlich Sittenregel. Dann ist der erste Punkt ein Verbot des Gözenopfers oder der Teilnahme an der Gözenopfermahlzeit, was das Wort εἰδωλόθυρα sowohl der Ethnologie als dem Sprachgebrauch nach sehr gut bezeichnen kann. Dann geht der zweite Punkt: Enthaltet euch vom Blut, nicht auf ein Verbot des Blutgenusses, sondern des Blutvergießens, des Mordes. Daß das Wort Blut, αἷμα, dies bedeuten kann, kann nicht bezweifelt werden. Pilatus sagt: „Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet ihr zu“, Matth. 27, 24. In den Evangelien sagt der Heiland zweimal den Juden: „auf daß über euch komme alles das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blut an des gerechten Abels bis aufs Blut Zacharias', Barachjä Sohn“, Matth. 23, 35; Luk. 11, 50. 51. Und in der Offenbarung gibt es ein halb Duzend Stellen, in denen Blut im Sinne von Blutvergießen gebraucht ist (Kap. 6, 10; 16, 6; 17, 6; 18, 24; 19, 2. 13). Und der dritte Punkt bleibt das Verbot der Hurerei. So haben wir also die drei Gebote: Enthaltet euch vom Gözenopfer, das heißt, vom Gözendienst, von der Unsauberkeit, Befleckung der Abgötter, B. 20; Enthaltet euch vom Blutvergießen, vom Mord; Enthaltet euch von Hurerei. Drei gleichartige, in sich geschlossene, zueinander passende, das Gebiet der Sittlichkeit umfassende Gebote stehen dann vor uns, und zu diesen drei Geboten paßt dann auch die goldene Regel, die ja auch eine Sittenregel ist, ausgezeichnet.

Und nun stimmt auch das Dekret gut mit den vorangegangenen Verhandlungen. Da hatte man gesagt, man wolle den Heidenchristen keine Last auflegen und hätte ihnen dann doch zwei, beziehungsweise drei

Teile des Zeremonialgesetzes aufgelegt. Nach der vorgeschlagenen Lesart folgen dann aber nur die drei großen Sittengebote gegen Götzendienst, Mord und Hurerei, drei Grundgebote des allgemein und für immer geltenden Moralgesetzes. Ebenso ist dann auch völlige Harmonie mit der paulinischen Lehre im Galater-, 1. Korinther- und Kolosserbrief und mit dem ganzen sonstigen Neuen Testament.

Aber nun entsteht die Frage: Läßt sich die Lesart, die das Ersttichte streicht, auch halten? Ist sie genügend begründet, daß man sie annehmen darf? Das fordert eine kleine Untersuchung. Jedermann weiß heutzutage, daß man im allgemeinen den zuverlässigsten Text des Neuen Testaments in den beiden großen Handschriften A (Codex Sinaiticus) und B (Codex Vaticanus) findet. Sie gelten mit Recht als die besten Manuskripte. Wenn sie beide übereinstimmen, kann man im allgemeinen den Text für echt und zuverlässig halten. Und sie haben nun beide den bekannten Text der deutschen und englischen Bibel, ebenso andere alte Handschriften. Aber sie stammen doch auch erst aus dem vierten oder fünften Jahrhundert nach Christo, während die Apostelgeschichte sicher in den sechziger Jahren des ersten Jahrhunderts geschrieben ist. Jahrhundertelang war der Text der Apostelgeschichte schon durch die öfters fehlerhaften Hände menschlicher Abschreiber gegangen, als diese beiden Manuskripte geschrieben wurden. So müssen wir von vornherein mit der Möglichkeit rechnen, daß auch sie Fehler und Versehen, natürlich Fehler und Versehen durch die Abschreiber entstanden, enthalten, und diese Möglichkeit wird in einzelnen Fällen zur Gewißheit. So gewiß es ist, daß diese beiden Manuskripte den besten Text enthalten, den man gewöhnlich den östlichen Text nennt, weil er im Osten, in Alexandrien, seine Heimat hat, so gewiß ist es doch auch, daß man ihnen nicht in jedem einzelnen Falle folgen kann.

Nun ist in neuerer Zeit, wo deutschländische und engländische Theologen auf diesem Gebiet überaus fleißig und emsig gearbeitet und miteinander gewetteifert haben, eine Arbeit, die leider auch durch den schrecklichen Weltkrieg gestört worden ist, der sogenannte westliche Text, der im Abendland seine Heimat hatte, höher eingeschätzt worden. Und besonders ist eine westliche Handschrift, der sogenannte Codex D (Cantabrigiensis oder Bezae), Gegenstand eingehender Untersuchung und vieler Verhandlung geworden. Und gerade dieser Codex D hat diese neue Lesart.⁴⁾ Dieser Codex ist eine in mehr als einer Beziehung merkwürdige und interessante Handschrift, früher unterschätzt, jetzt freilich von manchen überschätzt. Der reformierte Theolog Th. Beza, der Freund Calvins, fand diese Handschrift in Lyon in Südfrankreich in dem Kloster

4) Das hat wohl schon der alte treffliche, gründlich gelehrte A. Calov gewußt. Wenigstens teilt er in seiner ausgezeichneten Biblia Illustrata zu der in Rede stehenden Stelle die Bemerkung von Grotius mit: *Fuere jam olim codices, in quibus deerat τοῦ πικροῦ*, und erwähnt auch die goldene Regel.

des Irenäus, des bekannten großen Kirchenvaters des zweiten Jahrhunderts. Beza erkannte, daß sie merkwürdige, abweichende Lesarten enthalte; statt aber sie nun genau zu untersuchen, urteilte er vielmehr, sie solle wegen dieser besonderen Lesarten lieber verborgen gehalten als bekanntgegeben werden. Er hielt sich später in England auf und schenkte sie im Jahre 1581 der englischen Universität Cambridge (deshalb Codex Bezae oder Cantabrigiensis genannt). Dort lag sie jahrhundertlang fast unbekannt und unbenutzt, bis sie nun in neuerer Zeit genauer untersucht worden ist. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie Beachtung verdient, wie B. de Lagarde, Nestle, Th. Zahn, Blas, A. Harnack, Kirchoff Lafe und andere Forscher betonen. Sie ist noch in Werte gestiegen, seitdem man erkannt hat, daß ihr Text auf den Text des Irenäus zurückgeht, in dessen Kloster sie ja gefunden wurde. Denn wenn sie auch erst aus dem sechsten Jahrhundert stammt, so muß sie doch eine alte Vorlage gehabt haben, denn man hat gefunden, daß sie mit den Bibelzitate des Irenäus übereinstimmt, sogar bis in die Schreibfehler hinein. Und Irenäus starb schon im Jahre 202. Man muß zugestehen, daß die Lesart, die das Verbot des Erstickten nicht hat, offenbar eine sehr alte ist. Und dazu kommt, daß dieser Codex D nicht der einzige Zeuge ist. Gerade der ebengenannte Irenäus hat in seinen Schriften genau denselben Text des Aposteldekrets, und das ist von Wichtigkeit. Und ebenso hat der scharfsinnige Kirchenvater Tertullian diesen selben Text gelesen. Wer also diese Lesart annimmt, dem ist das nicht zu verdenken, und er ist mit einem Schlag aller Schwierigkeiten überhoben. Ein nicht uninteressantes Beispiel in dieser Diskussion ist Adolf Harnack. Er sagt in einer seiner neueren Schriften: „Ich bin seitdem zu einem andern Urteil — ich darf sagen: trotz vielem Sträuben und nach langer Überlegung — gekommen. Gern corrigiere ich mich nicht — es ist auch nicht das erste Mal —, aber magis amica veritas. . . Wenn die Auffassung von Act. 15 richtig ist, daß die Worte, ‚von Ersticktem‘ ein Zusatz sind, kann man ganze Bibliotheken von Auslegungen und Untersuchungen als Dokumente der Geschichte eines großen Irrtums schließen! Was ist nicht alles über das Aposteldekret als Speiseverbot geschrieben worden, über das Verhältnis von Gal. 2 und Apost. 15, über die Voraussetzung, Apost. 15 handle von Speiseverboten, über Juden- und Heidenchristentum, über die noachischen Gebote, über den Umwert der Apostelgeschichte. Der Schreiber, der zuerst das neue Wörtchen ‚Ersticktes‘ an den Rand seines Exemplars zu Blut schrieb, hat eine Sintflut erzeugt, die für fast zwei Jahrtausende das richtige Verständnis unmöglich gemacht hat. In die Freude über die endlich erkannte Wahrheit mischt sich die Wehmut über die unsäglich große und ganz unnütze Arbeit!“ (Die Apostelgeschichte, S. 180.) Andere Forscher der neueren Zeit, die diese Auffassung vertreten, sind Hilgenfeld, Steinmeyer, R. Lücke und namentlich A. Riefel, der Begründer dieser Erklärung.

Damit sei die diesmalige Behandlung des Themas geschlossen.

Beide Erklärungen sind so sachlich als möglich vorgetragen worden. Wenn ich nun doch noch bei der alten Erklärung bleibe, so hat das hauptsächlich drei Gründe: 1. weil die ältere Lesart die schwierigere ist und es sich durch viele Beispiele beweisen läßt, daß man öfters den ursprünglichen Text geändert hat, um Schwierigkeiten aller Art zu beseitigen, wie auch Wendt in der neuesten Bearbeitung des Meyer'schen Kommentars sagt, daß die „größere Leichtigkeit den östlichen Text verdächtig macht“ (Die Apostelgeschichte, S. 233); 2. weil der westliche Text mit der Handschrift D noch eindringenderer Untersuchung und Durchforschung bedarf; 3. weil die Apostelgeschichte noch einige andere Stellen hat, merkwürdige Vorkommnisse berichtet, die auf derselben Linie liegen, wie Pauli Beobachtung des Zeremonialgesetzes bei Gelübden, beim Haarscheren, bei Reinigungen.⁵⁾ R. F.

Massenauswanderung aus Deutschland.

Daß man sich in Deutschland auf eine Auswanderung in noch nie dagewesenem Umfange gefaßt macht, davon zeugt u. a. auch ein Artikel aus Nr. 7 (15. Februar 1920) der „Evangelischen Kirchenzeitung, Organ der Vereinigung der Evangelisch-Lutherischen innerhalb der preussischen Landeskirche (bekenntnistreue Gruppe), begründet von E. W. Hengstenberg“. Der Artikel ist betitelt: „Die Fürsorge für die auswandernden Volks- und Glaubensgenossen — eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.“ Er trägt die Unterschrift: „Pastor Gardeland, Direktor der Ev.-Luth. Auswanderermiffion zu Hamburg 13, Bahnstraße 14, Mitglied des Beirates des Reichswanderungsamtes.“ Da eine ebentuelle deutsche Massenauswanderung, sei es nach Nord- oder Südamerika, auch an unsere Synode große Anforderungen, auf die wir gerüstet sein sollten, stellen wird, so lassen wir den Artikel Gardelands hier folgen, wie er lautet:

„Unter den mancherlei Liebestwerken, die der auferstandene Herr scheidend seiner Kirche ans Herz gelegt hat, scheint in der Gegenwart für uns Christen in Deutschland die Fürsorge für die auswandernden Glieder unsers Volkes in unserer Kirche eine besondere Bedeutung zu gewinnen; ja, sie wird wohl in den nächsten Jahren die wichtigste aller Missionsarbeiten werden, zunächst noch wichtiger als die Arbeit an und unter den Heiden. Denn während die Arbeit unter den Heiden unsern deutschen Missionsgesellschaften durch den Frevel der Feinde vielfach

5) Der Vortrag, der im Rahmen einer Stunde gehalten werden sollte, gestattete nicht, auf alle einschlägigen Fragen einzugehen oder die erwähnten ausführlicher zu behandeln. Zur Orientierung über die neuere Erklärung dient außer den schon genannten Schriften die Abhandlung von Steinmez: „Das Aposteldekret“, der der Vortragende mehrfach gefolgt ist.

noch unmöglich gemacht ist und vielleicht auf die Dauer unmöglich gemacht werden wird, und es immerhin doch eine verhältnismäßig kleine Zahl ist, um deren Seelenheil es sich für die einzelnen Missionsgesellschaften handelt, eröffnet sich jetzt den Auswanderermissionen unsers Volkes ein so weites Feld, daß sie laut erschallen lassen den Ruf: „Kommt herüber und helft uns! Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“

„Auf die Bedeutung dieser Arbeit hat schon vor dreißig Jahren der selige Pfarrer Löhe von Neuendettelsau, der als der eigentliche Vater der lutherischen Auswanderermission angesehen werden muß, hingewiesen. In einem ergreifenden Aufrufe eines Sonntagsblattes seiner bairischen Heimat für die lutherischen Deutschen Nordamerikas vom Jahre 1842 sagte er: ‚Schmach über uns, wenn wir hier nicht täten, was wir könnten! Die Heidenmission unserer Kirche unterstützen wir, und die vorhandenen Gemeinden lassen wir untergehen? Tausende lassen wir verschmachten, da wir uns so viel Mühe geben, um einzelne zu gewinnen? Wir beten, daß sich der Herr eine Kirche aus den Heiden sammle, und gesammelte Gemeinden lassen wir der Verführung zum Preise? Die uns so nahe stehen, vergessen wir und strecken uns nach denen, die noch den Götzen dienen? Eins sollte man tun und das andere nicht lassen! Auf, Brüder, laßt uns helfen, soviel wir können!‘ Und dann wandte er sich an die gesamte evangelische Christenheit Deutschlands und schrieb ihr: ‚Wir wollen den Heiden keine Hilfe entziehen, wir helfen aus allen Kräften für sie mit. Wir erheben für die Nordamerikaner nur deshalb unsere Stimme, weil man über den Heiden die armen Auswanderer und Glaubensgenossen vergißt, weil die Liebe nicht bloß nach einer Seite hin, sondern nach allen Seiten hin tätig und hilfreich sein soll, weil es unchristlich und unnatürlich ist, die verlassenen Deutschen in Nordamerika zu vergessen und den Heiden nachzujagen, weil es töricht ist, in Nordamerika mit Scheffeln auszuschütten und unter den Heiden wieder mit Löffeln einzusammeln. Jenes sollen wir tun und dieses nicht lassen. . . . Hilf den Heiden, hilf mit aller Macht, aber vergiß nicht den Spruch von den Hausgenossen, nicht jenes „allermeist“ des Apostels, welches den Glaubensgenossen zugute kommt; vergiß nicht, daß viele nordamerikanische Christen wirklich wieder ins Heidentum zurücksinken, wenn sie der Hilfe des Vaterlandes entbehren!‘

„Und ganz ähnlich urteilte vierzig Jahre später bei der Tagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz in Schwerin der damalige Kirchenrat, spätere Generalsuperintendent D. Ruperti. In seinem Vortrag über die Pflicht der Kirche, sich ihrer auswandernden Glieder anzunehmen, sagte er: ‚Auf Grund meiner Erfahrungen‘ (er war früher Pastor in Bremerhaven wie in New York gewesen) ‚versichere ich, daß jetzt wohl nirgend die gemeinsame Arbeit unsrer Kirche so schreiend notwendig ist und so leicht Frucht bringen kann wie gerade

in Amerika. Lassen Sie uns die Heiden nicht vergessen und die Brüder unter den Katholiken noch weniger; lassen Sie uns aber die ganze Wucht gemeinsamer Energie auf die Arbeit für die Auswanderer wenden! Wir bringen Hunderttausende auf für die Rettung der Heiden. Das ist gut, ist nur immer noch viel zu wenig; aber wir sollten dann Millionen haben für die Erhaltung der Brüder drüben. Wir sammeln tropfenweise in Asien und Afrika und sehen nicht, daß in Amerika der Eimer ein Loch hat, durch welches es stromweise wieder verloren geht, verloren entweder ganz ins Heidentum oder in die Garne der Sekten, die niemandem so sehr auf den Fersen sind als den guten, dummen Deutschen. Fast alle englischen Denominationen haben deutsche Missionen. In den Vereinigten Staaten gibt es 44,000 deutsche Methodisten, 9000 Baptisten usw., fast alle unserer Kirche beraubt. . . . In der römischen Kirche leistet der seit 1872 bestehende Raphaelverein vorzügliche Dienste; dort begann im Inneren Deutschlands diese Bewegung. Bei uns ist das bisher umgekehrt gewesen; auf dem Kongreß zu Bremen mußte sich das Hamburger Komitee beklagen, daß es aus dem deutschen Hinterlande keinen Pfennig erhalten habe. Das muß anders werden. Die Kirche muß zu dem Bewußtsein ihrer Pflicht erwachen; sie darf ihre Glieder und Kinder gerade auf dem so entscheidungsvollen Wege nicht verlassen.'

„Das alles gilt aber jetzt in noch ganz anderer Weise; denn handelte es sich 1842 um einige Tausende, die im Jahre auswanderten, und 1883 um einige Hunderttausende — etwa 250,000 —, so müssen wir jetzt mit ganz andern Zahlen rechnen. Der an der Spitze des im Mai 1908 von den verbündeten Regierungen gegründeten und jetzt erweiterten Reichswanderungsamtes stehende Präsident Dr. Jung schätzte Anfang 1919 die Zahl derer, die bald nach Friedensschluß ihrem deutschen Vaterland den Rücken kehren würden, auf sechs Millionen, erklärte aber schon Ostern, daß er fürchte, diese Berechnung sei zu niedrig, und seitdem sind die Zustände in unserm Vaterlande, die zur Auswanderung treiben, ja noch viel trostloser geworden, so daß wir uns wohl auf eine Auswanderung von zehn Millionen gefaßt machen müssen. Und das ist ja auch zu verstehen; denn das von seinen Feinden so schmähslich betrogene und von seinen eigenen Söhnen durch ihr wahnsinniges und frevelhaftes Treiben fast dem sicheren Untergange geweihte Deutsche Reich ist ja keine Stätte mehr, wo man sich wohl fühlen kann. Ja, es vermag, nachdem ihm seine fruchtbarsten Teile geraubt sind, für Jahrzehnte alle seine jetzigen Bewohner gar nicht zu ernähren. Vorläufig sind es vorwiegend die gebildeten Kreise, in denen der Gedanke einer möglichst baldigen Auswanderung Platz gegriffen hat. Offiziere, die unter der gegenwärtigen Regierung nicht weiter dienen mögen, auch bei der verminderten Zahl der Truppen gar nicht alle Verwendung finden können, haben sich schon zusammengeschlossen, um gemeinsam ein neues Feld ihrer Tätigkeit zu suchen. Studenten und Gymnasiasten, die um

bier bis fünf Jahre in ihrer Ausbildung unterbrochen sind und sich nun nicht nochmals auf die Schulbank setzen mögen, auch hinter ihren jüngeren Kameraden weit zurückbleiben würden und bei der Überfüllung fast aller gelehrten Berufe sowieso einer recht dunklen Zukunft entgegensehen müßten; Kaufleute und Ingenieure, die durch den Krieg ihre Stellung verloren haben, wie diejenigen, die durch deren Rückkehr die inzwischen vertretungsweise übernommene Arbeit aufgeben müssen, tragen sich ebenfalls mit Auswanderungsgedanken, wie zahlreiche Anfragen beweisen. Und wenn erst der Rückschlag eingetreten ist — und der muß doch bald eintreten, denn so kann es auf die Dauer doch nicht mehr weitergehen, daß ein kaum der Volksschule entlassener kräftiger Bursche des Arbeiterstandes daselbe, ja mehr verdient als ein Amtsrichter oder Gymnasiallehrer, und daß das Faulenzen noch mit einer großen Arbeitslosenunterstützung belohnt wird —, dann werden auch die Arbeiter der Großstädte geradefo in Massen auswandern wie nach dem Krach des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr in noch viel größeren Massen, denn dieser Krach wird noch ein ganz anderer werden. Ja, schon jetzt kann man im gewissen Sinne auch unter den Arbeitern von einer Massenauswanderung reden, obwohl noch keine Überfahrt auf deutschen Schiffen und von deutschen Häfen aus möglich ist und die Überfahrt über Holland bei den durch den niedrigen Stand unsers Geldes verursachten enormen Kosten schon ein kleines Vermögen verschlingt. In verschiedenen Gegenden Deutschlands habe ich bei meinen Vortragsreisen ein förmliches Auswanderungsfieber selbst unter der Landbevölkerung beobachtet; in Stuttgart redete ein südamerikanischer Konsul sogar von einer Auswanderungswut, die sich weiterer Kreise bemächtigt habe, und gegen die er machtlos sei.

„Wir haben also mit einer Massenauswanderung zu rechnen in einem Umfange, daß sie große Gefahren für die Zukunft unsers Volkes in sich schließt. An sich zwar fürchten wir uns auch vor einer größeren Auswanderung nicht; im Gegenteil, wir müssen sie in mancher Beziehung sogar wünschen. Der Krieg hat uns im Auslande doch unendlichen Schaden gebracht, hat uns nicht nur unsere Kolonien zerstört, sondern auch unsern Auslandsdeutschen ihr Hab und Gut geraubt, unsere Handelsbeziehungen durchschnitten und vor allen Dingen unsern guten Namen teils durch die Lügenberichte der Feinde, teils, und sonderlich in den letzten Monaten, durch eigene Schuld geschändet. Da gilt es, das Zerstörte wieder aufzubauen, die VERAUBTEN zu entschädigen, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen, den beschmühten Namen zu reinigen. Und das geschieht am sichersten und besten nicht durch ein gesprochenes oder gedrucktes Wort, dem doch bei der noch immer herrschenden Verblendung unserer Feinde wenig Glauben geschenkt werden würde, sondern durch Persönlichkeiten, die durch ihre Tüchtigkeit, ihren Fleiß, ihre Redlichkeit und vor allen Dingen durch ihren guten Wandel draußen den deutschen Namen wieder zu Ehren bringen. Und wir dürfen wohl

annehmen, daß gerade unter den Gebildeten, die zunächst auswandern werden, recht viele tüchtige und fleißige Männer sein werden, die als Pioniere deutscher Arbeit und Tatkraft sich erweisen und der nachfolgenden großen Menge die Bahnen ebnen werden. Wir wollen vor allem hoffen, daß sie diesen auch das Vorbild eines frommen, christlichen Wandels geben werden; denn ohne solche Vorbilder stehen die Massen in Gefahr, losgelöst von der heimatlichen Kirche in der Fremde, ins Heidentum zu versinken oder den Sekten in die Reize zu fallen.

„Davor die ausgewanderten Volks- und Glaubensgenossen zu bewahren, sie vielmehr auch in der Ferne unserm Volke und ihrer Kirche zu erhalten, haben sich die Auswanderermissionen beider Konfessionen zur Aufgabe gestellt. Während sie aber, wenigstens die evangelischen, bisher ziemlich allein standen und bei der Abnahme und gar dem gänzlichen Aufhören der Auswanderung mit Beginn des Krieges kaum beachtet wurden, hat sich seit Anfang vorigen Jahres das Verhältnis plötzlich geändert. Von allen Seiten begehrt man ihren Rat und ihre Hilfe, und selbst die jetzige, im wesentlichen doch eher kirchenfeindliche als kirchenfreundliche Reichsregierung hat ihre sämtlichen Vertreter mit in den Beirat Sachverständiger, der dem Reichswanderungsamte beigegeben ist, berufen, und zahlreiche, über ganz Deutschland verbreitete Vereine, wie die von dem bekannten Staatssekretär a. D. Dr. von Lindequist gegründete und geleitete Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung, der Verein für Erhaltung des Deutschtums im Auslande, die deutsche Kolonialgesellschaft, haben sich mit ihnen zu Arbeitsgemeinschaften zum Schutze der Auswanderer zusammengeschlossen. Und sie alle erkennen die Bedeutung der Kirche für die Auswanderung an, haben offen insbesondere durch den Mund ihres Vorsitzenden, Erzengel von Lindequist, ausgesprochen, daß unsere Auswanderer nur dann unserm Volke erhalten bleiben könnten, wenn sie sich um deutsche Kirche und deutsche Schule in dem fremden Lande sammeln würden. Und denselben Grundsatz vertritt der Leiter des Reichswanderungsamtes und bringt ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Ausdruck. Er sucht, unterstützt von den genannten größten Vereinigungen, den Strom der Auswanderung nach Möglichkeit so zu leiten, daß die Auswanderer gleich gruppenweise hinausziehen und sich, von vornherein nach Konfession und Stammesart gesondert, gemeindeweise drüben niederlassen, so daß gleich evangelische und katholische, süddeutsche und norddeutsche Gemeinden entstehen, an die sich dann nach und nach die Nachwandernden anschließen können.

„Und wie die staatlichen Behörden und weltlichen Vereine, so erkennen es jetzt doch auch sämtliche kirchlichen Behörden und Vereine als ihre heilige Verpflichtung, sich ihrer auswandernden Glieder noch in anderer Weise als bisher anzunehmen und dazu ihre Auswanderermissionen zu unterstützen. Hinter dem Raphaelverein steht die gesamte katholische Kirche schon seit längerer Zeit. Aber auch die evangelische

Auswanderermission kann doch nach den Erfahrungen des letzten Jahres auf eine ähnliche Teilnahme hoffen. So ist ein von unserer Hamburger evangelisch-lutherischen Auswanderermission herausgegebenes Warnungs- und Aufklärungsblatt durch freundliche Vermittlung des Vorsitzenden des deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, Erzellenz D. Voigts, sämtlichen Kirchenregierungen und von diesen wieder ihren Geistlichen zugesandt, so daß jetzt jeder, der an Auswanderung denkt, sich bei seinem Pastor die nächste Auskunft holen und sich die nötigen Adressen geben lassen kann. Und die sämtlichen kirchlichen Vereine, die sich schon früher zur gemeinsamen Arbeit an den auswandernden Gliedern unserer Kirche verbunden hatten, haben sich jetzt wieder zu uns bekannt, so insbesondere die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz, die auf ihrer letzten Tagung unserm Antrage gemäß wieder fünf ihrer Vorstandsmitglieder: die Generalsuperintendenten Braune-Rudolstadt, D. Raftan, Baden-Baden, D. Schwerdtmann-Hannover, den Geh. Oberkirchenrat D. Paad-Schwerin und den Hamburger Bankdirektor Dr. theol. Nag von Schindel, uns als Beratungsausschuß zur Seite gestellt hat, von denen insbesondere D. Braune als Vorsitzender eine rege Werbetätigkeit entfaltet.

„Aber so erfreulich dies alles auch ist, so genügt es doch nicht. Der drohenden Massenauswanderung gegenüber heißt es: Alle Mann an Bord! Wenn bei einer Gesamtbevölkerung von kaum 60 Millionen voraussichtlich 10 Millionen bald unser Vaterland verlassen werden, also jeder sechste Deutsche zum Wanderstabe greifen wird, dann hat jeder Gelegenheit, uns zu helfen, dann muß aber auch jeder jede sich ihm bietende Gelegenheit benutzen und das Seine tun, um diese unsere von uns äußerlich scheidenden Brüder und Schwestern uns wenigstens innerlich zu erhalten, sie vor den ihnen an Leib und Seele drohenden Gefahren nach Möglichkeit zu schützen. Und das ist wirklich leicht zu erreichen. Es kommt nur darauf an, diejenigen, die an Auswanderung denken, zu warnen vor den betrügerischen Agenten, die in einer großen Menge bereits wieder ihr unsauberes Handwerk treiben und durch Vorspiegelung falscher Bilder zu sofortiger Auswanderung zu verleiten suchen, unbesümmert darum, daß sie die, welche sich von ihnen verleiten lassen, ins sichere Elend stürzen, und im Gegensatz zu diesen Schurken, die zum großen Teil bereits mit dem Gefängnis, ja dem Zuchthause Bekanntheit gemacht haben und auch dorthin wieder gehören, auf diejenigen Auskunftsstellen hinzuweisen, die völlig unentgeltlich nach Prüfung aller Verhältnisse Rat erteilen und sich auch sonst den Auswanderern zur Hilfe erbieten. Das aber sind neben den von dem Reichsauswanderungsamte jetzt bereits in allen größeren Städten eingerichteten Zweig- und Auskunftsstellen und den bereits genannten, auch über ganz Deutschland verbreiteten Vereinigungen zum Schutze der Auswanderer in den Hafenstädten besonders die Auswanderermissionen, die jetzt mit allen jenen Behörden und Vereinen verbunden sind, also jede Frage zuber-

lässig beantworten können, bei der Auswanderung selbst behilflich sind und den auswandernden Glaubensgenossen sicheren Anschluß an deutsche Gemeinden ihres Glaubens im fremden Lande vermitteln. Neben diesem geringen Dienste werden natürlich auch gern finanzielle Unterstützungen entgegengenommen, denn auch die Auswanderermissionen sind wie alle andern Missionen und kirchlichen Liebeswerke auf die Liebesgaben der Glaubensgenossen angewiesen; aber die Hauptsache bleibt doch jener Hinweis auf unsere noch ziemlich unbekannt, während des Krieges hie und da ganz in Vergessenheit geratene Arbeit. Jetzt wird sie eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche; daher die Bitte an alle Leser auch dieses Blattes: Legt mit Hand an dieses Werk; laßt uns Gutes tun an jedermann, sonderlich aber an unsern zu Millionen in den nächsten Jahren in die Ferne ziehenden Volks- und Glaubensgenossen!"

Zu obigem, das Anlaß zu mancherlei Bemerkungen gibt, fügen wir nur hinzu, daß es die heilige Pflicht auch unserer Synode ist, sich zu rüsten und bereitzuhalten für die Arbeit, die Gott, wenn es zu großen Auswanderungen in Deutschland kommen sollte, dabei auch uns zugebacht haben mag. Wie wollen wir es vor Gott verantworten, wenn wir aus Mangel an rechter Bereitschaft die uns gegebenenfalls gestellte große und herrliche Aufgabe dann nicht, oder doch nur halb, erfüllen können und hilflos zusehen müssen, wie unsere lutherischen Glaubens- und Stammesgenossen ein Raub der gierigen Sekten werden!

Um uns auf die etwaige neue große Arbeit recht vorzubereiten, dazu kann gar manches geschehen. Das Erste und Wichtigste bleibt aber dies, daß wir jetzt nicht veräumen, alle unsere Lehreinrichtungen mit Schülern zu füllen. Was jetzt hierin veräumt wird, kann später nicht nachgeholt werden. Große Geldsummen können wir, wenn es sein muß, und wenn wir es wollen, in etlichen Monaten aufbringen. Fähige und zuverlässige Prediger und Lehrer aber sind nur zu haben nach jahrelanger Vorbereitung und Schulung. Wie werden wir aber, falls es wirklich zu großen deutschen Auswanderungen kommen sollte, die uns damit in Brasilien, Canada und in unserm eigenen Lande gestellte Aufgabe lösen können, wenn wir keine Prediger und Lehrer haben, die uns, nachdem wir die jetzigen Posten besetzt haben, übrigbleiben für die neuen Felder? Wollen wir uns darum bereithalten für die eventuell uns von Gott gestellten neuen Pflichten, so muß jetzt, wie noch nie zuvor, die ernste Bemühung aller unserer Pastoren, Lehrer, Gemeinden und Gemeindeglieder darauf gerichtet sein, Knaben für unsere Anstalten zu gewinnen. Dies muß unser nächster großer drive werden. Verfehlen wir es hier, so ist alles andere so gut wie vergeblich, und der Segen, den Gott uns wieder zugedacht haben mag, geht schmähsch verloren; denn ohne Schnitter werden wir ihn nicht einheimen können. „Sende Arbeiter in deine Ernte!“ das muß jetzt das tägliche ernste Gebet und Flehen aller unserer Christen sein.

J. B.

„Schrift und Bekenntnis.“

„Schrift und Bekenntnis. Theologisches Beiblatt zur ‚Evangelisch-Lutherischen Freikirche‘.“ So lautet der Titel der neuen theologischen Zeitschrift, „im Auftrag der Synode der Ev.-Luth. Freikirche von Sachsen u. a. St. herausgegeben von deren Pastoren“. Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich zum Preis von jährlich 5 Mark; für Bezieher der „Freikirche“ 4 Mark. Die vor uns liegende erste Nummer (Januar bis März 1920) enthält ein „Vorwort“ von H. J. St. (S. 1—13), Füllsteine (13), den ersten Teil eines Artikels über das „Verhalten des menschlichen Willens vor, in und nach der Befehrung“, ebenfalls von H. J. St. (14—24), ferner zwei kürzere Artikel von M. W. mit den Titeln: „Was verstehen wir unter ‚Theologie‘?“ und „Die Schuld der neueren positiven Theologie“ (25—30) und schließlich „Kirchlich-Zeitgeschichtliches“ (30—32). Daß eine Zeitschrift, wie sie unsere Brüder drüben herauszugeben sich entschlossen haben, die das alte, echte Luthertum, das doch nichts anderes ist als das konsequente Christentum selber, in Deutschland nötig geworden ist, und zwar je länger desto mehr, braucht den Lesern von „Lehre und Wehre“ nicht erst bewiesen zu werden. Haben doch auch die hervorragenden sogenannten positiven deutschländischen Theologen, die noch am lutherischen Bekenntnis festhalten wollen, mit wenig Ausnahmen schier jede christliche lutherische Lehre verfälscht und sich nach allen Richtungen hin vom Indifferentismus und Unionismus infizieren lassen. Wie die neue Zeitschrift unserer Brüder den rechten lutherischen Ton zu treffen weiß, davon legt gleich diese erste Nummer Zeugnis ab, insonderheit das „Vorwort“, aus dem bereits in der vorigen Nummer von „Lehre und Wehre“ einige Abschnitte mitgeteilt sind. Unsern Lesern dürfte es jedoch nicht unwillkommen sein, wenn wir hier dasselbe ganz folgen lassen. Es lautet also:

„Schrift und Bekenntnis“ — so wollen wir diese zum ersten Male erscheinenden Hefte nennen. Damit wollen wir sagen: Es sollen Schrift und Bekenntnis für alle in ihnen ausgesprochenen Gedanken und Urteile Grund, Quelle und Norm sein. Dabei verstehen wir unter „Schrift“ mit den Verfassern der Konkordienformel die „prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments“ oder die „Heilige Schrift“, wie sie uns hinsichtlich des Alten Testaments durch den Dienst der jüdischen, hinsichtlich des Neuen Testaments durch den Dienst der alten christlichen Kirche überliefert ist. Wir weisen daher alle Ansprüche des Papstes, aus eigener Machtvollkommenheit den Begriff und das Ansehen der Heiligen Schrift auch auf irgendwelche Apokryphen, mögen sie sonst noch so nützlich und gut zu lesen sein, auszudehnen, mit Entschiedenheit zurück. Mit derselben Entschiedenheit aber treten wir den Ansprüchen der modernen theologischen Wissenschaft entgegen, die sich anmaßt, die von alters her in der ganzen Kirche allgemein anerkannten prophetischen und apostolischen Schriften daraufhin zu untersuchen, ob,

inwieweit oder in welchem Grade sie vom Heiligen Geiste eingegeben seien. Dies ganze Gebiet der sogenannten höheren Kritik ist für uns Feindesland, das dem Reich der Finsternis angehört, so daß wir als Kinder des Lichtes in unverföhllichem Gegensatz dazu stehen, auf diesem Gebiete nicht mitzuarbeiten, von dorthin keine als noch so sicher angepriesenen Forschungsergebnisse anzunehmen oder gar weiter zu verbreiten willens sind. Mag sonst alle Welt in Landes- oder Freikirchen die alte, einfache und schlichte biblisch-lutherische Inspirationslehre oder Verbalinspiration dem modernen Zeitbewußtsein zulieb preisgeben oder sich durch große Namen, durch Schlagworte wie „Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts“, „reformierte Anschauung“, durch die Liste der Künste, wodurch selbst ein Luther zum Patron der modernen Schriftleugnung gemacht wird, täuschen lassen, so gilt uns dies eine Wort Christi: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“ (Joh. 10, 35) mehr, als was alle Menschen dagegen sagen.

Es wird daher eine Hauptaufgabe dieser unserer theologischen Hefte sein, nachzuweisen, wie nichtig alle Gründe sind, die die toll und trunken gewordene menschliche Vernunft unter christlichem Schein und Namen gegen jenes Wort Christi ins Feld führt. Wir kennen auf geistlichem Gebiet keinen Fortschritt über Christum hinaus, außer dem in die Hölle hinein. Wir wissen, wie auch einem christlichen Theologen das Wort des Herrn gilt Matth. 18, 3: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umlehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Die kindliche Stellung der gegenwärtig so verachteten „Gemeindeorthodoxie“ zur Heiligen Schrift, wie sie einst der „Knabe“ Samuel mit den Worten aussprach: „Rede, Herr; denn dein Knecht höret“, soll mit Gottes Hilfe allem zugrunde liegen, was in diesen Heften gedruckt wird. Dann erfüllen sie ihre Aufgabe; im andern Falle sind sie überflüssig oder gar schädlich.

Wenn wir aber an die Spitze jedes Heftes als Titel neben der Schrift auch das „Bekenntnis“ stellen, so geschieht das in demselben Sinne, wie auch die Konkordienformel vom Verhältnis der prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments zu den symbolischen Büchern oder öffentlichen, gemeinen Bekenntnissen oder Schriften der rechtgläubigen Kirche redet. Für uns hat die Gegenwart und Wirksamkeit des Heiligen Geistes in der Kirche Gottes mit dem Abschluß des alt- und neutestamentlichen Kanons nicht überhaupt aufgehört, sondern nur seine die unmittelbar berufenen Zeugen Christi inspirierende Tätigkeit als die für die Kirche grundlegende, während die Erhaltung dieses Schatzes aller heilsamen Lehre und rechten Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit bis ans Ende durch seine Gnade fortgeht. Keine dieser beiden Tätigkeiten des Geistes Gottes und Christi darf geleugnet, aber auch keine mit der andern vermischt und vermengt werden. Wir glauben als lutherische Christen keinem Satze des Konkordienbuchs bloß deshalb, weil er eben im Bekenntnis steht, sondern nur deshalb,

weil er seinem Lehrgehalte nach aus der Heiligen Schrift genommen ist und damit übereinstimmt, so daß sie allein „der einige Richter, Regel und Richtschnur ist, nach welcher, als dem einigen Probestein, sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht seien“ (S. 518, 7). Als lutherische Christen und Theologen aber haben wir auch das Zeugnis des Heiligen Geistes in und bei uns, daß unser kleiner lutherischer Katechismus, daß die Augsburgerische Konfession samt allen andern Schriften des Konkordienbuches wirklich nichts anderes lehren, als was auch die Schrift lehrt, so daß, was wir in ihr hier und da zerstreut finden, im Bekenntnis in eine kurze Form und Summa zusammengezogen und gegen allerlei Verdrehung in seinem eigentlichen, ursprünglichen und richtigen Sinne verteidigt und wiedergegeben ist.

Wir haben daher auch in unserm lutherischen Bekenntnis eine Waffe gegen die Irrtümer unserer Tage, die wir uns nicht nehmen lassen können, wollen wir nicht den Heiligen Geist in dieser seiner Gabe verachten und uns selber einer bewährten Hilfe für rechtes Schriftverständnis und Schriftauslegung berauben. Andererseits aber haben wir uns auch zu hüten, neben die Heilige Schrift noch irgendwelche andere Quellen der christlichen Lehre, wie das Erlebnis, die Erfahrung, das Bewußtsein, die Arbeit usw., sei es eines einzelnen Christen oder auch der ganzen christlichen Kirche, zu setzen. Wie gegen die Leugnung der Eingebung der Heiligen Schrift selbst in ihren feinsten Formen und verzweigtesten Gestalten, wird unser Kampf auch immer gegen die Anmaßung der Vernunft gerichtet sein müssen, bestimmte in der Heiligen Schrift klar und deutlich geoffenbarte Wahrheiten als sogenannte „offene Fragen“ so lange leugnen oder das Gegenteil davon behaupten zu dürfen, bis die Kirche in einem neuen Symbol oder sonstwie gesprochen und die Sache entschieden habe. Das ist päpstlich und nicht lutherisch, noch ganz abgesehen davon, daß die vielfach unter lutherischem Namen gehenden Irrtümer, denen zulieb solche Theorie von den offenen Fragen erfunden ist, zumeist schon ausdrücklich im Konkordienbuch verworfen sind, und so die unter solcher Theorie verborgene Arglist bei genauerem Zusehen recht offen zutage tritt.

Schrift und Bekenntnis sind uns daher nicht Größen, die in Gegensatz zueinander stehen, sondern Größen, die trotz ihres Unterschiedes als normierende und normierte Norm in dem, worauf es vornehmlich und eigentlich, als auf die Hauptsache, ankommt, nämlich in der heilsamen Lehre von der göttlichen Gnade in Christo, eins sind. Biewohl daher das Konkordienbuch nicht alle einzelnen Lehren der Heiligen Schrift in derselben Weise und mit gleicher Ausführlichkeit nach allen Seiten hin behandelt, wie es etwa ein Compendium der Dogmatik tut, vielmehr nur das in These und Antithese aus der Schrift als rechtgläubiges Bekenntnis feststellt, was zur Zeit seiner Abfassung in Streit war, das übrige damals nicht in Streit Befindliche nur zur Abwehr falscher Be-

schuldigungen oder von Mißverständnissen nebenbei erwähnt oder überhaupt nicht berührt, so sind wir doch der Überzeugung, daß die rechtgläubige Kirche auch fernerhin bis ans Ende der Tage am Konkordienbuch ein völlig ausreichendes Bekenntnis haben wird, wie sie es bisher gehabt hat. Ist der im 17. Jahrhundert von seiten der Rechtgläubigen den damaligen Synkretisten gegenüber unternommene Versuch einer Art neuen Symbols unter dem Titel „Wiederholte Übereinstimmung des wahrhaft lutherischen Glaubens“ gescheitert, so werden andere jetzt oder später angestellte Versuche, das lutherische Bekenntnis mit Abbrechen seiner unangenehm empfundenen Spitzen durch Einführung von allerlei selbstentdeckten Fündlein über das Konkordienbuch hinaus einer höheren Stufe der Vollendung entgegenzuführen, erst recht scheitern. Denn die durch Luthers Dienst zustande gekommene Reformation der Kirche vor nunmehr vierhundert Jahren ist eine so einzigartige Tat Gottes, daß ihr innerhalb der ganzen Kirchengeschichte seit der Apostel Tagen keine andere, was entscheidende Wichtigkeit und Bedeutung betrifft, an die Seite gestellt werden kann. Wir würden es sonst auch für unrecht halten, uns überhaupt nach Luthers Namen zu nennen.

Wir haben deshalb auch an Schrift und Bekenntnis, letzteres im Sinne des Konkordienbuchs genommen, genug, um unsere Lehrstellung hinreichend und deutlich zu bezeichnen, vertrauen uns auch, freilich nicht in eigener, wohl aber in Gottes Kraft, auf diesem Grunde und mit diesen Waffen den Kampf mit allen gegenwärtigen wie zukünftigen Irrtümern zum geistlichen Siege hinauszuführen. Was uns sonst an Hilfsmitteln zur persönlichen Förderung in der heilsamen Erkenntnis sowie zu desto besserer Ausrüstung im Kampfe um die Wahrheit geboten wird, nehmen wir als Gabe Gottes aus seiner Hand mit herzlichem Danke an. Wir rechnen dazu das kräftige Zeugnis unserer Glaubensgenossen, besonders jenseits des Weltmeeres, deren wir uns um Christi willen früher nicht geschämt haben und auch so lange nicht zu schämen gedenken, solange sie ihrerseits Christo treu bleiben. Die durch den Krieg verursachte zeitweilige äußerliche, von beiden Seiten schmerzlich beklagte Trennung wird ja voraussichtlich je länger, desto mehr aufhören und kann hier nicht in Betracht kommen. Zu jenen Hilfsmitteln rechnen wir aber auch die wirklichen, auch von uns nicht geleugneten Ergebnisse mancher tatsächlichen, der Theologie dienenden Wissenschaften, als sprachlicher, textkritischer, kirchengeschichtlicher oder archäologischer Forschungen und Untersuchungen der Gegenwart. Denn wahrer Wissenschaft sind wir als lutherische Christen nicht feind, sondern nur dem, was sich so gebärdet und es doch nicht ist.

„Schrift und Bekenntnis“ sei also die Flagge, unter der wir unsere Fahrt in Gottes Namen antreten, das Banner, unter dem wir kämpfen, die Losung oder Parole, an der wir Freund und Feind erkennen, der Grund, auf dem wir stehen, und die Bürgschaft dafür, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn.

Damit ist zugleich die ganze Art unserer theologischen Arbeit uns gegeben. Uns ist die Theologie nicht eine menschliche Wissenschaft in der Reihe aller übrigen und gleicher Gattung mit ihnen, etwa nur durch ihren Gegenstand als Ursache der spezifischen Differenz von ihnen unterschieden, aber sonst durch denselben Zweck, dasselbe allgemeine und entscheidende Erkenntnisprinzip und oberste Methode der Forschung, vernunftgemäße Evidenz, mit ihnen verbunden. Wir nehmen vielmehr für die Theologie, wofern sie in Wahrheit diesen Namen verdienen soll, wie schon angedeutet, ein anderes oberstes Erkenntnisprinzip in Anspruch als die menschliche Vernunft, nämlich Gottes Offenbarung in seinem geschriebenen Worte, dessen Hauptinhalt die vor der Welt törichte Predigt vom Kreuze Christi ist, wodurch allein Gott selig macht die, so daran glauben. Damit ist zugleich der eigentliche, nicht entferntere und mittelbare, sondern unmittelbare Zweck der Theologie angegeben als einer praktischen Fähigkeit, die zur Seligkeit dienende, von ihm selbst geoffenbarte göttliche Wahrheit nicht bloß selber zu erkennen, sondern sie auch andern mitzuteilen, durch Lehre und Ermahnung nahezubringen, gegen allerlei Irrtümer zu verteidigen und so das Wort Gottes im Dienste der Kirche und Gemeinde richtig zu handhaben. Ein Theolog, der diesen Zweck der Theologie aus den Augen verliert oder ihn als in ihr selbst liegend leugnet, seine Aufgabe als Theolog nur darin sieht, neue Wahrheiten zu entdecken, theoretische Forschungen anzustellen oder wissenschaftliche Probleme zu lösen, wie jetzt das Schlagwort lautet, hat nach unserer Überzeugung seinen Beruf verfehlt und ist der Kirche nichts nütze.

Den wissenschaftlichen Charakter der Theologie leugnen wir, wie schon angedeutet, nicht, insofern zur rechten Führung des Predigtamtes auch ein Wissen gehört, das der gemeine Mann und Laie nicht hat und haben kann, weil ihm die Vorbildung, Zeit, Kraft oder Gelegenheit, es sich zu erwerben, fehlt. Die Theologie fordert einen ganzen Mann, der, selbst wenn er schon im Amte ist, sich durch ernstliches Selbststudium weiterbildet, wie das in andern Fächern auch der Fall ist, wenn jemand auf der Höhe seines Berufes bleiben will. Aber über der Ähnlichkeit des Kirchendienstes mit andern weltlichen Diensten, wie sie die Natur ergibt, darf doch der grundsätzliche und wesentliche Unterschied nicht übersehen werden. Dieser Unterschied aber besteht darin, daß zu allen andern Diensten die auch nach dem Falle noch übrigen natürlichen Kräfte des menschlichen Verstandes und Willens oder der vernünftigen Überlegung noch ausreichen, für die Theologie aber ein vom Heiligen Geist erleuchteter Verstand und wiedergeborener Wille nötig ist, der alle, eigene wie fremde Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen nimmt. Schriftgemäßheit, nicht Vernunftgemäßheit, ist daher das oberste Kriterium, wonach ein christlicher Theolog alles zu urteilen hat. Er hat aus der Schrift zu erheben, was sie sagt, dem aber auch unbedingte zu folgen, nichts davon ab- oder hinzuzutun, um Schrift und Vernunft miteinander zu vermitteln. Als höchste Vernunft wird sich

doch schließlich, wenn auch in manchen Stücken erst im ewigen Leben, uns die Schrift erweisen; inzwischen ist es für uns Menschen in diesem Leben doch auch das einzig richtige, vernünftige Verhalten, daß wir Gott weiser sein lassen, als wir es sein können, und daher seinem Worte glauben, auch wo wir es zurzeit nicht verstehen, bis wir dahin kommen, wo wir nicht mehr stückweise, sondern so erkennen werden, wie wir jetzt schon von ihm erkannt sind mit einem, auch die tiefsten Tiefen durchdringenden, alle Zusammenhänge lückenlos überschauenden Blicke.

Dieser Natur und Beschaffenheit der wahren Theologie entsprechend soll also mit Gottes Hilfe in diesen Festen die Lehre getrieben werden zugleich mit Rücksicht auf ihre praktische Anwendung in Verhältnissen, Forderungen und Kämpfen der Gegenwart. Zweierlei ergibt sich da von selbst: ein Aufruf zur Scheidung und ein Aufruf zur Sammlung.

Ersterer wird uns wohl nicht viele Freunde machen. Denn er erscheint wenig zeitgemäß, wenig patriotisch. Nach dem ganzen Zusammenbruch unsers politischen und wirtschaftlichen Lebens, nach der gewaltsamen Zertrümmerung des Summepiskopats, unter dessen Schutze bisher die deutschen Landeskirchen ihr Dasein geführt haben, sehen wir, wie dort fast überall, in liberalen wie positiven Kreisen, die eine große Sorge herrscht, daß doch zusammenbleiben möge, was bisher zusammen war, daß die Kirche als Volkskirche erhalten werde. Es ist hier in diesem Vorwort nicht der Ort, auf die einzelnen praktischen Fragen, wie Religionsunterricht in der Schule, Leistungen des Staates an die Kirche usw., einzugehen; wir können nur sagen: Soll der protestantischen Kirche Deutschlands der durch Gottes Fügung geschehene Wegfall des fürstlichen Summepiskopats wirklich zum Segen gereichen, so ist das erste Erfordernis dazu reinliche Trennung und Scheidung dessen, was bisher unter dem fürstlichen Summepiskopat widergöttlich miteinander verbunden war, nämlich rechte und falsche Lehre, Wahrheit und Irrtum, Licht und Finsternis, Bekenntnis zu Christo als dem ewigen, eingebornen Sohne des lebendigen Gottes und Verleugnung Christi. Denn dieselben Schriftworte, die uns für unsern Ausgang aus der Landeskirche Stern und Wegweiser gewesen sind, wie Röm. 16, 17; 2 Kor. 6, 14—18, gelten noch heute, da in dem Verhältnis der verschiedenen Parteien in den Landeskirchen zueinander auch durch die politische Umwälzung in unserm Vaterlande keinerlei Änderung eingetreten ist. Eine Neuorientierung der Landeskirchen dem Staate gegenüber ist ja nötig, sowie der Staat seinerseits der Kirche gegenüber bereits angefangen hat, seine Grundsätze festzulegen als Richtschnur für die späteren gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen der einzelnen Landesregierungen. Die Landeskirchen befinden sich also in einer Zwangslage.

Wenn nun aber dort mit wenigen Ausnahmen der Ruf erschallt: Jetzt nur ja keine Erörterungen über Bekenntnisfragen, wodurch irgendwelche Uneinigkeit entstehen könnte, denn nur Einigkeit macht stark! so können wir darin nicht die Stimme Christi erkennen. Schon auf natür-

lichem Gebiete macht nicht jede Einigkeit oder Verbindung stark, z. B. nicht die mit einem untreuen, unzuverlässigen, verräterischen Bundesgenossen; auf geistlichem Gebiete aber fordert der Herr volle Entschiedenheit mit den Worten Luf. 11, 23: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ So wenig einjt die Juden zu Esras Zeiten die Samariter am Tempel zu Jerusalem mitbauen ließen, weil diese neben dem Gotte Israels auch noch allerlei heidnischen Götzen dienten, so wenig soll jetzt im Neuen Testament die christliche Kirche durch allerlei Leute, Freunde und Feinde Christi oder auch Neutrale und unentschiedene Zweifler gebaut werden, sondern nur durch solche, die mit ihm sind, mit ihm sammeln, bei seiner Rede bleiben, die Wahrheit erkennen und sich durch die Wahrheit von allem Irrtum freimachen lassen. Denn die wahre Einigkeit der christlichen Kirche ist eben die der Lehre und des Bekenntnisses. Jeder kirchliche Neubau, der nicht auf dieser Grundlage errichtet wird, ist ein auf Sand gebautes Haus, und seine Baumeister sind Toren.

Darum können wir auch jetzt denen, die wirklich in der Landeskirche noch die Wahrheit liebhaben, nur dasselbe sagen und müssen es gegenwärtig nur um so dringender sagen, was wir ihnen immer gesagt haben, nämlich ihnen die Notwendigkeit der Separation ans Herz legen. Der verpaßten Gelegenheiten hat es wahrlich schon genug gegeben; soll die jetzige auch ungenutzt vorübergehen? Oder sollten wir wegen unsers Aufrufes zur Trennung und Scheidung von den Landeskirchen mitten in der unglücklichen Lage unsers Vaterlandes etwa den Vorwurf unpatriotischer Gesinnung verdienen? Um allen solchen Gedanken zu begegnen, möchten wir auf das Verhalten der alttestamentlichen Propheten, insonderheit eines Jeremias, gegenüber ihrem Volke und dessen Schicksalen hinweisen. Wer hat schmerzlicher seines Volkes Jammerstand, die gänzliche Niederlage der Tochter Zion, die Wegführung und Gefangenschaft seiner Brüder, den Tod so vieler in Israël, den Untergang der königlichen Herrschaft des Hauses David, die von den Feinden der Stadt Jerusalem und dem ganzen Lande Juda angetane Schmach beklagt als ein Jeremias in seinen Trauergefängen? Wer hat unter seinen Zeitgenossen, die das von den früheren Propheten längst angedrohte Gottesgericht erlebten, mehr Mitgefühl für ihre Leiden gezeigt, auch durch unablässiges Aufmuntern und Trösten, wo es am Plage war, sowie herzliche Fürbitte bei Gott mehr zur Erhaltung des jüdischen Volkstums beigetragen als eben ein Jeremias, ein Hesiel, ein Daniel?

Und doch mußte Jeremias vor Einnahme der Stadt den Vorwurf hören, als wolle er zu den Chaldäern fallen, mußte als vermeinter Landesverräter und Überläufer den Zorn der Fürsten Judas über sich ergehen lassen, die ihn schlagen ließen, ins Gefängnis, in die Grube warfen, aus der er nur durch die Bemühung eines königlichen Kämmerers wieder frei wurde und dem Hungertode entging. So ist es wahrlich auch nicht Lust am Niederreißen und Mangel an Gefühl für

unser armes Vaterland, wenn wir in seinen traurigen Schicksalen Gottes Finger und schmerzliches Gericht sehen, ein Gericht gerade auch über den inneren Zustand der deutschen Landeskirchen, und zur Trennung und Scheidung von ihnen aufrufen. Lesen wir doch gerade bei Jeremia's Kap. 15, 19 die Worte des Herrn: „Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten, und sollst mein Prediger bleiben. Und wo du die Frommen lehrest sich sondern von den bösen Leuten, so sollst du mein Lehrer sein. Und ehe du solltest zu ihnen fallen, so müssen sie eher zu dir fallen.“ Es ist doch nun einmal so: Nicht auf dem bequemen, breiten Wege äußerlicher kirchlicher Gemeinschaft oder Vereinigung ohne wirkliche Einigkeit in der Wahrheit des göttlichen Wortes, der unbedingten Anerkennung der Eingebung der Heiligen Schrift und der alleinigmachenden Lehre des Evangeliums kann die lutherische Kirche in Deutschland erhalten werden, sondern nur auf dem gottgeordneten Wege, dem die Freikirche bisher gegangen ist, dem Wege der Separation oder Scheidung von allem falschen, unlutherischen Wesen, es mag sich finden, wo es wolle. Auf diesen Weg soll auch in diesen Blättern als auf einen von Gott gebotenen hingewiesen und zu entschiedenem und furchtlosem Beschreiten desselben ermuntert werden. Und eben darin sehen wir die Berechtigung, ja eine Verpflichtung zur Herausgabe dieser Zeitschrift. Zwar hat es seit den Tagen Valentin Ernst Löschers, der 1701 seine „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“ zum erstenmal erscheinen ließ, bis heute in unserm Vaterlande an theologischen Zeitschriften nicht gefehlt. Dem Konfessionsstande der Herausgeber sowie dem Wechsel der herrschenden Zeittheologie entsprechend trugen dieselben und tragen sie noch verschiedenen Charakter; zum Teil ist in ihnen auch nur ein bestimmtes theologisches Fach, wie z. B. die Kirchengeschichte, bearbeitet. Eine Fülle von Gelehrsamkeit ist in den bündereichen Sammlungen ihrer Jahrgänge, z. B. den Studien und Kritiken, seit 1828 niedergelegt, jedoch im Sinne der unierten Vermittlungstheologie, wie sie auf die Zeiten des Pietismus, der Leibniz-Wolffschen Philosophie und des Rationalismus gefolgt war. Uns als Lutheraner interessiert aus der Periode des allmählich wiedererwachenden lutherischen Bewußtseins die von 1840 bis 1878 zuerst von Rubelbach (dann Delitzsch) und Guericke herausgegebene „Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche“, die zuerst reformatorisch wirkte, später aber leider immer matter und matter wurde. Wir erinnern noch an die Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“, die „Kirchliche Zeitschrift“ von Kliefoth und Meyer, die „Neue Kirchliche Zeitschrift“.

Es ist der Standpunkt der positiven landeskirchlich-lutherischen Theologie, der gegenwärtig namentlich in letztgenanntem Blatte seinen Ausdruck findet. Man will da gegenüber der ausgesprochenen liberalen Theologie an den Grundwahrheiten des Christentums festhalten, lehnt auch wohl die seinerzeit in Preußen und andern Ländern vom Staate

der lutherischen Kirche aufgezwungene Union mit der reformierten Kirche ab, aber ist doch selber im letzten Grunde nichts weniger als lutherisch. Vertritt man auch vielleicht noch in diesen und jenen einzelnen Punkten, wie sie zur Zeit der Reformation zwischen Lutheranern einerseits, Zwinglianern und Calvinisten andererseits strittig wurden, Luthers Lehre, so ist doch das alles beherrschende Formalprinzip der lutherischen Kirchenreformation, die alleinige und unbedingte Gültigkeit und Autorität der Heiligen Schrift, in allem, was sie sagt, nicht bloß gegenüber dem Papst, sondern auch gegenüber aller selbstherrlichen menschlichen Vernunft und Wissenschaft verlassen. Auf den deutschen Universitäten wird nun einmal von den staatlich angestellten Professoren keine reine lutherische Theologie mehr gelehrt; das ist eine unleugbare Tatsache, die bisher schon bestanden hat, und woran die Neuorientierung zwischen Staat und Kirche nichts bessern wird. Die, wenn auch vielleicht unter anderm Namen, weiterbestehenden Landeskirchen werden auch in Zukunft keine wirklichen lutherischen Bekenntniskirchen sein, in denen nach Art. 7 der Augsburgerischen Konfession die wahre Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht würden, vorhanden wäre. Wir haben daher die Pflicht, diesen gegenüber für die Wahrheit Zeugnis abzulegen.

So haben wir neben unserm Gemeindeblatt, der „Evangelisch-Lutherischen Freikirche“, ein theologisches Blatt unbedingt nötig, um den von seiten einer falschberühmten Wissenschaft ausgehenden Angriffen auf die Wahrheit des Wortes Gottes auch in wissenschaftlicher Form zu begegnen. Zwar haben wir bisher zum Ersatz das theologische Blatt unserer amerikanischen Brüder, die seit 1855 erscheinende „Lehre und Behre“, gehabt und dadurch reichen Segen empfangen. Aber wir können uns der Pflicht nicht entziehen, als eigene Synode zum Zeugnis der Wahrheit unter unserm deutschen Volke hier in deutschen Landen auch in einem theologischen Blatte unsere Stimme zu erheben. Wir sind uns da wohl unserer Schwachheit bewußt und gehen mit Furcht und Zittern an diese Aufgabe heran, aber wir wissen auch, daß Gott in den Schwachen mächtig sein kann und will, wo es sich darum handelt, etwas zu tun, was zur Ehre Christi und zum Besten seiner Gemeinde und Kirche auf Erden nach seinem aus den Umständen, wenn sie im Lichte seines Wortes betrachtet werden, klar erkannten Willen nötig ist.

Daher geben wir neben unserm Gemeindeblatt auch diese theologischen Hefte im Auftrag unserer Synode und Sinne unserer Freikirche heraus so, daß wir auch hier die für die kirchliche Entwicklung bedeutsamen Zeitereignisse nicht nach eigenen Gedanken, oder der Menge zu gefallen, sondern alles nach Gottes Wort zu beurteilen gedenken und uns nicht scheuen wollen, unsere warnende Stimme zu erheben gegen alles ungöttliche Wesen, namentlich auch die falsche Vereinigungssucht unserer Tage auf Kosten der göttlich geoffenbarten Wahrheit. Mag es

auch scheinen, als ob wir mit solchem unserm Aufruf zur Scheidung des nach Gottes Willen Nichtzusammengehörigen doch nichts erreichten, so kann uns das nicht irremachen; wir sind mit unserm Zeugnis von Gott nicht an menschliche Rücksichten gewiesen; denn wenn wir den Menschen noch gefällig sein wollten, so wären wir Christi Knechte nicht. Uns gebührt, auch in solchen Urteilen, wie wir sie in diesen Heften nicht werden umgehen können, nicht mehr als auf rechte Haushaltertreue bedacht zu sein, Treue, die nach Gottes Verheißung ihren Lohn in sich selber hat, allen sichtbaren Erfolg an andern aber allein in des HERRN Hand stellt.

Als seine Diener verbinden wir daher auch mit dem Aufruf zur Scheidung den andern zur *S a m m l u n g*. Was wirklich innerlich zusammengehört, soll auch nach Gottes Willen, soviel es die Umstände erlauben, äußerlich sich miteinander verbinden, damit der gemeinsame Glaube sich auch in gemeinsamem Bekenntnis und Werken der Liebe kundtue. Und selbst wo diese oder jene Punkte der Lehre oder kirchlichen Praxis bei sonstiger Übereinstimmung zwischen denen, die mit Ernst Christen und Lutheraner sein wollen, einer Vereinigung hindernd im Wege stehen, sollten solche Punkte mit allem Fleiß besehen und, wo möglich, gemeinsam besprochen werden, um die verschiedene Auffassung darüber mit Gottes Hilfe zu beseitigen und zur Einigung zu gelangen. Es ist das eine wichtige Sache, diese Sache des Friedens in der Wahrheit. Auch hier führt nur ein schmaler Pfad zwischen den mancherlei Abwegen zur Rechten und zur Linken hin zum gottgewollten Ziele. Der eine Abweg ist sündliche Rechthaberei, die sich auf Mittel Dinge versteift oder um bloße Worte jankt, wovon 2 Tim. 2, 14 so ernstlich gewarnt wird. Dadurch werden die Grenzen der Kirchengemeinschaft enger gesetzt, als sie Gott gesetzt haben will, und den Seelen Schaden zugefügt, der Lauf des Evangeliums gehindert und ihm ein böser Name gemacht. Der andere Abweg ist der des Indifferentismus und Unionismus, da man wirkliche Stücke der Lehre, klar und deutlich geoffenbarte Wahrheiten der Schrift als Mittel Dinge behandelt und darüber hinweg sich die Hand kirchlicher Gemeinschaft reicht. Durch die Verwischung der Grenzen und durch falschen Frieden leidet gleichfalls die Kirche Not, wird Gottes Name entheiligt und allerlei Irrthümern Tür und Thor geöffnet.

Also nicht enges Herz und weites Gewissen, sondern enges Gewissen, nämlich so eng es Gott haben will, und weites Herz, das jeden Nächsten in Liebe umfaßt, für die Wahrheit glüht und auch ihn daran teilnehmen lassen möchte. Wie das anzustellen ist, wie der richtige Aufruf zur Sammlung, Einigung und Vereinigung im einzelnen zu gestalten ist, das aus den Umständen zu erkennen, ist zugleich Sache christlicher Vorsicht und Weisheit als teurer Gaben des Heiligen Geistes. Ohne ihn können wir ja überhaupt Christum nicht einen HERRN nennen und ohne diesen nichts tun. Er aber will gebeten sein. Und so stehen wir nicht an, unsere lieben Leser, sofern sie eben Christen sind (wir

wünschen aber, daß sie es alle sein mögen), namentlich die Glieder unserer Synode aufs herzlichste zu ersuchen, in ihr Vaterunser auch uns als Schreiber dieser Hefte mit einzuschließen, damit auch durch sie Gottes Reich in dieser letzten, betrübtten Zeit in unserm teuren Vaterlande wie in aller Welt gebaut werde zu Christi Ehre. Das ist der beste Lohn, den wir von solcher Arbeit haben können, bis er selber uns aus ihr abrufft zur ewigen Gemeinschaft seiner Freude und Herrlichkeit. So schließen wir auch unsererseits dies Wortwort mit der Bitte Moses, des treuen Knechtes Gottes, im 90. Psalm: „Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern!“ Er wird's tun um Jesu willen.
F. B.

Aus Luthers Spruchweisheit.*)

Luther war ein großer Freund des deutschen Sprichworts. Das beweisen seine Schriften, in denen sich Hunderte von Sprichwörtern nachweisen lassen. Dafür zeugt auch der Umstand, daß er sich selber eine handschriftliche Sammlung von Sprichwörtern (489) angelegt hat, die vorzugsweise das zu enthalten scheint, was er aus der Leute Mund gesammelt hatte. (Vgl. Weimarer Ausgabe der Werke Luthers, 51. Band, 1914, S. 645—662. Die Handschrift bestand nach S. 635 aus mehreren Lagen, von denen eine (B) verloren gegangen ist. Wir dürfen einen ursprünglichen Bestand von ca. 700 Sprichwörtern annehmen.) Aber nicht nur Sammler, sondern auch Umbildner und Schöpfer von Sprichwörtern ist Luther gewesen. Wenn er das Wort Jesu Matth. 12, 34, das in der Vulgata lautete: *Ex abundantia cordis os loquitur* nicht wörtlich übersetzte: „Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund“, sondern in die volkstümliche Form goß: *Was das Herz voll ist, des gehet der Mund über*, so hat er den Schatz deutscher Sprichwörter mit einer wertvollen Perle bereichert. Allgemein bekannt ist der Spruch, mit dem Luther in seinem Kleinen Katechismus die Hausstafel „für allerlei Orden und Stände, dadurch dieselbigen als durch eigene Lektion ihres Amtes und Dienstes zu vermahren“ geschlossen hat: „Ein jeder lern' sein' Lektion, So wird es wohl im Hause stohn.“ Luther denkt dabei an die ganze große christliche Gemeinschaft nach ihren drei Kreisen: Kirche, Staat und Familie.

Wenn wir hier indes von Luthers Spruchweisheit reden, bliden wir weit über das Gebiet des eigentlichen Sprichwortes hinaus. Wir

*) Dieser interessante Artikel ist geschrieben von dem bekannten Luthersforscher Prof. D. Johannes Haußleiter in Greifswald und der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ von diesem Jahre (Nr. 7, 8 und 9) entnommen. Wir bringen ihn hier zum Abdruck mit etlichen Änderungen nur in der Anordnung.
F. B.

verstehen unter Spruch die kurze, gedrungene Ausprägung eines bestimmten Gedankens oder einer Lebensregel, von der praktischer Gebrauch gemacht werden soll. Wenn man Luthers Tischreden und Briefe durchmustert, stößt man auf Hunderte solcher Sprüche. Vor allem aber kommen für sie die zahlreichen Buch- und Bibelinschriften von Luthers Hand in Betracht, die auf uns gekommen sind. Wie später in Stammbücher, so ließ man sich damals von berühmten Leuten Denkprüche in Druckwerke, besonders in Bibeln, mit Vorstoßblättern einschreiben. Wir kennen gegen 300 solcher Inschriften aus der Hand Luthers, die zum Teil im Original, zum Teil in Abschriften und Drucken erhalten sind. Mit ihrer Sammlung und Bearbeitung für die Weimarer Lutherausgabe ist der ausgezeichnete Lutherforscher Pfarrer D. Albrecht in Naumburg a. S. beschäftigt; es ist ihm schon manche höchst wertvolle Feststellung und Deutung gelungen. Die Inschriften enthalten bei ihrer Kürze und Gedrungenheit oft etwas Rätselhaftes, zu dessen Erklärung nicht nur Scharfsinn, sondern auch genaue Kenntnis des Schrifttums Luthers gehört. Wir werden auf Beispiele dieser Art stoßen.

I.

Im Sommer und Herbst 1540 (von Mai bis November) saß an Luthers Tisch im Schwarzen Kloster in Wittenberg unter andern einer seiner bedeutendsten und liebenswürdigsten Schüler, Johannes Mathesius. Er hat später als Pfarrer der Bergstadt Joachimstal im böhmischen Erzgebirge vom 10. November 1562 bis Fastnacht 1564 17 Predigten über Luthers Leben gehalten. Sie sind dann 1566 im Druck erschienen und bilden unter dem Titel „Historien von Luthers Anfang, Lehr', Leben und Sterben“ die älteste Biographie des Reformators. In der zwölften Predigt schildert Mathesius anschaulich das Hauswesen Luthers mit besonderer Berücksichtigung der Tischreden. Auch an Luthers Tisch war nicht ein Tag wie der andere. „Oftmals“, so lesen wir (Ausgabe von D. Georg Löschke, 2. Auflage, Prag 1906, S. 279 f.), „nahm unser Doktor schwere und tiefe Gedanken mit sich an den Tisch, auch hielt er bisweilen die ganze Mahlzeit sein altes Klostersilencium, daß kein Wort am Tische fiel; doch ließ er sich zu gelegener Zeit sehr lustig hören, wie wir denn seine Reden *condimenta mensae* (Tischwürzen) zu nennen pflegten, die uns lieber waren denn alle Würze und köstliche Speise.“ „Er sagte auch gerne gute deutsche Reime über Tisch und auf der Kanzel, wie ich aus seinem Psalterlein etliche ausgeschrieben [mit dem Psalterlein ist wohl der Handpsalter Luthers gemeint, in den er die über Tisch gesprochenen Reime einschrieb]: ‚Weißt du was, so schweig; Ist dir wohl, so bleib; Hast du was, so halt; Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.‘ Item: ‚ß, was gar ist; Trink; was klar ist; Red', was wahr ist.‘ Item: ‚Schweig, leid, meid und vertrag, Dein' Not niemand klag', An Gott nicht verzag', Dein' Hilf' kommt alle Tag.‘“ (S. 295.)

Die näheren Umstände, unter denen der mittlere Spruch gefallen ist, sind uns von einem andern Tischgenossen Luthers, M. Georgius Plato aus Hamburg, überliefert worden: „Es hat einmal einer über des Herrn Doktoris Martini Tisch gesagt den Reim: ‚Ich, das gar ist. Trink, das klar ist. Rede, was wahr ist.‘ Da hat der Doktor Martinus gesagt: ‚Das will ich wohl halten: Ich, das gar ist. Aber: Trink, das klar ist, kann ich wahrlich nicht halten [wir haben dabei an das trübe damalige Bier zu denken], viel weniger: Rede, was wahr ist; denn die Wahrheit zu sagen wird einem sauer, wie man auch sonst sagt: die bittere Wahrheit.‘ M. Matthesius“ (vgl. die Weimarer Ausgabe der Tischreden Luthers, 4. Band, 1916, S. XLI). Plato führt also die so erzählte Anekdote auf Matthesius zurück, mit dem er zu gleicher Zeit in Wittenberg war.

Den dritten Spruch können wir nach rückwärts und im Verein mit dem ersten auch in seinem literarischen Fortleben verfolgen. J. Zingerle (Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864, S. 57) notiert diese Form aus einem Fastnachtspiel 1457: „Nicht verzag', Geluck kompt alle Tag.“ Auf einem Buchdeckel des 16. Jahrhunderts fand Auffesß (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 3. Jahrgang, 1834, Sp. 33) den Spruch: „Ewig, lid und vertrag: Geluck kompt allen tag.“ Die Umbildung, die Luther vornahm, ist deutlich. Er erweitert das Reimpaar zu einem Bierzeiler und gibt dem Gedanken, daß das Glück alle Tage kommt, eine religiöse Wendung, indem er auf Gott als den Helfer hinweist, an dem man nicht verzagen dürfe. In umgekehrter Richtung bewegt sich die Umbildung des Spruches, die sich im Volksbuch vom Doktor Faust (nach der ersten Ausgabe 1587) findet. Der Geist Mephistophiles ruft dem Faust zu, er solle sich seine Reime merken: „Weißt du was, so schweig; Ist dir wohl, so bleib; Hast du was, so behalt; Unglück kommt bald. Drumb schweig, leid, meid und vertrag, Dein Unglück keinem Menschen klag'. Es ist zu spat, an Gott verzag', Dein Unglück läuft herein all' Tag.“ Daß die Lutherhistorien des Matthesius zu den Quellen des Faustbuches gehörten, ist von der Forschung anerkannt (vgl. die Ausgabe des Volksbuches von Robert Petzsch in den „Neudruden deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“, Nr. 7 bis 8, 2. Aufl., Halle 1911, S. 114 u. 215). Herder hat den Luthersprüche einen Platz unter den „Deutschen Liedern“ angewiesen, die er in die „Stimmen der Völker in Liedern“ aufnahm (vgl. Herders Sämtliche Werke, herausg. von Bernh. Suphan, 25. Band, 1885, S. 599).

Noch ein anderes Beispiel der Umbildung sei angeführt. Nicht lange vor den Tagen der Reformation im Jahre 1498 hatte ein Magister Martinus in Wibrach den pessimistischen Spruch niedergeschrieben (er ist uns auf einem Buchdeckel erhalten geblieben): „Ich leb' und weiß nit wie lang; Ich stirb und weiß nit wann; Ich far und weiß nit wahn: Mich wundert, das ich froelich bin.“ (Vgl. Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1835, Sp. 207).

Der Gedanke des Spruches ist uralte; er hat zahlreiche Anklänge in der Spruchweisheit der Völker. Luther hat den Spruch öfters angeführt. In einer Bibelschrift zu dem Jesuwort Joh. 8, 51 („So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“) führt er aus, es wäre gut, wenn unbußfertige, sichere Leute diesen Reim, wie er von alters lautet, immer vor Augen hätten, ob sie nicht dadurch bewegt würden, Gott zu fürchten, Buße zu tun und sich zu bessern. Allein ein Christ sollte in dem Reim die letzten zwei Verse ändern und mit fröhlichem Mund und Herzen so reimen: „Ich fahr' und weiß, Gott Lob, wohin: Mich wundert, daß ich so traurig bin.“ (Vgl. Luthers Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. 52, S. 362 f.)

II.

Der beste Beweis dafür, wie nahe es Luther lag, seinen Gedanken in der Form von kurzen Reimpaaren Ausdruck zu geben, liegt darin, daß er eine so prosaische Sache, wie es eine Hausrechnung ist, mit Versen durchsetzt hat. Als er am 6. Januar 1542 sein (zweites) Testament niederschrieb, machte er eine Aufstellung darüber, wieviel er im Schwarzen Kloster verbaut hatte, was die hinzugekauften Grundstücke kosteten, und was für Ausgaben für einen geordneten Haushalt nötig seien (vgl. Enderß, Luthers Briefwechsel, 15. Band, 1914, S. 57 ff.). Unter dem Titel: „Nota. Wunderliche Rechnung zwischen Doktor Martin und Rätthen Anno 1535/1536. Das waren zwei halbe Jahr“ ist eine Aufzählung von größeren Ausgaben beigelegt, die zusammen schon 389 Gulden betragen (sein Gehalt belief sich auf 300 Gulden). Dann geht er mit den Versen: „Es gehöret gar viel in ein Haus, Willst du es aber rechnen aus, So muß noch viel mehr gehn heraus, Des nimm ein Exempel mein Haus“ dazu über, in drei Abteilungen, die die gleiche Überschrift: „Gib Geld für“ usw. tragen, gegen 130 einzelne Ausgabenposten zu benennen: für Lebensmittel wie Korn, Gerste, Mehl, Wein, Bier usw., für Handwerker, wie Fleischer, Schuster, Schneider, Kürschner, Schmied usw., für Hausrat, wie Leinwand, Betten, Federn, Zinnkannen, Schüsseln usw. In die leeren Zwischenräume der Zeilen hinein sind nun folgende Verse geschrieben: „Ich armer Mann, so halt' ich Haus: Wo ich mein Geld soll geben aus, Da dürft ich's wohl an sieben Ort', Und fehlet [fehlet] mir allweg hie und dort. — Tu, wie dein Vater hat getan: Wo der wollt' einen Pfennig han, Da fand er drei im Beutel bar, Damit bezahlet er alles gar; Kein Heller wollt' er schuldig sein, So hielt er Haus und lebet' fein. — Tu, wie dein Vater hat getan: Wo der sollt' einen Pfennig han, da mußt er borgen drei dazu, Bleib [blieb] immer schuldig Noth und Schuß'. Das heißt denn hausgehalten auch, Daß im Hause bleibt kein Feuer noch Rauch. — Zum Besten düngest der Mist das Feld, der von des Herren Füßen fällt. Das Pferd wohl fein gefuttert wird, Wo ihm sein Herr die Augen gibt.

Der Frauen Augen kochen wohl, Wohl mehr denn Magd, Knecht, Feu'r und Kohl'n.“ (S. 63.)

Der intime Charakter dieser Aufzeichnung, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, läßt nur der Erklärung Raum, daß Luther bei den zwei parallelen Versen „Tu, wie dein Vater hat getan“ einmal an seinen eigenen häuslicheren Vater und dann an den schlechten Wirtschaftler gedacht hat, als der uns der Vater Katharinas von Bora, Hans oder Jan von Bora zu Lippendorf (in der Gegend südlich von Leipzig), bekannt ist. Wir wissen, daß er schließlich das Stammgut zu Lippendorf aufgeben mußte (vgl. Ernst Profer, Katharina von Bora, S. 12). Sehr geläufig war Luther der Gedanke, daß nur der Haushalt in gutem Stand bleibt, in dem der Herr und die Frau unberdrossen selber nach dem Rechten sehen. Öfters zitierte er den Vers des Dichters Menander: *Εὐς ἐστὶ δουλὸς οἰκίας, ὁ δεσπότης*. Im Hause ist nur ein Knecht — der Herr. Er formte den Gedanken zu folgenden Versen: „Der Herr muß selber sein der Knecht, Will er's im Hause finden recht. Die Frau muß selber sein die Magd, Will sie im Hause schaffen Rat. Gesinde nimmermehr bedenkt, Was Nuß und Schaden im Hause bringt. Es ist ihm nicht gelegen dran, Weil sie es nicht für eigen han.“ (Als Bibelinschrift überliefert, Erl. Ausg. 52, 397; dann öfters in den Tischreden, W. A., Bd. 4, S. 454, Nr. 3611, Bd. 5, S. 272, Nr. 5599; vgl. auch S. 222, Nr. 5538.)

Im letzten Grunde sah Luther auch das Haushalten als eine Sache des Glaubens an. Schon im Jahre 1524 hatte er in der schönen Auslegung des 127. Psalms (an die Christen zu Riga in Livland) zu V. 1: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die dran bauen“, die Sätze geschrieben: „Wer recht siehet, dem lehret Gott das Wort um und spricht nicht: Es gehöret viel in ein Haus, sondern: Es gehet viel aus einem Hause. Also sehen wir, das Haushalten soll und muß im Glauben geschehen, so ist genug da, daß man erkenne, es liege nicht an unserm Tun, sondern an Gottes Segen und Beistand“ (W. A., Bd. 15, S. 366, Z. 5—14).

III.

Wir verweilen einen Augenblick bei den verschiedenen Formen der Spruchdichtung Luthers. Man war im 14. Jahrhundert zu einer eigentümlichen Art von didaktischem Epigramm gekommen, welche (nach Wilh. Wadernagels Poetik, Halle 1873, S. 161) die Deutschen besonders mit der Sanskritpoesie teilen, zu der Priamel. Es wird eine ganze Reihe von sinnlichen Einzelheiten aufgezählt, die gar nicht zusammengehörig erscheinen. Während in ihrer Aufzählung präambuliert wird (daher der Name — eine andere Erklärung gibt Wilhelm Uhl, Die deutsche Priamel, Leipzig 1897, S. 26 ff.), begreift man gar nicht, wo es damit hinaus soll, bis zuletzt eine unsinnliche Allgemeinheit sie alle vereinigt und zusammenfaßt. Wir haben von Luther folgende Priamel: „Herr=

schaft ohne Schutz, Reichthum ohne Ruß, Richter ohne Recht, Lotter und Spitzknecht, Bäume ohne Frucht, Frauen ohne Zucht, Adel ohne Tugend, Underschämte Jugend, Hochmütige Pfaffen, Wuben, die unnütz Klaffen, Böse, eigensinnige Kind, Leute, die niemand nütze sind, Neidische Mönche, Geizige Platten — Mag man auf Erden wohl geraten“ (entbehren). (Luthers Tischreden von Förstemann-Bindsen, 4. Abtlg., Berlin 1848, S. 703 f.) Auch Herder hat die Priamel übernommen (a. a. O., 25. Band, S. 599).

Luther zeigte seine Sprachgewalt auch darin, daß er eine Reihe von Spruchversen mit dem gleichen Endreim verfaß. Das ist der Fall bei der Bibelinschrift über Ps. 2, 12: „Wohl allen, die auf ihn trauen“: „Das wird gewißlich bleiben wahr, Biewohl es hat so manche Jahr, Noch soll's nicht feilen um ein Haar, Das sollen sie wohl werden g'wahr, Und soll nicht wehren der Hölle Schar; Verzeucht sich's dies und etlich Jahr, Gar bald die Zeit wird kommen dar, Die es wird machen offenbar Und alle Ding' so zeigen klar, Daß man davon frei reden thar. Dann wird man ja bekennen zwar, Daß Gott erhält sein Wort und Lahr, Dem Feind zuleßt die Rach' nicht spar.“ (Vgl. Erl. Ausg., Bd. 52, S. 296 f. und Tischreden von Förstemann, 1. Abt., Leipzig 1844, S. 63.) Die dreizehnmahlige Wiederkehr des hellen, siegesfrohen A-Lautes bereitet einen ästhetischen Genuß, den Luther gewollt und empfunden hat. Er hat wie hier auch in der Bibelübersetzung das alt- und mittelhochdeutsche Verbum „ich tar“ = ich vertraue mich, ich wage, verwendet (z. B. 1 Sam. 25, 17), und „zwar“, mittelhochdeutsch zwäre, aus ze wäre, bedeutet so viel wie „in Wahrheit“. Die entgegengesetzte Wirkung übt der sechsmahlige dumpfe O-Laut aus in dem tiefen Spruch Luthers über 1 Petr. 5, 7: „Alle eure Sorge werft auf ihn und seid gewiß, daß er es ist, der für euch forget. Ach, wer dies Werfen wohl lernen könnte, der würde erfahren, daß es gewiß also sei. Wer solch Werfen nicht lernt, der muß bleiben ein verworfen, zertworfen, unterworfen, ausgeworfen, abgeworfen, umgeworfen Mensch.“ (Tischreden, B. A., 5. Bd., S. 27, Nr. 5250 — aus dem September 1540; als Buchinschrift überliefert Erl. Ausg., Bd. 52, S. 309.)

Zu den jetzt ungebräuchlich gewordenen Ausdrucksformen, deren sich Luther noch bedient hat, gehört die zusammenhängende Schlußkette, deren letztes Glied in den Anfang zurückbiegt, so daß sich eine Reihe ohne Ende bildet. Man kennt aus dem Altertum den sophistische Gebrauch des Ketten schlusses (Alle Kreter sind Lügner; der dies gesagt hat, war ein Kreter; also war er ein Lügner usw.). Luther hat mit vollem Ernst Schlußketten gebildet. Eine der Buchinschriften lautet: „Usus Psalterii et scopus: Credens tentatur et tribulatur, Tribulatus orat et invocatur, Invocans exauditur et consolatur, Consolatus gratias agit et laudat, Laudans alios instruit et docet, Docens hortatur et promittit, Promittens minatur et urget, Qui credit minanti et promittit“

tenti, Denuo eundem circum currit.“ (Aus dem Jahre 1543; vgl. Enders, Luthers Briefwechsel, 15. Bd., S. 305.) „Des Pfalters Nuß und Zweck: Wer glaubt, erleidet Anfechtung und Trübsal, Wer Trübsal leidet, betet und ruft an, Wer anruft, wird erhört und getröstet, Wer getröstet ist, sagt Dank und Lob, Wer Lob sagt, unterweist und lehrt andere, Wer lehrt, ermahnt und verspricht, Wer verspricht, droht und drängt, Wer dem Drohenden und Versprechenden glaubt, (ist ein Glaubender, der) von neuem den gleichen Kreislauf durchläuft.“ Zu vergleichen ist die in den Tischreden (aus dem Frühjahr 1543) überlieferte Gedankenfette: „Dem Wort folgt der Geist, dem Geist der Glaube, dem Glauben die Frucht des Glaubens und das Kreuz, dem Kreuz die Anrufung, der Anrufung die Befreiung, der Befreiung das ewige Leben.“ Um den positiven Gedanken noch stärker hervortreten zu lassen, hat Luther sehr oft den Gegensatz zur Seite gestellt. So auch hier. „Wo kein Evangelium ist, da gibt es auch keine Erkenntnis (agnitio) der Sünde. Wo es keine Erkenntnis der Sünde gibt, da kann es keine Gerechtigkeit geben. Wo keine Gerechtigkeit, da auch kein Leben. Wo kein Leben, da Tod. Wo Tod, da Sünde, die Hölle und der Teufel.“ (Tischreden, B. A., 5. Band, S. 272, Nr. 5600.)

Der sprachliche Ausdruck des Gedankens und der Gedankeninhalt selbst standen bei Luther in lebendigster Wechselwirkung. Oft ist seine Gedankenbildung durch eine sprachliche Form direkt angeregt worden. Röm. 14, 8 steht der Spruch: „Wir leben oder sterben, so sind wir des HErrn — Sive vivimus, sive morimur, Domini sumus.“ Daß das Wort Domini, „des HErrn“, Genitivus Singularis ist, bedarf keiner Erwähnung. Aber sollte es nicht von den Christen auch in dem Sinne gelten, daß sie selbst Herren sind? Am 29. Juni 1534 schrieb Luther an Joh. Nübel in Nordhausen über Röm. 14, 8: „Ja, in Wahrheit Domini in genitivo et nominativo: Domini in genitivo, weil wir sein Haus, ja seine Glieder sind; Domini in nominativo, weil wir herrschen über alles durch den Glauben, der unser Sieg ist, Gott sei Dank, und weil wir den Löwen und Drachen niedertreten. Summa: Seid getrost (spricht er); ich habe die Welt überwunden, Joh. 16, 33.“ (Vgl. Erl. Ausg., Bd. 55, S. 55, Nr. 474.) Ähnlich äußerte sich Luther in einem lateinischen Briefe an Bugenhagen vom 5. Juli 1537: „Christus lebt, und wir sind Christi in nominativo et genitivo; also gefiel es dem Vater der Barmherzigkeit, durch ihn uns das Reich zu schenken.“ (Enders, Luthers Briefwechsel, 11. Band, S. 245.) Auch in diesem Fall be-
nährt sich der Satz, daß Luther bei solchen Aussagen sich immer des Gegensatzes bewußt blieb. Er äußerte in einer Tischrede: „Die Welt ist nicht zu reformieren; sie ist hoffärtig und stolz und rühmt sich noch böser Stück' und Übeltaten. Summa: mundus est diaboli genitivi casus et diaboli nominativi casus. Die Welt ist des Teufels, und die sind eitel Teufel worden!“ (Tischreden von Förstemann, 1. Abt., Leipzig 1844, S. 273 f.)

(Schluß folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Aus den Distrikts- und Lokalblättern, die innerhalb der Synode erscheinen und in unsere Hände gelangen, ersehen wir, daß man an vielen Orten unter den diesjährigen Konfirmanden fleißig nach Schülern für unsere höheren Lehranstalten Umschau hielt. Gott wolle geben, daß dies nicht vergeblich geschehen ist! Wir wollen uns nicht dadurch entmutigen lassen, daß unter der Feindschaft der staatlichen Gesetzgebung unsere Gemeindefschulen an mehreren Orten stark gelitten haben. Das Rekrutierungsgebiet für Schüler, die sich auf den Dienst in Kirche und Schule vorbereiten, ist, Gott sei Dank, noch immer reichlich groß. Es ist nur nötig, es auszunutzen. Wir wollen uns ja nicht vornehmen, die Zahl unserer Schüler und Studenten zurückgehen zu lassen. Das wäre der Anfang vom Ende, weil es wider Gottes Willen wäre. So gewiß das Evangelium in der Welt eine immer größere Karität wird, wie gerade auch aus dem Interchurch World Movement hervorgeht, so gewiß will Gott, daß wir, die wir das Evangelium durch Gottes verschonende Gnade noch haben, mit äußerstem Fleiß der Welt das darbieten, was allein die Seelen vom ewigen Verderben erretten kann.

J. P.

Zur Charakteristik des Interchurch World Movement. Was die äußere Größe des geplanten Unternehmens betrifft, so hat das *Bulletin* recht, wenn es sagt, daß nie etwas Größeres in der christlichen Kirche beabsichtigt worden sei. Man will in kurzer Zeit — als Zeitraum wird oft ein Menschenalter angegeben — die ganze Welt „für Christum gewinnen“ und für diesen Zweck in den nächsten fünf Jahren 1300 Millionen Dollars aufbringen. Wenn Rockefeller jun. die Bewegung „one of the greatest religious movements the world has ever known“ nannte, so ist das noch bescheiden geredet. Die christliche Kirche hat nie zuvor etwas geplant, das, auf die äußere Größe und den finanziellen Aufwand gesehen, dem Interchurch World Movement gleichkäme. Fragen wir aber nach dem geistlichen oder christlichen Charakter der „Bewegung“, so ist zu sagen, daß sie durchaus gegen die christliche Kirche gerichtet ist. Zwar laufen sicherlich auch hier, wie bei der Revolution Absaloms, eine Anzahl Christen mit, die die böse Sache nicht verstehen. Aber die Bewegung selbst, wie sie durch die Reden der Führer charakterisiert wird, ist, wie gesagt, durchaus gegen die christliche Kirche gerichtet. Die „Bewegung“ leugnet alles, worauf die christliche Kirche steht. Nach der Aussprache der Führer hat das Interchurch World Movement die folgenden Merkmale: Die Übereinstimmung in der christlichen Lehre wird als Einigungsband ausdrücklich von vorneherein abgelehnt. Es wird zugestanden, daß die Teilnehmer „differ widely from another on various important matters“. Zudem wurde bei der großen Versammlung in Atlantic City daran erinnert, daß die gemeinschaftliche Arbeit ohne eine Art gemeinschaftlicher Lehrbasis nicht möglich sei. Dr. Speer teilte nämlich der Versammlung mit: „A communication was brought in from one of the denominations represented here in this Movement, and the only terms, they said, on which they could cooperate would involve no small difficulty.“ Aber die Versammlung besaß einfach, daß ein Zusammen-

arbeiten ohne Lehrbasis möglich sei; man brauche nur zu wollen. "The motion was made and accepted that such cooperation was practicable. It was not necessary to see the way in order to be sure that it could be done." "We believe the time is fully ripe for such unity of action on the part of united Protestantism that, without attempting to solve the problems arising from diverging and conscientiously held points of view in matters of doctrine and policy, the churches are ready for a common program of activity." Ja, der bekannte Dr. Mott ging so weit, daß er gerade die Uneinigkeit in der Lehre für den kostbarsten Besitz der Kirche erklärte. "This is the moment of moments for us to find our unity, our spiritual solidarity, without sacrificing our diversity, and that which is most distinctive to each of our communions and which, by the way, is the choicest possession we have." Einer der tätigsten und einflußreichsten Beförderer des Movement ist Rockefeller jun. Das *Bulletin* preist ihn hoch. Sein Erscheinen rief große Begeisterung hervor. Rockefeller aber hat uns schon vor Atlantic City in Pamphleten darüber belehrt, wie er sich die Tätigkeit der christlichen Kirche in der Welt denkt. Sie muß das "hereafter", also Himmel und Hölle, außer Betracht lassen. Ein Glaubensbekenntnis (creed) ist "non-essential for admission into the kingdom of God or His Church". Die Kirche müsse ihre ganze Tätigkeit auf moralische, geschäftliche und erzieherische Interessen richten. "A life, not a creed, would be its test; what a man does, not what he professes; what he is, not what he has. Its object would be to promote applied religion, not a theoretical religion. This would involve its sympathetic interest in all of the great problems of human life, in social and moral problems, those of industry and business, the civic and educational problems; in all such as touch the life of man." Diefelben Gedanken entwickelte Rockefeller unter großer Zustimmung in Atlantic City und in späteren Versammlungen. Sehr richtig sagte er, der letzte Krieg habe bewiesen, daß Gewalt (force) der Welt den Frieden nicht bringen könne. Der Friede für die Welt müsse kommen "through the instrumentality of the Christian Church". Dazu gehöre aber, daß die Kirche einig sei und einig handele, und die Einigkeit könne nur so erreicht werden, daß man von der Einigkeit in der Lehre (creed) absehe. Jeder möge seinen Glauben behalten. "I do not mean that any thought is entertained of robbing the individual of his right to that religious belief which is dear to him." Der verschiedene religiöse Glaube mache die Sache interessant. "What a stupid world it would be if all men and women thought alike on any subject!" Nötig sei aber, daß der Kampf um die Lehre innerhalb der christlichen Kirche aufgegeben werde. Wir wissen nicht, ob die göttlichen Mahnungen, an dem e i n e n, in Gottes Wort offenbarten Glauben festzuhalten und darob zu kämpfen, je zuvor so dreist und drastisch verspottet worden sind, als dies im Zusammenhang mit dem Interchurch World Movement geschieht. Wir möchten das Movement ein protestantisches Geheimnis der Bosheit nennen. Es ist eine B o s h e i t, insofern die christliche Jenseitsreligion völlig in eine Diesseitsreligion verwandelt wird. Es ist ein G e h e i m n i s der Bosheit, insofern die Bosheit durch eine Fülle geistlich klingender Redeweisen verdeckt wird. Das Weisseitesehen von Himmel und Hölle und überhaupt aller Übereinstimmung in der christlichen Lehre soll geschehen durch „Christum“, durch das „Evangelium“, durch die Instrumen-

talität der „christlichen Kirche“. Die ganze Bewegung soll vom „Geist“ angeregt sein, „to make Christ regnant throughout the nations“, „to bring peace and harmony and prosperity and happiness into this great world“.

F. P.

Die Aufnahme, welche das Interchurch World Movement findet. Das *Bulletin* behauptet, daß 70 bis 80 Prozent aller amerikanischen Protestanten hinter der Bewegung ständen. Berichtet wird auch die Zustimmung einer Anzahl lutherischer Pastoren, die zur Augustanaskirche, der Vereinigten Dänischen Synode, der Vereinigten Norwegischen Synode (The Norwegian Lutheran Church of America) und zu den Merger-Synoden gehören. Uns sind die folgenden Berichte zugesandt worden: „Des Moines, Iowa, March 2. Lutheran ministers of Iowa, representing four separate branches of the Lutheran Church, at a conference here in connection with the recent Iowa conference of the Interchurch World Movement, adopted the following resolution in line with almost simultaneous action taken by 110 Lutheran ministers of Pennsylvania: ‘We, members of the Augustana Synod, the United Lutheran Church, the United Danish Synod, and the Norwegian Lutheran Church of America, having attended the convention of the Interchurch World Movement in Des Moines, February 23—25, 1920, and having heard explained the purposes and methods of the Interchurch Movement, hereby express our judgment that the Lutherans should, as far as possible, cooperate to make this movement a success, and that this resolution be given publicity through the press.’“ Ferner: „Harrisburg, Pa., February 25. The resolution was presented by a committee composed of J. N. Baker, A. J. Reichert, William J. Miller, J. I. Meck, and W. A. Weand. The resolution, as adopted, read as follows: ‘In view of the enlarged opportunities for service and our responsibility as a great Church, it is the sense of the Lutheran pastors of Pennsylvania, assembled in denominational conference in Harrisburg, Pa., February 20, 1920, in connection with the Pennsylvania Conference of Protestant Ministers, gathered at the Interchurch World Movement Convention, that the district synods of the Lutheran Church of Pennsylvania be memorialized to urge the General Convention of the United Lutheran Church in America to affiliate the United Lutheran Church in America with the Interchurch World Movement.’ Following the conference action, Mr. Baker, who is pastor of one of the strongest churches of the denomination at Gettysburg, Pa., took the resolution to the Pastors’ Conference, and told in a few words of the action of his *confrères*. He said, among other things: ‘My body is conservative, but at least it must go from low into second. Certainly we will not try to back up this hill on reverse.’ The action taken by the ministers is believed to be the forerunner of official action by the General Convention.“ Wir können nicht sagen, daß die fast allgemeine Zustimmung, die das Interchurch World Movement unter den reformierten Sekten findet, uns überrascht hat. Wer einigermaßen die Augen offen hielt, konnte bemerken, daß in diesen Gemeinschaften in den letzten vierzig oder fünfzig Jahren die Verwandlung des Christentums in unitarische Morallehre und die Identifizierung des Christentums mit dem, was man unter der Beschaffenheit eines guten Bürgers versteht, mit Riesenschritten vor sich ging. Wenn man von einem Ende unsers Landes zum

andern reiste und Gelegenheit hatte, religiöse Gespräche zu führen, so fand man unter solchen, die sich als Glieder christlicher Gemeinden bekannten ("members in good standing"), fast durchweg eine völlige Unbekanntschaft mit dem christlichen Glauben. Der Krieg hat ohne Zweifel dieser Verwandlung der christlichen Religion in eine Religion des Diesseits einen weiteren Impuls gegeben. Aber die Sache war schon vorher da. Bei uns in den Vereinigten Staaten hat sich Zwingli's Reformation, die ihren Ursprung nicht in der Erkenntnis des Evangeliums, sondern im Humanismus und in bürgerlichen Reformationsbestrebungen hatte, prinzipiell ausgewirkt. Zu Duzenden erscheinen jetzt Schriften, die "the Social Gospel" behandeln, und zwar im Gegensatz zu dem alten Evangelium, welches das Jenseits in den Vordergrund stellte. "The first stress of the socially aroused Church falls naturally on the economic life and the abolishment of poverty." "A Church should throw itself into the modern crusade for health, and make it an expression of reverence for personality." "The moral and spiritual power of the Church involves responsibility to help fashion the State after the divine ideal." Es hat uns ferner kaum überrascht, daß auch aus den genannten lutherischen Gemeinschaften Befürworter des Interchurch World Movement sich gemeldet haben. Auch die Merger-Synoden und die vereinigten norwegischen Synoden haben sich ja ohne tatsächliche Übereinstimmung in der christlichen Lehre zusammengetan und damit das Prinzip der äußeren Verbindung an die Stelle der christlichen Einigkeit gesetzt. Wir stellen diese lutherischen Synoden keineswegs auf gleiche Stufe mit dem Interchurch World Movement. Aber diese Synoden werden ein schweres Stück Arbeit vor sich haben, wenn sie gegen diejenigen ihrer Glieder disziplinarisch vorgehen wollten, die ihre Beteiligung an der großen „Bewegung“ zugesagt haben. Die Disziplinierten könnten sagen, daß das, was intra muros erlaubt sei, auch extra muros nicht so gar böse sein könne. — Um den Tatbestand völlig darzustellen, muß hinzugefügt werden, daß es auch in den Sektengemeinschaften an Widerspruch gegen das Monstrum des Interchurch World Movement keineswegs gänzlich fehlt. Einerseits werden die kirchlichen Behörden angeklagt, daß sie Gemeinden und Pastoren in unerhörter Weise vergewaltigen, indem sie sich als Vertreter der Kirche aufspielen und speziell ungeheure finanzielle Verpflichtungen eingehen, ohne dazu von den Gemeinden beauftragt zu sein. "Not a word of all this has been submitted to the churches." "It is Caesarism, and Caesarism gone mad." Pastoren, welche nicht mittun wollen, werden bedroht, daß sie ihre Stellen verlieren würden. "Frequently the ugly threat was heard: 'If you don't do it, see what will happen to you.'" Andererseits finden sich auch Spindeutungen auf den völligen Abfall vom Christentum, welcher in der vom "Movement" vertretenen Diesseitsreligion vorliegt. "Another Babylon, more portentous, more mysteriously potent for evil, more daring in blasphemy, more impotent of power to reach up into heaven, is looming large on the horizon, and the Church moves on to its predicted apostasy." Die Aussichten, daß dieser Widerspruch einer bisher sehr geringen Minorität den Säcularisierungsprozeß der Kirche aufhalten werde, sind sehr gering. Es ist ein sehr verlockender Gedanke, über die ganze Welt zu herrschen und dies Streben nach Herrschaft dem „König aller Könige“, dem „Heiligen Geist“ und der „christlichen Kirche“ in die Schuhe schieben zu können.

Die Frömmigkeit in unserer Armee. Das *Bulletin* des Interchurch World Movement veröffentlicht einen Bericht über "Religion among American Men". Der Bericht stammt von einer Kommission, die am Schluß des Krieges von dem Federal Council of Churches und von der General War-time Commission ernannt worden war. Am Schluß des Berichts findet sich das folgende Summarium: "There was almost unanimously an idea of God, but it probably did not play a large part in the ordinary consciousness of the average man as he entered the army. A vague belief in immortality was also general among the men as they came out of civilian life into the army. Concerning the men's idea of Christ, it is difficult to speak with any confidence. From the testimonies that have come to us, it would appear that when men think of Christ, it is with a general feeling of great respect and admiration. . . . But their respect rested on rather vague impressions more than on any definite knowledge of His life or clear understanding of His teachings. With life's fundamental alternatives, with the question of final destiny, with what is usually meant by salvation, most men were little preoccupied." Der Schreiber des Berichts im *Bulletin*, Dr. Ebroh, bemerkt hierzu: "The report is based upon observations in the army. It is not pleasant reading. In fact, it will present a rude shock to many who were not familiar with conditions in the army, and who were thrilled occasionally by such generalizations as, 'There were no atheists at the front,' and who listened with a warm glow in their hearts as they heard of the soldiers' possessing the spirit of Christ, being awakened to a new concern in religion, and going forward to certain death with a confident hope of a life in the world to come." — Die hier angegebenen Tatsachen enthalten nichts Überraschendes, sondern entsprechen genau der religiösen Sachlage, wie sie sich bei der Majorität „der protestantischen Denominationen“ findet. Einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, waren die lutherischen Kapläne der Synodalkonferenz die einzigen, aus deren Munde die Soldaten vernehmen konnten, wie ein Mensch selig sterben kann. J. P.

Zur Bekämpfung des Spiritismus. Es wird jetzt viel über den Spiritismus oder Spiritualismus verhandelt. Es ist ein Fehler, wenn man sich bei der Bekämpfung dieses Greuels auf 1 Sam. 28 festlegen läßt. Wer annehmen zu müssen meint, daß in diesem speziellen Fall nicht ein Teufelsgespenst, sondern die Seele Samuels erschienen sei, also eine von Gott selbst gemachte Ausnahme vorliege, der muß dabei zugleich lehren, daß durch jene Ausnahme die göttliche Regel und Ordnung nicht aufgehoben werde, die so klar im Alten und Neuen Testament ausgesprochen ist. Nach 5 Mos. 18, 11. 12 gehört das Befragen der Toten zu den Greueln, die Gott an den Kanaanitern mit Ausrottung gestraft hat: „Wer solches tut, der ist dem HERRN ein Greuel, und um solcher Greuel willen vertreibt sie [die Kanaaniter] der HERR, dein Gott, vor dir her.“ Ebenso klar lehrt Christus im Neuen Testament, Luk. 16, 17—31, als stehende göttliche Regel und Ordnung, daß die abgeschiedenen Seelen nicht auf diese Erde zurückkehren. Weil wir Menschen an die göttliche Regel und Ordnung gebunden sind, so haben wir zu urteilen, daß wir es bei der angeblichen Erscheinung von abgeschiedenen Seelen entweder mit einem Betrug oder mit einer Erscheinung des Teufels selbst zu tun haben. Vor einigen Wochen veröffentlichten die Zeitungen einen längeren Bericht über einen Baptistenprediger, der „aus

Erfahrung“ über das Erscheinen von abgetriebenen Seelen redete. Er meinte, daß in 99 von 100 Fällen Betrug vorliege. Aber in seinem Falle sei die abgetriebene Seele echt gewesen, nämlich die Seele seiner gestorbenen Frau. Die abgetriebene Seele habe anzeigen können, wo verlorne Gegenstände zu finden seien. Als man ihn darauf hintwies, daß auch der Teufel um verlorne Gegenstände wisse und Gott in der Schrift das Befragen verboten habe, erklärte er etwa: „Einerlei, ob Teufel oder nicht, die Erscheinung sei jedenfalls schön gewesen.“ Wer sich so über die Worte der Schrift hinwegsetzt, mit dem ist nicht weiter zu argumentieren. F. P.

über das Übel der geheimen Gesellschaften in den Hochschulen unsers Landes hat der Superintendent der städtischen Schulen von St. Louis das folgende Urtheil abgegeben: „Secret organizations in the high schools are undemocratic and undesirable, and injurious to the free and wholesome life of these schools. They exert a pernicious influence upon their own members and upon pupils who do not belong to them, and upon the voluntary organizations of pupils that are approved and fostered by the schools, and they are subversive of the fundamental principles upon which the public schools rest. It is therefore recommended that the Board of Education declare itself as opposed to their existence in the schools, and forbid the pupils of the high schools to form or join such organizations, or to continue to be members of them if they have already joined.“ — Was hier gegen geheime Gesellschaften in den Hochschulen gesagt wird, gilt natürlich in verstärktem Maße allen geheimen Gesellschaften im bürgerlichen und staatlichen Leben. F. P.

Todesanzeigen. Der Tod hat in den letzten Monaten unter den Theologen der lutherischen Kirche Amerikas reiche Ernte gehalten. Innerhalb der Synodalkonferenz starben am 7. Februar Prof. Johannes Schaller, Präses des Seminars der Wisconsinynode, am 3. April Prof. emeritus Reinhold Pieper, und am 4. April erlitt das Seminar der Wisconsinynode einen zweiten Verlust durch den Tod Prof. Hermann Meyers. In der Vereinigten Lutherischen Kirche starb am 23. März D. J. Schmauf, einer der Führer des ehemaligen Generalkonzils.

II. Ausland.

über die Einrichtung eines „Gemeindeheims“ in Chemnitz berichtet P. R. Kern in der „Freikirche“: „Wohl hat die Gemeinde schon seit fast 37 Jahren in ihrer Kirche ein Heim für ihre Gottesdienste, aber je mehr sie durch Gottes Gnade im Laufe der Jahre von innen und außen Zuwachs an Mitgliederzahl erhielt, desto schwieriger wurde es bei den Entfernungen und den Wohnungsverhältnissen der Großstadt, den brüderlichen Verkehr aufrechtzuerhalten; ja, es entstand die Gefahr, daß die Glieder der Gemeinde litten auch darunter, daß sie kein eigenes Heim hatten, sondern nur behelfsmäßigen Unterschlupf suchen mußten. Als sich daher im vergangenen Jahre die Gelegenheit bot, ein Grundstück, das der ‚Christliche Verein Junger Männer‘ bisher für seine Zwecke gebraucht hatte, zu erwerben, beschloß die Gemeinde zur großen Freude ihres nun entschlafenen Seelsorgers, die Gelegenheit zu benutzen. Durch Darlehen aus der eigenen Mitte und zahlreiche Sammlungen wurde der hohe Kaufpreis aufgebracht. Das Grundstück, das

im Juli 1919 in den Besitz der Gemeinde übergang, ist nicht weit von der Kirche, Helenenstr. 24, gelegen. Hinter dem an der Straßenfront gelegenen Vorderhause befindet sich das Kapellenartig gebaute Gemeindeheim, das einen ungefähr 400 Personen fassenden Saal, ein größeres Vereinszimmer, ein Lesezimmer mit der in der Entstehung begriffenen Gemeindebibliothek und eine Küche enthält — also alles, was dazu gehört, ein Heim für die Gemeinde und deren Vereine zu bilden. Und daß es ein schönes, behagliches Heim geworden ist, das haben bisher alle einstimmig bezeugt, die es besucht haben. Am Sonntag, den 11. Januar, fand nachmittags 3 Uhr die feierliche Einweihung des Heims durch Gottes Wort und Gebet statt, wobei der Unterzeichnete vor dichtgefülltem Saale über Ps. 133, 1 predigte. Im Namen des Vorstandes übergab dann Vorsteher Bach das Heim seinem Gebrauche, während der Vorsteher des Jünglingsvereins, Gerhard Landgraf, die Freude der Gemeindejugend über das Heim zum Ausdruck brachte. Abends um 7 Uhr wurde dann der erste Gemeindeabend gehalten, wobei viel Schönes und Sinniges vorgetragen wurde, alles umrahmt von den Darbietungen des Kirchen- und Posaunenchores. Eine große Freude war es der Gemeinde, daß trotz aller Schwierigkeiten des Reiseverkehrs es doch eine Anzahl Gäste aus den Schwestergemeinden möglich gemacht hatte, an unserer Freude teilzunehmen. Die Kollekten für das Gemeindeheim erreichten die erfreuliche Höhe von annähernd 700 Mark. Gott gebe in Gnaden seinen Segen dazu, daß unser schönes Gemeindeheim nun auch seinen Zweck erfülle: der Jugend eine Zuflucht zu bieten vor den Gefahren der Großstadt und ein Mittelpunkt zu sein für den brüderlichen Verkehr der Gemeindeglieder!“

Die Priesterehe in der tschecho-slowakischen Nationalkirche. Die „Luthardtische Kirchenzeitung“ berichtet: „Eine der Hauptforderungen der tschechischen Priesterschaft an die Kurie bildete die Aufhebung des Zölibats. Der radikale Flügel in der Reformbewegung forderte die Priester auf, daß sie nicht abwarteten, welchen Standpunkt Rom einnehmen würde, sondern durch Taten die Frage des Zölibats lösen. Und wirklich traten nach der im August erfolgten Aufforderung einige katholische Priester in den Ehestand. Der erste, der sich verheiratete, war Dr. J. Drezina, Pfarrer in Haidl. Der Schriftsteller und Pfarrer Bohumil Zahradnik Brodsky, der jetzt im Ministerium für Aufklärung ist, verheiratete sich unlängst. Am 25. September hatte der fünfzigjährige Pfarrer Ferdinand Stibor in Radowan bei Schlesiens-Osttau seine Trauung. Gegen letzteren ging das erzbischöfliche Ordinariat auf das schärfste vor; es sprach über ihn Absetzung und Exkommunikation aus. Er versieht trotzdem weiter sein Amt. Katechet Franz Drazina von Michalkowitz, der Stibor traute, wurde von seinem Posten entlassen. Allein, auch der Gemeindeauschuß von Michalkowitz erkennt seine Suspendierung nicht an, besteht vielmehr darauf, daß er weiter unterrichte.“

Ein großes Süddeutschland unter katholischer Führung? Deutsch-ländische kirchliche Blätter berichteten, daß Rom darauf ausgehe, in Süddeutschland ein Staatengebilde unter römischer Führung zustande zu bringen. Der Berliner „Reichsbote“ hat sich so geäußert: „In diesen Dingen zeichnen sich die großen Linien der vatikanischen Festlandspolitik ab: die Schaffung eines großen mitteleuropäischen katholischen Staatenblocs und Abschneidung des nordischen Protestantismus. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt die internationale katholische Friedensbewegung an Bedeutung, und

ihre Auswirkung in der deutschen Teilorganisation bedarf genauer Beobachtung.“ — Soeben finden wir unter den Kabelnotizen die folgende Nachricht aus Rom: „Der Vatikan tritt in einem amtlichen Dementi dem Gerücht entgegen, die Kurie begünstige einen Zusammenschluß Bayerns und anderer vorwiegend katholischer deutscher Landesteile mit Österreich, um Preußen zu isolieren.“ Wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruht, so hält Rom es nicht für opportun, in der bezeichneten Richtung vorzugehen. Es gibt in Süddeutschland nicht nur viele Protestanten, sondern auch — namentlich in Bayern — viele „reichstreue“ Katholiken. Es könnte eine Los-von-Rom-Bewegung einsehen. F. P.

Über die Not der preussischen Staatsbibliothek infolge der Entwertung des deutschen Geldes äußern sich ihre Verwalter so: „Man muß vier Hauptnöte unterscheiden, die auf unserm Institut lasten. Erstens: für ausländische Bücher muß jetzt das Fünfzehnfache vom Friedenspreise gezahlt werden. Da uns das erforderliche Geld dazu natürlich nicht zur Verfügung steht, so weist unsere bis zum Kriege rühmlichst bekannt gewesene Bibliothek erhebliche Lücken auf dem Gebiet der ausländischen Literatur, Politik und Technik auf. Zweitens: die Bücherpreise im Inland sind etwa um das Vierfache gestiegen, so daß naturgemäß nur der vierte Teil der während der Kriegszeit erschienenen Bücher beschafft werden konnte. Drittens: da wir einen sehr großen Teil der Bücher in broschürtem Zustande bekommen und sie so natürlich nicht verleihen können, trifft uns auch die Not, die auf die gesteigerten Materialunkosten bezüglich des Bücherbindens zurückzuführen ist. Die Preise sind etwa um das Fünffache höher als die Friedenspreise. Viertens: die Verleger, die ganz besonders unter der Papierteuerung und den andern Gesteigungsunkosten zu leiden haben, können neue wissenschaftliche Spezialwerke nicht mehr übernehmen. Es bleibt daher ein sehr großer Teil unserer wissenschaftlichen Arbeiten ungedruckt. Was die Zeitschriften angeht, so können wir infolge der hohen Valuta des Auslandes ausländische Zeitschriften so gut wie gar nicht beziehen. Zurzeit liegen nur einige wenige prominente Zeitschriften aus. Bei äußerster Anstrengung und größter Sparsamkeit könnten wir aber mit den uns zustehenden Mitteln nur auf 140 auswärtige Zeitschriften abonnieren, während wir 1914 gegen 2800 Zeitschriften in unsern Lesesälen hatten. Von uns aus sind die verschiedensten Wege und Möglichkeiten gesucht worden, um eine Bereicherung unserer schönen Bibliothek in Völbde herbeizuführen. So habe ich u. a. amerikanischen Bibliotheken den Vorschlag gemacht, die dortigen Zeitschriften, die hier infolge des außerordentlich hohen Standes des Dollars nicht zu beschaffen sind, gegen deutsche wissenschaftliche Zeitschriften auszutauschen. Alle unsere Bemühungen aber haben zu einem endgültigen Resultat noch nicht geführt. — Was die Neubeschaffung von Apparaten für das physikalische Institut anlangt, so genügt unsere vorzügliche Sammlung zurzeit noch den Ansprüchen zur Not. Wenn aber Neuanschaffungen unterbleiben, so veraltet das Material natürlich und wird vorzeitig abgenutzt. Die Beschaffung ausländischer Zeitschriften, deren wir mehrere unbedingt bedürfen, ist durch die außerordentliche Verteuerung infolge der Valutaverhältnisse so gut wie unmöglich geworden. *Philosophical Magazine*, die bekannte Zeitschrift, kostet heute im Jahresabonnement gegen 1000 Mark. Früher kostete sie 40 Mark. Es ist also durch die mannigfachen Verteuerungen, denen ein

Zuschuß von seiten der staatlichen Behörden kaum gegenübersteht, die wissenschaftliche Arbeit auf unserm Gebiete schwer gefährdet.“ — Der im vorstehenden erwähnte Weg des Austausches der Zeitschriften scheint uns vernünftig und gerecht zu sein. Wir — wir meinen die St. Louiser Fakultät — haben diese Weise adoptiert. Es ließe sich auch wohl ein Austausch von Büchern ins Werk setzen. Wir raten den deutschen Verlegern für ihre literarischen Produkte den Preis entweder in amerikanischen Dollars zu berechnen oder den in deutschen Marks angegebenen Preis so zu erhöhen, daß sie existieren können und einen gerechten Gewinn erzielen. Soeben erfahren wir, daß eine amerikanische Universität es ganz in der Ordnung findet, daß eine deutsche Firma eine Rechnung, die vor dem Kriege auf 2000 Mark lautete, auf 52,000 Mark erhöht hat.

Massenauswanderung der Slawen aus den Vereinigten Staaten. Aus Prag wird berichtet: „Über 100,000 Tschecho-Slowaken werden vor Ende Sommer aus den Vereinigten Staaten in der Heimat erwartet, wie dem Amerikanischen Roten Kreuz in Prag gemeldet wird. Die meisten der Rückwanderer sind gelernte Arbeiter, die durchschnittlich \$1000 Ersparnisse mitbringen werden. Ihre Rückkehr wird mit Sehnsucht erwartet.“ Dem entspricht, was kürzlich aus New York berichtet wurde: „Das Interracial Council in New York hat festgestellt, daß die meisten der Leute, welche den Vereinigten Staaten den Rücken kehren wollen, Arbeiter sind, die ihre Ersparnisse, durchschnittlich \$2000 pro Kopf, nach ihrer Heimat bringen wollen, während die Einwanderer, welche nach den Vereinigten Staaten kommen, größtenteils Nichtproduzenten sind, darunter Tausende von Kriegswitwen. Sechzig Prozent der Einwanderer der letzten paar Monate waren Frauen und Mädchen, und aus dieser Tatsache wird die Schlussfolgerung gezogen, daß die ausländischen Regierungen die Auswanderung männlicher Arbeiter auf jede nur mögliche Weise erschweren, während sie es den Frauen erleichtern, sich ein neues Heim in Amerika zu gründen. Seit Unterzeichnung des Waffenstillstands haben auswandernde Arbeiter über eine halbe Milliarde Dollars aus dem Land herausgenommen, und eine weitere Viertelmilliarde wird denselben Weg gehen, sobald die Transport- und Paßverhältnisse sich gebessert haben.“

Dieselbe Not drücken und hüben. Die Tagespresse berichtet aus Frankreich: „Präsident Poincaré hat einen Erlaß unterzeichnet, der eine besondere Behörde schafft, die auf Mittel zur Abhilfe gegen die Abnahme der Bevölkerung, hzw. Steigerung der Geburtenrate in Frankreich sinnen soll.“ Ebenso wird berichtet, daß eine amerikanische Mutter bei einer Versammlung des American Congress of Mothers u. a. folgendes gesagt hat: „Massachusetts is in a pitiable condition to-day, with most of its old families, with their tradition of great and loyal service to this nation, either passing away entirely or with only one or two children in a family. They cannot compete for control of the State with the families of the foreign-born who are raising from seven to twelve children.“

Indien. Aus Washington wurde unter dem 26. März berichtet: „Die Regierung Indiens hat eine Verfügung erlassen, daß Deutsche in einem Zeitraum von fünf Jahren, von der Unterzeichnung des Vertrags von Versailles an gerechnet, Indien nicht betreten dürfen, wie Generalkonsul Smith in Kalkutta am Freitag dem Staatsdepartement in Washington meldete.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Mai 1920.

Nr. 5.

Der zweite Artikel der Augustana und Apologie: Von der Erbsünde.

Daß wir Gott recht erkennen, uns selbst recht erkennen und Christum recht erkennen, das sind die Hauptstücke der Christlichen Lehre. Diese drei Stücke, die im Papsttum greulich verdunkelt und verfälscht waren, hat Luther wieder ins rechte Licht gestellt. Er hat uns Gott wieder gezeigt als den heiligen, aber auch gnädigen; Jesum als den alleinigen Versöhner und barmherzigen Heiland; und den Menschen als den schlechthin verlorenen, verdammten und hilflosen Sünder. Dies letzte hat Luther insonderheit dadurch getan, daß er bei der Predigt des Gesetzes wieder allen Nachdruck legte auf die Erbsünde. Was nun Luther über die genannten Hauptstücke gelehrt, das fassen die ersten Artikel der Augsburgerischen Konfession kurz und trefflich zusammen. Ihrer Vorrede zufolge war es eben den Lutherischen darum zu tun, dem Kaiser ein Bekenntnis ihres Glaubens und eine Zusammenfassung der Lehren ihrer Prediger zu überreichen, nämlich „was und welchergestalt sie aus Grund göttlicher Heiliger Schrift in unsern Landen, Fürstentümern, Herrschaften, Städten und Gebieten predigen, lehren, halten und Unterricht tun“. Zu diesen Lehren gehörte auch das Stück von der Erbsünde, wie es im zweiten Artikel der Augsburgerischen Konfession zusammengefaßt und in der Apologie weiter ausgeführt und begründet ist.

Antwort erhalten wir in diesem Artikel insonderheit auf folgende Fragen: Wie weit erstreckt sich die Erbsünde, und wann nimmt sie ihren Anfang im Menschen? Worin besteht sie, positiv und negativ? Welcher Art ist das erbündliche Verderben? Was sind die Folgen desselben? Wie kann der Mensch von ihr befreit werden? Welche Irrlehren sind mit Bezug auf die Erbsünde in der Kirche laut geworden, und wohin führen diese? Die Antwort auf diese Fragen holt sich die Augsburgerische Konfession aus Gottes Wort. In allen Lehren hält sich unser Bekenntnis an die Schrift. Bei der Lehre vom erbündlichen Verderben und ihrer Verdammlichkeit ist auch kein anderer Weg gang-

bar. Sie gehört eben zu den Wahrheiten, die nur aus der göttlichen Offenbarung recht erkannt und verstanden werden. Die Vernunft gibt und kann hier keinerlei Aufschluß geben. Sie kann zwar etlichermaßen einzelne sündliche Gedanken, Worte und Werke erkennen. Das ihnen zugrunde liegende Verderben der Seele aber vermag sie nicht zu erforschen. Was wir Menschen hier sehen und beobachten, sind eben nur unsere Worte und Werke und höchstens noch etliche Gedanken, Willungen und Affekte. Die Seele selbst aber und somit auch das erb-sündliche Verderben derselben wird nicht unmittelbarer Gegenstand menschlicher Wahrnehmung und Beobachtung. Trotz mancherlei Klagen der Heiden über die Sünde und die vielen Übel in der Welt ist denn auch bei ihnen von einer rechten tiefen Erkenntnis der Sünde nirgends die Rede. Es fehlte ihnen eben, auch den Besten unter ihnen, an der Erkenntnis der Erbsünde. Und ebenso stand es in der römischen Kirche vor Luther, da man wohl von allerlei Sünden, gemachten und wirklichen, viel zu reden wußte, von der Sünde aber wenig verstand, weil man sie nach der Vernunft beurteilte und nicht mehr darauf achtete, was die Schrift von der Erbsünde sagt, über die doch Gott allein uns den rechten Aufschluß zu geben vermag. Nur Gott sieht den Grund des menschlichen Herzens und schaut hinab bis auf den untersten Boden der Seele, durchschaut ihr Innerstes. Und was er dort gefunden, das hat er uns gesagt in seinem Worte. Nur die Heilige Schrift gibt Aufschluß darüber, was eigentlich die Erbsünde ist, und welches ihre Folgen sind. Sie offenbart unser Inneres, führt zu der Erkenntnis: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich' Natur und Wesen.“

Luther, der selber an der Hand der Schrift wie kaum ein Zweiter vor und nach ihm im eigenen Herzen erfahren hatte, was es um die Sünde ist, und was es insonderheit mit der Erbsünde auf sich hat, war der erste, der zur Zeit der Reformation auch diesem Gedanken wieder klaren Ausdruck gab, daß nur Gott selber in der Heiligen Schrift uns offenbare, worin das erb-sündliche Verderben eigentlich besteht, und was seine Folgen sind. Durch ihn hat diese wichtige Wahrheit auch Aufnahme gefunden in unsere Symbole. Zwar hebt die Augsburgerische Konfession denselben nicht besonders hervor. In der Apologie aber erklärt Melancthon: Die Erbsünde ist „die angeborene Unreinigkeit inwendig der Herzen, welche niemand gewahr wird denn allein durch das Wort Gottes“. (80.) In den Schmalkaldischen Artikeln schreibt Luther: „Solche Erbsünde ist so gar eine tiefe, böse Verderbung der Natur, daß sie keine Vernunft nicht kennt, sondern muß aus der Schrift Offenbarung geglaubt werden, Ps. 51; Röm. 5; Ezech. 33; Gen. 3.“ (310.) „Was dieser Erbschade sei“, sagt auch die Konkordienformel, „weiß und kennt keine Vernunft nicht, sondern es muß, wie die Schmalkaldischen Artikel reden, aus der Schrift Offenbarung gelernt und geglaubt werden.“ (575. 520.) Was eigentlich die Erbsünde sei, das ist nach der Konkordienformel eine Frage, „darauf

kein Philosophus, kein Papist, kein Sophist, ja keine menschliche Vernunft, wie scharf auch dieselbe immermehr sein mag, die rechte Erklärung geben kann, sondern aller Verstand und Erklärung muß allein aus Heiliger Schrift genommen werden". (586, 60.)

Was nun gleich die erste Frage betrifft: wie weit oder über wen sich die Erbsünde erstreckt, so antwortet unser Artikel: „Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden.“ übernatürlich (vom Heiligen Geist und der Jungfrau Maria) empfangen und geboren ist aber nur Christus. Er ist darum auch der einzige Mensch, der, wie von jeder andern Sünde, so auch von der Erbsünde frei und unbefleckt geblieben ist. Die Schrift zeugt gewaltig, sagt die Konkordienformel in ihrem Artikel von der Erbsünde, „daß Gottes Sohn unsere menschliche Natur ohne Sünde angenommen, also daß er uns, seinen Brüdern, allenthalben gleich geworden sei, ausgenommen die Sünde, Hebr. 2“. Freilich hat der Papst 1854 auch die unbefleckte Empfängnis der Maria zum kirchlichen Dogma, zur Lehre, die jeder bei Verlust seiner Seligkeit glauben müsse, gestempelt. Aber die übernatürliche Empfängnis und Geburt Marias hat bisher selbst der Papst nicht zu behaupten und proklamieren gewagt. Ist aber Maria nicht übernatürlich, sondern natürlich empfangen und geboren, so unterliegt sie der Erbsünde, wie sie denn auch dem Bericht der Schrift zufolge selbst nicht frei war von wirklichen Sünden, die in der Erbsünde ihre Quelle haben und ohne erbsündliches Verderben nicht vorhanden sind.

Ihren Anfang hat die Erbsünde, wie unser Artikel sagt, gleich „nach Adams Fall“ genommen. Durch den Sündenfall wurden unsere ersten Eltern schuldig und zugleich ihre Natur verderbt und verunreinigt. Und da ihnen erst nach dem Fall Kinder geboren wurden, so waren auch diese samt allen ihren Nachkommen, das ganze von Adam und Eva abstammende menschliche Geschlecht, mit der Erbsünde behaftet. Übertragen wird eben die Erbsünde durch die natürliche Empfängnis und Geburt. Wer „natürlich geboren“ ist, sagt unser Artikel, der ist auch in Sünden empfangen und geboren. „Von Mutterleibe an“ sind alle Menschen befleckt mit der Erbsünde. Die Erbsünde ist also nicht ein Gift, das erst später in den Menschen Eingang findet, nicht etwa wie bei Adam und Eva zugleich mit der ersten bewußten Thatünde. Eben deshalb nennen wir sie Erbsünde, weil sie mit dem Ursprung und ersten Anfang aller von Adam und Eva abstammenden Menschen verwoben und verwachsen ist. Die Konkordienformel schreibt: „Denn nach dem Fall wird die menschliche Natur nicht erstlich rein und gut geschaffen und danach allererst durch die Erbsünde verderbt, sondern im ersten Augenblick unserer Empfängnis ist der Same, daraus der Mensch formiert wird, sündig und verderbt.“ (579.) Vom ersten Moment seiner Empfäng-

niss an ist somit jeder Mensch mit der Erbsünde belastet. Unser Artikel nennt sie darum eine „angeborene Seuche“.

Gott gegenüber gibt es denn auch keine sogenannten „unschuldigen Kinder“. Relativ mag man ja auch von „unschuldigen Kindern“ reden, insofern nämlich Kinder, verglichen mit Erwachsenen, noch frei sind von bestimmten Lastern und mancherlei wirklichen Sünden, wie sie sich finden bei solchen, in denen die Erbsünde sich hat auswirken können. Vor Gott aber und in Wirklichkeit sind sie deshalb doch weder frei von der Schuld noch von dem Verderben der Erbsünde, aus der auch später alle andern Sünden bei ihnen entspringen. Denn die Erbsünde ist der Brunnenquell aller Sünden in Gedanken, Worten und Werken, die Wurzel aller sündlichen Akte. Beladen mit der Schuld und dem Verderben der Erbsünde kommt somit auch jedes Kind auf die Welt.*) Zur Zeit der Reformation lehrten die Anabaptisten (und heute stimmen ihnen darin die meisten Sekten bei), daß die Kinder, insonderheit die der Christen, weil sie eben von gläubigen Eltern geboren seien, vor Gott keine Sünder, sondern gerecht und unschuldig wären und deshalb, um selig zu werden, auch der Taufe nicht bedürften. Mit Recht urteilt jedoch die Konkordienformel: Die Anabaptisten „verleugnen und verwerfen also die ganze Lehre von der Erbsünde und was derselben anhängig“ ist. (727, 11.)

In der Apologie bemerkt Melanchthon: er nenne in der Augsburgerischen Konfession die Erbsünde eine „angeborene Seuche“, um „anzuzeigen, daß nicht ein Stück, sondern der ganze Mensch mit seiner ganzen Natur mit einer Erbseuche von Art in Sünden geboren wird“. (79.) Wird also der Mensch in Sünden empfangen und geboren, so folgt nach Melanchthon, daß sich die Erbsünde nicht bloß erstreckt über jeden einzelnen Menschen, sondern auch über jeden einzelnen Teil desselben. Das führt uns zur zweiten Frage: Worin besteht das erbfindliche Verderben? Unser Artikel antwortet: Darin, daß alle natürlich gebornen Menschen von Mutterleibe an „voller böser Lust und Neigung sind und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott, von Natur haben können“. In der gründlichen Ausführung, die die Apologie vom zweiten Artikel der Augsburgerischen Konfession gibt, sagt Melanchthon: „Denn ich habe wollen anzeigen, daß die Erbsünde auch diesen Jammer in sich begreife, nämlich, daß kein Mensch Gott kennt oder

*) In der Erklärung von Genesis 17 sagt Luther: „Relinquendae animae illorum (infantum) sunt voluntati coelestis patris, quem scimus misericordem esse. . . . Etsi enim infantes afferunt peccatum innatum, quod originale vocamus, tamen magnum est, quod contra legem nihil peccaverunt; cum igitur Deus natura misericors sit, non ideo deteriore conditione eos esse sinet, quod vel circumcisionem in vetere testamento vel baptismo in novo consequi non potuerunt.“ (E. A. lat. op. 4, 78.)

achtet, keiner ihn herzlich fürchten oder lieben oder ihm vertrauen kann. Das sind die größten Stücke der Erbseuche, durch welche wir alle aus Adam stracks wider Gott, wider die erste Tafel Moses und das größte, höchste göttliche Gebot gesinnt und geartet sind.“ (80.) „Denn er [Hugo] will anzeigen, daß wir Adamskinder alle so geboren werden, daß wir Gott nicht kennen, Gott verachten, ihm nicht vertrauen, ja ihn auch fliehen und hassen.“ (82.) „Voller böser Lust und Neigung“, „keine wahre Gottesfurcht, kein wahrer Glaube an Gott“, „Gott fliehen und hassen“, das sind nach unserm Bekenntnis die charakteristischen Merkmale des Menschen, nachdem er durch die Erbsünde verderbt ist. In seinem Denken, Wollen und Fühlen ist der Mensch durch die Erbsünde völlig verkehrt, wie auf den Kopf gestellt. Was sich bei ihm finden sollte, fehlt; was fehlen sollte, ist vorhanden. Statt daß sein Denken und Wollen naturgemäß und spontan auf Gott und das Gute gerichtet ist und auf ihn allein auch baut und traut, denkt der Mensch in Folge der Erbsünde die Lüge, will er das Böse, ergötzt er sich an der Sünde, verläßt er sich und vertraut er auf sich selber.

Das Ebenbild Gottes, welches Adam und Eva anerzschaffen war, ist durch die Erbsünde verloren gegangen. „Was ist aber *justitia originalis* oder die erste Gerechtigkeit im Paradies?“ Die Apologie antwortet: „Gerechtigkeit und Heiligkeit in der Schrift heißt je nicht allein, wenn ich die andere Tafel Moses halte, gute Werke tue und dem Nächsten diene, sondern denjenigen nennt die Schrift fromm, heilig und gerecht, der die erste Tafel, der das erste Gebot hält, das ist, der Gott von Herzen fürchtet, ihn liebt und sich auf Gott verläßt. Darum ist Adams Reinigkeit und unverrüct Wesen nicht allein eine feine vollkommene Gesundheit und allenthalben rein Geblüt, unverderbte Kräfte des Leibes gewesen, wie sie davon reden, sondern das Größte an solcher edlen ersten Creatur ist gewesen ein helles Licht im Herzen, Gott und sein Werk zu erkennen, eine rechte Gottesfurcht, ein recht herzliches Vertrauen gegen Gott und allenthalben ein recht[be]schaffener gewisser Verstand, ein fein, gut, fröhlich Herz gegen Gott und alle göttlichen Sachen. Und das bezeugt auch die Heilige Schrift, da sie sagt, daß der Mensch nach Gottes Bild und Gleichnis geschaffen sei. Denn was ist das anders, denn daß göttliche Weisheit und Gerechtigkeit, die aus Gott ist, sich im Menschen bildet, dadurch wir Gott erkennen, durch welche Gottes Klarheit sich in uns spiegelt, das ist, daß dem Menschen erstlich, als er geschaffen, diese Gaben gegeben seien, rechte klare Erkenntnis Gottes, rechte Furcht, recht Vertrauen und dergleichen? Denn also legt auch solches aus von dem Bild und Gleichnis Gottes Irenäus, und Ambrosius, so er allerlei auf die Meinung redet, sagt unter andern: Die Seele ist nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen, in welcher Gott nicht allezeit ist. Und Paulus zu den Ephesern und Kolossern zeigt genug an, daß Gottes Bild in der Schrift nichts anderes heiße denn Erkenntnis Gottes und rechtschaffen Wesen und Gerechtigkeit vor Gott. Und Longobardus

sagt frei heraus, daß die erstgeschaffene Gerechtigkeit in Adam sei das Bild und Gleichnis Gottes, welches an dem Menschen von Gott gebildet ist.“ (81 f.)

Dieses herrliche Bild Gottes nun ist durch die Erbsünde verloren gegangen, und an seine Stelle ist die eben beschriebene böse Lust und gottfeindliche Neigung getreten. Welch ein Abstand zwischen dem gefallenen, mit der Erbsünde vergifteten Menschen und dem Menschen, wie Gott ihn nach seinem Ebenbilde erschaffen hatte! Was an die Stelle des göttlichen Bildes getreten ist, darüber läßt sich die Apologie also vernehmen: „Derhalben wir [in der Augsburgerischen Konfession] so eigentlich beides erwähnt und ausgedrückt (da wir haben Lehren wollen, was die Erbsünde sei) beide die böse Lust und auch den Mangel der ersten Gerechtigkeit im Paradies, und sagen, derselbe Mangel sei, daß wir Adamskinder Gott von Herzen nicht vertrauen, ihn nicht fürchten noch lieben. Die böse Lust sei, daß natürlich wider Gottes Wort all unser Sinn, Herz und Mut stehet, da wir nicht allein suchen allerlei Wollust des Leibes, sondern auch auf unsere Weisheit und Gerechtigkeit vertrauen und dagegen Gottes vergessen und wenig, ja gar nichts achten.“ (82.)

Das mit der Erbsünde gesetzte widergöttliche Streben des menschlichen Herzens, seine fleischliche Richtung auf sich selbst, auf die Welt und das Böse und somit wider Gott, bezeichnet unser Artikel als „böse Lust und Neigung“, wofür im Lateinischen das Wort *concupiscentia* steht. Damit ist aber nicht etwa bloß oder auch nur vorwiegend die fleischliche Lust, insonderheit wider das sechste Gebot, gemeint, sondern die gesamte antigöttliche Regung und Bewegung des Menschen in all seinem Denken, Begehren, Wollen, Fühlen und Empfinden. In der Apologie heißt es: „Und ist die böse Lust nicht allein eine Verderbung oder Verrückung der ersten reinen Leibesgesundheit Adams im Paradies, sondern auch eine böse Lust und Neigung, da wir nach den allerbesten, höchsten Kräften und Licht der Vernunft dennoch fleischlich wider Gott geneigt und gefinnet sind.“ (82.)

Ihren eigentlichen Quell und Sitz hat die Sünde (und erst recht die Erbsünde) nicht, wie die heidnischen Philosophen und später die Scholastiker und viele andere Philosophen und Theologen bis in unsere Zeit hinein gelehrt haben, in dem Leibe und den Leiblichen, speziell den sexuellen Begierden des Menschen, sondern in seinem vornehmsten Teil, in seiner Seele, und zwar in dem innersten Mittelpunkte derselben, dem Ich, dem Herzen, dem Quellort des Denkens und Wollens. Und daher kommt es, daß, wie die Apologie sagt, „der ganze Mensch mit seiner ganzen Natur“ durch die Erbsünde verderbt ist. Die angeborene *concupiscentia* ist eine Regung nicht bloß in den niederen Kräften des Menschen, in seiner Sinnlichkeit, sondern recht eigentlich, ursprünglich und unmittelbar eine Verderbung in der höchsten Sphäre des menschlichen Verstandes und Willens. Die böse Tat entspringt aus einer bösen

Lust und Neigung. Weiter hinein ins Innere des Menschen als bis zur bösen Lust vermögen wir die Sünde nicht zu verfolgen. Die konkrete böse Lust aber entspringt aus einer noch tiefer liegenden Quelle, der bösen Richtung und Neigung überhaupt, das heißt, dem von der Erbsünde verderbten Herzen des Menschen. Nein, nicht bloß das Äußere des Menschen ist durch die Erbsünde besudelt, sondern sein Allerinnerstes ist, wie unser Artikel sagt, „voller böser Lust und Neigung“ wider Gott.

Die natürliche Gefinnung des Menschen ist denn auch Feindschaft, Erhebung und Auflehnung wider Gott, eben weil die Erbsünde ihren eigentlichen Sitz im Denken und Wollen des Menschen hat. Auch ist diese Feindschaft nicht etwa bloße unbewusste, dumpfe Regung, die beim klaren Denken und überlegten Wollen verschwände oder doch vor ihm keine Gnade fände. Vielmehr ist der natürliche Mensch, wie Luther und die Konkordienformel erklären, auch wesentlich und willig, sciens volensque, ein Feind Gottes, insonderheit seiner Gnade. Wieso? Weil eben, wie gezeigt, die erbsündliche Feindschaft wider Gott ursprünglich und unmittelbar nicht im Leibe oder in den untergeordneten Kräften der Seele steckt, sondern im Verstand und Willen des Menschen. Wäre die Erbsünde ein bloß äußerlicher Schaden am Menschen, wie etwa eine Wunde am Bein, so wäre kein sonderlicher Grund vorhanden, warum der Mensch selber mit seiner Vernunft solch ein Gebrechen nicht erkennen, beheben und ausbessern könnte, oder die dazu nötigen Maßnahmen treffen oder solche sich doch gefallen lassen könnte. Ist aber, wie das nach der Schrift und unserm Bekenntnis der Fall ist, die Erbsünde völlige Verderbung der ganzen Natur des Menschen und insonderheit seines innersten Innern, seines Herzens, und seiner höchsten Kräfte, seines Verstandes und Willens, so liegt es auf der Hand, daß im natürlichen Menschen, als aus ihm selber, kein rechtes Verständnis für die ganze Größe seines Verderbens oder die geringste Ahnung, wie ihm könnte geholfen werden, oder auch nur das leiseste Verlangen nach der rechten Hilfe vorhanden sein oder entspringen kann. Darin besteht eben zuhöchst das Verderben, daß der Mensch das Falsche denkt und das Verkehrte will. Könnte der Mensch aus sich selber seine Bekehrung in rechte Erwägung ziehen und ernstlich wollen, so wäre er nicht ganz verderbt, es gäbe dann wenigstens noch einen Punkt im Menschen, der von dem Gift der Erbsünde frei wäre. Sein innerster Kern wäre noch gut geblieben. Es wäre dann wenigstens nicht ganz wahr, wenn unser Bekenntnis sagt: Der Mensch ist voller böser Lust und Neigung wider Gott; und: Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich' Natur und Wesen.

Daß die Erbsünde ihren eigentlichen Sitz im innersten Innern und in den höchsten Kräften des Menschen hat, wird von unserm Bekenntnis immer wieder hervorgehoben, insonderheit im ersten und zweiten Artikel der Konkordienformel. Wenn irgendwo sich noch ein gesunder, unverdorbter Fleck erhalten hätte, so müßte das doch in der Vernunft des

Menschen sein. Aber gerade hier sieht sich die Konfordinformel auf Grund von sonnenklaren Schriftstellen genötigt zu erklären: „Des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein dunkles Fünkeln der Erkenntnis, daß ein Gott sei, wie auch (Röm. 1) von der Lehre des Gesetzes hat, dennoch also unwissend, blind und verkehrt ist, daß, wenn schon die allerfinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Verheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbe aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen noch glauben und für Wahrheit halten können, sondern je größeren Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistlichen Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie verstehen oder glauben, und selber alles allein für Torheit oder Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehrt werden.“ (589, 9 ff.; 588, 5; 590, 11 ff.) Auch wenn der begabteste Mensch seine edelsten Kräfte aufs höchste anstrengt, so ist das Resultat immer nur Feindschaft wider Gott, insonderheit wider seine Gnade. Für diese Wahrheit haben die großen Geister aller Zeiten, die Weisen und Klugen dieser Welt, mit der Tat reichliches Zeugnis abgelegt. Ja, der natürliche Mensch ist subjektiv wahrhaftig, wenn er die göttliche Wahrheit als Lüge bekämpft; das ist, sein natürlicher Verstand glaubt im Recht zu sein, wenn er das Evangelium von Christo als Torheit verwirft. Gerade darin aber offenbart sich die ganze Tiefe des erbsündlichen Verderbens.

Die widergöttliche Richtung des menschlichen Verstandes offenbart sich vornehmlich darin, daß der Mensch in göttlichen Dingen nicht der Schrift, sondern der eigenen Vernunft folgt. Nach Luther hat die Erbsünde den Menschen zum Rationalisten und Enthusiasten gemacht. In den Schmalkaldischen Artikeln schreibt er: „Der Enthusiasmus steckt in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist Heresie, auch des Papsttums und Mahomets, Ursprung, Kraft und Macht.“ Darin zeigt sich die ganze Größe und Tiefe des erbsündlichen Verderbens, daß die höchste Kraft des Menschen, die Vernunft, im Geistlichen weiter nichts erzeugt hat und immer noch erzeugt als eitel greuliche Irrlehren und seelenverderbliche Heresien.

Unser Artikel sagt, daß der Mensch „keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben könne“. Zweimal steht hier der Ausdruck „wahr“. In der ganzen Frage vom erbsündlichen Verderben handelt es sich eben vor allen Dingen um das Vermögen des Menschen in geistlichen, Gott wahrhaftig gefälligen Dingen. Denn daß der natürliche Mensch eine gewisse Kraft und Freiheit hat, die bürgerliche Gerechtigkeit, die *justitia civilis, rationis* oder *philosophica* zu leisten, wenigstens *quodammodo* und *aliqua ex parte*, wird überall in unsern Symbolen zugestanden. Im 18. Artikel der Augustana heißt es vom natürlichen Menschen: „Vom freien Willen wird gelehrt,

daß der Mensch etlichermaßen einen freien Willen hat, äußerlich ehrbar zu leben und zu wählen unter den Dingen, so die Vernunft begreift.“ Dazu gibt die Apologie folgende Ausführung: „Und wir sagen auch, daß die Vernunft etlichermaßen einen freien Willen hat. Denn in den Dingen, welche mit der Vernunft zu fassen, zu begreifen sind, haben wir einen freien Willen. Es ist etlichermaßen in uns ein Vermögen, äußerlich ehrbar zu leben, von Gott zu reden, einen äußerlichen Gottesdienst oder heilige Gebärde zu erzeigen, Obrigkeit und Eltern zu gehorchen, nicht stehlen, nicht töten. Denn dieweil nach Adams Fall gleichwohl bleibt die natürliche Vernunft, daß ich Böses und Gutes kenne in den Dingen, die mit Sinnen und Vernunft zu begreifen sind, so ist auch etlichermaßen unsers freien Willens Vermögen, ehrbar und unehrbar zu leben. Das nennt die Heilige Schrift die Gerechtigkeit des Gesetzes oder Fleisches, welche die Vernunft etlichermaßen vermag ohne den Heiligen Geist; wiewohl die angeborene böse Lust so gewaltig ist, daß die Menschen öfter derselben folgen denn der Vernunft, und der Teufel, welcher, wie Paulus sagt, kräftiglich wirkt in den Gottlosen, reizt ohne Unterlaß die arme, schwache Natur zu allen Sünden. Und das ist die Ursache, warum auch wenig der natürlichen Vernunft nach ein ehrbar Leben führen, wie wir sehen, daß auch wenig Philosophi, welche doch danach heftig sich bemüht, ein ehrbar äußerlich Leben recht geführt haben.“ (218.) Äußerliche ehrbare Werke vermag also der natürliche Mensch zu leisten, wobei freilich immer noch das „etlichermaßen“ der Apologie nicht zu übersehen ist. Etwas geistlich Gutes und Gott wirklich Wohlgefälliges ist dies alles aber nicht. Warum? Weil ihm die rechte Wurzel, die rechte Gesinnung, fehlt: wahrer Glaube, wahre Liebe und wahres Vertrauen zu Gott. Und was der natürliche Mensch dafür ausgibt, damit ist es, genau besehen, eitel Heuchelei, Lug und Trug. Beides, das Vermögen und Unvermögen, des natürlichen Menschen zusammenfassend, urteilt darum die Konkordienformel, „daß wir alle von Art und Natur solch Herz, Sinn und Gedanken aus Adam ererben, welches nach seinen höchsten Kräften und Licht der Vernunft natürlich stracks wider Gott und seine höchsten Gebote gesinnt und geartet, ja eine Feindschaft wider Gott ist, was sonderlich göttliche, geistliche Sachen belangt. Denn sonst in natürlichen äußerlichen Sachen, so der Vernunft unterworfen [sind], hat der Mensch noch etlichermaßen Verstand, Kraft und Vermögen, wiewohl gar sehr geschwächt, welches doch alles auch durch die Erbsünde vergiftet und verunreinigt wird, daß es vor Gott nichts taugt“. (576.) Ja, auch die Mäßigkeit, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Treue usw., die wir oft an natürlichen Menschen und Heiden zu bewundern nicht umhinkönnen, ist doch vor Gott nicht echt und hat keinen wahrhaft sittlichen Wert vor ihm, schon deshalb nicht, weil ihr Beweggrund nicht die Furcht und Liebe zu Gott ist.

In der Beschreibung, die unser Artikel vom erbsündlichen Verderben gibt, haben wir ein Wort, das nicht übersehen werden darf, noch

nicht berücksichtigt. Es heißt hier nämlich nicht bloß, daß die natürlich gebornen Menschen seit Adams Fall von Mutterleibe an keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott haben, sondern daß sie dies alles vermöge der Erbsünde nicht haben „können“. Ebenso die Konfordinformel. „Gottes Wort lehrt“, sagt sie, „daß die verderbte Natur aus und von ihr selbst in geistlichen, göttlichen Sachen nichts Gutes, auch nicht das wenigste, als gute Gedanken, vermöge, und nicht allein das, sondern daß sie aus und von sich selbst vor Gott nichts anders denn sündigen könne, Gen. 6 und 8.“ (578, 25.) Wie also die Augustana den natürlichen Menschen beschreibt, positiv und negativ, so ist er nach dem Fall nicht bloß möglicher- und wirklicherweise, sondern notwendigerweise. Der natürliche Mensch ist nicht bloß tatsächlich auf das Böse gerichtet, sondern aus sich selber kann er auch gar nicht anders, als allezeit dem Bösen zustreben. Er hat nicht nur keine Gottesfurcht und keinen Glauben an Gott, sondern er kann auch diese Dinge aus sich selber nicht haben. Der natürliche Mensch haßt nicht bloß Gott und göttliche Dinge de facto, sondern er kann auch gar nicht anders als Gott feind sein. Er sündigt nicht nur tatsächlich, sondern er kann auch gar nicht anders als ohne Unterlaß sündigen. Er kann Gott nicht lieben; er kann Gott nicht fürchten; er kann Gott nicht vertrauen; er kann immer nur Gott feind sein und tun, was ihm zuwider ist. Und eben in diesem Nicht=anders=Können als der Sünde zustreben und Gott feindlich entgegenstreben, darin besteht so recht eigentlich und zuhöchst das innerste Wesen der Erbsünde. Non potest non peccare: das beschreibt zugleich die ganze Tiefe und Hoffnungslosigkeit des menschlichen Verderbens.

Daß mit dem Gefagten der Ausdruck „können“ nicht ungebührlich gepreßt worden ist, zeigt nicht bloß die aus der Konfordinformel angeführte Stelle, sondern auch die Apologie. Mit besonderer Bezugnahme auf die Worte der Augustana, daß infolge der Erbsünde die Menschen also verderbt seien, daß sie „keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können“, erklärt hier nämlich Melancthon: „In diesem erscheint genug, daß wir von allen, so aus Fleisch geboren sind, sagen, daß sie untüchtig sind zu allen Gottes Sachen, Gott nicht herzlich fürchten, ihm nicht glauben noch vertrauen können. Da reden wir von angeborener böser Art des Herzens, nicht allein actuali culpa oder von wirklicher Schuld und Sünden. Denn wir sagen, daß in allen Adamskindern eine böse Neigung und Lust sei, und daß niemand ihm selbst ein Herz könne oder vermöge zu machen, das Gott erkenne oder Gott herzlich vertraue, herzlich fürchte. Ich wollte doch gern hören, was sie da schelten wollen oder möchten. Denn fromme, redliche Leute, denen die Wahrheit lieb, sehen ohne allen Zweifel, daß dieses recht und wahr ist. Denn auf die Meinung sagen wir in unserm lateinischen Bekenntnis, daß in einem natürlichen Menschen nicht *potentia*, das ist, nicht so viel Tügens [Könnens], Ver-

mögens sei, auch nicht an unschuldigen Kindlein, welche auch aus Adam untüchtig sein, immer herzlich Gott zu fürchten und herzlich Gott zu lieben.“ (78.) Im Lateinischen lautet die Stelle: „Hic locus testatur nos non solum actus, sed *potentiam* seu dona efficiendi timorem et fiduciam erga Deum adimere propagatis secundum carnalem naturam. Dicimus enim, ita natos habere concupiscentiam, nec *posse* efficere verum timorem et fiduciam erga Deum. . . . Nam in hanc sententiam Latina descriptio *potentiam* naturae detrahit, hoc est, dona et vim efficiendi timorem et fiduciam erga Deum detrahit et in adultis actus.“ (78.)

Wie steht nun Gott zur Erbsünde? Wie beurteilt er sie? Hält er sie etwa bloß für einen zwar unvermeidlichen, aber doch verzeihlichen Mangel am Menschen? Unser Artikel antwortet: „daß auch dieselbe angeborne Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sei und verdamme alle die unter ewigen Gottes Zorn, so nicht durch die Taufe und Heiligen Geist wiederum neu geboren werden“. „Nunc quoque“, fügt der lateinische Text hinzu. Immer noch hat die Erbsünde die Wirkung, daß sie den Menschen unter den Zorn Gottes verdammt und in den ewigen Tod stürzt. Ist die Erbsünde, wie gezeigt, eine gottfeindliche Richtung, ist sie Mangel an wahrer Furcht Gottes und Vertrauen auf ihn, füllt sie den Menschen mit böser Lust und Neigung wider Gott, so versteht es sich ja von selbst, daß sie auch wahrhaftig Sünde ist und unter das Verdammungsurteil des Gesetzes fällt. Das Gesetz verlangt eben vom Menschen nicht bloß gute Akte und Werke, sondern vor allem die rechte Beschaffenheit des Herzens. Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, das ist Gottes Forderung an alle Menschen. Gottes Augen sehen auf das Herz des Menschen. Selig sind, die reines Herzens sind. Die Erbsünde aber ist völlige Verunreinigung des Herzens. Eben deshalb ist sie auch wahrhaftig Sünde, ja, die Hauptsünde, die Quelle aller Sünden und eigentliche Sünde in allen Sünden. Sie macht, daß der Mensch, wie er seit Adams Fall geboren wird, von vornherein, ehe er auch nur den geringsten besonderen Gedanken gedacht und seinen Willen auf irgendein bestimmtes Objekt gerichtet hat, sich im flagranten Widerspruch befindet mit Gott und seinem heiligen, im Gesetz geoffenbarten Willen. Sie macht den Menschen, wie er von Natur beschaffen ist, zur konkreten Negation des Gesetzes. Ist Sünde, wie die Schrift sagt, *anomia*, so ist auch die Erbsünde wahrhaftig Sünde, denn vermöge derselben steht der ganze Mensch in völliger Disharmonie mit dem Gesetz. Nicht bloß die einzelnen Gedanken und Taten des Menschen, sondern sein ganzes Sein und Wollen steht im Widerspruch mit dem göttlichen Soll des Gesetzes.

Ist aber die Erbsünde wirklich Sünde, so können auch die Folgen derselben nicht ausbleiben. Unser Artikel sagt: „Die Erbsünde verdammt den Menschen unter ewigen Gottes Zorn.“ Sie

stellt ihn unter Gottes Ungnade und überliefert ihn unfehlbar dem ewigen Tode, wenn ihm nicht geholfen wird. Nicht bloß eine gewisse Unzufriedenheit, sondern das Vollmaß des göttlichen Zorns, die ewige Verdammnis, ruht auf jedem Menschen, der natürlich geboren ist, selbst wenn es bei ihm zu keiner einzelnen bestimmten Sünde in Gedanken, Worten oder Werken kommen sollte. Der Mensch ist ein Kind des Zorns von Natur. Wie die Erbsünde als solche, als verderbter, widergöttlicher Zustand und nicht etwa bloß, weil ihr allerlei Todsünden folgen, wirklich Sünde ist, so ist sie auch als solche verdammlich und nicht bloß ihrer bösen Früchte wegen. „An ihr selbst“, sagt die Apologie, ist die böse Lust der Erbsünde „wahrlich eine Sünde, des Todes und ewigen Verdammnis schuldig.“ (84.) Und wie sich dieser Zorn Gottes über die Erbsünde offenbart, darüber schreibt die Konkordienformel: „Die Strafe und Pön der Erbsünde, so Gott auf Adams Kinder und auf die Erbsünde gelegt, ist der Tod, die ewige Verdammnis, auch anders Leibliches und geistliches, zeitliches und ewiges Elend, Tyranei und Herrschaft des Teufels, daß die menschliche Natur dem Reich des Teufels unterworfen und unter des Teufels Gewalt dahingegeben und unter seinem Reich gefangen [ist], der manchen großen, weisen Menschen in der Welt mit schrecklichem Irrtum, Ketzeri und anderer Blindheit betäubt und verführt und sonst die Menschen zu allerlei Laster dahinreißt.“ (577, 13.) Das ganze, dem Irrfal, der Sünde, dem Elend und Jammer und der ewigen Verdammnis verfallene menschliche Leben ist Fluch und Folge der Erbsünde. Und daß wir dies nicht glauben und „immer nach Art fleischlicher Sicherheit also gedenken: Gottes Zorn und Ernst sei nicht so groß über die Sünde, als er doch gewiß ist“, das gehört nach der Apologie mit zu den Folgen der Erbsünde. (84.)

Schadert sagt in seiner Schrift „Die Entstehung der lutherischen und reformierten Kirchenlehre“ (316 f.): „Es fragt sich nun, ob sie (die Erbsünde) schuldverhaftend beurteilt werden muß. Dabei ist auseinanderzuhalten, ob die Erbsünde einfach als sündiger Zustand schuldverhaftend ist, und ob die Schuld des ersten Menschen allen seinen Nachkommen angerechnet (imputiert) wird (Erbschuld). Klar ausgesprochen ist in den Symbolen nur die erste Auffassung, aber auch diese nur hypothetisch. . . . Eine Anrechnung (imputatio) der Schuld des ersten Menschen auf alle Nachkommen ist nicht symbolische Lehre, sondern kommt nur in der *Confessio Variata Melancthon's* vor.“ Von diesen Behauptungen ist aber weder die eine noch die andere zutreffend. Daß der tatsächlich vorhandene erbsündliche Zustand des Menschen an sich vor Gott verdammliche Sünde ist, kann gar nicht stärker zum Ausdruck kommen, als es in den angeführten Stellen und sonst überall in den lutherischen Symbolen geschieht. Und daß gerade auch der Fall Adams und Evas allen Menschen als verdammende Schuld angerechnet wird, hebt die Konkordienformel ausdrücklich hervor, wenn sie schreibt: „Um

welcher Verderbung willen und von wegen des Falls des ersten Menschen die Natur oder Person [des Menschen] von Gottes Gesetz beklagt [angeklagt, verurteilt] und verdammt [wird], also daß wir von Natur Kinder des Zorns, des Todes und der Verdammnis sind, wo wir nicht durch das Verdienst Christi davon erlöset werden.“ (575.)

(Schluß folgt.)

J. B.

Luthers erste Vorlesung über den Galaterbrief.

Jeder lutherische Theolog kennt die Bedeutung des Galaterbriefes und ebenso die Bedeutung der Lutherschen Auslegung desselben. Was der Galaterbrief selbst für eine Bedeutung hat, faßt Luther kurz und klar zusammen, wenn er zu Kap. 1, 4 bemerkt: „So zeigt nun St. Paulus mit diesen Worten . . . fein an, was der ganze Inhalt und Hauptsache dieser Epistel sei, nämlich daß, wo wir von der Sünde, Tod und des Teufels Gewalt erlöst sollen werden, müsse es geschehen durch den Glauben an Christum Jesum, Gottes Sohn.“¹⁾ Der Galaterbrief ist und bleibt mit dem ihm inhaltlich so nahe verwandten Römerbrief der Hauptlehrbrief des Neuen Testaments und hat einzigartige Bedeutung im Kampf und Sieg gegen Judaismus, Papiasmus und alle Werkergerechtigkeit. Kern und Stern des Briefes ist die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ohne Werke des Gesetzes. Das ist in der lutherischen Kirche allgemein bekannt und anerkannt. Aber auch reformierte Theologen stimmen dem zu. Der vielgelesene französische, genauer, schweizerische Exeget Godet hat schon vor Jahren gesagt: „This epistle marks an epoch in the history of man and is the ever precious document of his spiritual emancipation.“²⁾ Und im Jubiläumsjahr der Reformation Luthers veröffentlichte Prof. G. L. Robinson vom presbyterianischen McCormick Theological Seminary in Chicago eine lange Abhandlung über diese „Epistle of Protestantism“ und sagte darin unter anderm: „Through it Luther rediscovered the Gospel and gave it back to Christianity.“ „Luther, by rediscovering and expounding it, gave back to the Church its lost palladium of spiritual freedom and independence.“³⁾

Und Luther ist nun auch der größte Ausleger des Galaterbriefes, den die christliche Kirche gesehen hat. Er fühlte sich zu diesem Briefe ganz besonders hingezogen, so daß er ihn scherzweise seine „Käthe“ nannte und nach Sedenhors Zeugnis einmal gesagt haben soll: „Der

1) St. L. Ausg. IX, 792.

2) *Princeton Theological Review*, 15, 622.

3) *Ibid.*, 605. 609.

Brief an die Galater ist mein Brief, mit dem ich mich verlobt habe; er ist meine Katharina von Bora.“⁴⁾ Kein Wunder. Denn in keinem andern Briefe ist die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens so nach allen Seiten hin dargelegt, sind die Argumente der Gegner so scharf und klar widerlegt wie im Galaterbrief. Diese Bedeutung der Lutherschen Auslegung ist ebenfalls je und je in der Kirche anerkannt worden. David Chyträus, der Mitverfasser der Konkordienformel, urteilt in seiner Anweisung zum rechten Studium der Theologie: „Zur geistlichen Ausbildung und um jene der Kirche eigentümliche und der Welt unbekannt Weisheit von der Gnade Christi und der Gerechtigkeit des Glaubens recht zu verstehen, wird bei weitem mehr beitragen der eine Kommentar Luthers über den Brief an die Galater, als alle Werke des Hieronymus, Basiliius, Cyrill, Origenes, Gregor von Nazianz, Epiphanius, Hilarius und der meisten Väter, auf einen Haufen zusammengetragen.“⁵⁾ Calov hat in seiner trefflichen Biblia Illustrata (das beste exegetische Werk der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts, allen Liebhabern exegetischer Studien besonders zu empfehlen und heutzutage öfters spottbillig zu haben) gerade beim Galaterbrief mit Recht Luthers Kommentare außerordentlich stark benützt. Und aus neuerer Zeit urteilt Philippi: „Aus der Zeit der Reformation nimmt der . . . Kommentar von Luther die erste Stelle ein, der in der Tiefe der Auffassung und dem Reichthum der thetischen wie antithetischen Entwicklung der paulinischen Grundgedanken, welche bekanntlich zugleich die Grundgedanken der Reformation selber waren, namentlich der Lehre von der *justificatio sola fide*, stets unübertroffen dastehen wird und dem eifrigsten Selbststudium angelegentlichst zu empfehlen ist.“⁶⁾ Besonders bemerkenswert ist es auch, daß dieser Kommentar Luthers frühzeitig auch ins Englische übersetzt worden ist und dadurch in der englischredenden Welt großen Segen gestiftet hat. Schon im Jahre 1575 erschien diese Übersetzung mit einer längeren Widmung der Übersetzer: „To All Afflicted Consciencences which grone for Salvation, and wrastle under the Crosse for the Kingdom of Christe, grace, peace and victorie in the Lord Jesus Christ our Saviour.“ Der damalige Bischof von London, Edwinus (Edwin Sandys), begleitete das Werk mit folgender Vorrede:

4) *Commentarius de Lutheranismo* I, § 85, p. 139: *Epistola ad Galatas est mea epistola, cui me despondi; est mea Catharina de Bora.* Vgl. Philippi, Erklärung des Briefes Pauli an die Galater, S. 13.

5) *Oratio de studio theologiae recte instituendo*: „Ad eruditionem spirituales et sapientiam illam ecclesiae peculiarem et mundo ignotam de gratia Christi et justitia fidei recte intelligendam longe plus conducet unicus Lutheri in epistolam ad Galatas commentarius, quam omnia Hieronymi, Basilii, Cyrilli, Origenis, Nazianzeni, Epiphani, Hilarii etc. plerorumque Patrum opera in unum collata.“ Philippi, l. c. 12.

6) l. c., S. 12.

TO THE READER.

This Booke being brought unto me to peruse and to consider of, I thought it my part not onely to allow of it to the print, but also to commend it to the Reader, as a Treatise most comfortable to all afflicted consciences exercised in the Schooles of Christ. The Author felt what he spake, and had experience of what he wrote, and therefore able more lively to expresse both the assaults and the salving, the order of the battell, and the meane of the victory. Satan is the enemy, the victory is by onely faith in Christ, as John recordeth. If Christ justifie, who can condemne? saith S. Paul. This most necessary doctrine the Author hath most substantially declared in this his Commentarie. Which being written in the Latine tongue, certaine godly learned men have most sincerely translated into our language to the great benefit of all such as with humbled hearts will diligently reade the same. Some began it according to such skill as they had. Others godly affected, not suffering so good a matter in handling to be marred, put to their helping hands for the better framing and furthering of so worthy a worke. They refuse to be named, seeking neither their owne gaine nor glory, but thinking it their happinesse, if by any meanes they may releeve afflicted minds, and do good to the Church of Christ, yeelding all glory unto God, to whom all glory is due. Aprilis 28. 1575. EDWINUS LONDON.

Der charakteristische, vollständige Titel dieser Übersetzung, die dann wiederholt in England und auch in Amerika erschienen ist, lautet in der uns vorliegenden Ausgabe:

“A Commentarie of Master Doctor Martin Luther upon the Epistle of S. Paul to the Galathians. First collected and gathered word by word out of his preaching, and now out of Latine faithfully translated into English for the unlearned.

“Wherein is set forth most excellently the glorious riches of God’s grace, and the power of the Gospell, with the difference betweene the Law and the Gospell, and the strength of Faith declared: to the joyfull comfort and confirmation of all true Christian beleivers, especially such as inwardly being afflicted and grieved in conscience, do hunger and thirst for justification in Christ Jesu. For whose cause most chiefly this Booke is translated and printed, and dedicated to the same.

“MY POWER IS MADE PERFECT THROUGH WEAKNESSE. 2 Cor. 12, 9.

“LONDON, Printed by George Miller, dwelling in the Black-Fryers. 1635.” 7)

Einer der vielen, die von dieser Übersetzung des Lutherschen Kommentars großen Segen und nachhaltigen Eindruck empfingen, war John Bunyan, der berühmte Verfasser von *Pilgrim’s Progress*, der in seiner Autobiographie *For the Warfare of Life* erzählt: “The God in whose hands we are all our days and ways did cast into my hands one day a book of Martin Luther; it was his *Commentary on the Galatians*; it was so old that it was ready to fall piece from piece, if

7) Die letzten uns zu Gesichte gekommenen Ausgaben sind 1888 in London und 1891 in Philadelphia erschienen.

I did but turn it over. Now I was pleased much that such an old book had fallen into my hands, the which, when I had it but a little way perused, I found my condition in his experience so singularly and profoundly handled, as if the book had been written out of my own heart. This made me marvel; for thus thought I: This man could not know anything of the state of Christians now, but must needs write and speak this experience of former days. . . . But of particulars I intend to say nothing now, only this: Methinks I do prefer this book of Martin Luther upon the Galatians, excepting the Holy Bible, before all the books that ever I have seen, as most fit for a wounded conscience." 8) In der in unserm Besitze befindlichen Ausgabe dieses Werkes vom Jahre 1635 zeigen handschriftliche Notizen, wie das Buch in einer Familie von 1655 bis 1741 von Hand zu Hand wanderte und gelesen wurde. Und auch neuere Reformierte urteilen so von Luthers Auslegung. Der englische Dichter Coleridge, mit deutscher Literatur wohl vertraut, obwohl eines ganz andern Geistes Kind als Luther, hat einmal gesagt: "The only fit commentator for Paul was Luther"; Robinsón sagt in dem oben erwähnten Artikel: "As an exposition of the Epistle, it occupies a place by itself. From beginning to end it is one great polemic. Though copious and somewhat prosy, no commentator ever got closer to the heart of the great Apostle." 9) Und in der Reformationsnummer des *American Journal of Theology* der University of Chicago sagt J. W. Burtam in einem Artikel über "Luther's Place in Modern Theology": "It is no wonder that Luther's Commentary on Galatians should be in many respects his *magnum opus*." 10)

Nun gibt es bekanntlich zwei Bearbeitungen des Galaterbriefs von Luther, die sich in allen Gesamtausgaben seiner Werke finden: die kürzere Auslegung vom Jahre 1519, die Luther dann selbst 1523 überarbeitete und mehrfach veränderte, beide Male in lateinischer Sprache, da er den Brief in dieser Sprache auf der Universität aus- gelegt hatte. Die erste deutsche Übersetzung erschien 1525, nachdem schon 1520 eine spanische Übersetzung in Antwerpen herausgekommen war. Die ausführliche Erklärung hingegen erschien 1535, ebenfalls lateinisch, in deutscher Übersetzung zuerst 1539. 11) Diese Erklärung wurde 1583 ins Französische übersetzt und schon vorher, wie oben ausgeführt, ins Englische. Luther selbst nannte sie sein bestes Werk, 12) während er von seiner früheren Arbeit in sehr bescheidener Weise urteilte und sagte (allerdings in seinen im Wortlaut kaum feststehenden Tisch-

8) P. Anstadt: *Luther, Zinzendorf, Wesley*, p. 41.

9) *Princeton Review*, 15, 620. 604.

10) 21, 488.

11) St. L. Ausg. VIII, 1352; IX, 1. An beiden Stellen finden sich interessante, wertvolle bibliographische Notizen D. A. F. Kopps.

12) „Optimum opus a me scriptum est epistola ad Galatas et in 16. et 17. caput Joannis.“ Bindsfeld, *Colloquia*, III, 196.

reden): „Ich hätte nicht geglaubt, daß meine ersten Erklärungen des Galaterbriefs so schwach wären. Sie taugen nimmer für diese Zeit, sie sind nur mein erstes Ringen gewesen gegen das Vertrauen auf die Werke.“¹³⁾ Justus Menius, der Übersetzer dieser „Ausführlichen Auslegung“, sagt davon: „Wenngleich sonst keine Lehre von der Gottseligkeit, kein Trost noch Ermahnung auf Erden wäre denn diese einige Epistel allein, dermaßen verstanden und betrachtet, daß dennoch die ganze Welt daran allerlei gottseliger Lehre und Trosts gar genug und übrig haben möchte.“¹⁴⁾

Aus einem Briefe Luthers an Johann Lang vom 26. Oktober 1516 war aber schon längst bekannt, daß Luther schon am 27. Oktober 1516, also ein volles Jahr vor dem Thesenanschlag, angefangen hat, in seinen Vorlesungen an der Universität den Galaterbrief auszulegen. „Ich werde morgen die Epistel an die Galater beginnen“, schreibt er.¹⁵⁾ Röstlin teilt mit, daß er diese Auslegung nach damaliger Sitte durch eine Reihe von Semestern fortsetzte.¹⁶⁾ Die Frucht dieser Arbeit war der oben erwähnte kürzere Kommentar von 1519. Aber nun ist auch die allererste Bearbeitung zugänglich gemacht worden. Während der Kriegsjahre, im Herbst 1918, hat nämlich Prof. D. G. v. Schubert die Erstausgabe von Luthers Vorlesung über den Galaterbrief, gehalten vom 27. Oktober 1516 bis zum 13. März 1517, im Druck veröffentlicht, was erst jetzt, wie so manches andere, was während der Kriegsjahre in Europa sich zugetragen hat, hierzulande bekannt wird. Dieser Ausgabe konnte freilich nicht eine eigene Niederschrift Luthers zugrunde gelegt werden, sondern nur die Nachschrift eines Zuhörers. Diese Nachschrift befand sich mit andern wertvollen Schätzen im Besitz P. Kraffts in Elberfeld. Nach dessen Tod erbte sie der Lutherforscher und Reformationshistoriker Nikolaus Müller für das Melancthonhaus in Bretten, doch ohne eine Ausgabe ins Werk setzen zu können. Nun ist sie zum Gedächtnis der Heidelberger Disputation von 1518 erschienen. Gewiß, der Reformator ist noch nicht fertig, aber mit Interesse liest man, wie er schon ein halbes Jahr vor dem Beginn des Reformationswerkes auf die Hauptsache lossteuert. Und deshalb werden auch unsern Lesern einige Mitteilungen aus diesem neuesten zugänglich gemachten Lutherfund interessant sein. Wir entnehmen sie einem Artikel Prof. D. N. Bontwetsch' von Göttingen in der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ vom 11. April 1919, die uns erst kürzlich zuhänden gekommen ist. Bontwetsch schreibt:

„Eine neue Quelle zum Verständnis des werdenden Reformators ist damit erschlossen. Doch macht der Herausgeber mit Recht selbst darauf aufmerksam, wie diese Vorlesung nach ihrer Bedeutung der

13) St. L. Ausg. XXII, 470.

14) St. L. Ausg. IX, 2, Anm.

15) St. L. Ausg. XXI a, 51.

16) Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. I, 291.

über den Römerbrief in keiner Weise an die Seite gestellt werden kann. Charakteristisch ist, daß in ihr des Hieronymus Galaterbrief-Kommentar vornehmlich zur Geltung gelangt. Luther bewegt sich nicht nur noch durchaus in den alten Formen, auch der Inhalt ist noch ‚neuer Wein in alten Schläuchen‘. Die Art der Erläuterung und Beweisführung mit ihren objectiones und responsiones, ihren conclusiones und corollaria, Antithesen und Distinktionen‘ mutet durchaus ‚noch mittelalterlich-scholastisch‘ an. (S. XI f.) Aber dabei macht sich doch auch immer wieder der Einfluß von Augustins Schrift De Spiritu et Littera bemerklich, in der Luther bekanntlich sein für ihn epochemachendes Verständnis der Gerechtigkeit Gottes bestätigt fand. ‚Es ist sein eigenes Leben geworden, das er schildert, wenn er Paulus erklärt.‘ (S. XIII.) Eben in der Zeit jener Vorlesungen rühmt Luther die lautere Theologie der Predigten Paulus und der ‚deutschen Theologie‘. Aber ‚die Einwirkung der deutschen Mystik ist doch nur allgemein‘. Hat Luther selbst später sehr scharf über seine früheren Erklärungen des Galaterbriefes geurteilt, so ist doch trotz allem noch Werdenden diese seine erste Erklärung desselben die Grundlage des Kommentars von 1519 geworden. Klar treten auch schon hier Luthers entscheidende Gedanken entgegen. So dies, daß alle Gesetzeswerke nichts gelten, weil sie nicht aus Liebe zu Gott, also widerwillig, geschehen. (S. 49.) Sie sind daher Heuchelei und eitel. (S. 49.) Die Unterscheidung von Verfehlungen wider das Gesetz und wider die Absicht des Gesetzes ist ihm ein Menschenfündlein. Vielmehr geht die Absicht des Gesetzes nach Matth. 5 darauf, daß es in der Gesinnung des Herzens gehalten werde, und da dies nicht ohne die Gnade geschehen kann, nötigt es, die Gnade zu suchen. (S. 49 f.) Nicht nur das Zeremonialgesetz, sondern das ganze Gesetz ist ein solches ‚des Todes, des Jorns und der Sünde‘. Der Glaube aber ‚nimmt weg die Sünde, den Jorn und Tod, weil er rechtfertigt, Frieden und Leben gibt in Christus, der für uns geworden ist Gerechtigkeit, Friede und Leben, daher, wer an ihn glaubt, nicht sündigt, nicht verstorbt wird, nicht stirbt in Ewigkeit; auch wenn er stirbt, lebt er; wenn er sündigt, wird er gerechtfertigt; wenn er verstorbt wird, wird er befriedet.‘ (S. 50.) ‚Verachtet aber wird das Testament Gottes, wenn noch die Gesetzesgerechtigkeit vonnöten sein soll, denn dann genügt nicht die Gerechtigkeit der Gnade und wird dadurch ihr entzogen.‘ (S. 51.) ‚Nicht sind die Werke des Gesetzes böse, da ja vielmehr von Gott auferlegt; aber darum werden sie verworfen, weil man auf sie das Vertrauen setzt.‘ (S. 42.) Die äußeren Werke sollten geschickter machen zu dem Gute innerer Gerechtigkeit. ‚Daher weder ohne Werke noch aus ihnen, sondern mit den Werken kann man das Heil und die Gerechtigkeit haben, jedoch so, daß, je mehr die innere wächst und fortschreitet, um so mehr die äußeren Werke abnehmen.‘ (S. 42.) Gesetzeswerke sind eben nicht bloß die der Zeremonien, sondern alle, auch des Dekalogs, weil dem Buchstaben nach, ohne die Gnade geschehend (S. 42), Werke des Ge-

setzes (und nicht etwa unsere Werke genannt), weil sie nicht aus eigenem Willen geschehen, sondern aus Furcht der Strafe oder Hoffnung des Lebens wider unsern Willen. (S. 42.) Von der Gerechtigkeit aber lehrt Paulus, sie sei der Glaube an Christus: „nicht lebt der Gläubige, weil er gerecht ist, sondern er ist gerecht, weil er glaubt“; durch den Glauben wird er eins mit Christus. (S. 42.) Alle Sünde aber beruht auf Unglauben. Denn darum wird irdisches Gut begehrt, Böses widerwillig ertragen, weil Christus nicht das wahre Gut ist. Der Glaube an Christus ist also Gerechtigkeit. Gutes hat zu geschehen, weil der Glaube des Wachstums bedarf. Aber auch, wenn er bei etlichen vollkommen sein sollte, als freier Dienst seinem Herrn Christus. (S. 43.) ‚Zerbrochen‘ hat Paulus nach Gal. 2, 18 die Sünden; denn das Gesetz wird erfüllt durch die Gerechtigkeit des Glaubens; wer aber lehrt, daß das Gesetz noch zu erfüllen sei, richtet sie wieder auf. (S. 44.) Durch den Geist ist der Apostel nach Gal. 2, 19 dem Gesetze gestorben, ein guter Baum geworden, der gute Früchte bringt (S. 45); wie Augustin sage, das Gesetz lebe der, welcher mit Liebe der Gerechtigkeit lebe (S. 45). Als Sünder aber werden die Glaubenden nicht mehr erfunden, weil gerecht um Christi willen, dem sie gleichförmig zu werden beginnen durch Ertöten des alten Menschen, so daß, was noch nicht ertötet, ihnen von Gott nicht zugerechnet wird. Wenn aber die Glossa Gal. 4, 10 mit Christus die Erkenntnis Christi bezeichnet finde, so dürfe dies nicht von einer toten Erkenntnis, wie sie auch die Dämonen haben, verstanden werden, sondern so, daß wir vielmehr von Christus erkannt seien. — Gegenüber der alten Unterscheidung eines mehrfachen Schriftsinns ist für Luther (im Anschluß an Augustin) das ganze Gesetz zugleich Buchstabe und Geist, je nachdem es als ohne die Gnade oder mit der Gnade verstanden wird. (S. 60.) Die Redeweise des Apostels ist ihm die theologische. (S. 45.)

„Noch stärker dürfte wohl Luthers Heilsverständnis hervortreten, wenn wir Luthers eigene Aufzeichnung besäßen, aber auch so bleibt diese seine Vorlesung aus der Zeit nur ein halbes Jahr vor den Ablassthesen von hohem Wert.“

So weit Bonwettsch' Mitteilungen. — In der Vorrede zu seiner ausführlichen Auslegung sagt Luther das Wort, das in der Übersetzung des Menius unter uns fast ein geflügeltes Wort geworden ist: „In meinem Herzen herrschet allein und soll auch herrschen dieser Artikel, nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Christus, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist.“¹⁷⁾ Wohl dem, der gerade auch durch das Studium der Lutherschen Erklärung des Galaterbriefs zu dieser Stellung gelangt und dadurch ein rechter christlicher Theolog und Prediger wird!

L. J.

17) Vgl. St. L. Ausg. IX, 8 und Walthers Pastorale, S. 94.

Standen die Patriarchen auf der Stufe des Polytheismus?¹⁾

Wie sehr in neuerer Zeit die biblischen Erzväter und ihre Stellung in der Geistesgeschichte der Menschheit ein Gegenstand mannigfaltigster Angriffe gewesen sind, ist leider nur allzu gut bekannt geworden. Denn bis in die Schulbücher herab ist sogar ihre geschichtliche Wirklichkeit in Zweifel gezogen worden, indem man behauptet hat, daß sie entweder als Personifizierungen von Stämmen oder als ursprüngliche Götter aufzufassen seien. Noch viel heftiger wird sodann dies bestritten, daß ihr religiöser Glaube die erste Stufe der wahren Religion Israels bezeichnet habe. Den höchsten Grad von Herabsetzung der religionsgeschichtlichen Stellung Abrahams und seiner wahren Nachkommen hat man aber erst in der neuesten Zeit voll auszubilden gewagt. Denn nun schreibt man diesen Männern Vielgötterei zu und behauptet, daß Polytheismus die wahre Religion Israels noch in viel späterer Zeit gewesen sei. Dem Aufbau dieser Meinung hat Gustav Jahn während des Krieges ein Buch von fast 700 Seiten gewidmet, das den Titel führt: „Über den Gottesbegriff der alten Hebräer und ihre Geschichtsschreibung.“ Es nützt aber nichts, über solche Angriffe gegen das Alte Testament bloß betrübt zu sein, man muß vielmehr nachforschen, wie man sie zurückschlagen kann. Wenn ich dazu nun hier einen kurzen Beitrag geben darf, so ist dies zu sagen:

1. Der erste Umstand, worauf diese Behauptung in jenem Buche und auch wieder in der neuesten alttestamentlichen Theologie (Knudson, *The Religious Teaching of the Old Testament*, New York 1919, S. 79) gestützt werden soll, liegt in der Form des Wortes, mit dem die Hebräer den Begriff „Gottheit oder Gott“ meistens ausdrücken. Dieses Wort besitzt nämlich pluralische Form, denn es lautet *elohim*. Darauf beruht gleich der erste Satz in dem erwähnten Buche von Jahn. Aber indem man sich jetzt neuerdings oft auf die pluralische Form dieses Wortes beruft, um den vielgötterischen Charakter der älteren Religion Israels zu beweisen, werden folgende Dinge übersehen.

Die pluralische Form von *elohim*²⁾ ist erstens nur ein Abstraktplural, der nach seiner Herkunft vom arabischen *aliha*, „fürchten“, den Inbegriff des Scheueinsflößenden bezeichnet, und den man am besten durch „Gottheit“ wiedergibt. Das Wort meint also, um es noch deut-

1) Diesen Artikel entnehmen wir der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ von diesem Jahr, Nr. 10 und 11. Der Verfasser desselben ist D. Ed. König in Bonn, dessen Stellung zur Heiligen Schrift zwar auch keine ungebrochene ist, der aber den radikalen Kritikern gegenüber je und je eine konservative Richtung innegehalten und so der Wahrheit manchen wertvollen Dienst geleistet hat, wie auch aus dem hier mitgeteilten Artikel hervorgeht. F. B.

2) Die alten lutherischen Theologen erblickten mit Recht in der Pluralform *elohim* einen Hinweis auf die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, die auch sonst nicht undeutlich im Alten Testament wiederholt zum Ausdruck kommt. F. B.

licher zu sagen, zuerst so viel wie „Ehrfurcht“ und dann nach der so häufigen Setzung des Abstraktums für das Konkretum so viel wie „das mit Ehrfurcht zu betrachtende Wesen“. Solche Abstraktplurale, von denen einer in elohim vorliegt, gibt es im Hebräischen auch viele andere, wie z. B. ballähôth „Schrecklichkeit, Schrednis“ (Hesek. 26, 21 usw.), und insbesondere kann elohim nicht von be'alim „Herrschaft = Herr“ (Jes. 1, 3 usw.) abgetrennt werden. Ja, die hebräische Sprache besitzt mehr solche Pluralformen als andere semitische Sprachen. Denn im Hebräischen wird z. B. der Himmel durch die Pluralform schamájim bezeichnet, während der Araber dafür ein in der Einzahl stehendes Wort (samâ'un) sagt. Zweitens wird jene Pluralform elohim freilich auch einige Male mit pluralischem Eigenschaftswort oder Zeitwort verbunden. Aber dies kommt zunächst nur in solchen Fällen vor, wo wirklich heidnisch, Verehrer von vielen Göttern sprechen, wie Philister z. B. in 1 Sam. 4, 8. Sodann ist die pluralische Konstruktion von elohim nur durch dessen Form veranlaßt, also nur eine formale Sache. Das zeigt sich aufs deutlichste daran, daß elohim auch da, wo es zweifellos und nach allgemeiner Anerkennung eine einzige Gottheit bezeichnet, trotzdem pluralisch konstruiert ist, wie in bezug auf das goldene Kalb (2 Mos. 32, 4), wo leider auch in der Lutherbibel die ganz unmögliche Mehrzahl „Das sind deine Götter“ geschrieben ist. Wie sehr mit der pluralischen Form elohim nur eine einheitliche Größe bezeichnet werden konnte und sollte, ersieht man ja weiterhin noch daraus, daß auch die entsprechende Pluralform iláni in den Amarna-Briefen (von ca. 1400 v. Chr.) den Begriff „Gottheit“ ausdrückt und z. B. einen einzelnen König bezeichnet. Von dieser wichtigen Entdeckung haben freilich Zahn und Knudson noch keine Notiz genommen.

Aus allen diesen Gründen ergibt sich aber, daß die pluralische Form des Ausdrucks elohim nur eine sprachgeschichtliche und keine religionsgeschichtliche Erscheinung ist. Also darf diese Form jenes Wortes keineswegs als Stützpunkt für die Behauptung verwendet werden, daß die Religion der Patriarchen eine vielgötterische gewesen sei.

2. Einen andern Beweisgrund für jene Behauptung hat man insbesondere aus Eigennamen schöpfen wollen, die in der Geschichte Israels auftreten. Denn man pflegt darauf hinzuweisen, daß die Personennamen von Israeliten eine große Zahl heidnischer Götternamen enthalten. Aber daß fremde Götternamen als Bestandteile israelitischer Eigennamen vorkommen, kann ja in erster Linie darauf beruhen, daß vielfach leider eine Abirrung von Gliedern der israelitischen Nation zum Kultus anderer Götter eintrat, und solche Israeliten dann leicht die von ihnen verehrten Götter oder Göttinnen im Namen ihrer Kinder anwendeten. Folglich können die Personennamen Israels, die fremde Gottesnamen enthalten, schon deshalb keineswegs die Vielgötterei der zu Recht bestehenden Religion Israels erweisen. Außerdem beruht es in zweiter Linie oft nur auf einem falschen Schein, wenn behauptet wird, daß

ein fremder Gott in einem israelitischen Personennamen enthalten sei. So ist es, wenn ein Sohn Davids den Namen Be'eljada' bekommen hat (1 Chron. 14, 7). Denn der darin enthaltene Ausdruck Ba'al drückt auch den Gattungsbegriff „Herr“ oder „Ehegemahl“ aus. Daher war es leicht möglich, daß er auch auf den Ewigen übertragen wurde, zumal man diesen nach einer bekannten bildlichen Sprechweise auch als den Ehegemahl der Nation Israel bezeichnete (Jes. 50, 1 usw.). Ja, diese Verwendung des Wortes Ba'al ist sogar ausdrücklich als eine Tatsache berichtet. Denn als eine Zeit eintrat, wo wegen des außergewöhnlich starken Sinkens der religiösen Treue Israels alle Adiaphora, alle früher mehr gleichgültigen Dinge, vermieden werden mußten, da verkündete Gott durch seinen Propheten: „Du sollst mich heißen ‚mein Mann‘ und nicht mehr ‚mein Ba'al‘ heißen“ (Hos. 2, 18; bei Luther: B. 16).

Wie demnach die in Eigennamen von Israeliten auftretenden Bezeichnungen fremder Götter durchaus nicht die Vielgötterei der zu Recht bestehenden Religion Israels begründen können, ebensowenig kann dies der zu Jeremias Zeit geltende Satz: „So viele deiner Städte sind, sind deiner Götter, o Juda“ (Jer. 2, 28), den Zahn in seinem früheren Werke über die Bücher Esra und Nehemia (S. 188) als Schibboleth hat drucken lassen. Als wenn dieser Satz erstens für alle Perioden der Geschichte Israels und zweitens für alle Glieder dieses Volkes gälte. Der Prophet Jeremia, der Vertreter der wahren Religion Israels, spricht mit jenem Satze ja eine furchtbare Anklage gegen die religiös ungetreuen Israeliten aus, und die wahre Religion Israels bestand weiter; wenn ihr auch, wie zu Ahas und Isebels Zeit im Zehnstämmereich, nur „siebentausend“ (1 Kön. 19, 18) treu geblieben waren. Die Nichtunterscheidung der legitimen Religion des Alten Testaments und der sogenannten Volksreligion Israels, muß einfach die Hauptkrankheit der meisten gegenwärtigen Darstellungen der Geschichte Israels genannt werden.

3. Wie die erwähnten angeblichen Stützen der neueren Behauptung vom vielgötterischen Charakter der älteren Religion Israels bei näherer Untersuchung zusammenbrechen, so auch anderes Material, das man sonst noch neuerdings für sie geltend machen zu können gemeint hat. Denn auch z. B. in dem Satze „Lasset uns Menschen machen!“ usw. (1 Mos. 1, 26) haben manche (z. B. Gunkel) in der jüngsten Zeit entweder einen Nachhall alter Vielgötterei der Hebräer oder eine Spur von einer vielgötterischen Vorlage aus der babylonischen Literatur finden wollen. Aber der wirklich vorliegende biblische Text ist weit davon entfernt, vielgötterische Reminiszenzen des Darstellers zu beweisen. Denn dieser gebraucht ja sofort in B. 27 die Einzahl des Zeitwortes und des besitzanzeigenden Fürwortes in bezug auf elohim, „Gott“, indem er schreibt: „Und elohim schuf den Menschen zu seinem Bilde.“ Die Verwendung der Mehrzahl gerade in der ersten Person Pluralis:

„Lasset uns machen!“ ist am wahrscheinlichsten aus der unwillkürlichen Redeweise eines Wesens, das mit sich selbst über die Ausführung eines Planes zu Räte geht, zu erklären.³⁾

Oder liegt jener Ausdrucksweise ein babylonisches Muster zugrunde? Nämlich wie man ja neuerdings an so vielen Stellen des Alten Testaments geneigt ist, eine Entlehnung aus der babylonischen Gedankenwelt anzunehmen, so hat man auch in der erwähnten Stelle über die Menschenschöpfung mindestens eine „unbewußte Erinnerung“ an einen babylonischen Text von Einfluß sein lassen wollen. Aber wie gänzlich würde doch, wenn eine babylonische Vorlage bearbeitet worden wäre, der Schwarm von Göttern und Göttinnen vertrieben worden sein, der im babylonischen Schöpfungspos (Zeile 10 ff.) uns entgegentritt! Da könnte man nicht genug sich darüber wundern, wie an die Stelle des Nebels der Vielgötterei der reine Äther des Monotheismus getreten wäre.

4. Während aber keine haltbaren Gründe für die Annahme der Vielgötterei auch nur der ältesten Stufe der alttestamentlichen Religion aufgetrieben werden können, gibt es die deutlichsten Zeugnisse, die gegen dieses moderne Dogma sprechen.

Denn zunächst in Jos. 24, 2 f. lesen wir als Anrede Gottes an Israel: „Eure Väter wohnten vorzeiten jenseits des Stromes [des Euphrat], Tharah, Abrahams und Nahors Vater, und dienten andern Göttern. Da nahm ich euren Vater Abraham jenseits des Stromes und ließ ihn wandern im ganzen Lande Kanaan.“ Also da ist in bezug auf Tharah die Anbetung mehrerer Götter und Abrahams Gegensatz dazu bezeugt. Ebendasselbe geschieht aber anderwärts auch in bezug auf die Verwandten Abrahams, die in Mesopotamien zurückgeblieben waren, und Jakobs Gegensatz zu ihnen. Denn dem Laban und seiner Familie ist der Kultus mehrerer Götter zugeschrieben, wie er ja sich darüber beklagte, daß Rahel, um den Schutz der Hausgötter ihres Vaters mitzunehmen, ihm seine Götter gestohlen habe (1 Mos. 31, 30). Dagegen Jakob forderte, als er in die Heimat zurückkehrte, von seiner Familie im weiteren Sinne, daß sie die fremden Götterbilder und die auf Wahrsagerei oder Zauberei bezüglichen Dinge ihm ausliefere, und er vergrub sie (1 Mos. 35, 1—4).

Endlich ist es das erste Prinzip in der Grundgesetzgebung der mosaischen Religionsstufe, daß nur der Ewige, der sein Volk aus Not und Tod errettet hatte, verehrt werde (2 Mos. 20, 2 f.), und die Herolde der wahren Religion Israels, das heißt, eben der alttestamentlichen Religion, kannten keine schlimmere Untreue in religiöser Hinsicht, als wenn neben den alten Nettergott noch andere Götter gestellt wurden. Man weiß doch, wie z. B. Elia, der Thisbiter, einem Riesen gleich in den

3) Wahrscheinlicher und befriedigender und vom Offenbarungs- und Inspirationsstandpunkt aus auch viel ungesuchter und natürlicher ist hier die an der Dreieinigkeitslehre orientierte Auslegung unserer Alten. J. B.

Kampf trat, als infolge des Einflusses der früheren phönizischen Prinzessin Isebel auf ihren Ehegemahl Ahab dieser den Baalskultus offiziell einführen wollte (1 Kön. 16, 31). Auch ist doch das unvergessen, daß z. B. Rabbi Akiba mit dem Bekenntnis: „Der Ewige ist unser Gott“ usw. (5 Mos. 6, 4) auf den Lippen als Märtyrer seinen Geist aushauchte.

5. Weil nun so gezeigt werden kann, daß die moderne Behauptung vom vielgötterischen Charakter der Patriarchenreligion oder der älteren Religion Israels überhaupt keine Gründe für sich, aber viele gegen sich hat, muß man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß es verborgene Anlässe geben müsse, die zur Aufstellung einer solchen Behauptung führen. Diese Anlässe können auch wirklich entdekt werden. Sie liegen teils auf dem Gebiete der Methode des Forschens und teils in einer weithin herrschenden Grundanschauung der neueren Zeit.

In bezug auf die Methode der Erforschung der alten Geschichtsbücher ist es in unserm Zeitalter leider sehr zur Gewohnheit geworden, nur oder fast nur diejenigen Bestandteile der Quellen aufzusuchen, welche [scheinbar] gegen die Autorität derselben sprechen. Und doch ist nur die allseitige Kritik, welche mit ebendemselben Eifer auch die für die Autorität der Überlieferung sprechenden Aussagen der Quellen sucht, die echte Kritik. Deshalb habe ich schon seit einer Reihe von Jahren mich bemüht, alle diese Bestandteile zunächst der alttestamentlichen Bücher, welche positive Glaubwürdigkeits Spuren genannt werden können, mit derselben Vollständigkeit zu sammeln und in die Waagschale der wissenschaftlichen Entscheidung zu werfen, mit der die etwaigen Gegenmomente zu sammeln und zu erwägen sind.

Sodann ist jetzt auch die Methode vielfach üblich, von den tatsächlich im Texte stehenden Aussagen wegzublicken und in die vorgeschichtliche Zeit zurückzugreifen. Das nenne ich gewöhnlich kurz einfach eine Flucht in den leeren Raum. Wie dieses Verfahren selbstverständlich zu verwerfen ist, so natürlich auch die dritte Methode, die man jetzt so oft angewendet findet, nämlich die in den alttestamentlichen Schriften auftretenden Erscheinungen aus dem jetzt sogenannten Milieu erklären zu wollen, also nach dem zurechtzuschneiden, was in der allgemeinen-semitischen oder sonstigen Kultur des Altertums gefunden wird. Denn dieses Verfahren setzt voraus, daß die wahre Religion keine Eigenartigkeit besessen haben könne. Diese Voraussetzung ist aber der Ruin der echten Kulturgeschichtsforschung. Denn wenn nicht mehr das Eigenartige in den Quellenberichten beachtet und geschützt werden soll, dann braucht man gar keine Quellen mehr, sondern kann sich den Verlauf der Geschichte selbst konstruieren, wie dies neuerdings auch wirklich vielfach in bezug auf die Religionsgeschichte Israels versucht worden ist.⁴⁾

4) In einer Besprechung der Schrift G. A. Cooke's (Driver's Nachfolger zu Oxford): *The Book of Joshua*, zitiert D. König auch folgende Aussprache Cooke's: „Wenn Jahve nur wie eine andere semitische Gottheit betrachtet worden wäre,

Die neuerdings weithin bevorzugten Arten von Methode hängen aber schließlich mit der darwinistisch angehauchten Grundrichtung der modernen Kulturgeschichtsforschung überhaupt zusammen, die sich auch in manchen und gerade wegen ihres neuen Verfahrens weithin tonangebenden Arbeiten auf dem alttestamentlichen Gebiete geltend gemacht hat. Nach dieser Grundanschauung soll die Entwicklung durchaus von unten nach oben gegangen sein und soll auch in der wahren Religion Israels nicht ein Strahl von oben her, aus der jenseitigen Welt, aufgeleuchtet sein. Infolgedessen sind die Freunde dieser Grundanschauung geneigt, immer hinter den Text zu blicken, um angeblich ursprüngliche Anschauungen zu entdecken, und sie meinen, die wahre oder mosaisch-prophetische Religion aus einer sogenannten „Volksreligion“ ableiten und diese, die in der Bibel als Abfall von Gott bezeichnet wird, zu einer mit der prophetischen Religion gleichberechtigten Größe machen zu dürfen.

Wie die Aufstellungen dieser modernen Richtung schon früher von mir und andern durch vollständige Entfaltung des Für und Wider kritisiert worden sind, so ist es nun auch jetzt abermals in meinem Kommentar zum ersten Buch Mose geschehen, der vor kurzem unter dem Titel „Die Genesis, eingeleitet, übersezt und erklärt“ erschienen ist. Da war es mir wieder ein Hauptanliegen, auch das geschichtliche Dasein der Erzbäter zu erweisen und die religionsgeschichtliche Bedeutung Abrahams in ihrem Zusammenhang mit dem ganzen göttlichen Heilsvplane klar ans Licht zu stellen.

Aus Luthers Spruchweisheit.

IV.

Nach diesen Bemerkungen über die Formen der Sprüche Luthers steigen wir zu ihrem Hauptinhalt empor. Es ist der gedrungene, kraftvolle Ausdruck seines lebendigen, unerschütterlichen Gottes- und Christusglaubens. Es ist hier schwer, eine Auswahl zu treffen. Bei der getroffenen Wahl behalte ich die Eigenart der Form besonders im Auge.

Wie sehr Luther im Psalter lebte, zeigen insbesondere auch die Buchinschriften. Wir heben zwei lateinische Buchinschriften aus den Jahren 1538 und 1539 über Ps. 27, 14 heraus: *Expecta Dominum, viriliter age, confortetur cor tuum, et expecta Dominum.* Luther hatte in der ersten Psalmenübersetzung (Wittenberg 1524) den Vers so übersezt: „Harre des HErrn. Sei getrost und laß dein Herz festhalten

wenn die Glaubensüberzeugungen über sein Wesen und seine Eigenschaften sich nicht über die anderswo herrschende Höhenmarke erhoben hätten, dann würde die Religion Israels denselben Weg wie die Religion der Kanaaniter gegangen sein und hätte zu nichts geführt.“ (Theol. Literaturblatt 1920, 99.) J. B.

und harre des Herrn.“ In der im Jahre 1531 erfolgten Revision des Psalters bekam der Vers die uns jetzt geläufige Fassung: „Harre des Herrn! Sei getrost und unbergagt und harre des Herrn!“ Luther selbst brauchte häufig noch den lateinischen Text, wie er z. B. in der oben besprochenen „wunderlichen Rechnung“ (Hausrechnung) vom Jahre 1542 die Worte schrieb: „Maritus audiat et audeat istud Psal. 26“ (nach der Zählung der Vulgata), das heißt: Der Ehemann höre und wage (das lateinische Wortspiel ist unübersetzbar) das Psalmwort: *Expecta Dominum, viriliter age, confortetur cor tuum et sustine Dominum. Nam oeconomia est alitrix politiae et ecclesiae* („Der Hausstand ist die Nährmutter des Staatswesens und der Kirche“; vgl. Enders, Band 15, S. 61). Das Psalmwort drängte sich ihm unter den mancherlei schweren Erfahrungen des Jahres 1538 immer wieder in den Vordergrund. Er schrieb am 25. November in einem lateinischen Brief an Nikolaus von Amstdorf: „Ich habe fast in diesem ganzen Jahr gelernt, mit Paulus zu singen: ‚Als die Sterbenden, und siehe, wir leben‘, 2 Kor. 6, 9 (vgl. Enders, 12. Band, S. 38, 3. 59 f.). Nun widmete er in diesem Jahr ein Exemplar seines größeren Kommentars zum Galaterbrief in der zweiten Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1538 dem Rektor der Schule an der Nikolauskirche in Passau, Leonhard Päminger, einem der hervorragendsten Musiker und Komponisten jener Zeit, und schrieb in das Buch folgende Widmung: „Ps. 26 [Ps. 27, 14]. *Expecta Dominum etc, Mira sententia* (Ein wunderlicher Spruch). *Expectare iubemur eum, qui nusquam non est, praesentior nobis, quam simus nos ipsi nobis.* (Warten sollen wir auf den, der allüberall ist — uns gegenwärtiger, als wir selbst uns sind.) [Das Folgende in deutscher Wiedergabe:] Apost. 17: Seines Geschlechts sind wir. Und wiederum: In ihm leben, weben und sind wir [Apost. 17, 28]. Wo ist er? Wohin ist er weggegangen? Wo hat er uns verlassen, wenn wir doch in ihm sind, leben und uns bewegen? Oder können wir ohne Bewegung, ohne Leben, ohne Sein bestehen (subsistere), so daß wir angewiesen werden, seiner zu harren, ohne den wir doch weder sind noch leben noch uns bewegen? Aber das ist die Theologie Christi, der ruft, er werde verlassen (Ps. 22, 2 = Matth. 27, 46), da er doch nicht nur nicht verlassen werden konnte, sondern Gott selbst war ganz und gar, das Wort, der Schöpfer von allem (*Deus ipse totus erat, Verbum, Creator omnium*). So ist es bei uns, den Kindern Gottes: Indem wir verlassen werden, werden wir nicht verlassen (*dum relinquimur, non relinquimur*). Das glaube, so wirst du merken, daß es wahr ist. Wenn du es nicht glaubst, wird nichts falscher (*falsius*) scheinen. Martinus Lutherus D.“ (Vgl. Beiträge zur bairischen Kirchengeschichte, Band 4, 1898, S. 124.) In diesen kraftvollen, unendlich trostreichen Worten kommt die ganze Spannung zum Ausdruck, die der die unsichtbaren Wirklichkeiten ergreifende Glaube auszuhalten hat und tatsächlich auch aushält. Noch zugespitzter ist die Fassung der gleichen Gedanken in

ciner Buchinschrift aus dem Jahre 1539: „Ps. 26. Expecta Dominum etc. Mira sententia. Deus, qui est ubique praesentissimus, iubetur expectari, quasi sit nusquamtissimus: sed sic sentit affectus pius in tentatione, cum sibi impii persuadeant eum esse proximum, summa securitate et praesumptione, ut Jeremias (12, 2) dicit: Longe es a renibus eorum. Ein wunderlicher Spruch. Gott, der überall der Gegenwärtigste ist, soll erharret werden, als ob er der Nirgendwo im Superlativ wäre [die Bildung nusquamtissimus ist von einzigartiger Wirkung*]; aber so empfindet ein gottseliges Herz in der Anfechtung, während sich die Gottlosen einreden, er sei ihnen ganz nahe, in der größten Sicherheit und Vermessenheit, wie Jeremias sagt: Du bist ferne von ihrem Inneren. Der Gegensatz zu den Gottlosen (antithesis ad impios): „Fürchtet den HERRn; seid verzagt, und es erzittere euer Herz und fürchtet den HERRn.“ Aber dies glauben die Gottlosen nicht, gleichwie die Frommen das Gegenteil nicht so hoffen, wie es sein sollte. Und dennoch ist es wahr: Der HERR ist nahe denen, die ihn fürchten, und erkennt das Hohe (alta) von ferne (Ps. 138, 6). So kommt es, daß weder die Frommen des gnädigen Gottes harren, noch die Gottlosen den drohenden fürchten. Bei beiden geschieht dies nur teilweise und in sehr geringem Grade (nisi ex parte et valde modice utriusque). Mart. Luther 1539.“ (Vgl. Enders, 12. Band, S. 334, Nr. 2807. Die originale Niederschrift Luthers war im Lauf der Zeit, in zwei Teile gespalten, an verschiedene Orte gekommen; es ist D. Albrecht gelungen, sie wieder zur ursprünglichen Einheit zurückzuführen.)

Die Ausfagen Luthers von dem Deus praesentissimus, das heißt, von dem ganz gegenwärtigen Gott, haben eine ungeheure Wucht; sie erhalten aber erst dann ihr volles Verständnis, wenn man die Offenbarung Gottes in Christo in ihrer ganzen Bedeutung erkennt. Auch über diese sei einer der bezeichnendsten Sprüche mitgeteilt. Er schließt sich an das Wort Jesu bei der Heilung eines Sichtbrüchigen an, als er den Pharisäern, die in dem Menschensohn den Gottessohn nicht sehen und erkennen wollten, ihre lästernden Gedanken verwies: „Auf daß ihr aber wisset, daß der Menschensohn Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben (sprach er zu dem Sichtbrüchigen): „Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!“ (Matth. 9, 6.) Luther erläutert die Worte „in terris“ (auf Erden) mit folgenden Worten (in einer lateinischen Buchinschrift aus dem Jahre 1541 — Enders, 14. Band, S. 139): „Damit ihr nicht nach der Weise und Meinung der Pharisäer wähnet, nur im Himmel und außerhalb der Erde oder, wie die Papisten meinen, in ihrem Purgatorium gebe es eine Vergebung der Sünden, sollt ihr wissen, daß

*) Eine ähnlich originale Bildung vgl. in den Tischreden von Förstemann. 1. Abt. 1844, S. 223. Harlek hat den Gedanken der Tischrede in folgenden Versen wiedergegeben: „Welt von je ist so gewest, Wie das Verbum sum, es, est; Vogel-frei will stets sie sein, Läßt sich nicht auf Regeln ein, Schwerlich wird's uns je so gut, Daß sie geht wie sum, sus, sut.“ (Aus Luthers Lehrweisheit, 1867, S. 121.)

bei euch, unter euch und durch euch (apud vos, inter vos et per vos), die ihr auf Erden lebt, Vergebung der Sünden sei, gegeben und empfangen werde — also, daß Gott, der die Sünden vergibt, nicht weiter von euch (a vobis) entfernt ist denn als der Schöpfer, der erhält, speist, nährt und schützt. Gleichwie er nämlich durch euch, unter euch, bei euch (per vos, inter vos, apud vos) euch (vos) schafft, speist, erhält und schützt, ebenso ist er auch durch euch, unter euch, bei euch (per vos, inter vos, apud vos) als Vergeber der Sünde und Spender der Gnade. Daher, wenn ihr Gott erkennen, sehen, ja fühlen oder tappen (palpare) wollt, so sehet und fühlet euch selber (vos ipsos); denn ihr (vos) seid sein Werk, und seine Werke sind in euch (in vobis) und hinwiederum durch euch in euch (et mutuo per vos in vobis). Und dies (tue ich alles) durch den Menschensohn. Nicht ich selbst in meiner offenbaren Herrlichkeit oder Majestät tue ich dies — was ihr nicht ertragen könntet —, auch nicht durch Engel, welche auch der heilige Moses nicht ertragen konnte, sondern der Menschensohn (tut dies), und nach ihm werden nur Menschensohne dies euch in euch (vobis in vobis) erweisen. Und ihr (vos) Menschensohne werdet es weiterhin gegen andere Menschensohne erweisen, bis jener Tag kommt, an welchem Gott selbst ohne euch (sine vobis) sein wird und alles tun wird in euch (in vobis) und ihr (vos) alles in ihm. Amen. Mart. Luth. D.“ Die volle Gegenwart der Heilsoffenbarung wird durch die stete Wiederholung und Abwandlung des Pronomens vos hervorgehoben, das in diesen wenigen Zeilen nicht weniger als zweiundzwanzigmal wiederkehrt (vos dreimal im Nominativ, zweimal im Akkusativ, apud vos, inter vos, per vos dreimal, per vos allein einmal, vobis einmal, a vobis einmal, sine vobis einmal).

Es wird mit großer Energie die Innertweltlichkeit der Offenbarung Gottes betont, und zwar sowohl der Schöpfungs- wie der Erlösungs-offenbarung. Gott ist nicht ferne, sondern der Allernächste, da wir sein Werk sind, das durch unsern eigenen, nur durch Gott möglichen Dienst an uns und andern gefördert wird. So wirkt auch der erlösende Gott auf Erden in dem Menschensohn, den er gesandt hat, und dessen Dienst durch Menschen, seine Boten, weitergeführt wird, bis der Tag der Vollendung kommt, an welchem Gott alles in allen sein wird. Wir sehen, daß für Luther das Weltall „durchwogt war von den formenden Kräften der Gottheit. Aber nie schwankte er zum Pantheismus hinüber. Was ihn davon abhielt, war das unerschütterliche Bewußtsein von der Sünde als Schuld“ (R. Seeberg, Die Lehre Luthers, 1917, S. 162).

V.

Zum Schluß teile ich eine höchst merkwürdige, auf den ersten Blick rätselhafte Ausführung über Röm. 8, 31 mit: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Die Bibelfinschrift stammt aus dem Jahre 1542 (vgl. Weimarer Ausgabe, 30 II, S. 362) und lautet in der ersten Ver-

öffentlichung durch Georg Röer (Vielere schönen Sprüche aus göttlicher Schrift Auslegung, Wittenberg 1547; abgedruckt z. B. Erl. Ausg., Bd. 52, S. 380) so:

„Rom. VIII.

SI DEVS PRO NOBIS, QVIS
contra Nos?

Wenn wir das Pronomen Nos und Nobis / wol künden declinirn / und verstehen / So würden wir das Nomen Deus / auch wol coniugirn / Und aus dem Nomen ein Verbum machen / das hies / Deus dixit & dictus est. Da würde die Praepositio Contra / zu allen Schanden werden / und endlich ein Infra nos / draus werden / Wie es doch geschehen wird und muß / Amen. Mart. Luth.“

Die Schwierigkeit der Interpretation liegt in der eigentümlichen Verbindung des Deklinierens des Pronomens nos und nobis mit dem Konjugieren des Nomens Deus. Wenn das eine recht gelingt, würde das andere auch zutreffen. Aber was soll das heißen: ein Nomen konjugieren? Liegt etwa eine scherzhafte Anspielung auf den damaligen Unterricht in der lateinischen Grammatik vor, aus dem sich der Ausdruck „aus dem Nomen ein Verbum machen“ erklären würde? In jedem Fall muß unter dem Deklinieren und Verstehen des Pronomens mehr als die bloße Abwandlung nos, nostri, nobis, nos verstanden werden. Luther hat einmal in einer Tischrede über Bucer geäußert, er sei ein Schlingel (nequam) per omnes casus, per omnes partes orationis, per omnes regulas grammaticas (aus dem Jahr 1542 — Weim. Ausg., 5. Band, S. 122, Nr. 5390). An unserer Stelle müssen jedenfalls die verschiedenen Präpositionalverbindungen mit zur Deklination des Pronomens gerechnet werden. Wie könnte sonst die Präposition contra zuschanden werden und endlich ein infra nos daraus werden? Luther will also — ähnlich wie in dem oben besprochenen Wort über Matth. 9, 6 — sagen, daß der Satz Deus pro nobis bei richtiger Abwandlung den Satz Deus apud nos, inter nos, per nos, ja in nobis in sich schließt. Der Gott, der für uns ist, ist bei uns, unter uns, wirkt durch uns, ja in uns selber. Und damit ergibt sich eine einleuchtende Verbindung mit dem Konjugieren des Nomens Deus.

Ich dachte zuerst bei den Worten: Deus dixit et dictus est, das heißt: Gott hat gesprochen und ist gesprochen worden, an die Stelle Joh. 10, 34: Ego dixi, dii estis, in der Menschen das Prädikat dii beigelegt wird; und kombinierte den Gedanken mit den hohen Aussagen über die Christen, daß sie domini, Herren, sind. Aber im Briefwechsel mit D. Albrecht stellte sich eine andere Bahn der Auslegung fest, zu der er die Anregung gab. Inwiefern kann man gerade bei dem Nomen Deus vom Konjugieren reden und aus dem Nomen ein Verbum machen? Weil in dem Begriff des dreieinigen Gottes der Logos, das Wort, das Verbum steckt und jede Betätigung Gottes sich durch das Wort vermittelt. Die beiden großen Offenbarungen Gottes sind aber die Schöpfung und

die Erlösung. In der Schöpfung hat Gott gesprochen, *Deus dixit*; das Instrument oder Mittel aber, dessen er sich bediente, ist sein allmächtiges Wort, das von Anfang an mit Gott gewesen ist (vgl. z. B. im Genesiskommentar, Weim. Ausg., Bd. 42, S. 15, Z. 12 ff.). „Die zwei Personen sind also unterschieden: der Vater ist, der da spricht, und die andere Person der Sohn, so gesprochen wird. Das sind zwei unterschiedliche Personen, und ist doch ein einziger, ewiger Gott“ (W. Ausg., Bd. 46, S. 549, Z. 35; vgl. auch S. 59, Z. 31). Die Erlösung der Welt ist aber dadurch zustande gekommen, daß das Wort Fleisch geworden, das heißt, in die Menschheit eingegangen ist; hier gilt: *Deus dictus est*. So tritt im fleischgewordenen *Logos* die das *Attivum dixit* und das *Passivum dictus est* umschließende Konjugation des Nomens *Deus* vollends in die Erscheinung, und da nun nicht nur der Schöpfer und Erhalter des natürlichen Lebens, sondern auch der Vergeber der Sünde und Spender der Gnade bei uns, unter uns, ja in uns ist, so muß ja wohl der Satz richtig sein, daß, wenn Gott für uns ist, niemand gegen uns sein kann. Es muß vielmehr nach Ps. 8, 7 alles unter die Füße derer gelegt werden, für die Gott eintritt. So wird die Präposition *contra* zu allen Schanden werden. Man kann die Summe des Glaubens und der Theologie Luthers in dem so verstandenen Spruche finden.

VI.

Es würde im Bilde Luthers etwas fehlen, wenn wir nicht auch seiner Polemik gedächten und die Frage untersuchten, ob nicht auch in ihr der kurze Spruch eine Rolle spielte. Ein heiteres Beispiel kann dafür angeführt werden. Es bezieht sich auf die Verunglimpfung seines Ehestandes, die sich vom Jahre 1525 an in Strömen von Schmutz ergoß. Luther nahm lange Zeit gar keine Notiz davon, und das reizte noch mehr. Da wollten sich zwei junge Leipziger Magister, Johannes Hasenberg aus Böhmen, ein Hünstling Herzog Georgs, der ihn im Wintersemester 1525 gegen den Willen der Artistenfakultät in Leipzig zu deren Defak machte, und Joachim von der Henden (*Myricianus*) aus Friesland, eine Antwort des Reformators erzwingen. Sie sandten im August 1528 eine gedruckte lateinische *Epistola* und einen deutschen Sendbrief „durch eigen Kost und Voten“ ins Haus Luthers nach Wittenberg. Hasenbergs Brief begann im Stile der katilinarischen Reden Ciceros: *Quousque tandem, apostata omnium insanissime . . .* und schloß mit dem Distichon: *Omnibus in terris Ludero turpior alter Non fuit et non est, nec magis ullus erit* (das heißt: In allen Landen gab es nicht, gibt es nicht und wird es nicht geben ein zweites Scheusal wie Luder). Joachim von der Henden redete Luthers Frau mit den Worten an: „Wehe dir armen verführten Weibe, daß du aus dem Licht in das Finsternis, aus klösterlicher, heiliger Religion in ein verdammlich und schändlich Leben abgetreten bist“ usw. (vgl. Enders, Briefwechsel, 6. Band, S. 322 u. S. 334). Luther überließ die Beantwortung seinen Hausgenossen.

die schönöde genug ausfiel. Sie steht in Luthers Werken („Neue Zeitung von Leipzig“ — Weim. Ausg., Bd. 26, S. 539 ff.), insofern mit Recht, als wenigstens ein Satz direkt von Luther herrührt. Es ist der Satz (S. 542): Et quia estis vobis ipsis suspecti de multa scientia, est quidam frater, habens mirabilem problemam circa quadraturam circuli, petens declarationem, quotiens in ista figura possit legi nomen dignitatis vestrae (das heißt: Und weil Ihr Euch selbst über Euer vieles Wissen verdächtig seid — es gibt einen Bruder, der sich mit einem absonderlichen Problem über die Quadratur des Kreises trägt und um Erklärung bittet, wie oft in dieser Figur der Name Eurer Würden gelesen werden kann):

I N I N I
 N I S I N
 I S A S I
 N I S I N
 I N I N I

In dem fünften Bande der Weimarer Ausgabe der Tischreden (S. 362, Nr. 5806) findet sich der gleiche Scherz mit der Bemerkung: In hac quadratura circuli continetur nomen dignitatis papistarum omnium. Martinus Lutherus ad sophistas hanc quadraturam scripsit circuli: Et quia estis usw. Es folgt der oben angegebene Satz. In der „Neuen Zeitung“ wird die seltsame Figur voller Kreuze, mit Buchstaben gezeichnet, so erklärt, daß, wo man „von dem Mittelbuchstaben A anfähet und durchhin buchstabet, man das Wort Asini (Esel) wohl vierzigmal auß genaueste gerechnet findet“ (S. 540). Die Rechnung stimmt ganz genau, weil in jedem Quadranten das Wort zehnmal gelesen werden kann. In einem Brief an Wenzeslaus Link in Nürnberg vom 16. August 1528 bestätigte Luther das Urteil über die Lipsenses asini (Enders, 6. Bd., S. 360, Z. 10 f.).

Der Hieb saß, wie aus der Erwiderung Hasenbergs auf die „Neue Zeitung“ hervorgeht (W. A., Bd. 26, S. 536 und Weesenmeyer im Kirchenhistorischen Archiv von R. F. Stäudlin u. a., 1825, S. 187 f.). Mehr als drei Seiten müht er sich damit ab, seinen Ärger etwas zu verbergen, und beweist aus der römischen Archäologie und aus der Bibel, die Benennung eines Esels sei nicht so gar entehrend. Der Beweis ist freilich drollig genug geführt, z. B. mit dem Hinweis darauf, daß Christus auf einem Esel geritten habe. Auf der vorletzten Seite steht ein Holzschnitt, auf welchem Christus, auf einem Esel in ein Kloster reitend und Maria und Nonnen ihm nachgehend, vorgestellt ist. Unter dem Esel auf dem Wege steht: „Das ist der enge wech“ (Matth. 7, 14). War durch diese Art der Verteidigung nicht vollends das Recht der Beurteilung Luthers erwiesen? Was verstand ein Gegner wie Hasenberg von der Würde und Würde der Ehe? Im gleichen Brief an Link, der vorhin angeführt ist, fährt Luther fort: „Der Herr hat mir das Töchterchen“ (Elisabeth, geb. 10. Dez. 1527, gest. 3. Aug. 1528), „das er gegeben, wieder genommen; gepriesen sei sein Name immerdar! Amen.“

Zum Thema „Mann und Weib“.

Das Frauenstimmrecht in Staat und Kirche ist auch in Deutschland nach dem völligen politischen und ökonomischen Zusammenbruch überall Gegenstand lebhaftester Erörterung geworden. Allgemein erwartet man eben, daß die politischen Umwälzungen den baldigen Untergang der Staatskirchen, die ja, so wie sie waren, schon längst vor dem Weltkriege ihre eigentliche Stütze nicht mehr im Volke hatten, und denen deshalb bereits vor Jahrzehnten von A. Harnack und andern der Untergang prophezeit worden war, zur Folge haben werde.

In den gegenwärtigen zahlreichen Erörterungen über diese eventuelle Neuordnung der Dinge spielt selbstverständlich auch die Frage nach der künftigen Stellung der Frau eine nicht unbedeutende Rolle. Nach dem Bericht von D. Philipps in der „Reformation“ haben in Preußen bereits die Vertreter der Rechten in Verhandlungen mit Vertretern der Linken ihre Bereitwilligkeit erklärt, „allen Gemeindegliedern, auch den Frauen, vom vierundzwanzigsten Jahre an das aktive [das Recht zu wählen], vom dreißigsten Jahre an das passive Wahlrecht [das Recht gewählt zu werden] zu erteilen“. Dieselbe Forderung stellen die Groß-Berliner Gemeinschaftskreise: „Neue Wahlordnung mit Frauenwahlrecht, durch welche es jeder Richtungsgruppe ermöglicht wird, eigene Vertrauensleute in die Kirchenvertretungen zu entsenden.“

Wie scharf man aber auf der andern Seite dieser ungefundnen Bewegung entgegentritt, zeigen die sieben „Thesen zum Thema ‚Mann und Weib nach Schrift und Bekenntnis‘“ von Pfarrer E. Christoleit in der „Reformation“ 1920, Nr. 10, die wir hier folgen lassen. Sie lauten also:

„1. Das weibliche Geschlecht ist nach der Heiligen Schrift auch gerade des Neuen Testaments zwar wie das männliche bestimmt, in Christo selig zu werden (Gal. 3, 28), im übrigen aber ihm weder gleichartig noch gleichwertig, sondern ihm untergeordnet und von ihm verschieden nach Leib und Seele.

„2. Das weibliche Geschlecht ist gegenüber dem männlichen nicht nur körperlich, intellektuell und seelisch, sondern auch sittlich das schwächere, leichter verführbare. (1 Tim. 2, 11—15.) Nur in den festen Schranken in kirchlicher und gesellschaftlicher Sitte und staatlicher Rechtsordnung festgelegter Untertänigkeit unter den Mann mag es seine eigentümlichen Vorzüge zu entfalten und dann ausnahmsweise in gewissen Übergangszeiten (z. B. Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland und dem größten Teile Europas) das gleichzeitige männliche an Frömmigkeit, Sittlichkeit und selbst Charakterfestigkeit zu übertreffen, während es bei Fortfall dieser Schranken stets tiefer sinkt als das männliche.

„3. Das Weib ist von Gott nicht zur ‚Kameradin‘, sondern zur Gehilfin des Mannes bestimmt, um des Mannes willen geschaffen (1 Kor. 11, 8. 9), daher wie um seiner selbst, so auch um des Mannes und seiner Ziele willen zur Unterordnung unter denselben verpflichtet. Der Hauptzweck des Weibes ist der Mann und darum das Haus, nicht aber der Hauptzweck des Mannes das Weib. Für das Weib ist der häusliche Beruf stets Haupt-, für den Mann stets Nebenberuf. Darum ist auch die wirtschaftliche Frauenemanzipation, die Gütertrennung in der Ehe usw. nicht gottgewollt.

„4. Der gottgeschaffenen Wesensverschiedenheit beider Geschlechter entspricht die Verschiedenheit in Kleidung, Benehmen, Erziehung und Arbeitsgebieten. Jede grundsätzliche theoretische wie praktische Aufhebung oder Erweichung dieser Verschiedenheit ist Sünde.

„5. Alle Frauenemanzipation ist daher rein widergöttlich und widerchristlich und hat wohl unzählige Demäntelungen, aber keinen ‚berechtigten Kern‘. Dem entspricht einerseits, daß sie ausschließlich als Begleiterscheinung rationalistischer oder schwärmerischer Regungen des Abfalls in der Christenheit vom Humanismus bis zum Sozialismus, resp. Bolschewismus aufgetreten ist, andererseits, daß sie ihre Ziele stets vorzugsweise auf dem Wege der Lüge und Verstellung verfolgt hat, wie sie sich noch gegenwärtig in der gewissenlosen Schriftverdrehung zeigt, mit der sie ihr letztes noch ausstehendes Ziel, das kirchliche Wahlrecht, zu erreichen strebt.

„6. Das politische wie das kirchliche, aktive und passive Wahlrecht der Frauen trägt weder der Schwäche des weiblichen Geschlechtes noch seiner Unterordnung unter das männliche noch seiner Verschiedenheit von demselben Rechnung, daher muß es das weibliche und durch es dann auch das männliche Geschlecht körperlich und seelisch, namentlich ethisch schädigen, die auf seinen gottgegebenen Grundbestimmtheiten des Verhältnisses der Geschlechter beruhenden Gottesordnungen der Ehe und Familie untergraben und dadurch Volk, Staat und Kirche die größten Nachteile bringen.

„7. Wo eine Kirche das Frauenwahlrecht und damit die kirchliche Frauenemanzipation einführt, ist dies stets Symptom eines in dieser Weise bisher unerhörten grundsätzlichen Abfalls von Gottes Wort, ohne daß jedoch damit schon ohne weiteres die Pflicht der Trennung von derselben gegeben wäre. Wo aber dadurch ein Christ zur persönlichen Beteiligung an dieser Sünde gezwungen werden soll, gilt es auf jede Gefahr hin, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.“

Daß auch in unserer Mitte die Frauenfrage ihr Haupt erhebt und mancherlei Sorgen verursacht, braucht hier nicht mehr erwähnt zu werden. Woimmer aber sie akut wird, da muß die höchste Sorge jedes Pastors, jeder Gemeinde und jedes Christen diese bleiben, daß auch hier von dem klaren Worte Gottes nicht das Allergeringste preisgegeben und

kein Haar breit von ihm abgewichen werde. Denn wer erst dem klaren Worte Gottes in einem Punkte den Abschied gegeben und dasselbe, soviel an ihm ist, hat zuschanden werden lassen, der wird es ernstlich und aufrichtig bald in keinem einzigen mehr festhalten.

Was übrigens Gott in der Schöpfung aus dem Weibe gemacht hat, das wird es bleiben, und daran wird auch im großen und ganzen die Welt nicht viel ändern können. Wer sich wider die Natur auflehnt, wie sie Gott festgelegt hat, wird zerschellen. Darum sollte jedermann das und nur das sein wollen, was der Natur entspricht, die Gott ihm in der Schöpfung gegeben. Wie die Vögel keine Fische und die Blumen keine Schmetterlinge sind und naturgemäß ihre ihnen von Gott verliehene Art immer nur bejahen, so sollen auch Mann und Weib mit aller Macht ihrer Natur nichts anderes sein wollen, als was Gott sie unterschiedlich gemacht hat und dieser Unterschied involviert. Die Ehe ist zugleich die solenne Erklärung, daß der Mann das sein will, was er ist, und wozu Gott ihn gemacht hat, und daß auch das Weib mit aller Macht Weib sein will, eben wie sie Gott geschaffen hat. Und das ist mit Zweck der heiligen Ehe, daß beide, Mann und Weib, sich in diesem ihrem natürlichen Sondersein und Sondersein = *W o l l e n* bestärken, befestigen und unterstützen. Insonderheit das Weib soll dem Mann auch darin eine Gehilfin sein, daß sie ihm hilft, das ganz zu sein, wozu Gott ihn gemacht hat: das Haupt des Weibes und der Familie. Und indem das Weib gerade dies mit aller Macht will und tut, bejaht und betätigt sie nur die eigene Natur, welche ihr von Gott verliehen ist.

Wohin Gott das Weib gestellt hat, da gehört sie hin; und da, nur da, soll und wird sie selber auch stehen wollen, wenn sie anders noch ein rechtes natürliches Weib ist. Wer sie in eine andere, vermeintlich höhere Sphäre hebt, leistet ihr einen üblen Dienst, tut ihr schlechte Ehre an und macht aus ihr eine häßliche Karikatur. Das Weib, welches sich herauslehnt aus ihrer natürlichen Sphäre und sich gierig drängt in eine andere als die ihr von Gott angewiesene Stelle, wird sich schließlich nur selber völlig zuschanden machen und in dem neuen falschen Schein und Wesen höchstens ein zeitweiliges elendes Scheindasein ohne innere Wahrheit führen, bis Gott schließlich, des Spiels müde, zugreift und sie hinauswirft aus einer Stelle, für die er sie nicht geschaffen hat, und in der er sie nicht haben will. Was ihm Gott nicht gegeben hat, soll niemand sich nehmen, auch das Weib nicht. Welche Narren sind doch die Menschenkinder, daß sie etwas anderes sein wollen, als Gott sie gemacht hat und wie er sie haben will: daß die Weiber Männer und die Männer partout — Memmen sein wollen!

F. W.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Texas-Distrikts mit einem vortrefflichen Referat von P. W. G. Pewie über das Thema: „Der zweite Artikel der Konkordienformel: Vom freien Willen oder menschlichen Kräften.“ Der Bericht umfaßt 130 Seiten und kostet 45 Cts. — Auf Seite 105, in der zweiten Zeile von oben, sollte es aber heißen „allein“ statt „allen“.

2. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit einem ausführlichen Referat von P. W. Mahler über „Die Lehre von der Kirche in ihrer Anwendung auf unsere Zeit.“ (35 Cts.)

3. „Warum haben wir Gemeindeschulen?“ Beantwortet aus dem Munde derer, die keine haben, von Th. Gräbner. 5 Cts.; das Hundert \$2.75; das Tausend \$25.00. — Dieser Traktat bringt Aussprüche von Männern wie Washington, Roosevelt, Eliot usw., daß Religion ein wesentlicher Bestandteil der Erziehung ist usw. Eine andere Stellung könnte ja auch nur ein Atheist einnehmen. Gibt es einen Gott, so ist und bleibt Religion das erste und oberste Interesse jedes vernünftigen Menschen. Aber wo find die Großen dieser Welt, die überhaupt noch wissen, was Religion ist? Wenn nun aber diese schon den Religionsunterricht für unentbehrlich halten, wieviel mehr sollten wir, die wir wissen, was allein wirkliche Religion und Christentum ist, für unsere Gemeindeschulen eifern!

4. „Y' Religion and Boy Scout Morality.“ An Investigation by Th. Graebner. 5 Cts.; das Duzend 40 Cts.; das Hundert \$3.00. — Die Y. M. C. A. und The Boy Scouts of America werden je länger, desto mehr eine nordamerikanische Landplage und insonderheit unsern jungen lutherischen Christen gefährlich. Wer sich von dem unchristlichen, indifferentistischen und kraß unionistischen Charakter dieser Verbindungen überzeugen will, der lese diesen Traktat.

5. „Eingaben für die Delegatensynode 1920 zu Detroit, Mich.“ — Die hier abgedruckten Dokumente umfassen nicht weniger als 176 Seiten im Format der Synodalberichte. Und wie die Zahl dieser Eingaben eine große ist, so ist erst recht ihr Inhalt von der größten Bedeutung für das gedeihliche Wachstum unserer Synode. Wir, insonderheit die wir daheim bleiben, haben daher alle Ursache, die kommende Synodalversammlung auf betendem Herzen zu tragen, damit Gott ihr Gnade verleihen möge, die große Arbeit, die Gott uns anvertraut, auf der rechten alten Bahn erfolgreich weiterzuführen.

6. „Catalog of the Educational Institutions of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States for the School-Year 1919—1920.“ — Vierzehn Anstalten sind es, über die hier auf 100 Seiten berichtet wird. Der Katalog zeugt, wie sich ein prominenter Theolog, der nicht zu unserer Synode gehört, ausdrückte, „von einer wahrhaft großartigen Arbeit der Missouri-Synode“.

7. „Statistical Year-Book of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States for the Year 1919.“ (75 Cts.) — Auf 160 Seiten wird hier in der üblichen Weise berichtet über die 23 Distrikte unserer Synode. Ohne das lebhafteste Gefühl, daß Gott die treue Arbeit unserer Väter überschwenglich gesegnet hat, und ohne heißes Flehen, daß Gott in seiner großen Gnade uns auch in der Zukunft treu erhalten und segnen wolle, kann man dies Jahrbuch nicht aus den Händen legen. F. B.

Christliche Dogmatik. Von D. Franz Pieper. Dritter Band. Format: 6x9 Zoll; X und 626 Seiten; in schwarzem Kunstleder gebunden. \$5.00 portofrei.

Der dritte Band dieses hervorragenden Werkes, dessen „Vorwort“ bereits in der Aprilnummer von „Lehre und Wehre“ mitgeteilt ist, behandelt das christliche Leben, die Beherrung zur Seligkeit, die Gnadenmittel, die Kirche, das öffentliche Predigtamt, die ewige Ermählung und die letzten Dinge. Zu dem, was wir beim Erscheinen des zweiten Bandes gesagt haben (worauf wir den Leser verweisen möchten), fügen wir hier noch etliche Bemerkungen hinzu. — Verglichen mit andern, insonderheit deutschländischen Dogmatiken, muß jedem die Klarheit

und Verständlichkeit auffallen, mit der hier auch die schwierigsten theologischen Fragen behandelt werden. Wohl selten wird sich der Leser genötigt sehen, eine Stelle zweimal zu lesen, um den Sinn derselben zu erfassen. Ist der Satz: „Was klar ist, ist wahr“, kaum zutreffend, so sollte doch alles, was wahr ist, sich klar ausdrücken lassen. Und wer einen Gedanken wirklich klar gedacht hat, der wird auch imstande sein, ihn zum deutlichen Ausdruck und zum verständlichen Vortrag zu bringen. Das ist in dieser Dogmatik in hohem Maße der Fall. Seinen Erklärungsgrund findet dies in der meisterhaften Erfassung und Beherrschung des gesamten dogmatischen Materials und aller involvierten Fragen, wie sie der Verfasser überall an den Tag legt. Von anderm abgesehen, hat diese Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung auch den Vorteil, daß es die Lektüre und das Studium dieses sonst umfangreichen Werkes, statt zu einer Last, zur Lust macht. — Ein Zweites, woran wir hier erinnern möchten, ist dieses: Die Lehrstellung der Missourisynode ist von ihren Gegnern in Deutschland und Amerika selten richtig aufgefaßt und dargestellt worden. Man hat von missourischen Schritten usw. geredet. Mit seiner Dogmatik hat nun D. Pieper jedem eine vorzügliche Gelegenheit geboten, die Lehre, wie sie seit nunmehr achtzig Jahren in der Missourisynode geführt worden ist, kennen zu lernen, und zwar in ihrem Zusammenhang und mit ihrer Begründung aus Schrift und Symbol. Doktor Pieper ist jetzt vierzig Jahre lang Professor der Dogmatik in St. Louis gewesen, und was er in seiner Dogmatik vorträgt, ist keine andere Lehre als Walthers, wie sie ja auch bis auf den heutigen Tag in den Schriften unserer Synode geführt und vertreten worden ist. Wem es also daran gelegen ist, die Lehrstellung Missouris kennen zu lernen, dem wird Piepers Dogmatik die vorzüglichsten und zuverlässigsten Dienste leisten. Und wer sie studiert und prüft und ihre Lehren vergleicht mit unserm lutherischen Bekenntnis, der wird sich auch bald davon überzeugen, daß sie auch nicht in einem einzigen Punkte von demselben abweicht, wie dafür diese Dogmatik ja auch selber die Belege beibringt. Vergleicht er sie dann auch mit der Schrift, so wird er wiederum finden (wie dafür D. Pieper ebenfalls ausgiebigen Beweis liefert), daß das, was man missourische Lehre nennt, nicht bloß genuin lutherisch ist, sondern auch im vollsten Einklang steht mit der Heiligen Schrift. Und so wird er dann sich schließlich genötigt sehen, diese missourische Dogmatik gelten zu lassen nicht nur als genuin lutherisch, sondern auch, wie sie sich selber nennt, als „christliche Dogmatik“. Oben dies ist ja auch die Meinung der Missourisynode: sie will in Lehre und Praxis nichts anderes, nichts mehr und nichts weniger sein als treu lutherisch, i. e., wahrhaft christlich. Wer also wissen will, was Missouri jetzt lehrt und je und je gelehrt hat, insbesondere über die Fragen, in welchen sie auch einen langen, ersten Kampf zu führen sich nicht gescheut hat, der greife zu diesem Werk, in dem alles orientiert ist an Schrift und Bekenntnis und alle Fragen von der Wurzel, dem klaren Schriftwort und ihrem Zentrum, der Lehre von der purlauteren Gnade, aus erfaßt und behandelt werden. — Schließlich möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daß unsere Pastoren sich dies Werk nun nicht bloß anschaffen, sondern auch fleißig studieren. Wir leben in einer Zeit, da man der Lehre, der rechten, heilsamen Lehre, müde und satt ist, wie wohl noch nie zuvor in der Christenheit. Und die Symptome der Sattheit, der akedia, über die schon Luther bitter klagen mußte, zeigen sich auch in unserer Mitte. Gegen diese geistliche Apathie und Lethargie gibt es aber nur ein Heilmittel, dies nämlich, dies nämlich, daß man sich um so eifriger und ernster und mit brünstigem Gebet vertieft in das Studium eben der göttlichen Wahrheiten, die einem nicht mehr munden wollen. Ein vorzügliches Mittel nun, um in rechter und erfolgreicher Weise dem gegenwärtigen, alles überflutenden Indifferentismus bei uns selber und andern entgegenzutreten, wäre somit auch das eifrige Studium dieser trefflichen Dogmatik unsers verehrten Kollegen, Herrn D. Piepers. Möge sie in dieser unserer lehtbetrübten Zeit noch viel Segen stiften!

§. 2.

Meine Schuljahre. Von D. C. A. Wilhelm Krauß. 112 Seiten 5×7¼. \$1.00.

In 24 Abschnitten schildert hier D. Krauß in der Weise, wie sie aus *Alma Mater* bekannt ist, sein Leben bis zu seinem Abiturientenexamen 1869. Es ist ein schlichtes, liebliches Bild, ohne jegliche Sturm- und Wetterwolken, das uns hier in objektiver Weise und mit viel Geschick von unserm verehrten Kollegen

gezeichnet wird. Freilich, interessanter noch, insonderheit für Theologen, wäre die Lektüre, wenn uns D. Krauß (was er aber vielleicht in einem zweiten Bande noch nachholen dürfte) auch seine Universitätsjahre geschildert hätte. Der Preis ist hoch, was jedoch das von den alliierten Weltbeglückern verheißene und nun schon so lange angebahnte politische und ökonomische Millennium so mit sich bringt, je länger, desto mehr. F. B.

Erkenntnis des Heils. Eine Sammlung Freiertpredigten, nach dem Kirchenjahr geordnet. Von D. G. G. Schmidt. \$3.00.

„Es tut mir sanft“, wie sich wohl Luther ausdrücken würde, daß in jüngster Zeit wieder so viele vortreffliche deutsche Publikationen im Concordia Publishing House erschienen sind. Und mit in den ersten Reihen steht da auch dieses neue Predigtbuch von unserm allerseits verehrten und geliebten und immer rüstigen Pastor, D. G. G. Schmidt, dessen Predigten „Lehre und Wehre“ dringend zu empfehlen nun schon wiederholt Gelegenheit hatte. Und den bereits angezeigten reihen sich auch die hier auf 408 Seiten gebotenen 63 Predigten über freie Texte würdig an. Wer sich nach D. Schmidt bildet und sich ein gut Stück seiner Art und Weise aneignet, dessen Predigten werden, insonderheit an Klarheit und Inhalt, nur gewinnen. F. B.

Hermann Beher und Söhne, Langensalza, hat uns folgende Hefte des „Pädagogischen Magazins“, herausgegeben von Prof. Dr. W. Rein in Jena, zugehen lassen: 1. „Das Bildungsideal der Volkshochschule.“ Von Oskar Pland, Stadtpfarrer in Graßlheim. (M. 1.70.) 2. „Deutsche Erwachsendenschulen. Grundgedanken und Ideale.“ Von Paul Stürner, Pfarrer in Flacht, Württemberg. (M. 1.40.) 3. „Die Religion in der Volkshochschule.“ Mit 32 Entwürfen für Vortragsreihen und Arbeitsgemeinschaften. Von Dr. D. Heinrich Weinel, Professor an der Universität Jena. (M. 1.20.) 4. „Die deutsche Volkshochschule für das Land.“ Von D. Hans v. Rüpke. (M. 1.50.) 5. „Ländliche Volkshochschulstufelungen.“ Von Fr. Lembke, Ökonomierat. (M. 1.20.) 6. „Das Christentum.“ Von D. Friedrich Raumann, Mitglied der Deutschen Nationalversammlung. (M. 1.20.) — Wir haben zwar keine Zeit gefunden, diese Publikationen zu prüfen. Die Namen der Autoren aber, die auch sonst öfters begegnen, bürgen dafür, daß wir es hier zu tun haben mit theologischen und pädagogischen Anschauungen und Idealen, wie sie in den stark liberalen Kreisen Deutschlands heimisch sind. F. B.

What's Wrong with the World? A Candid Inquiry into the Underlying Spirit and Its Trend that Made Possible the Great World War. By G. H. Gerberding, D. D., LL. D.

Es sind dies Artikel, die zum Teil bereits veröffentlicht sind im *A. L. Survey*. Behandelt werden die religiösen und sittlichen Verirrungen Deutschlands, Englands, Frankreichs und Amerikas, die nach Gerberding den Krieg in die Wege geleitet haben. Ein scharfes Urteil fällt er dabei über den Frieden von Versailles. Er schreibt u. a.: „Official America has a strange record. Before we went in, our President advised the American people to maintain a strict neutrality. Whether his own official acts were in harmony with this advice, we leave to the reader's judgment. America did not want to be embroiled in the conflict. We registered our will when we elected Wilson for a second term, because, as he himself claimed, he had with honor kept us out of war. — Before and after he led us into war, he inspired the American people with the highest ideals. We were to do our grand part in forever putting down all Autocracy and all Militarism. We were to make the world safe for Democracy, to make it a decent place to live in. We were to contend and stand for universal and equal rights on the high seas. We were to contend for and to stand for open covenants, openly arrived at. Secret diplomacy and secret treaties were to be forever abolished. We were warring for a righteous peace, a democratic peace, a peace that was to assure self-determination to every nation and people, even to the smallest and weakest. We wanted a peace based and builded on the famous Fourteen Points. We were not warring with the German people, but with the autocratic rulers and their government. In this peace we wanted no annexations and no punitive indemnities. The peace was to give adequate guarantees that national armaments would be reduced to

the lowest point consistent with domestic safety. If possible, we wanted such a peace without victory. And so a glorious millennium was to be ushered in. Yes, our President had said: 'To conquer by arms is to make only a temporary conquest; to conquer the world by winning its esteem is to make permanent conquest.' And again he had said: 'Friendship is the only cement that will ever hold the world together.' On such a basis and with such sentiments and intentions we believed that we had won. What wonder, then, that when the peace-bells began to ring around the world, a great shout of joy, like the voice of many waters and as the sound of great thunders and as the singing of a new song by the united choirs of the sons and daughters of all the earth, went rolling up to heaven. Peace, blessed peace, righteous peace, had come at last!" "How eagerly we all looked to Versailles! What high hopes we had in the Peace Council! How glad we were to see our President go! How fondly we hoped that he would stand firmly on the noble and beautiful principles quoted above! How secure we felt that his Fourteen Points, on the basis of which the armistice had been signed, would be the key-note of the Conference!" "How we were to be disillusioned! The fine words and phrases, the noble sentiments and manly mottoes that had heartened soldiers, sailors, and the loved ones left behind, were all forgotten. The Fourteen Points were not even fourteen memories. A reckless, honorless, selfish spirit of grasping greed possessed the convention from beginning to end." "What did we get? It makes the heart ache to write it down even in barest outline. It is too painful to rehearse it in detail. It has been repeatedly and emphatically asserted that since Rome conquered Carthage, screaming all the while, '*Carthago delenda est*,' 'Carthage must be destroyed,' there has been no treaty so cruel as the Paris Peace. The vanquished foe was robbed of his richest lands and all his colonies. The lands on which overcrowded Germany depended for coal, peat, iron, potash, and other necessaries of life were all taken. Her harbors are taken, her ships, both war-ships and merchant ships, are seized; her outbound railroads and canals are closed. Crushing indemnities that will enslave the generations that had nothing to do with the war are imposed. A people stripped of its chief resources is to be scourged into paying yearly sums that might ruin rich America. But this is not all. The inhuman, the inexpressibly cruel hunger blockade is kept up for weary months after the armistice. The innocent women and children, with whom we were not at war, must live on turnip- and weed-soup till they slowly starve. One hundred and forty thousand milk cows, the last hope of the imperiled babies, are taken. And then comes another heartless command: the hungry, meatless Germans are forbidden to catch fish in their own North Sea! These are the things that we read. We are ashamed for humanity as we write them. We still hope that there will be mitigations." So scharf aber der Verfasser urteilt über den Friedensvertrag, und so sehr er die weltbekannten Sünden auch der andern Nationen geißelt, so ist der Totaleindruck seines Buches doch der, daß die Deutschen, insonderheit die deutsche Regierung, schuld war am Ausbruch des Weltkrieges, obwohl er dies direkt und mit so viel Worten nirgends sagt. Die Deutschen haben dies bekanntlich von allem Anfang an entschieden geleugnet und behauptet, daß ihnen der Krieg in jeder Hinsicht aufgezwungen worden sei. Da aber ihre Vertreter in Versailles, als freilich die deutschen Frauen und Kinder auf der Folter der Blockade lagen, die immer strenger angezogen wurde, schließlich unter Protest auch dies unterzeichnet haben, daß Deutschland allein schuld am Weltkriege sei, so kann es nun für das ganze deutsche Volk der Welt gegenüber keine größere Aufgabe geben, als immer wieder, wenn sie dazu imstande sind und solches mit der Wahrheit tun können, dokumentarisch der Welt vor Augen zu führen, daß ihre Regierung es nicht war, die den Funken in die allseits aufgespeicherten Pulverfässer und Dynamitmassen, die die Welt in Brand gesetzt, geworfen hat. Dies immer wieder schlagend darzutun, wäre des Schweißes ihrer Edelsten wert, einerlei, ob sie gegenwärtig damit viel Gehör und Anklang finden oder nicht. Dies vor allem, wenn es anders mit der Wahrheit geschehen kann, ist Deutschland sich selber und der Welt schuldig; denn hier versagen oder schweigen oder kleinlaut werden, wird ihm als Schuld-

bekennnis gedeutet werden. Wie wir alle, so hat selbstverständlich auch das deutsche Volk tausend Gründe, warum es vor Gott Buße tun soll. Diese Buße fordert aber nicht, daß es gerade den Teil der Schuld am Weltkriege sich aufhalsen läßt, von dem es sich frei weiß und dokumentarisch beweisen kann, daß darin die Schuld auf einen ganz andern fällt. — Wartburg Publishing House, das uns Gerberdings Buch zugesandt hat, gibt als Preis desselben an: 75 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. J. B.

Germany's Battle for the Freedom of the Christian Missions. By Dr. Karl Axenfeld, Director of Missions. Published by the German Evangelical Mission Aid Society. Berlin-Steglitz.

Dieses Pamphlet von 34 Seiten ist, wie Dr. A. W. Schreiber uns mitteilt, die Überetzung eines Vortrages, den D. Axenfeld auf der Tagung der 1913 gegründeten „Deutschen Evangelischen Missionshilfe“ gehalten hat. Der Verfasser erhebt hier bittere Klagen über die Vergewaltigung der deutschen Missionen durch die Alliierten, insonderheit darüber, daß gerade auch von den englischen Christen gegen dieses Verlörmungswerk, mit dem sich kein deutscher Christ je werde ausöhnen können, kein ernstler Protest erhoben worden sei. Daß der Versailleser Friede vom 5. Mai 1919, den die Deutschen durch Fortsetzung der Blockade und Aushungerung anzunehmen gezwungen wurden, ein Dokument ist, das die Überzeugung vergewaltigt und selbst die Glaubensfreiheit nicht gebührend respektiert, geht, von anderm abgesehen, hervor aus Artikel 438 dieser Friedensbedingungen, der also lautet: „The Allied and Associated Powers agree that where Christian religious missions were being maintained by German societies or persons on territory belonging to them, or of which the government is entrusted to them in accordance with the present Treaty, the property which these missions or missionary societies possessed, including that of trading societies whose profits were devoted to the support of missions, shall continue to be devoted to missionary purposes. In order to ensure the due execution of this undertaking, the Allied and Associated Governments will hand over such property to boards of trustees appointed by or approved by the Governments, and composed of persons holding the Christian faith. It will be the duty of such boards of trustees to see that the property continues to be applied to missionary purposes. The obligations undertaken by the Allied and Associated Governments in this Article will not in any way prejudice their control or authority as to the individuals by whom the missions are conducted. Germany, taking note of the above undertaking, agrees to accept all arrangements made, or to be made, by the Allied or Associated Governments concerned for carrying on the work of the said missions or trading societies, and waives all claims on their behalf.“ Den Wortlaut dieses Artikels vermögen wir nicht anders zu verstehen, als daß hier die Alliierten das Recht beanspruchen, z. B. die deutschen lutherischen Missionen in Indien irgendetwas andern Gemeinschaft zu übergeben, solange diese sich nur noch christlich nennt. Jedenfalls wird mit keiner Silbe angedeutet, daß die boards of trustees Lutheraner sein sollen, und daß sie das Eigentum im Dienst der lutherischen Mission verwalten müssen. England hat sich ja auch bereits dahin erklärt, daß innerhalb der nächsten drei bis fünf Jahre keinem Deutschen der Zutritt zu Indien gestattet sein soll. Damit ist, soviel an England liegt, der deutschen lutherischen Mission in Indien endgültig der Todesstoß versetzt. Das Prinzip, jeden deutschen Einfluß in seinen Kolonien zu vernichten, dehnt England aus auch auf die deutschen lutherischen und andere Missionen. Die Tatsache, daß gegenwärtig die Schwedische Kirchenmission die Arbeit der aus Indien vertriebenen Leipziger Mission übernommen hat, ändert an dem Charakter des Artikels 438 des Friedensvertrages selber nichts. In einem Bericht unserer Kommission in Washington lesen wir: „As we left the Senate floor, Senator France called out Senator Spencer of Missouri, who has a son working as medical missionary in China. Like Senator France, Senator Spencer is also a Presbyterian. When we spoke to him of Article 438 and the lack of any guarantee of religious freedom in the League covenant, he exclaimed: 'And two Presbyterian elders at the Peace Conference!'“ Aber die Presbyterianer sind ja im Grunde auch Puritaner, bei denen ein wirkliches Verständnis für religiöse Freiheit nicht zu erwarten steht. — Nachdem obiges

bereits geschrieben war, lesen wir in der „Ev. Kirchenzeitung“, S. 151: „Ein schönes Bekenntnis haben die Christen der Gohner Mission in Chota Nagpur abgelegt. Der Arbeitsauschuß der indischen Missionskonferenz hatte ihnen vier Möglichkeiten gelassen: Selbstständigkeit, Übernahme durch amerikanische Lutheraner, Übernahme durch die Indische Missionsgesellschaft (die von indischen Christen zusammengesetzt und geleitet wird), Anschluß an die anglikanische Kirche. Etwaige Rückkehr deutscher Missionare kam gar nicht in Frage; aber auch den amerikanisieren, an die sich die Christen zunächst anzuschließen beabsichtigten, wurde das unmöglich gemacht. Englische Hinterlist hatte, als die Vertreter der Kolonisten auf der am 8. Juli mit der englischen Kommission in Ranchi eröffneten Konferenz soeben eine Einladung der amerikanischen Lutheraner nach Chota Nagpur beschlossen hatten, einen Erlaß der Regierung in der Tasche, den sie nun hervorholten, und nach dem die Übertragung des Missionsvermögens an eine andere Mission von der Regierung auf keinen Fall genehmigt würde, wenn diese zu einem beträchtlichen Teil aus Nichtengländern bestehe oder wirtschaftlich von einer nicht rein englischen Missionsgesellschaft abhängig sei. Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl, um sich in die ausgebreitete Arme der anglikanischen Kirche zu werfen. Aber statt dessen erklärten die treuen Lutheraner in einem der Untersuchungskommission vom 10. Juli übergebenen Schreiben: „Mögen die ersten Taufbewerber die Wahl gehabt haben zwischen verschiedenen Missionsgesellschaften, denen sie sich anschließen konnten oder nicht — jedenfalls sind nach Gottes Vorsehung die meisten von uns jetzt lebenden Christen in der lutherischen Kirche geboren und durch sie erzogen; und was [auch immer] Nichtlutheraner von dieser Kirche denken mögen, es ist doch unsere Mutterkirche. Solange sie besteht in Indien und in der Welt (und es ist unser fester Glaube, daß sie bestehen wird bis ans Ende der Welt), wird kein Willigdenkender auf den Gedanken kommen, uns zu überreden oder zu nötigen, unsere eigene Mutterkirche zu verlassen und sich nach einer Pflegemutter-Kirche umzusehen.“ Die tapferen, treuen Männer erklären dem Nationalen Missionsrat schlicht, daß sie noch Hilfe von außen brauchen, Mittel und Männer, aber sie erwarten von ihm, daß er bei allem, was er für die Zukunft unserer Mission plant und vornimmt, sich bemüht bleibt, daß es sich um eine lutherische Mission handelt. Den beiden anglikanischen Untersuchungskommissionen waren nach ihrem eigenen Bericht das große Interesse der Gemeinden für die Entscheidungen eine Offenbarung. Große Scharen Männer sind vierzig Meilen weit gegangen, um bei unsern Sitzungen anwesend zu sein.“ Die anglikanischen Missionare sind infolge der Selbstständigkeitserklärung vom 28. Oktober zurückgezogen. Die Kolonisten aber wollen dies Jahr das fünf- undsiebzigjährige Jubiläum des Eintritts der Gohner Mission in Chota Nagpur feiern oder, wie einer der Führer, Patras Kurab, schreibt, das „Jubiläum des Christentums in Chota Nagpur“, da dort „das Luthertum die Mutter des Christentums“ sei. Gohners Mission war die erste dort.“

The Lutheran Literary Board, Burlington, Iowa, hat uns zugehen lassen: „Der Einfluß des lutherischen Bekenntnisses auf das christliche Leben“ von F. L. Nebe, D. D. (20 Stz.) — Die Stellung Zwinglis und Luthers zur Obrigkeit betreffend heißt es hier (S. 18): „In dem 11. Artikel seines [Zwinglis] an den Kaiser gesandten Glaubensbekenntnisses, zusammen mit der Erklärung („Auslegung“) desselben, lehrt er, daß eine Obrigkeit, die sich untreu erweist, abgesetzt werden könne. Ein Erbreich sei unsinnig. Wer ohne Volkswahl herrscht, sei ein Tyrann, der zwar nicht von einigen wenigen — das wäre nicht zu billigerer Aufruhr —, aber doch von der ganzen Menge des Volkes einhelliglich oder „von dem größeren Teil“ abgesetzt werden könne. Solche Äußerungen, verglichen mit den ganz andersartigen Gedanken Luthers, haben die lutherischen Ethiker vielfach zu der Behauptung veranlaßt, daß die Grundsätze des Luthertums in Sachen der Obrigkeit mehr die monarchische Regierungsform, die der reformierten Kirche mehr die Demokratie begünstigte. Läßt sich das verteidigen? Man sollte doch nicht übersehen, daß, entgegen der Art Zwinglis, Luther sich mit rein politischen Fragen gar nicht befaßte. Ihm kam es dem Anabaptismus gegenüber lediglich darauf an, den Gehorsam gegen die bestehende, geschichtlich gewordene Obrigkeit („alle Oberkeit“, lat.: legitima ordinatio civiles, Art. XVI) als Garantie gegen den Umsturz zu fordern, und die Weise, wie er alle Revolution abwieß, mußte natürlich die Form einer Unterstützung der monarchischen Obrigkeit seiner Zeit und seines Landes annehmen. Hätte Luther unter einer republikanischen

Regierungsform gelebt wie Zwingli, so hätte er den Gehorsam gegen diese Obrigkeit für sein Land im Auge gehabt.“ Der Unterschied zwischen der Stellung Luthers und Zwinglis zur Obrigkeit besteht also nicht darin, daß Zwingli für die Demokratie eintrat, während Luther der Monarchie das Wort geredet hätte, sondern darin, daß Zwingli eventuell zur Revolution auffordert, die Luther allemal verwirft.

J. B.

Lutheran Book Concern, Columbus, O., hat uns zugehen lassen:

1. "What Think Ye of the Bible?" By William Schoeler. (40 Cts.) — Dies Büchlein enthält folgende Kapitel: 1. No Other Book like the Bible. 2. Some General Characteristics of the Bible. 3. The Religious Need of the Bible. 4. Is the Bible Authentic? 5. Is the Bible Trustworthy? 6. Is the Bible Inspired?

2. "Sowing and Reaping." By Charles W. Pflueger. (40 Cts.) — Auf 92 Seiten in kleinem Format sucht der Verfasser die Lust und Freudigkeit zur Arbeit und Freigebigkeit für die Mission zu wecken.

3. "Occasional Sermons." Vol. I: Ordination, Installation, Dedication, Patriotic Sermons and Addresses. Collected and edited by Rev. L. H. Schuh. Ph. D. (\$1.75.) — In diesen Predigten sowie auch in den beiden obigen Schriften kommt, soweit wir dieselben gelesen haben, die spezifische Stellung der Synode in ihrem Gegensatz zu Missouri nicht zum Ausdruck. — Obige Bücher sind auch zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Aus öffentlichen und privaten Mitteilungen geht hervor, daß die Zahl der Schüler und Studierenden auf unsern höheren Lehranstalten auf eine doppelte Weise abnehmen könnte. Es droht erstlich die Gefahr, daß Knaben, die sonst unsere Colleges besuchen würden, diesen fernbleiben, weil ihnen unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen gutbezahlte Beschäftigungen angeboten werden. Zum andern droht die Gefahr, daß aus demselben Grunde auch solche, die die Colleges bereits absolviert haben, ihrem ursprünglichen Vorsatz, Theologie zu studieren, nicht treu bleiben. Nun soll man wahrlich niemand zum Studium der Theologie zwingen. Solche, die mit Unlust dieses Studium betreiben, sind sich selbst zur Last und der Anstalt ein Hindernis. Man presse nicht in den Dienst der Kirche, was sich nicht für diesen Dienst eignet. Aber auf die Synode als Ganzes gesehen, sollten doch die günstigen Arbeitsverhältnisse auf weltlichem Gebiet nicht die Wirkung haben, daß es uns an Arbeitern auf dem kirchlichen Gebiet fehlt. So haben wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen allerdings ein Examen in bezug auf unsere kirchliche Gesinnung und Stärke zu bestehen. Es soll sich zeigen, daß es noch Eltern und Knaben genug unter uns gibt, die die Predigt des Evangeliums für das wichtigste Geschäft in der Welt halten, so daß die Zahl unserer kirchlichen Arbeiter nicht abnimmt, sondern zunimmt — trotz der günstigen weltlichen Arbeitsverhältnisse. — Der „Lutheraner“ brachte kürzlich unter „Chronik“ eine kurze Ausführung über „die stille Arbeit der stillen Diener am Wort“. Wir nehmen diese Ausführung auch in „Lehre und Wehre“ auf. Sie verdient es, zweimal gelesen zu werden. Auch möchten wir einige Worte hinzufügen. Der „Lutheraner“ sagte unter dem Titel: „Die stille Arbeit der

stillen Diener am Wort": „Wissen Sie auch, daß der Hauptteil der Arbeit, die die Kirche tut für den Aufbau des Reiches Gottes, von dem stillen, treuen Pastor getan wird, der niemals in das blendende Licht der öffentlichen Anerkennung kommt?" So hat nach dem Bericht des *Lutheran* ein hervorragender Theolog der lutherischen Kirche unsers Landes gesagt. Wir wissen nicht, wer der Doktor der Theologie ist, der diesen Ausspruch getan hat, aber das wissen wir, daß er damit eine Wahrheit ausgesprochen hat, die in der unruhigen, in die Öffentlichkeit drängenden Zeit, in der wir leben, oft nicht genügend bedacht und geschätzt wird. Durch die stille, treue, nicht weiter in die Augen fallende Arbeit, die so viele unserer Pastoren (und ebenso viele unserer Lehrer) getan haben: gewissenhafte Vorbereitung auf ihre Predigt, treue Seelsorge, unverdrossenes Schulehalten von Jahr zu Jahr, Arbeit an den einzelnen, ist unsere Synode so gewachsen und groß geworden. Viele haben zeitlebens an kleinen Posten gestanden und haben da ihr Amt ausgerichtet, oft mit viel Selbsterleugnung; ihre Arbeit ist wenig bekannt geworden und öfters geringgeschätzt worden. Aber sie haben die Arbeit, die ihnen zugewiesen war, treu und gewissenhaft getan und Großes vollbracht. Der Herr urteilt eben anders als die Menschen; seine Augen sehen auf die Treue, die Treue auch im Kleinen. Und sein Segen ruht auf solcher Arbeit. Wenn etwas klar und gewiß ist aus der Geschichte unserer Synode, dann ist es diese Sache. Und es ist nötig, daß wir diese durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit uns gegenwärtig halten und sie nicht vergessen." Der Wahrheit, welche der *Lutheran* einem hervorragenden Theologen der lutherischen Kirche Amerikas zuschreibt, hat auch D. Walther in mehrfacher Weise Ausdruck gegeben. Er tat dies in Privatgesprächen manchmal in drastischer Weise. Er pflegte z. B. zu sagen: In der Kirche geht es zu wie im Fischeich: „Die eigentlichen Bewohner des Fischeichs, die Fische, sind stumm; der Lärm im Teich wird von einer gewissen Art großer Frösche besorgt." Walther wollte damit natürlich nicht die theologische Tätigkeit verwerfen, die durch den Beruf an die Öffentlichkeit gedrängt wird. Wohl aber wollte er zweierlei sagen: 1. daß die Hauptarbeit in der Kirche von den Pastoren und Lehrern getan wird, die an ihrem Orte in Treue und aller Stille ihres Amtes warten; 2. daß unter diesen Stillen im Lande auch solche sich finden, die eine tiefere theologische Erkenntnis haben als solche, die öffentlich schreiben und lehren. F. P.

Über Lehrermangel im ganzen Lande als Folge der hohen Kosten des Lebensunterhalts wird aus Wisconsin gemeldet: „Viele Schulen im Staate sind bereits geschlossen worden, und eine bedeutende Anzahl sieht der Schließung entgegen, da es an Lehrern mangelt, wie aus einem Bericht der Wisconsin Teachers' Association, deren Hauptquartier in Menomonie ist, ersichtlich ist. Der Bericht sagt, daß die Lehrer während des Krieges in großer Zahl die Schulen verließen und anderswo mit besseren Gehältern Stellen fanden. Im vergangenen Jahr waren trotz der Tatsache, daß über 120,000 unerfahrene Lehrkräfte angestellt wurden, 50,000 Vakanten in den Vereinigten Staaten. Der wirkliche Mangel war daher 170,000. Da seither wieder viele Lehrer aufgehört haben, ist die Zahl der Vakanten weit höher. Viele Schulen wurden beim Beginn des Herbsttermins überhaupt nicht geöffnet, da keine Lehrer gefunden werden konnten. In einem einzigen County in Pennsylvania sind 53 Landschulen ohne Lehrer. In den letzten drei Jahren wurde das Durchschnittsgehalt der Lehrer in den Vereinigten Staaten

um nur 12 Prozent erhöht, während die Lebenskosten um das Doppelte höher wurden.“

Die Unions und die Lehrer. Aus San Francisco wird Ende April gemeldet: „Die Mitglieder der kürzlich in San Francisco gegründeten Unionen der Lehrer und der Feuerwehrleute wurden am Dienstag von der Schulbehörde, bzw. der Superbvisorenbehörde durch die Post benachrichtigt, daß sie entweder ihre Verbindung mit Arbeiterverbänden lösen oder ihre Stellungen aufgeben müssen.“

Rom in Amerika. Die Zeitungen berichten: „Eine große katholische Universität wird in Chicago gegründet werden, wie Erzbischof George W. Mundelein angekündigt hat. Edward Gines hat zum Gedächtnis an seinen Sohn Edward jun., der in Frankreich gefallen ist, zu diesem Zweck die Summe von \$500,000 zur Verfügung gestellt.“ Aus Washington, D. C., wird gemeldet: Admiral William Shepard Benson, Vorsitz der amerikanischen Schiffsbehörde, wird am 11. April in der Kathedrale in Baltimore der Orden des Heiligen Gregorius des Großen im Namen des Papstes verliehen werden. Auf Vorschlag Kardinal Gibbons' hat Papst Benedikt dem Admiral den Orden in Anerkennung „seines Beispiels von Frömmigkeit und Christentugend“ verliehen.

Eine Warnung an die Kirche in den Vereinigten Staaten. Daß die Kirche in Amerika sich vorsehen muß, damit sie nicht zu einem Werkzeug der politischen Propaganda gemacht werde, ist aus der Londoner *Times* zu ersehen. Dieses Blatt Lord Northcliffes hat, wie wir nachträglich sehen, schon voriges Jahr ganz ungeniert öffentlich angekündigt, daß in Amerika nicht nur die Presse und das Theater, inklusive der Wandelbilder, sondern auch das ganze Erziehungswesen und die Kirche für britische Interessen zu beeinflussen seien. Wir finden in einer politischen Zeitung das folgende Zitat aus der Londoner *Times*: „Eine wirksame Propaganda, betrieben von Leuten, die sich darauf verstehen, für eine Sache Stimmung zu machen und die öffentliche Meinung zu einem bestimmten Zwecke zu beeinflussen, tut not, dringend not. Eine wirksam organisierte Propaganda sollte damit beginnen, die Presse, die Kirche, die Bühne und das Wandelbildtheater zu mobilisieren, das ganze Erziehungswesen beider Länder in aktiven Dienst zu pressen und dafür Sorge zu tragen, daß eine unserer Sache günstige Gesinnung in den Familien, den Universitäten und Schulen aller Grade fest gegründet werde. Sie sollte auch dafür sorgen, daß die tüchtigsten Männer durch finanzielle Unterstützung zum Verfassen von Büchern und Aufsätzen über besondere Gegenstände veranlaßt werden. Diese Schriften sollten in billigen Ausgaben unter die sich dafür interessierenden Bevölkerungsklassen unentgeltlich verteilt werden. Historische und literaturgeschichtliche Lehrbücher sollten revidiert werden. Auch neue Bücher sollten eingeführt werden, namentlich in den Elementarschulen. In allen zentral gelegenen Orten sollten Gesellschaften zur Pflege und Förderung britisch-amerikanischer Freundschaft gegründet werden und in enger Verbindung mit einem Regierungskomitee mit diesem zusammenwirken. Wichtige längere Aufsätze sollten, in Teile zerlegt, dem Volke mundgerecht gemacht und Bücher, Broschüren, Karten, Flugblätter usw. an das Publikum verteilt werden. Zu Anzeigezwecken sollte nicht nur die Presse, sondern auch die Anschlagbreiter und Straßenbahnwagen benutzt werden, um kurzgehaltene, leicht verständliche und leicht zu behaltende überzeugende Phrasen und Schlagwörter stets

unter dem Publikum zu verbreiten, damit es auf solche Weise, gleichsam unbewußt die Grundsätze eines Einverständnisses in sich aufnehme.“ — Schon im Jahre 1917 wurde nach Northcliffes Rückkehr aus den Vereinigten Staaten im britischen Parlament berichtet, daß er \$150,000,000 und 10,000 Agenten zu Propagandazwecken in den Vereinigten Staaten zurückgelassen habe. So scheint allerdings Vorsicht am Platze zu sein, daß wir als Kirche uns nicht in das Netz politischer Machenschaften hineinziehen lassen.

F. P.

II. Ausland.

Welche Kirchengemeinschaft hat am besten den Krieg überstanden? Die Luthardtische „Kirchenzeitung“ schreibt: „Die katholische Kirche hat den Umsturz wundergut überstanden; sie ist siegreich, stärker denn je aus den Wirren hervorgegangen.“ Von der „evangelischen Kirche“ hingegen meint die „Kirchenzeitung“: „Sie ist eine geschlagene, fast zerschlagene.“ Das Urteil trifft nicht zu, weil es auf einer irrigen Definition von „evangelischer“ Kirche und der christlichen Kirche überhaupt beruht. Die wirklich „evangelische“ Kirche definiert bekanntlich die Kirche als die Gemeinde der Glaubigen, das ist, als die vor Menschenaugen verborgene, geistliche Gemeinschaft aller derer, welche durch Wirkung des Heiligen Geistes glauben, daß sie durch Christi stellvertretende Genugtuung einen gnädigen Gott haben. Diese Kirche ist durch den Krieg weder geschlagen noch zerschlagen worden. Diese Kirche steht, wie Luther oft erinnert, an einem Ort, an dem solche widrigen äußeren Verhältnisse, wie Kriege, leibliche Not und Bedrückung, nicht heranreichen. Wir haben Ursache anzunehmen, daß auch in Deutschland während des Krieges und infolge desselben die Zahl derer, die an Christum den Gekreuzigten als ihren Verfühner glauben, nicht abgenommen hat, sondern größer geworden ist. Zwar werden manche zur Zeit der Trübsal am Glauben irre geworden und abgefallen sein. Aber auf Grund von Nachrichten, die auch nach Amerika drangen, müssen wir annehmen, daß die Zahl derer größer war, die der Heilige Geist in der Not des Krieges und im Angesichte des Todes an den Katechismus, die Bibelsprüche und die herrlichen Kirchenlieder erinnerte, die man in der Kindheit in den Staatschulen gelernt hatte. Daß die Luthardtische „Kirchenzeitung“ urteilt, die „evangelische“ Kirche sei durch den Krieg und seine Folgen geschlagen worden, während die katholische Kirche nach wie vor „siegreich“ dastehe, hat, wie gesagt, seinen Grund in einem irrigen Kirchenbegriff. Dies geht auch daraus hervor, daß die „Kirchenzeitung“ als ersten Beweis für das Geschlagensein der evangelischen Kirche den „Sturz des landesherrlichen Kirchenregiments“ nennt. Was ihr vorschwebt, ist die Landes- oder „Volkskirche“, und weil diese Organisation gefallen oder doch ins Wanken geraten ist, so klagt sie über das Geschlagensein der evangelischen Kirche. Wenn Christus von seiner Kirche auf Erden redet, so meint er gar nicht die Staats- oder Volkskirche, sondern die Kirche, die zwar im Staat, im Volk, in der Welt sich befindet, aber nach Glaube und Leben vom Volk oder von der Welt ausgegangen und scharf geschieden ist. Christus meint ferner die Kirche, die sein Evangelium rein und lauter verkündigt und sich fest auf sein Wort als die untrügliche Wahrheit stellt. Diese Kirche kann und soll gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen von der Papstkirche lernen, weil, wie Christus Luk. 16 sagt, die Kinder dieser Welt klüger sind denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht. Die Kirche des Papstes stellt sich fest auf

des Papstes Wort und bildet infolgedessen eine geschlossene Einheit, mit der die Welt rechnen muß. So soll die evangelische Kirche sich fest auf Christi Wort stellen. Sie soll mit Luther sprechen: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ Damit gewinnt sie zwar nicht den Beifall der Welt, wohl aber hat sie damit den auf ihrer Seite, der zur Rechten Gottes sitzt, das Unverzüm regiert, die Herzen der Menschen in seiner Hand hält und die Verheißung gegeben hat, daß sein von der Kirche gepredigtes Wort nicht leer zurückkommen, sondern Frucht bringen soll. Wie würden der Kirche Kinder geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte, wenn die Gläubigen in der ganzen Welt sich fest auf Christi Wort stellen und es vor der Welt und ihrem Volk bekennen würden! Wer wollte a priori in Abrede stellen, daß auch in Deutschland und darüber hinaus die Erfahrungen des sechzehnten Jahrhunderts sich wiederholen könnten, wenn die gläubigen Christen durch den Zusammenbruch äußerer kirchlicher Ordnungen veranlaßt würden, sich in Lehre und Bekenntnis rückhaltlos auf Christi Wort zu stellen. Doch der Erfolg ist in Christi Hand zu lassen. Jedenfalls ist es Christi Wille und Befehl, daß die Christen in allen Ländern und auch in Deutschland sich furchtlos auf Christi Wort stellen. Darin und dazu sollen alle, die es können, den Christen dienen, anstatt über das Geschlagensein der „evangelischen Kirche“ zu jammern. Sonderlich soll auch die „evangelische“ Kirche in Amerika sich dies zu Herzen gehen lassen. Die Leute, welche jetzt das Interchurch World Movement leiten, haben den Krieg am schlechtesten überstanden. Sie bemühen sich mit allen Kräften, aus dem Christentum eine Diesseitsreligion zu machen.

J. P.

Die Bemühungen der Quäker um die Erhaltung der Kinder Deutschlands. Der Leiter des American Friends Service in Deutschland, Alfred J. Scattergood, berichtet, daß seine Gesellschaft in der Lage sein werde, von Ende April ab die Versorgung von 600,000 Kindern zu übernehmen. Es ist nicht darauf gerechnet, daß die erforderlichen Mittel von den Quäkern allein aufgebracht werden. Aus Mitteilungen in den Zeitungen sehen wir, daß Unterstützungsgesellschaften in Milwaukee und New York die von ihnen gesammelten Gelder den Quäkern zur Verfügung stellen. Die in den Händen der Quäker liegende Organisation scheint eine ausgezeichnete zu sein.

J. P.

Armes Deutschland! Die Zeitungen haben uns seit Ausbruch des Krieges in dem Maße mit erfundenen Greueln (atrocities) traktiert, daß wir geneigt sind, so ziemlich allen Nachrichten dieser Art Mißtrauen entgegenzubringen. Wir waren daher auch den Nachrichten gegenüber etwas mißtrauisch, die den französischen Truppen auf deutschem Gebiet fast ungläubliche Greuel nachsagten. Aber nun kommen Nachrichten darüber aus britischen und französischen Quellen. Der London Daily Herald hatte aus der Feder Ed. Morels so schreckliche Mitteilungen veröffentlicht, daß die Nachrichtenagentur Universal Service an ihren Korrespondenten in Paris klaberte und ihn beauftragte festzustellen, ob etwas Wahres an der Sache sei. Der Pariser Korrespondent, L. Roguet, antwortete: „Ed. Morels Enthüllungen über die Schredensherrschaft der Franzosen am Rhein fußen zweifellos auf starken und nicht wegzuleugnenden Tatsachen.“ Ed. Morels Enthüllungen lauten wörtlich: „Ich habe überzeugende Beweise dafür erhalten, daß die französischen Militärsich sich scheußliche Verbrechen gegen die Weiblichkeit, die weiße Rasse und die Zivilisation schuldig machen. Wir liegen eine Reihe

beschworener Aussagen von Verwandten dieser Opfer, von Ärzten, Anwälten und andern vor. Die Zahl der jungen Mädchen, welche geheimnisvoll aus dem Saarbecken verschwinden und deren Leichen dann später vorgefunden werden, wird immer größer. Von Mainz, Wiesbaden und Ludwigshafen kommen Berichte, daß die städtischen Kollegien für immer größere Gelegenheiten zu sorgen haben, damit sich die schwarzen Truppen 'amüsieren' können. Es hat Saarbrücken bereits 70,000 Mark gekostet, Lokale für diesen Zweck zu unterhalten. Als der Bürgermeister einer gewissen Stadt zauderte, den französischen Forderungen Folge zu geben und die städtischen Gelder für solche Zwecke zu verausgaben, wurde ihm von den französischen Behörden eröffnet, er setze sich der Prozessierung durch ein Kriegsgericht aus, und ihm wurde nahegelegt, solche Lokale seien besonders notwendig. Viele Frauen haben Selbstmord begangen, nachdem sie von Negern kriminell angegriffen worden waren. Damit noch nicht zufrieden, in diesem Krieg Hunderttausende von primitiven afrikanischen Barbaren verwendet zu haben, schicken sie nunmehr diese Horden durch ganz Europa. Sie haben sie zur Niedermehelung russischer Bauern benutzt; sie haben sie nach der Türkei und Bulgarien gesandt; sie haben sie in Syrien zusammengezogen. In der bayerischen Pfalz ist es indes, wo sie diese Afrikaner im größten Maßstab zur Verwendung bringen. Wie ich erfahre, sollen deren 20,000 bis 30,000 dort sein. Sie haben sich dort zu einem undenkbaren Schrecken gestaltet. Sie greifen Frauen und Mädchen an, verbreiten Seuchen, morden harmlose Bürger und entziehen sich gar häufig aller Kontrolle. Diese Horden sind eine schreckliche Inkarnation der barbarischen Politik des sogenannten Friedensvertrages, welcher die Uhr um 2000 Jahre zurückzuschieben versucht. Das Folgende erschien in der letzten Woche im Pariser *Clarté*: 'Abgesehen von der kaum zurückhaltenden Bestialität der schwarzen Truppen, richten Seuchen schreckliche Verheerungen an.' Der Rest dieses Artikels eignet sich nicht zum Druck. Diejenigen, welche für die Verpflanzung des schwarzen Barbarismus in europäische Gemeinwesen verantwortlich sind, wußten, daß diese Folgen unausbleiblich waren. Neue Ausschreibungen werden bei Stämmen vorgenommen, welche sich im primitivsten Stadium der Entwicklung befinden. Welches unauslöschliche Feuer des Hasses hier auf das Haupt des französischen Volkes angesammelt wird, das als Volk ja unschuldig ist, kann nur die Zukunft deutlich zeigen. Ein hervorragender Militär sagte neulich zu mir: 'Wenn ich ein Deutscher wäre, würde ich alles vergeben — aber dieses? Niemals!' Ich bestehe darauf, diese schwarze Vergewaltigung ist ein Teil der im Friedensvertrag nackt und unverschämt niedergelegten Politik, ein ganzes Volk zu ruinieren, in Sklavensesseln zu legen, herabzumwürdigen, zu zerreißen und zum äußersten Grad der Verzweiflung und der Demütigung zu treiben.'

Austausch von Büchern und Zeitschriften mit Deutschland. Aus Berlin wird berichtet: „Die Akademien in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig und München haben der Nationalversammlung einen Antrag unterbreitet, in den Reichshaushalt die Summe von mindestens 3 Millionen für wissenschaftlich-kulturelle Zwecke einzusetzen. Diese Summe soll im besonderen dazu dienen, den Bezug der ausländischen Zeitschriften zu ermöglichen, damit mindestens in einem Exemplar jede namhafte wissenschaftliche ausländische Zeitschrift in Deutschland zu finden sei; ferner dazu, den deutschen Akademien die Veröffentlichung wissenschaftlich wichtiger Monographien durch Druckunterstützung zu ermöglichen. Auch die Fortsetzung des ‚Deutschen Wörter-

buchs' der Gebrüder Grimm, die des *Thesaurus Linguae Latinae* und die des großen Septuaginta-Unternehmens soll dadurch gewährleistet werden.“ Uns interessiert besonders die Fortsetzung der drei zuletzt genannten Werke. Was die Beschaffung ausländischer Zeitschriften auf dem Wege des Kaufes betrifft, so sollte man davon nach unserer Meinung Abstand nehmen. Bei dem niedrigen Stand der deutschen Mark im Vergleich mit der Währung anderer Länder sollte man nicht den Versuch machen, auf dem Wege des Kaufs Zeitschriften zu beschaffen. Es ist gar zu unvernünftig, für eine Zeitschrift, die z. B. 5 Dollars jährlich kostet, 300 Mark oder mehr zu bezahlen. Zudem ist doch wohl die Sachlage diese, daß Zeitschriftenredakteure, die billig denken, ihre Verleger veranlassen werden, auf den Austausch von Zeitschriften einzugehen. Gibt es Redakteure, denen diese Gesinnung zeitweilig noch abgeht, so sollte man auf den Genuß ihrer literarischen Produkte temporär verzichten. Der Verlust wird ein mäßiger sein. F. P.

Deutsche Rechtschreibung. Wir berichteten vor einigen Monaten, daß in Deutschland eine abermalige Änderung in der Orthographie geplant werde, und drückten unser Befremden darüber aus, daß man die Zahl der Revolutionen noch zu mehren gedenke. Nun kommt aus Berlin die Nachricht: Da in der Öffentlichkeit immer wieder beunruhigende Nachrichten über die geplante Neugestaltung der Rechtschreibung auftauchen, erscheint es angebracht, darauf hinzuweisen, daß bis jetzt keinerlei Entscheidung in dieser Frage gefallen ist. Ein vorbereitender Ausschuß hat lediglich ein Gutachten über den Rahmen der etwa einzuleitenden Neuordnung erstattet.

Neue Ehescheidungsgefetze in England. „Im britischen Unterhaus soll in der gegenwärtigen Tagung eine Vorlage betreffs Abänderung der Ehescheidungsgefetze eingereicht werden; es heißt, die Regierung sei moralisch genötigt, ihre Annahme zu erleichtern. Als neue Scheidungsgründe sollen anerkannt werden: dreijährige absichtliche Trennung, Grausamkeit, Geistesfrankheit, Trunksucht und Todesurteil mit nachfolgender Begnadigung. Die Kirche soll nur zu gewissen Zugeständnissen bereit sein.“

Frankreich. Aus Paris geht uns von einer Gesellschaft, die sich American University Union nennt, eine persönliche Mitteilung zu. Insonderheit werden wir ersucht, den Studentenstrom, der sich früher nach Deutschland wandte, nach Frankreich zu dirigieren. Die Mitteilung lautet: „May we ask your special attention to a few words regarding the nature and aims of our organization. Organized to meet the war-needs of American university and college men in Europe for military and other service in the cause of the Allies, the Union had also from the first the aim of being a bond between the universities of Europe and America. Its war-purposes accomplished, it has become an organization designed to serve as a social center for American students studying here, and as a clearing-house of information between French and American universities. It will concern itself also with the question of the exchange of scholarships and professors, and will assist by all means in its power in giving practical effect to the desire of the allied peoples to draw intimately together in fuller educational and intellectual relations. Recognizing that a number of problems will have to be solved, if the stream of students that formerly turned to Germany is to flow freely henceforth to France, the Union aims to give special attention to these problems. It should be added that the American Board of Trustees, as newly constituted, makes the Union the only educational organization in

France broadly and directly representative of American higher institutions of learning and educational foundations. Very truly yours, N. S. Krans, Secretary." Wie die Dinge augenblicklich liegen, können wir Studenten zu Studienzwecken weder nach Frankreich noch nach Deutschland noch nach irgendeinem Lande in Europa dirigieren. Wer in das Chaos geht, tut es auf eigene Verantwortung.

F. P.

Ein Streit der römischen und griechischen Kirche um die Sophienkirche in Konstantinopel? Es wird berichtet: „Das griechische Patriarchat hat an den Ententerat eine Botschaft gesandt, in der es gegen den angeblichen Anspruch der römischen Kurie auf die alte St. Sophienkirche in Konstantinopel protestiert und darauf hinweist, die Kirche sei von der griechisch-katholischen Kirche erbaut und sollte deshalb dem griechischen Patriarchat als Kathedrale überlassen werden. Die Kirche, die gegenwärtig als Moschee verwendet wird, wurde im Jahre 360 n. Chr. erbaut und im Jahre 537 umgebaut.“

Die Juden in ihrer „nationalen Heimat“. Bekanntlich haben die „Alliierten“ den Juden Palästina als nationale Heimat versprochen. Daran hat ein Teil der Juden, namentlich die Zionisten, große Hoffnungen geknüpft. Man redete schon begeistert von einem unabhängigen jüdischen Staatswesen. Wie sich aber die Sachlage an Ort und Stelle tatsächlich gestaltet, erfahren wir aus einer Stabmeldung dieses Inhalts: „Der Kommandeur der britischen Truppen in Jerusalem hat eine Anzahl von Strafen, die vom Kriegsgericht über Beduinen und Juden im Zusammenhang mit dem Kravall am Osterfest verhängt wurden, bestätigt; die Strafen bewegen sich von fünfzehn Jahren Gefängnis abwärts. Als Protest hiergegen versuchten die Juden in der Stadt am Dienstagmorgen ihre Läden geschlossen zu halten, mußten sie aber auf Befehl der Militärbehörden wieder öffnen. Die Zahl der bei jenen Kravallen Gefallenen, bzw. Verwundeten beläuft sich auf 189.“ Die Schwierigkeit scheint darin zu liegen, daß der bei weitem größte Teil des Grundeigentums in Palästina das Eigentum arabischer Großgrundbesitzer ist, die nicht verkaufen wollen. Nach einem Londoner Bericht haben die Beduinen die Auflösung der zionistischen Verbände in Palästina verlangt. Die Juden können kaum sagen, daß sie von den „Alliierten“, in diesem Falle speziell von England, hintergangen worden seien. Ihnen ist nicht versprochen worden, daß der Grund und Boden in Palästina den Arabern einfach genommen werden solle. Auch haben die Engländer den Juden kaum Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß sie (die Juden) ein unabhängiges Staatswesen bilden sollten. England hat nichts dagegen, daß die Juden Palästina als ihre „nationale Heimat“ ansehen, beziehungsweise dorthin ansiedeln. Aber England hat alles dagegen, daß in Palästina ein unabhängiger jüdischer Staat entstehe. Als vor etwa einem Jahre Juden in einer Versammlung zu Jerusalem von Unabhängigkeit redeten, bedeutete ihnen der anwesende britische Beamte, daß Reden gegen die britische Oberhoheit nicht erlaubt seien. So wird Jerusalem wohl bis zum Ende der Welt von den Heiden zertreten werden. Zu den Heiden im Sinne von Luk. 21, 24 gehören aber nicht nur die Türken, sondern auch die Engländer.

F. P.

China. Aus Omaha, Neb., wird gemeldet: „Sechzehn Priester der katholischen Mission in Omaha werden binnen weniger Tage nach China abreisen. Dies ist der Beginn einer großzügigen Missionsbewegung der katholischen Kirche in China.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Juni 1920.

Nr. 6.

Joel.

(Konferenzarbeit.)

In der Überschrift zu Luthers Joel (Veit Dietrich) heißt es: „Was können wir in diesen verderbten Zeiten Besseres tun, als daß wir uns ganz und gar ins Lesen und Betrachten der Propheten Gottes vertiefen?“ Hat es je verderbtere Zeiten gegeben als die jetzigen? Wohl!an!

I. Name.

Joel, i. e., „Jehovah ist Gott“. Seinem Namen gemäß streicht Joel Jehovah heraus. Er beginnt seine Weissagung: „Dies ist das Wort Jehovahs.“ Daran lasse sich nichts ändern; Jehovahs Wort allein habe Geltung. Joel beklagt dann, daß das Opfer Jehovahs durch die Heuschreckenplage aufhören müsse, ruft allesamt, Greife bis hinab zu den Säuglingen, zur Buße ins Haus Jehovahs; fordert auf: „Schreiet zu Jehovah“ (1, 14), er alleine könne Gebet erhören (1, 19). Jehovah sei der Allgewaltige (1, 15), dessen Gericht niemand entgehen werde (2, 3); sei aber doch der gnädige Gott, zu dem jedermann sich bekehren (2, 13) und bei dem jedermann seine Rettung suchen solle (3, 21). „Jehovah ist Gott“; ihm müssen Menschen (2, 16, 17) und Engel (2, 11) dienen. Seinem Namen gemäß streicht Joel den dreieinigen Gott heraus. Er sagt, daß Jehovah mit Vaterliebe zu den Seinen glücke (2, 18), daß Jehovah den Lehrer zur Gerechtigkeit, Gott den Sohn, geben (2, 23), aber auch, und zwar bald darauf, den Heiligen Geist ausgießen werde (3, 1). Seinem Namen gemäß ruft Joel (2, 27) aus: „Ihr sollt es erfahren, daß ich, Jehovah, euer Gott sei und keiner mehr.“

„Joel“ war die gewöhnliche Benennung dieses Propheten. Unser alltäglicher Name ist „Pastor“. Sind wir, handeln wir unserm Namen gemäß? Erweisen wir uns als Hirten? Weiden wir unsere Herde auf grüner Aue (Gottes Wort) oder auf dürrer Weide (Menschentwort)?

Führen wir unsere Herde von Ort zu Ort, oder lassen wir sie stets an denselben Stellen knabbern? Tränken wir regelmäßig? Geben wir frisches Wasser? Oder heißt es von unserer Versorgung (Jes. 41, 7): „Die Elenden und Armen suchen Wasser, und ist nichts da; ihre Zunge verdorret vor Durst“? Lassen wir unsere Herde in der Mittagshize der Trübsal verschmachten, oder führen wir sie über Mittag unter die schattigen Bäume am Trostquell? Schützen wir unsere Herde gegen Feinde? Führen wir die Schafmütter (die besonderer Schonung bedürfen) „langsam“ mit Geduld, Jes. 40, 11? Ist es uns um das Wohl oder um die Wolle der Schafe zu tun? In bezug auf dies alles sage ich nur: „Jehovah ist Gott.“

II. Ort des Propheten.

Der Ort, da Joel weissagte, ist Juda=Jerusalem. Beweise: In Kap. 1 redet Joel immer wieder von dem Hause des Herrn und dem Tempeldienst, vom Speis- und Trankopfer. Kap. 2 sagt er, die Priester sollen beten zwischen Halle und Altar, redet von Zion und den Mauern der Stadt. In Kap. 3 redet er von Zion und Jerusalem, von Juda, vom Tale Josaphat (König Judas), davon, wie die Phönizier die Kinder Judas verkauft haben, wie Ägypten in Juda eingefallen ist, und schließt mit den Worten: „Juda soll ewiglich bewohnet werden, Jerusalem für und für. Der Herr wird wohnen zu Zion.“ — Joel verrieth sein Amt treu an dem Ort, da Gott ihn hingestellt hatte. — Machen wir es ebenfol

III. Zeit des Propheten.

Von den verschiedenen Kritikern wird dem Joel sehr verschiedene Zeit zugeschrieben. Die älteren Ausleger halten ihn für einen der ältesten unter den Propheten, und das mit guten Gründen. Die neueren Kritiker halten dafür, daß Joel erst im vierten Jahrhundert vor Christo lebte. Die sieben von ihnen dafür angeführten Gründe (cf. McCurdy in Schäff) sind durchaus hinfällig, manche sogar kindisch. Stöckhardt schneidet allen sieben mit einem Hieb den Hals ab. Mit e i n e m Schwung schlägt er drein und sagt: „Zur Zeit Joels hörte man noch auf die Worte des Propheten, man tat Buße auf seine Predigt hin. Das beweist, daß Joel einer der frühesten Propheten war.“ In der That, wenn ich nur diesen Grund hätte gegen die sieben der Neueren, so wollte ich mich von dem einen überführen lassen. Doch füge ich noch etliche Gründe hinzu, die auf frühe Zeit dieses Propheten weisen. Die ersten Feinde Judas — Edom, Ägypten, Philister — sind dem Propheten frisch im Gedächtnis, dagegen nennt er die späteren Feinde Judas — Syrer und Assyrer — gar nicht. Wäre er ein späterer Prophet, so wäre es doch merkwürdig, wenn er die geringeren Feinde nannte und die größeren nicht. Ferner, das Verhältnis Judas

zu den Ägyptern war nur in der älteren Zeit ein feindliches, 1 Kön. 14, 25. 26. Ferner, die Syrer fingen schon unter Joas' (der letzten) Zeit an, Juda zu bekriegen, 2 Kön. 12, 17. 18; 2 Chron. 24, 23. 25; Amos 1, 3—5. Erwähnt Joel dies nicht, dagegen die Philister, Edomiter und Ägypter, und setzt er das Bestehen des Gottesdienstes mit allen Einzelheiten voraus, der noch während der ersten Jahre des Joas (unter dem Priester Jojada) bestand, so schließen wir mit Recht, daß Joel nicht später als zur Zeit der ersten Regierungsjahre Joas' lebte. Erwähnt Joel die Schlacht Josaphats, so schließen wir mit Recht, daß er nach diesem Ereignis lebte. Nach Josaphat, vor dem Verberben unter Joas, ist die Zeit dieses Propheten, also ca. 850 v. Chr. Bei Betrachtung der Schrift gerade dieses Propheten kommt es auf ein paar Jahre bei Angabe der Verfassungszeit durchaus nicht an. — Lernen wir Preidiger aus der Zeitbetrachtung des Joel folgendes: Wir sollen nicht stöhnen, daß Gott uns nicht fünfzig Jahre früher oder fünfzig Jahre später hat geboren werden lassen, sondern die uns gegebene Zeit auslaufen. Laßt uns wirken, diemeil es Tag ist!

IV. Disposition und Inhalt des Buches.

Vorbemerkung: Wenn du einen Brief bekommst und nun liest: „Wir führen gestern durchs Gebirge und schauten die Wunder Gottes in der Natur“ usw., so liest du diesen Brief ganz selbstverständlich mit dem Gedanken: „Es war Tag, als mein Freund durchs Gebirge reiste.“ Ein ebenso selbstverständlicher Gedanke soll unser Herz erfüllen, wenn wir die Briefe Gottes, die Heilige Schrift, lesen, nämlich dieser: „Es zielt alles auf Christum und sein Reich.“ Die Bibel ist ja Gottes Offenbarung an uns. Gott will uns darin seine Herrlichkeit offenbaren. Diese umfaßt alle Eigenschaften Gottes, vor allem aber zwei, seine Heiligkeit und seine Gnade. In dem Wilde, das uns Gott Hesel. 1 von seiner Herrlichkeit gibt, leuchtet uns vor allem das verzehrende Feuer entgegen, aber über dem verzehrenden Feuer steht der milde Regenbogen. Dieses Bild soll uns beim Studium der Schrift nicht aus dem Herzen weichen. Überall in der Schrift leuchtet uns das verzehrende Feuer entgegen: „O Mensch, erschrick über deine Sünden, verzage ganz an dir selbst!“ Aber überall in der Schrift steht über dem verzehrenden Feuer der Regenbogen in seiner Pracht: „O Mensch, freue dich, in Christo ist eine Errettung von Sünden vorhanden!“ Alles in der Schrift zielt schließlich auf Christum. Als Christus auftrat zu predigen, da faßte er die ganzen Predigten, die er durch die Propheten hatte halten lassen, kurz und kräftig zusammen in die Worte: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Das muß deshalb auch der Inhalt irgendeiner Prophetenschrift sein. Das ist auch, kurz gesagt, der Inhalt des Propheten Joel: Tut Buße und glaubet dem Lehrer zur Gerechtigkeit, so werdet ihr entrinnen; wo nicht, so werdet ihr gerichtet. Auf dem

Höhepunkt seiner Schrift angekommen, ruft er aus (2, 13): „Zerreiße eure Herzen und belehret euch zu dem Herrn, eurem Gott; denn er ist gnädig“ usw.

Doch gehen wir etwas genauer auf die Disposition und damit auf den Inhalt des Buches ein. Aus den Auslegungen, die ich über Joel gelesen habe, erkenne ich dies eine: man hält die Deutung seiner Weissagung für recht schwierig. Doch halte ich dafür, daß die ganze Auslegung seiner Weissagung leicht wird, sobald man die klare Disposition des Joel erkannt hat. Die Schrift Joels besteht aus zwei Hauptteilen: 1—2, 17; 2, 19 b—3, 26. Diese beiden Teile sind durch eine geschichtliche Bemerkung, 2, 18. 19 a, zu einem Ganzen verbunden. Im ersten Teil schildert Joel zunächst, I A, eine furchtbare Heuschreckenplage, die mit einer Gluthitze und Dürre verbunden war. Er bricht in laute Klage darüber aus und fordert zur Buße auf. So weit das 1. Kapitel. Er schildert darin also hauptsächlich die Größe der Plage. Im 2. Kapitel erweitert sich sein Blick; er sieht ein anderes großes Racheheer gegen Gottes Volk heranziehen, das er unter dem Bilde der Heuschreckenplage dann schildert. Es sind überirdische, englische Gewalten, die dreinsfahren und die Gottlosen vertilgen. In I B (2, 1—17) beschreibt Joel also die Bedeutung der Heuschreckenplage. Sie weise hin auf das Racheheer des Jüngsten Tages. Diesem Gericht aber solle die Gemeinde durch wahre Buße zuvorkommen. In der Überleitung zum zweiten Hauptteil (2, 18. 19 a) berichtet Joel kurz, daß das Volk auf seine Predigt hörte und Buße tat. Darauf geht nun im zweiten Teil die Bußpredigt, die Strafandrohung in Verheißung über. Dieser zweite Teil ist dem ersten parallel aufgebaut. Halten wir an diesem Gedanken fest, so wird die ganze Joelauslegung leicht. War die Strafandrohung des ersten Teils entseßlich, so ist die Verheißung des zweiten Teils überaus herrlich. Schildert Joel in der Strafrede erst die Heuschreckenplage, so in der Verheißung erst die Befreiung von der Plage; im ersten Teil dann die Gluthitze und Dürre, so im zweiten Teil dann, daß alles wieder grünen und Frucht tragen soll. Erweitert sich im ersten Teil sodann der Blick des Propheten, daß er das Racheheer des Jüngsten Tages herankommen sieht, so erweitert sich auch sodann im zweiten Teil sein Blick, so daß er ein geistliches Grünen und Blühen schaut: der Messias wird geboren, der Lehrer zur Gerechtigkeit. Wie der Prophet im ersten Teil beim Wilde bleibt, und das Racheheer des Jüngsten Tages unter dem Bild der Heuschreckenplage schildert, so bleibt der Prophet auch im zweiten Teil dabei, Segen, Heil und Gnade der messianischen Zeit unter dem Bilde des Grünens und Blühens, des Regens, der reichlichen Ernte an Korn, Öl und Most zu schildern. An der Lehre des Messias soll das Volk sich satt essen, an dem Evangelium von der Gnade. Israel soll erfahren, daß in diesem Lehrer zur Gerechtigkeit Jehovah mitten unter ihnen sei. So weit Kap. 2. — Kap. 3 deutet der Prophet dann auf ein zweites Charakteristikum der messianischen Zeit. „Nach diesem“, i. e., nachdem Israel

erfahren hat, daß in diesem Lehrer zur Gerechtigkeit Jehovas in ihrer Mitte gewandelt hat, soll der Geist Gottes ausgegossen werden über alles Fleisch, auch die Heiden. Dann folgt das Endgericht. Aber nicht für alle bringt das Endgericht Schrecken. Alle, die aus Juden und Heiden den Namen des Herrn anrufen werden (durch den ausgegossenen Geist dazu getrieben), werden Entronnene sein. — Kap. 4 schildert Joel dann das Endgericht über die Feinde der Gläubigen, i. e., die Ungläubigen, unter dem Bilde des Gerichts und der Schlacht im Tal Josaphat. — Schließlich schildert Joel die Herrlichkeit, die Freude und Bönne der Geretteten, daß sie bei dem Herrn wohnen ewiglich. Die Disposition des Buches ist also sehr klar, ebenmäßig fortschreitend aufgebaut. Joel steht Jesaias II an Logik nichts nach. — Sei das auch bei dem Bau unserer Predigten eine Hauptforge mit, daß die Disposition klar sei, so daß unsere Zuhörer die Predigt leicht fassen und mit nach Hause nehmen mögen.

V. Zegtbemerkungen.

1, 1—4: Die Kirchengäter weisen mit den vier Heuschrecken-schwärmen hin auf ein vierfach feindliches Heer, auf die Chaldäer, Medopfer, Griechen und Römer. Auch der Talmud redet von „feindlichen Völkern“. Luther versteht die Plage (im Eingange berichtet) geschichtlich, deutet sie aber im 2. Kapitel auf das feindliche Heer der Babylonier. Calvin, Delitzsch, Hofmann u. a. verstehen die Plage eigentlich. Auch in unserer Synode sind die Meinungen darüber verschieden; die einen halten diesen Bericht für Allegorie, andere für geschichtliche Tatsache. Die Disposition des Buches zwingt mich, diesen Bericht für ein geschichtliches Ereignis zu halten. Moses hatte ja 5 Mos. 28, 38, 39, 42 den Übertretern des Gesetzes gerade diese Strafe angedroht, daß Heuschrecken ihre Saaten, Pflanzen, Felder verzehren sollten. Nun sieht Joel solches geschehen und fordert das Volk darüber zur Buße auf. Der Prophet schildert auch von vornherein das Strafgericht nicht als ein zukünftiges, sondern als ein gegenwärtiges: Die Greise sollen aufmerken, ob je so etwas geschehen sei usw.

B. 4: Luther redet von Raupen, Heuschrecken, Käfern und Geschmeiß. Alle vier Ausdrücke bezeichnen aber das eine: Heuschrecke. „Raupen“, wörtlich: Rager, Abschreter, Verstümmeler. „Heuschrecke“, arbeh (von rabah, viel sein). Sie kommen in Menge, in Schwärmen. Gewöhnlicher Name der Wanderheuschrecke. „Käfer“, wörtlich Abfresser. 5 Mos. 28, 38: „Du wirst wenig einsammeln, denn die Heuschrecken werden's abfressen.“ Ps. 78, 46 ist dieses Wort synonym mit arbeh gebraucht; die Heuschreckenplage Ägyptens ist da erwähnt: „Und gab ihr Gewächs den Abfressern und ihre Saat den Heuschrecken.“ „Geschmeiß“, wörtlich Leder; die Heuschrecke nach ihrer Spude bezeichnet. Ps. 105, 34 heißt es von der ägyptischen Heuschreckenplage:

„Er sprach: da kamen Heuschrecken und Leder ohne Zahl.“ Nah. 3, 15—17 wird Leder synonym mit Heuschrecke gebraucht. Rager, Abfresser, Leder sind also nur rhetorische Bezeichnungen für Heuschrecke. Ich nehme hier eine Bemerkung zu 2, 25 vortweg: „Die Jahre erstatten.“ Der Plural beweist nicht, daß Joel von einer mehrere Jahre dauernden Plage rede. Es mögen ja schon früher Heuschrecken Schaden angerichtet haben, und daß Joel deswegen hier den Plural gebraucht. Es mag dieser Plural aber auch lediglich ein Plural unbestimmter Allgemeinheit sein. Daß Joel im Eingang nur von der Plage eines Jahres rede, beweist 1, 4 selbst: Wenn Arbeh frisst, was Gasam übrig gelassen, Zelek das von Arbeh übriggelassene usw., so kann man nicht an das Grün verschiedener Jahre denken, weil das Grün des zweiten Jahres nicht Überbleibsel des vorigen Jahres ist, sondern neu gewachsenes. Wir gebrauchen auch öfter solchen unbestimmten Plural; kommt wohl in allen Sprachen so vor. Ähnlich sprach Sara einst, den Plural auf den einen Sohn Isaak beziehend: „Wer dürfte von Abraham sagen, daß Sara Kinder säuget?“ Gen. 21, 7. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir im ganzen Buche rhetorisch-poetische Schilderung haben. V. 4 ist die rhetorische Einkleidung für den prosaischen Gedanken: „Ein Heuschreckenschwarm nach dem andern ist ins Land eingefallen und hat seine Frucht ganz aufgefressen.“ Sachliche Bedeutung mag die Vierzahl haben. Es wäre dann die Ausbreitung des Gerichts nach allen Seiten über Juda hin angedeutet.

V. 6: „Es zeucht herauf ein mächtig Volk.“ Aus dem Worte „Volk“ wollen manche die allegorische Auffassung der Plage beweisen. Obwohl dies Wort, goi, gewöhnlich von feindlichen Völkern gebraucht wird, so finden wir es doch auch von Israel gebraucht, z. B. Zeph. 2, 9 (goi = am). Auch hier bezeichnet das Wort goi ein feindliches Heer, aber das der Heuschrecken, weil sie das Land wie ein feindliches Heer verwüsten. Prov. 30, 25 f. werden die Heuschrecken auch als ein Volk bezeichnet, wenn von ihnen gesagt wird, daß sie keinen König haben. Die Waffen dieser Feinde sind nicht das Schwert, sondern Zähne, das Gebiß, das so zermalmend wirkt wie das des Löwen. V. 7. „Weinstock und Feigenbaum“ sind genannt, weil sie die edelsten Erzeugnisse des Landes sind.

V. 8—12: „über diese Verwüstung muß das ganze Volk jammern.“ V. 8. Baal ist das deutsche Buhle = Liebhaber = Bräutigam. Klage wie eine Jungfrau, die ihren Geliebten durch den Tod verloren hat, die anstatt ihrer Hochzeitkleider einen Sack, ein Trauerkleid, anlegt. V. 9. Für das Morgen- und Abendopfer gebrauchte man ja (Ex. 29, 38 f.) Mehl (Getreide), Wein (Weinstock), Öl (Olbaum). Im täglichen Opfer fand das Bundesverhältnis zwischen Gott und Volk seinen Ausdruck. Mußte das Opfer aufhören, so hatte das Volk daran ein Zeichen, daß Gott es verworfen habe. V. 10—12. Die Ackerleute

haben zu klagen, daß aus Weizen und Gerste, die Weingärtner, daß aus dem Weinstock und den Obstbäumen nichts wird. Die Verba V. 11 a sind Imperative analog dem 5. Vers, also: „Sehet jämmerlich drein, ihr Ackerleute; heulet, ihr Weingärtner!“

V. 13—20. Der fortschreitende Gedanke ist dieser: Das jämmerliche Dreinsehen, Heulen und Klagen wird das Unglück aber nicht abwenden. Das kann nur der Allmächtige, Jehovah. Deshalb sollen nun auch die Priester den Herrn darum anflehen, ja das ganze Volk solle sich zu einem Wetgottesdienst versammeln. V. 19 fleht dann auch der Prophet selbst Jehovah an, das Unglück abzuwenden. V. 13: „Begürtet euch, ihr Priester!“ Zu ergänzen ist: „mit Trauerkleidern“; i. e., ziehet sie an. „Lieget“ (Luther), i. e. wörtlich: „übernachtet“: Betet nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts. „Klaget“, schlägt an eure Brust! Betet nicht nur, betet bußfertig! „Meines Gottes Diener“, fleht den rechten Gott an; der kann helfen. V. 14. Fortschreitender Gedanke: Nicht nur Priester, das ganze Volk soll beten. „Heiliget ein Fasten“; veranstaltet einen unter Fasten zu begehenden Gottesdienst. V. 15. Luther nimmt nun V. 15—20 als Vorschrift zum Gebet. Dies läßt sich kaum halten. In V. 15 rechtfertigt Joel nur seine Aufforderung in V. 13, 14. „Wehe dem Tage“, der Zeit dieser Doppelplage der Heuschrecken und Dürre! In dieser schrecklichen Zeit sieht Joel den Vorboten des Jüngsten Tages: „Denn“ der Tag, usw. „Wie eine Verwüstung vom Allmächtigen.“ Die Verwüstung durch diese Doppelplage weist hin auf die Verwüstung am Jüngsten Tage. V. 16 ist eine Frage und dient als Beleg für den vorigen Vers: „Ist nicht vor unsern Augen die Speise vernichtet, vom Hause unsers Gottes Freude und Wonne?“ „Speise“: Korn, Most, Öl = Nahrungsmittel, zugleich auch Opfermittel. V. 17. Der ausgestreute Same ist vermodert. Fortschreitender Gedanke: Auch nächstes Jahr gibt's wenig. V. 19: „Feuer und Flamme“ = Gluthitze der Dürre; cf. V. 20. V. 20. Gedanke: Nicht nur Priester und Volk und ich, selbst das Vieh, das wilde wie das zahme, schreit zu Gott.

2, 1—17. Erweiterter Blick auf das Racheheer des Jüngsten Tages. V. 1: „Stoßt in die Posaune auf Zion!“ Die Priester sollen das Volk aus ihrem Sündenschlaf aufwecken, auf das bevorstehende Gericht aufmerksam machen. „Der Tag des Herrn“ nicht: „wird kommen“, sondern: „kommt“ (Perf.). Zweifellos gewiß ist das Kommen des Jüngsten Tages. Joel verkündigt nun das Kommen dieses Tages auf Grund des erlebten Gerichts als ein Heranziehen eines furchtbaren, das Land verfinsternden Heuschreckenschwarms, an dessen Spitze Jehovah als Weltrichter in großer Herrlichkeit einherzieht. V. 2. „Finsternis“: Bild der Trübsal. Christus davon Matth. 24, 21: „Denn es wird alsdann ein groß Trübsal sein“ usw. „Wie Morgenrot über die Berge“, cf. V. 5: „Sie sprengen daher oben auf den Bergen.“ Von oben herab kommt dies Racheheer. Christus: „Als-

dann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes am Himmel . . . in den Wolken des Himmels“, Matth. 24, 30. Paulus: „Herniederkommen vom Himmel“, 1 Thess. 4, 16. „Morgenrot“, Herrlichkeit. Christus: „Kommen mit großer Herrlichkeit“, Matth. 24, 30. „Ein groß und mächtig Volk.“ Christus: „Alle heiligen Engel mit ihm“, Matth. 25, 31; cf. Dan. 7, 10. V. 3: „Vor ihm verzehrend Feuer, und hinter ihm lodert Flamme.“ Am Jüngsten Tag soll die Welt durch Feuer zerstört werden. „Niemand wird ihm entgehen.“ Christus: „Wo ein Aas ist“ (sei es auch in eine noch so verborgene Schlucht gefallen), „da sammeln sich die Adler.“ Der Richter findet schon seine Beute, Matth. 24, 28. „Es werden vor ihm alle Völker versammelt werden“, Matth. 25, 32. Paulus: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi“, Röm. 14, 10. V. 4. Das Roß brachte den Menschen am schnellsten von Ort zu Ort. Dieser Vers ist lediglich rhetorische Weise, die Schnelligkeit des Racheheeres zu schildern; cf. „Rennen“. V. 5. Cf. Offenb. 9, 7—9. V. 6. Vor diesem Gottesheer erheben die Menschen. „Entsetzen“ (Luther). Dies Wort wird von der Gebälerin gebraucht. Wie die Gebälerin der Angst nicht entgehen kann, und die Angst plötzlich über sie kommt, so usw. „So wird sie das Verderben schnell überfallen, gleichwie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen“, 1 Thess. 5, 2, 3. „Angesichte sind so bleich wie die Töpfe“ (Luther); wörtlich: „Alle Angesichte sammeln Röte“, i. e., sammeln ihre Röte ein (nach dem Innern), i. e., werden bleich (cf. V. 10: Die Sterne sammeln ihren Glanz ein, i. e., verlieren ihren Schein). Christus davon Matth. 24, 30: „Alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden“; Luf. 21, 25: „Wird den Leuten bange werden. Die Menschen werden verschmachten vor Furcht“ usw. V. 7. „Läufer“: Dies Wort wird vom Angriff gebraucht. Dies Heer der Engel greift an „wie die Riesen“, i. e., ohne Furcht. „Ersteigen der Mauer“, auch Bild des Angriffs. „Stracks vor sich dahin“, i. e., ihr könnt dies Heer nicht aufhalten. V. 7. 8. Es ist in diesen beiden Versen der Name der Engel, Zebaoth, i. e., geordnete Heere, näher geschildert. Tsabab, in den Krieg ziehen. Das Nomen = Heer. V. 8. „Waffen“, schelach = Verteidigungswaffen. „Nicht verwundet werden“, man kann diesem Heere Gottes nicht das Geringste anhaben. V. 9. „Wie ein Dieb durch die Fenster.“ Jesus nimmt diese Stelle auf Matth. 24, 43: „Welche Stunde der Dieb kommen wollte.“ 1 Thess. 5, 4 sagt Paulus: „Daß euch der Tag wie ein Dieb ergreife.“ 2 Petr. 3, 10 sagt Petrus: „Kommen als ein Dieb in der Nacht.“ V. 10. Christus nimmt auch diesen Vers auf in seine Schilderung des Gerichts, Matth. 24, 29; Mark. 13, 24 f. „Vor ihm erzittert die Erde und erbebet der Himmel.“ Christus davon Matth. 24, 29: „Die Kräfte des Himmels werden sich bewegen.“ Matth. 24, 35: „Himmel und Erde werden vergehen“ usw.; cf. 2 Petr. 3, 10. V. 11. „Der Herr wird seinen Donner vor seinem Heer“ usw. Christus Matth. 24, 30: „Des Menschen Sohn in den Wol-

ten mit großer Kraft . . . wird seine Engel senden mit hellen Posaunen“ usw. „Denn sein Heer ist sehr groß und mächtig.“ Christus: „Mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ „Welches seine Befehle wird ausrichten.“ Christus: „Sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden“ usw., Matth. 24, 31. Auch erinnert uns dieser Vers an den Psalmspruch: „Lobet den Herrn, ihr seine Engel . . . die ihr seine Befehle ausrichtet.“ Ps. 103, 2. — Alle angeführten Bemerkungen über Kap. 2, 2—11 zeigen deutlich genug, daß Joel das Racheheer des jüngsten Tages im Auge hat.

Welches ist denn der Zweck dieser Ankündigung des Gerichtstages? Rein anderer als der, das Heil des Volkes zu fördern, Buße und Belehrung zu wirken. Daher läßt denn Joel nun auch V. 12—14 eine dringende Aufforderung zur Bekehrung folgen. V. 12. „Mit Fasten und Weinen; laßt eure Bekehrung eine aufrichtige sein.“ V. 13. „Geduldig“, wörtlich: langsam zum Zorn. V. 14. „Wiederum gereuen“; umkehren vom Kommen zum Gericht. V. 15—17. „Um die Mahnung zur Bekehrung noch dringlicher zu machen, wiederholt der Prophet schließlich die Aufforderung zur Veranstaltung einer Gebetsversammlung im Tempel und gibt zugleich die Litanei an, welche die Priester dabei beten sollen.“ V. 16. Greise, Kinder, Säuglinge sollen Buße tun. Auch Säuglinge sind Sünder! V. 17. „Zwischen Halle und Altar“, unmittelbar vor der Tür zum Heiligen, sollten die Priester den im Heiligtum thronenden Jehovah anseh'n. „Erbteil“ = Eigentumsvolk. „Daß Heiden über sie herrschen.“ Obwohl das Wort *maschal* „herrschen“ bedeutet, so bedeutet es doch auch „spotten“. In letzterem Sinne möchte ich es hier übersetzen; denn es heißt gleich weiter, indem nicht das Herrschen, sondern das Spotten von seiten der Heiden beschrieben wird: „Warum willst du lassen sagen unter den Völkern: Wo ist nun ihr Gott?“ Auch V. 19 deutet darauf hin, daß wir „spotten“ hier zu übersetzen haben. Da heißt es: „Ich will euch Getreide genug geben und will euch nicht mehr unter den Heiden zuschanden werden lassen.“ Hiernach war nicht Unterjochung durch Feinde, sondern die Verwüstung der Ernte Anlaß zur Schmähung Israels unter den Heiden.

Im Bußgebet sollte Israel Gott daran erinnern, daß es ja sein Eigentumsvolk sei: Gedanke des Bundes, Herr! Laß die Heiden nicht den Bund verspotten, der zwischen dir und uns besteht! O Gott, bedenke, dann trifft der Spott, wie uns, so auch dich! So laß dich doch bewegen, das Strafgericht abzuwenden; erzeige uns Barmherzigkeit! Damit schließt der erste Teil dieser Weissagung. Kunstvoll, ebenmäßig fortschreitend, baut Joel seine Schrift auf.

V. 18. 19 a. Diese Überleitung ist im *tempus historicum* geschrieben, ist geschichtliche Angabe, demnach im Imperfekt zu übersetzen, also: „Der Herr eiferte um sein Land und verschonte seines Volks. Und der Herr antwortete und sprach zu seinem Volk.“ Der Prophet hatte

mit seiner Predigt Erfolg, die Gebetsversammlung wurde abgehalten. Es heißt ja: „Der Herr antwortete“, nämlich auf das Bittgebet hin. V. 18. „Eiferte um sein Land“, erzeugte ihm Liebeseiifer, nahm sich in väterlicher Liebe seines Eigentums an. V. 20. „Den von Mitternacht“, den Nordischen, i. e., die Heuschrecken aus der Syrischen Wüste. Gerade dieser Ausdruck hat viele bewogen, die Plage, die Joel erwähnt, allegorisch auf die Babylonier zu deuten, da die Heuschrecken gewöhnlich vom Süden, aus der arabischen Wüste, in Palästina einfallen. Es ist aber keine Regel ohne Ausnahme. Schon Hieronymus sagt: „Die Heuschrecken kommen und gehen mit allen Winden.“ Durch einen starken Wind wollte der Herr die Plage aufheben. Die Heuschrecken sollten in die Wüste (die südliche arabische Wüste) vertrieben werden (der großen Masse nach), der Vordertheil des Schwarmes ins Tote Meer, der hintere Theil ins westliche Meer. Das geschah so, daß Gott einen Nordischen blasen ließ, zunächst aus dem Nordwesten; somit wurde der Vortrab nach Südosten ins Tote Meer getrieben. Indem nun der Wind sich drehte und direkt aus dem Norden blies, trieb er die Hauptmasse südlich in die arabische Wüste. Indem dann der Wind sich noch weiter drehte und aus dem Nordosten blies, trieb er den Nachtrab südwestlich ins Mittelmeer. Vortrab und Nachtrab nennt Joel zusammen, weil sie beide ins Meer geblasen wurden. „Hat große Dinge getan“, hat sich seiner Macht überhoben.

V. 23: „Der euch Lehrer zur Gerechtigkeit gibt“ (Luther). Diese Stelle war mir die schwierigste, da „Lehrer“ und „Frühregen“ beide ganz gleich lauten im Hebräischen, nämlich *moreh*. Die englische Bibel hat ja auch „former rain“ übersetzt; sie übersetzt *litsdakah* „moderately“. Calvin, die meisten Reformierten und auch die meisten Neueren übersetzen „Regen“. Luther selbst sagte in seiner früheren Auslegung: „Denn er wird euch barmherziglich Regen geben.“ Der Chaldäer aber, die Vulgata, viele Rabbiner und die älteren Ausleger übersetzen „Lehrer“. Diejenigen, die „Frühregen“ übersetzen, setzen dann natürlich nach „Gerechtigkeit“: „nach Gebühr, so wie der Regen sein muß“. Ferner entsteht hier die Frage: Wenn „Lehrer“ zu übersetzen ist, ist der Singular generisch zu verstehen, pluralisch, wie Luther in der Bibel? Aus meiner Inhaltsangabe habt ihr gesehen, daß ich et hamoreh mit dem Affusativ Singular ganz wörtlich übersetzt habe und es (Luthers Auslegung, Stöckhardt folgend) auf Christum direkt bezogen habe. Was hat mich dazu bewogen? Zunächst schon fiel es auf, daß Luther erst „Regen“, später „Lehrer“ übersetzt hat. Er muß guten Grund gehabt haben, es zu ändern. Ferner fiel es mir auf, daß D. Stöckhardt in seinem Diktat über messianische Weissagungen „den Lehrer“ übersetzt und es immer direkt auf Christum bezieht, ohne auch nur anzudeuten, daß etwas anderes überhaupt möglich sei. Ferner, wenn die Rabbiner, die doch so fest an Moses halten, es meistens mit „Lehrer“ übersetzen und damit auf einen andern Lehrer zur Gerechtigkeit als

Moses weisen, so muß bei ihnen kein Zweifel darüber gewesen sein, daß moreh hier „Lehrer“ bedeute und nicht „Frühregen“. Weiter hat mich dazu bewogen der Umstand, daß bei diesem Wort hier der Artikel steht, der nicht bei dem Worte sich findet, wenn es Regen bedeutet; sodann, weil Joel sagt: moreh soll uns „zuerst“, barischon (Luther hat karischon gelesen, „wie vorhin“) gegeben werden, und nach diesem (3, 1) acharei keen, „darauf“, soll die Ausgießung des Heiligen Geistes stattfinden. Entscheidend aber war endlich die ganze Disposition des Buches: So überaus schrecklich der erste Teil, so überaus herrlich ist der zweite Teil. Erweitert sich im ersten Teil der Blick des Propheten, so daß er unter dem Bilde der schrecklichen Plage die schrecklichste Rache Gottes (am jüngsten Tage) schildert, so erweitert sich auch im zweiten Teil der Blick des Propheten, und unter dem Bilde des herrlichen Grünens und Blühens fortfahrend, beschreibt er hier ein überaus herrlich geistliches Grünen. Geistliches Grünen kann aber nur durch Lehre stattfinden, und zwar nur durch Lehre zur Gerechtigkeit. Das allerherrlichste geistliche Grünen auf Erden aber hat in Christo stattgefunden. Ohne diesen Lehrer zur Gerechtigkeit gäbe es überhaupt kein geistliches Grünen und Blühen, kein geistliches Leben, wie es Gott gefiele. Jesus ist also der Lehrer zur Gerechtigkeit kat' exochen. Wer nun aber dies Wort generisch, pluralisch fassen will, mag das tun. Alle „Lehrer zur Gerechtigkeit“ können nur solche sein, wenn sie auf „den Lehrer zur Gerechtigkeit“, Christum, weisen. Und so fände auch in der Fassung das Wort in Christo seine höchste Erfüllung. Die Disposition des Buches aber fordert „Lehrer“, nicht „Frühregen“. Letzteres verdirbt den ganzen Bau der Rede. — B. 26: „Zu essen genug.“ An dem Evangelium des Lehrers zur Gerechtigkeit kann man sich satt essen; das befriedigt, nicht das Gesetz. Mit dem Evangelium dieses Lehrers „wird man nie zuschanden“, wie es weiter heißt. B. 27. In dem Lehrer zur Gerechtigkeit ist Jehovah mitten unter Israel gewesen. „Gott war in Christo.“

3, 1: „Nach diesem“, nach der Gabe des Lehrers zur Gerechtigkeit. „Meinen Geist ausgießen.“ Zu dem wunderbaren Regen, der durch den Lehrer zur Gerechtigkeit ausgegossen wird, gehört vor allem der Heilige Geist. „Ausgießen“, i. e., in reichem Maße geben. — „Greise, Söhne, Töchter, Jünglinge, Mägde, Knechte“ = ohne Unterschied a) des Alters, b) des Geschlechts, c) des Standes. „Weis-sagen“ = „jemandem Gott ins Herz hineinreden“ (Luther); die Erkenntnis Gottes durch Christum, welche der Heilige Geist durch das Evangelium entzündet, andern mitteilen. Den Greisen werden Träume zugeschrieben, den Jünglingen Gesichte, Visionen des Tages usw.: Bilder der Gottesoffenbarung. Rhetorische Individualisierung. Der Sinn ist: Ihr werdet alle Lehrer und Priester Gottes sein. Eure Greise, Söhne usw. werden den Geist Gottes mit seinen Gaben empfangen. B. 2. Sogar die leibeigenen Sklaven! Das war zu viel für

die jüdischen Ausleger, und so haben die LXX „Knechte und Mägde Gottes“ gesetzt an Stelle der Knechte und Mägde der Menschen. „Mit der Ausgießung ist nicht nur das Pfingstwunder gemeint, sondern eine Gottesstat, die über die ganze Erde hinreicht, durch die ganzen Zeiten der Welt sich hindurchstreckt“ (Stöckhardt). V. 3: Wunderzeichen des jüngsten Tages auf Erden: „Blut, Feuer und Rauchdampf“ (Rauchsäulen). Diese Zeichen deuten auf Verwüstung durch Krieg. Christus davon: „Krieg und Kriegsgeschrei.“ V. 4. „Schrecklicher Tag“, bringt der Welt Schrecken, weil Tag des Gerichts. V. 5. Aber nicht für alle bringt dieser Tag Schrecken. Christus sagt zu seinen Gläubigen (Luk. 21, 28) auch: „Hebet [fröhlich] eure Häupter empor, darum daß sich eure Erlösung naht!“ „Wer den Namen des HERRN anrufen wird, soll errettet werden.“ Paulus sagt Röm. 10, 13: „Wie sollen sie anrufen, an den sie nicht glauben?“ Die Gläubigen also werden dem Gerichte entgehen. „Rettung“ (Luther): pheletah = Entronnene; Kollektiv: dem Gerichte Entnommene, Entschlüpfte. „Wer anrufen wird“ = „alle die“. Die Entronnenen gibt es nur „auf dem Berge Zion und zu Jerusalem“, i. e., dort, wo der HERR unter seinem Volke sich offenbart, wo das Evangelium unter den Juden verkündigt wird: wahre Kirche Gottes unter den Juden. „Auch bei den übrigen, die der HERR berufen wird“ (zu ergänzen: „werden Entronnene sein“). Hier sind von den entronnenen Israeliten noch übrige unterschieden. Zunächst wird der Geist Gottes ausgegossen in Israel. In Israel wird die Kirche des Neuen Testaments gegründet. Aber es gibt nun außerhalb Israels noch übrige, da es auch Entschlüpfte gibt. Also unter den Heiden gibt es noch einen Rest, „den der HERR herzuruft“, Act. 2, 39. Herzuruft (Partizip) = Das Rufen ergeht fort und fort durch die ganze Zeit des Neuen Testaments. — Dieser Vers sagt uns also, daß die wahre Kirche Gottes, aus Juden und Heiden bestehend, den Weltenuntergang überstehen wird. Dieser Vers zeigt uns auch, daß Joel (3, 1) nicht nur das Pfingstwunder meint, sondern (wie er sagt: „über alles Fleisch“) auch die Ausgießung des Geistes während der ganzen Zeit des Neuen Testaments. Auch Petrus redet in seiner Pfingstpredigt nicht so, als ob Joels Weissagung von der Ausgießung des Geistes nur auf das Pfingstwunder zu beziehen wäre, sondern so, als ob an jenem Tage diese Weissagung nur anfinge, sich zu erfüllen; denn Act. 2, 38 rief er den Leuten zu: „Lut Buße . . ., so werdet ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes“, und sagt V. 39 weiter: Denn diese Verheißung Joels gehört nicht nur uns Aposteln, sondern ist „eure“, ja er sagt, sie gehöre auch „euren Kindern“, und geht dann über auf das Wort „übrige“ und sagt, die Verheißung Joels gehöre sogar „allen, die ferne sind, welche Gott, unser HERR, herzurufen wird“.

A. Gierke.

(Schluß folgt.)

Der zweite Artikel der Augustana und Apologie: Von der Erbsünde.

(Schluß.)

Will also der Mensch nicht ewig in der Hölle verderben, so muß er von der Erbsünde und ihren Folgen errettet werden. Wie kann das geschehen? Wer kann von der Erbsünde befreien? Daß hierzu der Mensch selber nichts beitragen kann, ergibt sich schon aus der Art und Beschaffenheit des erbündlichen Verderbens. Aus sich selber vermag der Mensch die Erbsünde nicht einmal zu erkennen! Zudem besteht sie ja ihrem eigentlichsten Wesen nach gerade darin, daß der Mensch in seinem Denken und Wollen wider Gott anstrebt und auf alles, was ihm zuwider, gerichtet ist, und daß er auch gar nicht anders kann und will, als Gott feindlich zu widerstreben und allem Bösen zugustreben. Wie sollte also der Mensch etwas dazu beitragen können, sich von einem Verderben zu befreien, von dem er gar nicht frei werden will, das eben darin besteht, daß er nicht will, was zu seinem Frieden dient? Mit den Kräften, die dem Menschen nach dem Sündenfall geblieben sind, vermag er zwar eine gewisse Stufe der Zivilisation und Kultur zu erklimmen, was aber das Geistliche betrifft, so kann er mit den Kräften und Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, auch nicht einmal den allerschwächsten geistlich guten Gedanken in sich auslösen oder den geringsten Funken neuen geistlichen Lebens und Wollens in sich anzünden. Kulturfähigkeit, die dem natürlichen Menschen nicht abzusprechen ist, bedeutet keinerlei aktive Fähigkeit zur Bekehrung, Wiedergeburt und Überwindung des erbündlichen Verderbens. Im natürlichen Menschen ist eben, wie gezeigt, alles durch die Erbsünde verderbt. Es fehlt hier jeder geistlich gute Keim und Anfang. Mit bloßer Pflege, Erziehung, Ausbildung, Entwicklung usw. ist darum auch hier nichts auszurichten. Es ist rein gar nichts Geistliches vorhanden, das gepflegt und ausgebildet werden könnte. Auch die intensivste Kultur- und Erziehungsarbeit vermag darum wahre Gottesfurcht, wahres Gottvertrauen und wahre Liebe zu Gott nicht zu erzeugen. Aus dem Fleisch kommt nicht heraus der Geist, einerlei wie sorgsam man es bedünget und kultiviert. Was das Fleisch aus sich heraus gebiert und Kultur und Pflege aus ihm herauslockt, das sind nur Blüten des Fleisches: nur immer andere, teils gröbere und offenere, teils feinere und verhülltere Formen derselben alten erbündlichen Feindschaft wider Gott. Im besten Fall kommt es hier zu der bereits erwähnten äußerlichen Ehrbarkeit, Scheinfrömmigkeit und erheuchelten Selbstgerechtigkeit, wobei aber der Mensch innerlich bleibt, was er ist, und wodurch der Eingang ins Himmelreich, ins wahre geistliche Leben eher erschwert als erleichtert und befördert wird. Infolge der Erbsünde ist der Mensch, wie die Konfessionsformel sagt, zu allem Geistlichen wirklich tot und völlig erstorben. Aus dem geistlichen Tode aber vermag keine

menſchliche Kunſt geiſtliches Leben hervorzubringen. Wer aus der Schrift das erſündliche Verderben recht erkannt hat, dem vergeht der Glaube an die Güte der menſchlichen Natur, der Glaube an die Kraft, ſich ſelbſt zu erlöſen und zu erretten oder auch nur das Allergeringſte dazu beizutragen, es ſei durch Tun oder Unterlaſſen. Und umgekehrt, wer das Wert der Belehrung und Anzündung des geiſtlichen Lebens auch nur im allergeringſten Stück dem Menſchen zuſchreibt oder daſſelbe auf ſein beſſeres oder weniger ſchlechtes Verhalten und ſomit auf ſeine geringere Schuld baut, der hat den Grundſchaden des erſündlichen Verderbens noch nicht recht erkannt, der ſieht nicht, daß der natürliche Menſch aus ſich ſelber eben gar nicht anders kann, als Gott und inſonderheit ſeiner Gnade feindlich widerſtreben. Der Wahn, daß der natürliche Menſch ſelber etwas dazu beitragen könne und müſſe, um ſich von der Erbsünde und ihren Folgen zu befreien, iſt nach der Schrift und unſerm lutheriſchen Bekenntnis die Grundlüge aller religiöſen Verirrungen.

Wie ſoll denn aber dem Menſchen geholſen werden? Unſer Artikel antwortet: Die Erbsünde verdammt alle die unter ewigen Gottes Zorn, „ſo nicht durch die Taufe und [den] Heiligen Geiſt wie = derum neugeboren werden“. In der Apologie heißt es von der „inwendigen böſen Neigung“ der Erbsünde: „welche nicht aufhört, ſolange wir nicht neugeboren werden durch Geiſt und Glauben“. (80.) Die Konkordienformel zitiert zuſammenfaſſend aus der Apologie: „Derſelbe Erſchade iſt ſo groß und greulich, daß er allein um des Herrn Chriſti willen in den Getauften und Gläubigen vor Gott zugedeckt und vergeben muß werden. Es muß auch und kann die dadurch verrückte, verderbte menſchliche Natur allein durch des Heiligen Geiſtes Wiedergeburt und Erneuerung geheilt werden, welches doch in dieſem Leben nur angefangen, aber allererſt in jenem Leben vollkommen ſein wird.“ (577.) Von der Erbsünde und ihren Folgen erretten kann uns alſo nur Chriſtus und der Geiſt, den er uns erworben hat. Die Schuld der Erbsünde iſt ſo groß, daß nur das teure Blut des Sohnes Gottes für ſie bei Gott bezahlen konnte. Und das Verderben der Erbsünde iſt ſo tief, daß nur die allmächtige Kraft des Heiligen Geiſtes im Menſchen ein neues geiſtliches Leben zu erzeugen vermag. „Durch den Heiligen Geiſt muß der Menſch wiederum neugeboren werden“, ſagt unſer Artikel. Was eben nötig iſt, iſt keine bloße Ausbeſſerung eines Schadens oder Stärkung und Unterſtützung noch vorhandener, geſchwächter Kräfte, ſondern eine neue Geburt, neues Leben, eine göttliche Neuſchöpfung. Hier gilt das Wort: „Es ſei denn, daß jemand von neuem geboren werde“ uſw. Damit muß der Anfang gemacht werden, daß Gott im Menſchen ein neues geiſtliches Leben ſchafft. Sein innerſtes Innere muß Gott neugeſtalten. Durch ſeine allmächtige Gnadenkraft muß Gott hier das Licht aus der Finſternis hervorleuchten und aus dem Tode das Leben erſtehen laſſen und ſo aus dem Nichtvollenden einen Vollenden, aus dem Gottesfeind einen Gottesfreund machen.

Und wie gefchieht das? Wenn der Heilige Geift den Menfchen zu Gott befehrt. Wenn er ihn zur wahren Buße bringt, zur rechten Erkenntnis feiner Sünde, insonderheit der Erbfünde famt ihren fchredlichen Folgen; zur Erkenntnis feiner eigenen Ohnmacht, daß er nämlich felber dem Fluch und Verderben der Sünde gegenüber völlig hilflos ift; aber auch zur rechten Erkenntnis Chrifti als des alleinigen Heilandes und Verföhners und zum Glauben an die von ihm geleiftete und im Evangelium dargebotene Sühne und Vergebung der Sünden. Wenn also der Menfch durch den Heiligen Geift befehrt und neugeboren wird, fo und nur fo wird er frei, wie von allen Sünden, fo auch von der Erbfünde und ihren Folgen. Der vom Heiligen Geift getwirkte Glaube an Chriftum befreit den Menfchen von der Schuld und dem Verderben der Sünde, macht ihn vor Gott gerecht, durch ihn wird er neugeboren zu einem Kind Gottes, und mit ihm beginnt ein neues geiftliches Leben, von dem zuvor im Menfchen auch nicht das allergeringfte Fünklein mehr vorhanden war.

Und was ift das Mittel, beffen fich der Heilige Geift bedient, um uns zum Glauben zu bringen und fo von der Erbfünde und ihrem Fluch zu befreien? „Durch die Taufe und den Heiligen Geift“, fagt unfer Artikel, wird der Menfch neugeboren. Die Taufe und der Heilige Geift gehören zufammen, und Menfchen follen fie darum auch nicht voneinander fcheiden. Die Taufe ift das Werkzeug des Heiligen Geiftes, der fie wahrhaftig zu einem Bad der Wiedergeburt und Erneuerung macht. Was aber von der Taufe, dem Waſſerbad im Wort, gilt, das gilt auch vom Wort allein, welches ja auch die Taufe zu dem macht, was fie ift. Im 5. Artikel der Augsbuurgifchen Konfeffion heißt es darum: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingefekt, Evangelium und Sacramente gegeben, dadurch er, als durch Mittel, den Heiligen Geift gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen, fo das Evangelium hören, wirkt.“ (39.) Um den Glauben zu erzeugen, foll darum Buße und Vergebung der Sünden gepredigt werden. Durch die Predigt von Sünde und Gnade, von Geſetz und Evangelium, will der Heilige Geift in den Herzen wirksam fein und da ausrichten, was fonft keine menfchliche Kraft vermag.

Zu einer rechten Erkenntnis der Sünde, ohne welche das Verlangen nach Gnade und dem Heil in Chriſto nicht vorhanden ift, kann es aber nur kommen, wenn in der Predigt des Geſetzes auch das erbfündliche Verderben in das rechte Licht geſtellt wird. Wäre dies überflüſſig, fo hätte Gott uns die Erbfünde nicht in feinem Wort zu offenbaren brauchen. Die rechte Predigt des Geſetzes muß ſich beſchäftigen nicht bloß mit allerlei Sünden (gröberen oder feineren Thatſünden), ſondern mit der Sünde, der Hauptſünde, der Quelle aller andern Sünden: der Erbfünde. Sie muß das Übel an der Wurzel angreifen. Ganz beſonders iſt dieſe Predigt nötig auch bei den Chriſten ihres alten Adams wegen, um den Wahn der Werkgerechtigkeit und die Überhebung über andere mit Erfolg zu

bekämpfen. Die Lehre von der Erbsünde erhält auch den frömmsten Christen in der Demut, daß er, sooft er vor Gott erscheint, sich mit allen andern Menschen auf die Sünderbank setzt und spricht: „Es ist hier kein Unterschied, auch ich bin ein Sünder wie sie alle und muß zur Gnade meine Zuflucht nehmen.“ Darum schreibt die Apologie: „Dies Stück aber [von der Erbsünde] eigentlich und richtig zu lehren, und was die Erbsünde sei oder nicht sei, ist gar hoch vonnöten, und kann niemand sich nach Christo, nach dem unaussprechlichen Schatz göttlicher Guld und Gnade, welche das Evangelium vorträgt, herzlich sehnen oder danach Verlangen haben, der nicht seinen Jammer und Seuche erkennt, wie Christus sagt Matth. 9, 12; Mark. 2, 17: ‚Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht.‘ Alles heilige, ehrbare Leben, alle guten Werke, soviel immer ein Mensch auf Erden tun mag, sind vor Gott eitel Heuchelei und Greuel, wir erkennen denn erst, daß wir von Art elende Sünder sind, welche in Ungnade Gottes sind, Gott weder fürchten noch lieben. Also sagt der Prophet Jer. 31, 19: ‚Dieweil du mir es gezeigt hast, bin ich erschrocken.‘ Und der 116. Psalm: ‚Alle Menschen sind Lügner, das ist, sie sind nicht recht gesinnt von [mit Bezug auf] Gott.‘ (83.)

Als man im Mittelalter sich zwar mit allerlei einzelnen Sünden, wirklichen und gemachten, abquälte, die Lehre von der Erbsünde aber nicht mehr kannte und predigte, da nahm je länger, je mehr der heidnische Wahn gewaltig überhand, daß man selber durch eigene Werke und Büßungen sich von der Sünde befreien könne und müsse. Es ist Luthers Verdienst, daß in der Kirche die rechte Predigt und Handhabung nicht bloß des Evangeliums, sondern auch des Gesetzes wieder in Schwang und Übung gebracht wurde, das letztere vornehmlich dadurch, daß er das schreckliche erbündliche Verderben wieder ins rechte Licht stellte. „Die ungöttlichen, irrigen, fährlichen und schädlichen Lehren“, schreibt die Apologie, „hatten in aller Welt überhand genommen; da ward nichts gepredigt denn unser Verdienst in aller Welt; dadurch ward die Erkenntnis Christi und das Evangelium ganz unterdrückt. Derhalb hat D. Luther aus der Schrift Lehren und erklären wollen, wie eine große Todesschuld die Erbsünde vor Gott sei, und wie in großem Elend wir geboren werden, und daß die übrige Erbsünde, so nach der Taufe bleibt, an ihr selbst nicht indifferens sei, sondern bedarf des Mittlers Christi, daß sie uns Gott nicht zurechne, und ohne Unterlaß des Lichts und Wirkung des Heiligen Geistes, durch welchen sie ausgelegt und getödet werde.“ (85.) Ferner: „Denn die menschliche Natur ist durch die Erbsünde unter des Teufels Gewalt dahingegeben und ist also gefangen unter des Teufels Reich, welcher manchen großen, weisen Menschen in der Welt mit schrecklichem Irrtum, Kezerei und anderer Blindheit betäubt und verführt und sonst die Menschen zu allerlei Laster dahinreißt. Wie es aber nicht möglich ist, den listigen und gewaltigen Geist, Satan, zu überwinden ohne die Hilfe Christi, also können wir uns aus eigenen Kräften aus dem Gefängnis auch nicht helfen. Es ist in

allen Hiftorien vom Anfang der Welt zu fehen und zu finden, wie eine unfäglich große Gewalt das Reich des Teufels fei. Man fieht, daß die Welt vom Höchften bis zum Niedrigften voll Gottesläfterung, voll großer Irrtümer, gottlofer Lehre wider Gott und fein Wort ift. In den ftarken Fesseln und Ketten hält der Teufel jämmerlich gefangen viel weifer Leute, viel Heuchler, die vor der Welt heilig fcheinen. Die andern führt er in andere grobe Lafter: Geiz, Hoffart ufw. So uns nun Chriftus darum gegeben ift, daß er diefelbigen Sünden und fchweren Strafen der Sünden wegnehme, die Sünde, den Tod, des Teufels Reich uns zu gut überwinde, kann niemand herzlich fich freuen des großen Schazes, niemand die überfchwenglichen Reichthümer der Gnade erkennen, er fühle denn vorerft diefelbe Laft, unfer angeboren groß Elend und Jammer. Darum haben unfere Prediger von dem nötigen Artikel mit allem höchften Fleiß gelehrt und haben nichts Neues gelehrt, fondern eitel klare Worte der Heiligen Schrift und gewiffe Sprüche der Väter, Auguftini und der andern.“ (85.)

Jede Leugnung und Verkleinerung der Erbfünde ift deshalb auch als höchst verderbliche, gefährliche und verwerfliche Irrlehre anzufehen. Sie zerftört, fobiel an ihr ift, das ganze Chriftentum und bereitet die Rettung des Sünders. Sie leugnet die Hilfslofigkeit des Menschen und damit auch die Nothwendigkeit des bitteren Leidens und Sterbens Chrifti. Wer die Erbfünde nicht für Sünde hält, wer die Größe ihres Verderbens und ihre Verdammlichkeit leugnet, wer dem natürlichen Menschen noch geiftliche Kräfte zufchreibt und lehrt, daß der Mensch ganz oder theilweife fich mit eigenen Kräften vor Gott fromm und gerecht machen kann, der tut das, wie unfer Artikel fagt, „zu Schmach dem Leiden und Verdienst Chrifti“ — ein Gedanke, den Melancthon in der Apologie zu wiederholen nicht müde wird. Auch Luther fagt in den Schmalcaldifchen Artikeln: „Solche und dergleichen viele Stücke [Sätze der Scholastiker, in welchen das erbündliche Verderben geleugnet wird] find aus Unverstand und Unwissenheit beide der Sünde und Chrifti, unfers Heilandes, gekommen, rechte heidnische Lehre, die wir nicht leiden können. Denn wo diese Lehre recht sollte sein, so ist Chriftus vergeblich gestorben, weil kein Schade noch Sünde im Menschen ist, dafür er sterben müßte.“ (311.) Was man im Geiftlichen dem Menschen gibt, das nimmt man Chrifto. Was man hier den natürlichen Kräften zufchreibt, wird der Gnade abgezogen. Sofern man hier die Natur des Menschen rühmt, fchmäht man Chriftum und verkleinert fein Verdienst. „Extenuant gloriam merití et beneficiorum Chrifti“, das trifft alle, die dem Menschen irgendwelche geiftlichen Kräfte zufchreiben. Das Chriftentum ift eben die Gnadenreligion im abfoluten Sinne, die Religion, welche beim Seligwerden nicht bloß auch von Gnade zu reden weiß, fondern die hier alles allein auf die purlautere Gnade in Chrifto baut. Wer darum der menfchlichen Natur auch nur das allergeringfte geiftliche Vermögen zufchreibt, der zerftört folgerichtig das ganze Chriftentum. Wahrhaft

Christlich ist nur die Gnade, die man ganz und in jeder Hinsicht Gnade, purlautere Gnade, sein und bleiben läßt. Das Heil der Menschen sowohl wie die Ehre Gottes erfordert es also, daß die Lehre von der Erbsünde rein erhalten und fleißig gepredigt werde.

An Irrlehrern aber mit Bezug auf die Erbsünde hat es in der Christenheit zu keiner Zeit gefehlt. Und auch in der heutigen Christenheit will man wenig oder nichts mehr wissen von dem totalen erbündlichen Verderben, wie es die Schrift und die lutherischen Symbole lehren. Nicht bloß die römische, griechische und andere orientalische Kirchen, sondern auch die zahllosen reformierten Sekten und zum Teil auch lutherische Gemeinschaften sind förmlich ersoffen in pelagianischen, semipelagianischen, arminianischen oder synergistischen Irrlehren. Die einen behaupten, daß der natürliche Mensch immer noch imstande sei, sich selber zu bekehren; andere, daß er genügend Kräfte habe, um das gute Werk anzufangen; andere, daß er mitwirken könne, wenn der Heilige Geist an ihm arbeite; wieder andere, daß er wenigstens in gewisser Hinsicht etwas tun oder lassen könne, wenn der Heilige Geist sein Werk in ihm verrichte. So leugnet und hat man das erbündliche Verderben geleugnet, bald in grober, bald in feinerer Weise, ganz, teilweise oder doch in gewisser Beziehung. Wie weit aber auch immer diese Irrlehrer voneinander abweichen mögen, sie alle leugnen, daß der natürliche Mensch geistlich wirklich tot und völlig erstorben sei. Alle diese Irrlehren werden denn auch in den lutherischen Bekenntnisschriften entschieden verworfen. In unserm Artikel heißt es: „Hieneben werden verworfen die Pelagianer und andere, so die Erbsünde nicht für Sünde haben, damit sie die Natur fromm machen durch natürliche Kräfte (disputant hominem propriis viribus rationis coram Deo justificari posse), zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi.“

Die hier und sonst in unserm Bekenntnis wiederholt genannten Pelagianer sind die Anhänger des Pelagius und seines Schülers Cölestinus, deren Lehren 412 auf dem Konzil zu Karthago und auf nachfolgenden Konzilien verdammt wurden. Pelagius lehrte: Adam war sterblich geschaffen; seine Sünde schadete nur ihm, nicht dem menschlichen Geschlechte; neugeborne Kinder befinden sich im Stande der Unschuld wie Adam vor dem Fall; auch unter den Heiden habe es sündlose Menschen gegeben; selig werde der Mensch durch das Geseß und die Werke; die Gnade sei nicht unbedingt notwendig zur Bekehrung und Seligkeit; jeder empfangt so viel Gnade, als er sich selber verdient. Was man Erbsünde nenne, sagten die Pelagianer, sei nur ein äußerliches Unglück, welches darin bestehe, daß der Mensch einem Geschlecht angehöre, dessen Stammvater gesündigt habe. Diese Sünde Adams habe jedoch keinerlei Verderbung der Natur in seinen Nachkommen zur Folge gehabt. Sünde könne man überhaupt nicht erben, auch nicht mit auf die Welt bringen, denn ihrem Wesen nach sei sie immer nur ein Akt, den der Mensch selber mit eigenem Willen vollziehe.

Die Konfessionsformel charakterisiert die Lehre der Pelagianer in folgenden Antithesen: „1. Und erstlich wider die alten und neuen Pelagianer werden gestraft und verworfen diese falschen opinionones und Lehren, als wäre die Erbsünde allein ein reatus oder Schuld von wegen fremder Vertvirkung, ohne einige unserer Natur Verderbung. 2. Item, als wären die sündlichen bösen Lüfte nicht Sünde, sondern conditiones oder angeschaffene und wesentliche Eigenschaften der Natur. 3. Oder als wäre der obgemeldete Mangel und Schade nicht eigentlich und wahrhaftig vor Gott solche Sünde, darum der Mensch außer Christo ein Kind des Zorns und der Verdammnis, auch im Reich und unter der Gewalt des Satans sein müßte. 4. Es werden auch ausgesetzt und verworfen diese und dergleichen pelagianische Irrtümer, als: daß die Natur auch nach dem Fall unverderbet und sonderlich in geistlichen Sachen ganz gut und rein und in ihren naturalibus, das ist, in ihren natürlichen Kräften, vollkommen sein solle. 5. Oder daß die Erbsünde nur von außen ein schlechter, geringschätziger, eingesprengter Fleck oder aufliegender Makel vel corruptio tantum accidentium aut qualitatum, das ist, eine Verderbung allein etlicher zufälliger Dinge, an des Menschen Natur wäre, dabei und darunter die Natur gleichwohl ihre Güte und Kraft auch zu geistlichen Sachen habe und behalte.“ (577. 520.)

Zu den groben Pelagianern gehörten vor und zu Luthers Zeit auch viele Scholastiker. Nach Luthers öffentlichem Auftreten wurden sie aber vorsichtiger, zumal in ihren Verhandlungen mit den Lutherischen 1530 zu Augsburg. In ihrer Confutatio hatten darum die Papisten erklärt: den freien Willen solle man nicht zu hoch heben wie die Pelagianer, ihm aber auch nicht mit den Manichäern zu viel nehmen. Darauf antwortet die Apologie, Artikel 18: „Ja, alles wohl geredet! Was ist aber für Unterschied zwischen den Pelagianern und unsern Widersachern, so sie beide lehren, daß die Menschen ohne den Heiligen Geist können Gott lieben, Gottes Gebot halten quoad substantiam actuum, das ist, die Werke können sie tun durch natürliche Vernunft, ohne den Heiligen Geist, dadurch sie die Gnade Gottes verdienen? Wieviel unzählige Irrtümer erfolgen aus dieser pelagianischen Lehre, die sie gleichwohl in ihren Schulen gar stark treiben und predigen!“ In den Schmalkaldischen Artikeln führt Luther als „rechte heidnische Lehren“ der Scholastiker u. a. folgende Sätze an: „Daß nach dem Erbsall Adams des Menschen natürliche Kräfte sind ganz und unverderbt blieben und der Mensch habe von Natur eine rechte Vernunft und guten Willen, wie die Philosophi solches lehren; item, daß der Mensch habe einen freien Willen, Gutes zu tun und Böses zu lassen, und wiederum, Gutes zu lassen und Böses zu tun; item, er möge aus natürlichen Kräften Gott lieben über alles und seinen Nächsten als sich selbst; item, wenn ein Mensch tut, soviel an ihm ist, so gibt ihm Gott gewißlich seine Gnade. Es sei nicht in der Schrift gegründet, daß zum guten Werk vonnöten sei der Heilige Geist mit seiner Gnade.“ (310 f.)

Unser Artikel verwirft nicht bloß die groben Pelagianer, sondern fügt hinzu: „und andere, so die Erbsünde nicht für Sünde haben“. Gemeint sind damit ohne Zweifel auch die sogenannten Semipelagianer, von denen es in der Konfessionsformel heißt: „Wir verwerfen auch der Halbpelagianer Irrtum, welche lehren, daß der Mensch aus eigenen Kräften den Anfang seiner Bekehrung machen, aber ohne die Gnade des Heiligen Geistes nicht vollbringen möge.“ (525. 606.) Als der Vater dieser Halbpelagianer gilt Johannes Cassianus, welcher lehrte: Zwar sei auch die Gnade zur Bekehrung und Seligkeit nötig, aber der Mensch könne aus natürlichen Kräften und müsse durch ernstliches Verlangen nach der Gnade sich auf dieselbe vorbereiten und sie in ihrer Arbeit unterstützen. Auf dem Konzil zu Orange 529 (Conc. Arausicanum II.) wurde der Semipelagianismus verworfen und u. a. auch folgende Sätze angenommen: „Divini est muneris, cum recte cogitamus.“ „Tales nos amat Deus, quales futuri sumus ipsius dono, non quales sumus nostro merito.“ „Suam voluntatem homines faciunt, non Dei, quando id agunt, quod Deo displicet. Quando autem id faciunt, quod volunt, ut divinae serviant voluntati, quamvis volentes agant, illius tamen voluntas est, a quo et praeparatur et jubetur, quod volunt.“ „Prorsus donum Dei est diligere Deum.“ „Aliquos vero ad malum divina potestate praedestinos esse non solum non credimus, sed etiam, si sunt, qui tantum malum credere velint, cum omni detestatione illis anathema dicimus.“ (Manji 8, 714 ff.) Obwohl aber diese trefflichen Beschlüsse des Konzils vom Papste bestätigt wurden, so gelangte doch im Mittelalter je länger, desto mehr der Semipelagianismus zur völligen Herrschaft.

Zu den Halbpelagianern gehörten auch die Scholastiker, die samt und sonders, wenn nicht geradezu Pelagianer, so doch Semipelagianer waren. Auch Erasmus, gegen den Luther in so gewaltiger und vernichtender Weise 1525 die Feder geführt hatte, und die in Augsburg versammelten papistischen Theologen waren sämtlich wenigstens Semipelagianer. Er verteidigte hier sogar die Sätze: die Erbsünde sei nur Sünde im uneigentlichen Sinne; auch sei die böse Lust, concupiscentia, keine Sünde; und aus natürlichen Kräften (ex puris naturalibus) vermöge der Mensch Gott über alle Dinge zu lieben. Ebenso hatten die Scholastiker vor ihm gelehrt: die böse Lust sei an sich weder gut noch böse, nicht selbst schon Sünde, sondern nur fomes peccati, woraus leicht Sünde entstehen könne. Die Apologie schreibt: „Die Sophisten [scholastischen Theologen] in Schulen haben zu dieser Sache wider die klare öffentliche Schrift geredet und aus der Philosophie ihre eigenen Träume und Sprüche erdichtet, sagen, daß wir um der bösen Lust willen weder böß noch gut, noch zu schelten noch zu loben sind.“ (85.) Den Scholastikern, sagt die Apologie, sei die Erbsünde „allein ein lieberlich, gering Gebrechen“. „Wenn sie von der Erbsünde reden, lassen sie das Größte und Nützigste außen, und unsern rechten größten Jammers gedanken sie

gar nicht, nämlich daß wir Menschen alle also von Art geboren werden, daß wir Gott oder Gottes Werk nicht kennen, nicht sehen noch merken, Gott verachten, Gott nicht ernstlich fürchten noch vertrauen, seinem Gericht oder Urtheil feind sind; item, daß wir alle von Natur vor Gott als einem Tyrannen fliehen, wider seinen Willen zürnen und murren; item, uns auf Gottes Güte gar nicht [ver]lassen noch wagen, sondern allzeit mehr auf Geld, Gut, Freunde [uns] verlassen. Diese geschwinde Erbseuche, durch welche die ganze Natur verderbt, durch welche wir alle solch Herz, Sinn und Gedanken von Adam ererben, welches stracks wider Gott und das erste höchste Gebot Gottes ist, übergehen die Scholastici und reden davon, als sei die menschliche Natur un verderbt, vermöge Gott groß zu achten, zu lieben über alles, Gottes Gebot zu halten usw., und sehen nicht, daß sie wider sich selbst sind.“ (79.) „Sie bekennen die Kleinen Gebrechen an der sündlichen Natur, und des allergrößten Erbammers und Elends gedenken sie nicht; da doch die Apostel alle über Klagen, das die ganze Schrift allenthalben meldet, da alle Propheten über schreien, wie der 13. Psalm und etliche andere Psalmen sagen: Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer, da ist nicht, der nach Gott fraget, da ist nicht, der Gutes tut, auch nicht einer. (Ps. 14, 3.) Ihr Schlund ist ein offenes Grab, Otterngift ist unter ihren Lippen. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen. (Ps. 5, 10.) So doch auch die Schrift klar sagt, daß uns solches alles nicht angeflohen, sondern angeboren sei.“ (80.)

Zu den Lehrern der Reformationszeit mit Bezug auf die Erbsünde gehörten auch die Anabaptisten. Der „Getreuen Warnung“ der Straßburger Prediger zufolge lehrten Joh. Denk, Hubmaier und andere Wiedertäufer: der Vater ziehe uns zu sich durch unsere Kräfte; Kinder seien allesamt ohne Sünde und in ihrer Natur ganz rein, heilig und unschuldig. „Denk“, schrieben sie, „will die Sünde nur zu einem leeren Wahn machen.“ (Blitt, Einleitung in die Augustana 2, 133.) Der zwölfte Artikel der Konkordienformel verwirft denn auch an den Wiedertäufern: „daß die Kinder, so nicht getauft, vor Gott nicht Sünder, sondern gerecht und unschuldig seien und also in ihrer Unschuld ohne die Taufe, deren sie nicht bedürfen, selig werden“, und fügt dann hinzu: Sie „verleugnen und vertwerfen also die ganze Lehre von der Erbsünde, und was derselben anhängig“. (727. 558.)

Mit dem Zusatz „und andere, et alios“, hat unser Artikel aber ganz besonders auch Zwingli im Auge, der wiederholt behauptet hatte: die Erbsünde sei eigentlich keine Sünde, geschweige denn eine verdammliche Sünde, sondern ein bloßer Erbfehler, ein „Bresten“ (Mangel), der die ursprüngliche Güte des Menschen nur etwas herabgedrückt habe. Schon 1525, am 5. November, hatte Luther an die Straßburger geschrieben: „Wer wollte sich nicht freuen, daß das heilige Wesen (sanctimonia) Okolampads und Zwinglis und ihrer Kirchen von euch gelobt werden? Aber seht, wohin Zwingli in der Lehre von der Erbsünde sich verirrt! ...

Daß Christus von uns [Luther] zuerst bekannt gemacht worden ist, wagen wir zu rühmen; aber zur Leugnung desselben hehelt (traducit) uns jetzt Zwingli.“ An Zwingli dachte auch Luther, als er 1528 in seinem „Bekentnis“ schrieb: „Also verdamme ich auch beide, neue und alte Pelagianer, so die Erbsünde nicht wollen lassen Sünde sein, sondern solle ein Gebrechen oder Fehl sein.“ (Blitt 2, 132; Luther, St. 2, 20, 1097.)

In den 404 Sätzen, die Ed 1530 noch vor Eröffnung des Reichstages in Augsburg veröffentlichte, um Luther und seine Lehre in Berufung zu bringen, hatte er als Irrtum Zwinglis auch folgendes verzeichnet: „Die Erbsünde ist nicht Sünde, sondern ein gewisser natürlicher Mangel, *naturalis quidem defectus*.“ (Blitt 2, 136.) Und mit den Schweizern warf Ed die Lutherischen zusammen. So waren diese genötigt, sich von Zwinglis Lehre loszusagen. Das geschah und sollte auch geschehen durch den Zusatz zu „Pelagianer“: „und andere, so die Erbsünde nicht für Sünde haben“. Dies bestätigt die Ausführung im zweiten Artikel der Apologie. Hier bekennt Melancthon, daß er in der Auguſtana bei der Darlegung der Lehre von der Erbsünde etliche Theologen seiner Zeit im Auge gehabt habe, die von der „angeborenen bösen Lust mehr heidnisch aus der Philosophie denn nach dem göttlichen Wort oder nach der Heiligen Schrift reden“. „Denn etliche“, heißt es hier, „reden also davon, daß die Erbsünde an der menschlichen Natur nicht sei eine angeborne böse Art, sondern allein ein *G e b r e c h e n* [Wresten] und aufgelegte Last oder Bürde, die alle Adamskinder um fremder Sünde willen, nämlich Adams Sünde halben, tragen müssen, und darum alle sterblich seien, nicht daß sie selbst alle von Art und aus Mutterleib *S ü n d e* erbeten. Darüber sagen sie dazu, daß kein Mensch ewig verdammt werde allein um der Erbsünde oder Erbammers willen, sondern gleichwie von einer leib-eigenen Magd leibeigene Leute und Erbnechte geboren werden, nicht ihrer eigenen Schuld halben, sondern daß sie der Mutter Unglücks und Elendes entgelten und tragen müssen, so sie doch an ihnen selbst, wie andere Menschen, ohne Wandel geboren werden: so sei die Erbsünde auch nicht ein angeboren Übel, sondern allein ein Gebrechen und Last, die wir von Adam tragen, aber für uns selbst darum nicht in Sünden und Erb-ungnaden stehen.“ (78 f.) Das war die Lehre Zwinglis, wie die gleich anzuführenden Zitate zeigen werden. Daß Melancthon mit dem „und andere“ an Zwingli gedacht hatte, darauf weist auch der Umstand hin, daß er später, in der Variata von 1540, als er die Zwinglianer gelinder beurteilte und mit ihnen anzubändigen suchte, das „et alios“ aus dem zweiten Artikel tilgte. (Corp. Ref. 21, 351.)

Was nun Zwinglis Lehre von der Erbsünde selber betrifft, so sagt er in seiner Schrift vom Jahre 1525: „Vom touf, vom widertouf und vom kindertouf“: „Die Erbsünde ist nichts anderes als der Rest [Gebrechen] von Adam her. . . Wir verstehen hie durch das Wort Rest einen Mangel, den einer ohne seine Schuld von der Geburt her hat oder

sonst von Zufällen. . . . Also ist die Erbsünde ein Abstand, Minderung oder Ärgernis [Verschlechterung] der ersten eingesehten menschlichen Natur; gleich als da in einem Ungewitter oder Hagel alle Weinreben verderbt werden, daß sie die vorige Art nicht mehr haben; oder so eine Pflanze aus Neapolis in Tütschland gepflanzt wird, kommt sie zu ihrer ersten Art nimmermehr. Und ist die Erbsünde nicht eine verdammliche Sünde, sofern der Mensch von gläubigen Eltern geboren wird. . . . Also folgt, daß die Erbsünde ein Brest ist, der von ihm selbst nicht sündlich ist dem, der ihn hat; er mag [kann] ihn auch nicht verdammen, Gott geb', was die Theologi sagen, bis daß er aus dem Bresten wider das Gesetz Gottes tut; dann tut er aber erst wider das Gesetz, wenn er das Gesetz erkennt. . . . So kommt die Sünde aus der bösen, geschwächten Art, so man die nicht meistert. Die Theologi aber nennen den erblichen Bresten ein' Erbsünde, nicht recht verstehend den heiligen Paulum Röm. 5, 13. Der Brest kann je nicht Sünde sein. . . . Wo aber Erkenntnis der Sünde nicht ist, da ist auch kein Übertreten und deshalb keine Verdammnis. . . . Der Erbbrest mag uns nicht verdammen, sondern wenn wir das Gesetz vor uns sehen und demnach aus der Art des Erbbresten wider das Gesetz tun. Denn schlechts, allbieveil man das Gesetz noch nicht erkennen mag, so ist auch das Übertreten nicht; wo das Übertreten nicht ist, da ist auch keine Verdammnis. So ist klar wider alle Theologen, daß die Kinder der Gläubigen um der Erbsünde willen, allbieveil sie das Gesetz nicht wissen, nicht mögen [können] verdammt werden." (Zwingli's Werke, Schuler 1830, II, 1, S. 287 f.) In derselben Schrift folgert Zwingli aus Matth. 18, 3: „So muß kurz und schlecht sein, daß die Kinder keinen Nadel noch Nafen [Flecken] an ihnen haben; denn wo dem also [wäre], so möchten wir nicht recht auf sie zu einem Beispiel gewiesen werden.“ (283.)

In seinem Schreiben „De Peccato Originali Declaratio“ von 1526 lehrt Zwingli: „Denn was kann man kürzer und deutlicher sagen, als daß die Erbsünde keine Sünde ist, sondern eine Krankheit, und daß die Kinder der Christen wegen dieser Krankheit nicht der ewigen Verdammnis verfallen sind.“ (3, 628.) „So sagen wir also, daß die ursprüngliche Ansteckung (originalem contaginem) eine Krankheit sei, nicht Sünde, weil Sünde mit Schuld verbunden ist; Schuld aber entspringt aus einer Begehung oder Unterlassung dessen, der das Unrecht beabsichtigt hat. Ich setze ein Beispiel: Als Slave geboren werden, ist ein elender Zustand; nicht ist es eine Schuld dessen, der also geboren wird, noch ein Verbrechen; denn wer geboren wird, der hat noch nicht irgend etwas zugelassen oder begangen.“ (629.) Nicht in Wahrheit, sagt Zwingli, sondern nur metonymisch werde die Erbsünde Schuld und Sünde genannt. So sei es auch zu verstehen, wenn Paulus Röm. 3 sage: Alle haben gesündigt. Metonymisch werde hier das Wort Sünde gesetzt für den elenden Zustand, in welchen alle durch die Schuld Adams geraten seien. (630.)

In Melanchthons Bericht vom 5. Oktober 1529 über das Marburger Kolloquium leſen wir: „Da ward ihnen [Zwingli und Oſolampad] vorgehalten, daß wir ſonſt viel Artikel befinden in ihrer Lehre, die auch ſträfllich, davon auch zu reden, als nämlich, daß Zwingli geſchrieben, daß keine Erbfünde ſei, und lehret, Sünde ſei allein äußerliche böſe Werke und Taten, und meint des Herzens angeborne Unreinigkeit und Lüſte; item, daß wir von Natur Gott nicht fürchten, nicht glauben, ſei nicht Sünde: dieß iſt eine große Anzeigung, daß Zwinglius nicht viel von rechter Chriſtlicher Heiligkeit wiſſe, dieweil er Sünde allein in äußerliche Taten ſeßet, wie die Pelagiani, alle Papiften und Philoſophi.“ (C. R. 1, 1099.)

Selbſt Oſolampad verweigerte Zwingli in der Lehre von der Erbfünde die Gefolgschaft. In einem Briefe vom 5. Dezember 1525 gibt er Zwingli zu bedenken, daß ſeine Lehre böſe Folgen haben werde, und daß auch er ſie nicht frei von Pelagianismus finde. „Proinde, amice, pro mea ſimplicitate monuerim, ne quid temere, vel ſubito!“ (Zwinglius Werke VII, 445.) In Marburg (1529) unterſchrieb denn auch Zwingli den vierten Artikel, der deutlich Luthers Lehre wiedergibt: „Zum vierten glauben wir, daß die Erbfünde ſei uns von Adam angeboren und geerbet und ſei eine ſolche Sünde, daß ſie alle Menſchen verdammt; und wo Jeſus Chriſtus uns nicht zu Hilfe gekommen wäre mit ſeinem Tod und Leben, ſo hätten wir ewiglich daran ſterben müſſen und nicht zu Gottes Reich und Seligkeit kommen mögen.“ (Luther XVII, 1940.) Wie Zwingli dieſen Artikel unterſchreiben konnte, bleibt unbeſtändlich. (Luthers Werke, Weimar 30, III, 162.) Als darum Luther die von Zwingli dargebotene Unionshand zurückwies, erneuerte dieſer auch ſeinen Irrtum von der Erbfünde, in ſeiner Fidei Ratio von 1530 und Fidei Expositio von 1531. Seiner Lehre von der Erbfünde gemäß ſpricht Zwingli in der letzteren Schrift Heiden gleichertweiſe wie Chriſten die Seligkeit zu. In dem Himmel der Seligen, ſagt er hier, würden wir einſt Adam, Chriſtum, Abel, Enoch . . . „Herkules, Theſeus, Sokrates, Ariſtides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen“ ſehen. (L. c. 4, IV, 65.)

Die Lehre von der Erbfünde, wie ſie in der Augſburgiſchen Konfeſſion und deren Apologie vorgetragen wird, iſt Luthers Lehre. Zu Augſburg war Melanchthon (wie er ſelbſt bekennt mit Bezug auf das Abendmahl) in allen Lehren und inſonderheit auch in der vom erbfündlichen Verderben und vom freien Willen der Mund Luthers. Von eigenen Gedanken, die er hier eingeflochten hätte, findet ſich nirgends eine Spur. So ſteht denn auch alles, was Luther in den Schmalkaldiſchen Artikeln über die Sünde vorträgt, in völligem Einklang mit der Auguſtana und deren Apologie. Außer den von uns bereits berührten Gedanken führt hier Luther inſonderheit aus, daß die rechte Bußpredigt vor allem die Erbfünde bloßlegen müſſe. Nur wenn dieß geſchehe, treffe man alle Sünder und alle Sünden und in ihnen die eigentliche Haupt- und

Wurzelsünde. Die Predigt von der Erbsünde, in der alle Menschen ohne Ausnahme und im gleichen Grade gefangen liegen, reiße dem Menschen die Decke Mosis von den Augen, schlage sie alle, die Scheinheiligen sowohl wie die groben Sünder, in einen Haufen und rufe allen ohne Ausnahme zu: Tut Buße! Diese Predigt sei darum auch die rechte Vorbereitung auf das Evangelium und den Glauben; denn vor Gott und in seinem Gerichte hebe sie allen Unterschied zwischen den Menschen auf und bringe sie alle mit dem Schwächer auf ein und dieselbe Sünderbank, wie bereits oben angedeutet.

In den Artikeln Luthers heißt es: „Aber das vornehmste Amt oder Kraft des Gesetzes ist, daß es die Erbsünde mit den Früchten und allem offenbare und dem Menschen zeige, wie gar tief seine Natur gefallen und grundlos verderbt ist, als dem das Gesetz sagen muß, daß er keinen Gott habe noch achte und bete fremde Götter an, welches er zuvor und ohne das Gesetz nicht geglaubt hätte. Damit wird er erschreckt, gedemüthigt, verzagt, verzweifelt, wollte gern, daß ihm geholfen würde, und weiß nicht wo aus, fängt an, Gott feind zu werden und zu murren usw. Das heißt denn Röm. 4: ‚Das Gesetz erregt Zorn.‘ Und Röm. 5: ‚Die Sünde wird größer durchs Gesetz.‘ Solch Amt [des Gesetzes] behält das Neue Testament und treibt's auch, wie St. Paulus Röm. 1 tut und spricht: ‚Gottes Zorn wird vom Himmel offenbart über alle Menschen.‘ Item 3: ‚Alle Welt ist vor Gott schuldig.‘ Und: ‚Kein Mensch ist vor ihm gerecht.‘ Und Christus Joh. 16: ‚Der Heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde.‘ Das ist nun die Donnerart Gottes, damit er beide die offenbarlichen Sünder und falschen Heiligen in einen Haufen schlägt und läßt keinen recht haben, treibt sie allesamt in das Schrecken und Verzagen. Das ist der Hammer (wie Hieremias spricht): ‚Mein Wort ist ein Hammer, der die Felsen zerschmettert.‘ Das ist nicht activa contritio, ein' gemachte Reu', sondern passiva contritio, das rechte Herzeleid, Leiden und Fühlen des Todes.“ (312.) „Also predigt auch St. Paulus Röm. 3 und spricht: ‚Es ist keiner verständig, keiner gerecht, keiner achtet Gottes, keiner tut Gutes, auch nicht e i n e r; allzumal sind sie untüchtig und abtrünnig.‘ Und Act. 17: ‚Nun aber gebeut Gott allen Menschen, an allen Enden, Buße zu tun.‘ Allen Menschen (spricht er), niemand ausgenommen, der ein Mensch ist. Diese Buße lehrt uns die Sünde erkennen, nämlich daß [es] mit uns allen verloren, Haut und Haar nicht gut ist, und müssen schlechts neue und andere Menschen werden. Diese Buße ist nicht stücllich und bettelisch wie jene, so die weltlichen Sünden büßt, und ist auch nicht ungetwiß wie jene. Denn sie disputiert nicht, welches Sünde oder nicht Sünde sei, sondern stößt alles in Haufen, spricht, es sei alles und eitel Sünde mit uns. Was wollen wir lange suchen, teilen und unterscheiden? Darum so ist auch hie die Reue nicht ungetwiß. Denn es bleibt nichts da, damit wir möchten [können] etwas Gutes gedenken, die Sünde zu bezahlen, sondern ein bloß, gewiß Verzagen an allem, das wir sind, gedenken, reden oder tun.“ (317.)

Die Lehre von der Erbsünde, wie sie in den angeführten Symbolen behandelt ist, wird auch von der Konkordienformel (Art. 1) in keiner Weise modifiziert. Wir müßten keinen einzigen Punkt zu nennen, den sie der Lehre von der Erbsünde, wie sie Luther und die ersten lutherischen Symbole vorgetragen, hinzugefügt, und erst recht keinen einzigen Zug, den sie in diesem Sinne geändert, verwischt oder abgeschwächt hätte. Ausdrücklich bekennt sich die Konkordienformel zur Lehre der Apologie und macht, gerade in diesem Artikel, reichlichere Auszüge aus derselben, um damit ihre eigene Position als die alte lutherische zu erweisen. Sie erklärt es als ihren Zweck, diese Lehre zu erhalten und zu verwahren, „daß sie nicht abweiche, entweder auf die pelagianische oder auf die manichäische Seite“. (577.) Mit gleicher Entschiedenheit weist sie dann auch jede Entstellung der Lehre von der Erbsünde wie jede Verkleinerung des erb-sündlichen Verderbens zurück. Den Flacianern gegenüber hält sie daran fest, daß die Erbsünde nicht die Natur des Menschen selbst sei, sondern eine Verderbung in derselben. Strigel und den Synergisten gegenüber aber betont sie ebenso gewaltig, daß der Mensch infolge der Erbsünde gänzlich verderbt sei, nach Leib und Seele und in allen ihren Kräften, also daß nichts Gesundes und geistlich Gutes im Menschen übriggeblieben, der Mensch vielmehr zu allem geistlich Guten wirklich und gänzlich erstorben und tot sei.

Ihre Lehrstellung mit Bezug auf die Erbsünde bringt die Konkordienformel also zum Ausdruck: „Wir glauben, lehren und bekennen aber hintwiederum, daß die Erbsünde nicht eine schlechte [geringe], sondern so tiefe Verderbung menschlicher Natur [sei], daß nichts Gesundes oder unverderbet an Leib und Seele des Menschen, seinen innerlichen und äußerlichen Kräften, geblieben, sondern wie die Kirche singt: ‚Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen.‘ Welcher Schade unaussprechlich, nicht mit der Vernunft, sondern allein aus Gottes Wort erkannt werden mag, und daß die Natur und solche Verderbung der Natur niemand voneinander scheiden könne denn allein Gott, welches durch den Tod in der Auferstehung gänzlich geschehen [werde], da unsere Natur, die wir jetzt tragen, ohne die Erbsünde und von derselben abgesondert und abgeschieden, auferstehen und ewig leben wird, wie geschrieben stehet Hiob 19.“ (520, 8 f.) „Und erstlich ist's wahr, daß Christen für Sünde halten und erkennen sollen nicht allein die wirkliche Übertretung der Gebote Gottes, sondern daß auch die greuliche, schreckliche Erbsünde, durch welche die ganze Natur verderbt [ist], vor allen Dingen, wahrhaftig für Sünde soll gehalten und erkannt werden, ja für die Hauptsünde, welche eine Wurzel und Brunnquell ist aller wirklichen Sünden, und wird von D. Luthero eine Natur- und Personensünde genannt, damit anzuzeigen: da gleich der Mensch nichts Böses gedächte, redete oder wirkte, welches doch nach dem Fall unserer ersten Eltern in diesem Leben menschlicher Natur unmöglich, daß gleichwohl seine Natur

und Person sündig, das ist, durch die Erbsünde als mit einem geistlichen Aussatz durch und durch, ganz und gar vor Gott vergiftet und verderbet sei, um welcher Verderbung willen und von wegen des Falls des ersten Menschen die Natur oder Person von Gottes Gesetz verklagt und verdammt wird, also daß wir von Natur Kinder des Zorns, des Todes und der Verdammnis sind, wo wir nicht durch das Verdienst Christi davon erlöst werden.“ (575, 5 f.)

Auf Grund dieser gesunden Stellung, die sie in ihrem ersten und zweiten Artikel aus der Schrift als richtig und aus den Symbolen als lutherisch dargetut, weist die Konkordienformel mit großer Klarheit und Entschiedenheit ab nicht bloß alle bisherigen Formen pelagianischer und semipelagianischer, manichäischer und stoischer Kezereien, sondern auch die ihr zur Entscheidung besonders vorliegenden flacianischen und synergistischen Irrtümer. Die Lehre, daß die Erbsünde etwas Wesentliches, ein substantielles Böses und die Natur des verderbten Menschen, sein Leib und seine Seele selber sei, wird als manichäischer Irrtum verworfen. Wie am Aussätzigen der Leib und der Aussatz nicht ein und dasselbe seien, so müsse man am Menschen auch die Natur und die Erbsünde unterscheiden. Ein bloßer äußerlicher, unbedeutender Fleck und Makel sei deshalb die Erbsünde nicht. Könnten und sollten wir gleich die Natur des Menschen von der Erbsünde unterscheiden, so vermöchten doch nicht wir, sondern nur Gott beide voneinander zu scheiden.

Die Konkordienformel schreibt: „Es muß ein Unterschied gehalten werden auch zwischen unserer Natur, wie sie von Gott erschaffen und erhalten wird, darin die Sünde wohnt, und zwischen der Erbsünde, so in der Natur wohnt; die beiden müssen und können auch unterschiedlich nach der Heiligen Schrift betrachtet, gelehrt und geglaubt werden.“ (580.) „Wir glauben, lehren und bekennen, daß ein Unterschied sei zwischen der Natur des Menschen, nicht allein wie er anfangs von Gott rein und heilig ohne Sünde erschaffen, sondern auch wie wir sie jetzt nach dem Fall haben, nämlich zwischen der Natur, so auch nach dem Fall noch eine Kreatur Gottes ist und bleibt, und der Erbsünde, und daß solcher Unterschied so groß als der Unterschied zwischen Gottes und des Teufels Wert sei.“ (519, 580.) Sie verwirft die Lehre der Manichäer, „daß die Erbsünde als etwas Wesentliches und Selbständiges durch den Satan in die Natur eingegossen und mit derselben vermengt [sei], wie Gift und Wein gemengt werden“. (521.) Als verworfenen manichäischen Irrtum bezeichnet sie auch die Behauptung der Flacianer, „daß die Erbsünde sei eigentlich und ohne allen Unterschied des verderbten Menschen Substanz, Natur und Wesen selbst, also daß kein Unterschied zwischen der verderbten Natur nach dem Fall an ihr selbst und der Erbsünde sollte auch nicht gedacht noch mit Gedanken voneinander unterschieden werden könne“. (521.) Ausführlich wird dargelegt, wie dieser Irrtum insonderheit den Artikeln von der Schöpfung, Erlösung und Hei-

ligung widerstreite. Der Schrift zufolge sei Gott der Schöpfer des Menschen auch nach dem Fall; wäre nun der Mensch die Sünde selbst, so wäre Gott Urheber der Sünde. Christus sei, wie Hebr. 2 lehre, seiner menschlichen Natur nach ein es Wesens mit uns (nobis, fratribus suis, consubstantialia); doch ohne Sünde: also könne die Erbsünde nicht identisch sein mit der menschlichen Natur selber. Nach dem Artikel von der Heiligung reinige uns der Heilige Geist von der Sünde: der Mensch und die Sünde seien also wohl zu unterscheiden. Den Menschen nehme Gott um Christi willen zu Gnaden auf, die Sünde aber haßt er in Ewigkeit; ergo. Endlich, wäre die Erbsünde Substanz des Menschen, so müßte sie auch am Jüngsten Tage auferstehen zum ewigen Leben. Die Lehre der neuen Manichäer sei darum als unchristlich und abscheulich zu verwerfen.

Die Gefahr, dem Flacianismus zu verfallen, war innerhalb der lutherischen Kirche zu keiner Zeit eine sonderlich drohende. Flacius fand nur wenig Anhänger, dagegen viele entschiedene Gegner, auch unter seinen Freunden, die in allen andern Stücken ihm zur Seite für die Wahrheit gekämpft hatten. Selbst bei Flacius scheint es vielfach, als ob es sich mehr um einen Mißbrauch der Termini als um eine wirkliche falsche Lehre gehandelt habe. Was den Flacianern vorschwebte, war wohl im Grunde nicht viel mehr als der Gedanke, daß der Begriff der verderbten gefallenen Menschen als wesentliches Moment zwar nicht notwendig diese oder jene Tathünde in sich schließt, wohl aber die Erbsünde, just so wie der Begriff des Menschen im Stande der Unschuld als wesentliches Merkmal die Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit in sich schloß, und der des Christen, ebenfalls als wesentliches Merkmal, den rechtfertigenden Glauben. Für die lutherische Kirche bedeutend größer war je und je die Gefahr des Synergismus, der sie damals in den zahlreichen Philippisten zum Teil bereits erlegen war, und der seitdem immer wieder viele ihrer Theologen zum Opfer gefallen sind. Diese Gefahr erkannten unsere Väter, wie davon nicht bloß der erste, sondern auch der zweite und elfte Artikel der Konkordienformel Zeugnis ablegt. Mit großem Ernst schärfen sie darum ein, daß die Tatsache, daß die Erbsünde nicht Substanz, sondern nur ein Aktidens ist, nicht im geringsten ihre Greulichkeit und Abscheulichkeit vermindere. Trotz allem bleibe es eben wahr, daß der Mensch durch die Erbsünde „gänzlich verderbt und wahrhaftig vor Gott geistlich tot und zum Guten mit allen seinen Kräften erstorben sei, plane sit emortuus“. (587.) Schon die päpstlichen Gegner Luthers hatten die Wahrheit, daß die Erbsünde nicht die Natur des Menschen selber sei, im Interesse ihres Semipelagianismus ausgebeutet. In der Apologie sagt darum Melancthon: „Also flüchten sie [die Widersacher] auch an diese Sache andere ungereimte Sprüche, nämlich: Gottes Geschöpf und die Natur könne an ihr selbst nicht böse sein. Das secht' ich nicht an, wenn es irgend geredet wird, da es statthat; aber dazu soll

dieser Spruch nicht angezogen werden, die Erbsünde gering zu machen.“ (85.) In die Fußtapfen dieser Semipelagianer traten die Synergisten. Die Wahrheit, daß die Erbsünde nur ein *Azidens* sei, wurde von ihnen dazu mißbraucht, das erbündliche Verderben zu verkleinern, um so für ihre Irrlehre von der Mitwirkung des Menschen in der Bekehrung einen Boden zu gewinnen und ihr Vorschub zu leisten.

Zu den Sätzen, welche die Konkordienformel gegen die synergistische Fälschung der Lehre von der Erbsünde richtet, gehören unter andern die folgenden: Wir verwerfen und verdammen, wenn gelehrt wird, „daß die Erbsünde nur von außen ein schlechter, geringschätziger, eingesprenkter Fleck oder ausliegender Makel sei, darunter die Natur ihre guten Kräfte auch in geistlichen Sachen behalten habe . . .; item, daß die Erbsünde sei nur ein äußerlich Hindernis der guten geistlichen Kräfte und nicht eine Beraubung oder Mangel derselben, als wenn ein Magnet mit Knoblauchsast bestrichen wird, dadurch seine natürliche Kraft nicht weggenommen, sondern allein gehindert wird; oder daß derselbe Makel wie ein Fleck vom Angesicht oder Farbe von der Wand leichtlich abgewischt werden könnte; item, daß im Menschen nicht gar verderbt sei menschlich Natur und Wesen, sondern der Mensch habe noch etwas Gutes an ihm, auch in geistlichen Sachen, als nämlich Fähigkeit, Geschicklichkeit, Tüchtigkeit oder Vermögen, in geistlichen Sachen etwas anzufangen, zu wirken oder mitzuwirken.“ (521. 578.)

Wie man aber die Erbsünde als *Azidens* betrachten könne, ohne sie zu verkleinern, davon schreibt die Konkordienformel also: „Wenn aber weiter gefragt wird, was denn die Erbsünde für ein *Azidens* sei, das ist eine andere Frage, darauf kein Philosophus, kein Papist, kein Sophist, ja keine menschliche Vernunft, wie scharf auch dieselbe immermehr sein mag, die rechte Erklärung geben kann, sondern aller Verstand und Erklärung muß allein aus Heiliger Schrift genommen werden, welche bezeugt, daß die Erbsünde sei ein unaussprechlicher Schaden und eine solche Verderbung menschlicher Natur, daß an derselben und allen ihren innerlichen und äußerlichen Kräften nichts Reines noch Gutes geblieben, sondern alles zumal verderbt [sei], daß der Mensch durch die Erbsünde wahrhaftig vor Gott geistlich tot und zum Guten mit allen seinen Kräften erstorben sei.“ (586, 60.) Von einer Abschwächung der alten Lutherschen Lehre von der Erbsünde kann somit bei der Konkordienformel nicht die Rede sein. Eher könnte man ihr nachsagen, daß sie die Ausdrücke steigere und verschärfe.

Haben wir nun, wie das oben gesehen ist, dem zweiten Artikel der Augsburgerischen Konfession recht gegeben, wenn er von den Pelagianern, Semipelagianern und allen, welche die Erbsünde verkleinern, sagt, daß sie dies tun auf Kosten der Gnade und „zu Schmach dem Leiden Christi“, so werden wir auch zustimmen müssen, wenn die Konkordienformel (574) urteilt, daß durch die Lehre von der Erbsünde, wie sie

von Luther und der Lutherischen Kirche geführt wird und in ihren Symbolen niedergelegt ist, „des Herrn Christi Wohlthaten und sein teures Verdienst, auch die Gnadewirkung des Heiligen Geistes desto besser erkannt und mehr gepriesen werde“ — Lehrstücke, von denen der dritte und folgende Artikel der Augsburgerischen Konfession handeln.

F. B.

Die moderne Diesseitigkeitstheologie.

Von den letzten Zeiten der Welt schreibt St. Paulus, daß sich in ihnen „kräftige Irrtümer“ finden würden (*energeia planes*), von Gott gesandt zu dem Zweck, damit diejenigen, die die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, nun der Lüge glauben und so verloren gehen, 2 Thess. 2, 10. 11. Und unser Heiland hat von der Zeit unmittelbar vor dem Ende der Welt geweissagt, daß falsche Christi und falsche Propheten aufstehen würden und große Zeichen und Wunder tun, daß verführet würden in den Irrtum, so es möglich wäre, auch die Auserwählten, Matth. 24, 24. Unter diesen falschen Lehren, unter diesen kräftigen Irrtümern, steht mit obenan die moderne Diesseitigkeits-theologie, die „Theologie des sozialen Evangeliums“. Schon vor dem Weltkriege waren ihre Theorien weit verbreitet und wirkten wie eine Fäulnis unter den reformierten Sekten. Und nun vollends, da der Krieg offiziell beendet ist und man allenthalben „Rekonstruktion“ schreit, greift diese theologische Bewegung mit Macht um sich und droht auch den Rest des seligmachenden Evangeliums, das sich durch Gottes Gnade noch bei den Sekten findet, auszurotten.

Unter den amerikanischen Vertretern und Wortführern dieser Richtung zeichnen sich besonders die folgenden aus: Walter Rauschenbusch, bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode Professor im Rochester Theological Seminary (Baptist), mit seinen Büchern: *Christianising the Social Order*, *Christianity and the Social Crisis* und *A Theology for the Social Gospel*; Harry Emerson Fosdick, Professor im Union Theological Seminary (Presbyterian), mit seinen Büchern: *The Meaning of Faith* und *The Challenge of the Present Crisis*; Henry Churchill King, Präsident des Oberlin College, mit seinen Büchern: *Greatness and Simplicity of the Christian Faith* und *Reconstruction in Theology*; Gerald B. Smith mit seinem Buche *Social Idealism and the Changing Theology*; R. Gunter mit seinem Buche *Why We Fail as Christians*, in welchem er Leo Tolstoj mit seinen kommunistischen Ideen als Ideal hinstellt; R. W. Sellars mit seinem Buche *The Next Step in Religion*, in welchem er die Zukunftsreligion auf intellektuellem und humanistischem Gebiete sucht, und andere mehr.

Woher kommt diese Bewegung? Auf wen läßt sie sich zurückführen? Ohne Zweifel liegt die Schuld zum großen Teil bei einigen deutschländischen Theologen des letzten Jahrhunderts, die die christliche

Ethik so stark betonten, daß sie dieselbe zum Fundament und Ausgangspunkt des Christentums machten. Diese Idee findet sich bei Schleiermacher nicht nur in seinen „Monologen“, sondern auch in andern Werken und in seinen Vorlesungen, wie sein von Schweizer herausgegebener „Entwurf eines Systems der Sittenlehre“ zeigt. Einige Dezennien später machte Albrecht Ritschl diesen Standpunkt zu dem seinigen und baute auf demselben auf, so daß Ritschlianismus eigentlich die Ausführung der Schleiermacherschen Ideen darstellt. Daß dem tatsächlich so ist, ist unter anderm daraus ersichtlich, daß Rattenbusch in seinem Buche „Von Schleiermacher zu Ritschl“ offenbar eine Seelenverwandtschaft findet. Und Rauschenbusch schreibt: „Those individuals of that era who did strike out into social conceptions of Christianity deserve the name and honor of prophets. Among the earlier German theologians Friedrich Schleiermacher, Richard Rothe, and Albrecht Ritschl seem to me to deserve that title. The constructive genius of Schleiermacher worked out solidaristic conceptions of Christianity which were far ahead of his time. Ritschl built his essential ideas of the kingdom of evil and the Kingdom of God on Schleiermacher's work, and stressed the teaching of Luther [?] that our service to God consists, not in religious performances, but in the faithful work we do in our secular calling.“ (*A Theology for the Social Gospel*, 27.)

Die Bewegung zieht weite Kreise, wie eine Durchsicht verschiedener kirchlicher Zeitschriften zeigt. So wurde z. B. in Detroit bei einer großen kirchlichen Versammlung von einem hervorragenden Redner erklärt, die Aufgabe der Kirche sei nicht eigentlich die Rettung der Seelen, sondern „that of Christ Himself, to establish the kingdom of heaven or a celestial civilization on earth, to fight all injustice and sin, individual or social“. (Ver. d. Mich.-Distr. 1919, 45.) Und derselbe Bericht zitiert aus dem bekannten Pamphlet von John D. Rockefeller jun.: *The Christian Church; What of Its Future?* (S. 45 f.) Es läßt sich auch nicht leugnen, daß selbst die bessere Literatur unserer Tage sehr stark von dieser Bewegung ergriffen ist, wie z. B. die Bücher des vielgelesenen Schriftstellers Harold Bell Wright (*That Printer of Udell's*) zeigen.

Welches die Tendenz der Lehrtheorien dieser Richtung ist und welchen seelenverderblichen Irrtümern diese Bewegung nachhängt, ergibt sich für jeden bibelgläubigen Christen selbst bei einem flüchtigen Vergleich ihrer Lehren mit Gottes Wort; denn diese Tendenz ist in jedem der genannten Bücher klar zum Ausdruck gekommen. Doch findet sich der erste Versuch einer systematischen Darstellung der modernen Diesseitigkeitstheologie in dem Buche *A Theology for the Social Gospel* von Rauschenbusch. In diesem Buche behauptet der Verfasser schon in der Einleitung: „The argument of this book is built on the conviction that the social gospel is a permanent addition to our spiritual outlook, and that its arrival constitutes a stage in the development

of the Christian religion." Da die meisten Aussagen von Fehlern wimmeln, so beschränken wir uns der Kürze wegen darauf, nur die flagrantesten Beispiele hervorzuheben, so in diesem Falle, daß es eine „Entwicklung der christlichen Religion“ nicht gibt und nicht geben kann, da diese nicht Menschenmeinung, sondern die unfehlbaren, unwandelbaren Wahrheiten des Wortes Gottes vorzutragen berufen ist. Worauf der Verfasser hinaus will, ergibt sich kurz danach: "The social gospel is the old message of salvation, but enlarged and intensified. The individualistic gospel has taught us to see the sinfulness of every human heart, and has inspired us with faith in the willingness and power of God to save every soul that comes to Him. But it has not given us an adequate understanding of the sinfulness of the social order and its share in the sins of all individuals within it. It has not evoked faith in the will and power of God to redeem the permanent institutions of human society from their inherited guilt of oppression and extortion. Both our sense of sin and our faith in salvation have fallen short of the realities under its teaching." (S. 5.) Der Leser sieht sofort, daß der Verfasser offenbar eine ganz andere Vorstellung von Erlösung hat als die, welche die Schrift an die Hand gibt. Wie ungeniert er überhaupt mit Schrift und Geschichte umspringt, zeigt sich in dem folgenden Passus: "The great religious thinkers who created [?] theology were always leaders who were shaping ideas to meet actual situations. The new theology of Paul [?] was a product of fresh religious experience and of practical necessities. His idea that the Jewish law had been abrogated by Christ's death was worked out in order to set his mission to the Gentiles free from the crippling grip of the past and to make an international religion of Christianity. Luther worked out [?] the doctrine of 'justification by faith' because he had found by experience that it gave him a surer and happier way to God than the effort to win merit by his own works. . . . There is nothing else in sight to-day which has power to rejuvenate theology except the consciousness of vast sins and sufferings, and the longing for righteousness and a new life, which are expressed in the social gospel." (S. 13. 14.) Offenbar ist dieses neue Evangelium eine Allertweltsmedizin für alle Leiden, mit denen diese arme Erde behaftet ist. Daß seine Aussagen dabei öfter der Blasphemie auf ein Haar ähnlich sehen, ist dem Verfasser in seinem Eifer offenbar entgangen. So in diesem Passus: "Does the old theology meet them [the modern burdens]? Was it competent to meet the religious problems raised by the war? Can personal forgiveness settle such accounts as some men run up with their fellowmen? Does Calvinism deal adequately with a man who appears before the judgment-seat of Christ with \$50,000,000 and its human corollaries to his credit, and then pleads a free pardon through faith in the atoning sacrifice?" (S. 19.)

Worauf der Verfasser eigentlich hinaus will, ergibt sich bald danach, wenn er schreibt: "The body of ideas which we call the social gospel is not the product of a fad or a temporary interest; it is not an alien importation or a novel invention; it is the revival of the most ancient and authentic [?] gospel, and the scientific unfolding of essential elements of Christian doctrine which have remained undeveloped all too long." (§. 26.)

Wenn man diese Definition im Auge behält, so wundert man sich nicht, daß der Verfasser in den nächsten Kapiteln die meisten Fundamentallehren der Schrift beiseite setzt, und zwar nicht mit Schriftgründen (es fällt im Gegenteil auf, daß die Schrift wenig oder gar nicht zitiert wird), sondern mit den Ideen seiner eigenen Philosophie. So besteht nach seinen Ausführungen das Bewußtsein der Sünde nicht sowohl in der Erkenntnis, daß der Mensch mit jeder Übertretung des göttlichen Gesetzes die Majestät, die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, angreift, sondern in dem Gefühl, daß man durch flagrannte Übertretungen den Bau des „Reiches Gottes hier auf Erden“ gehindert hat: "We feel a deep consciousness of sin when we realize that we have wasted our years, dissipated our energies, left our opportunities unused, frustrated the grace of God, and dwarfed and shamed the personality which God intended when He called us into life. It is a similar and even deeper misery to realize that our past life has hurt and blocked the Kingdom of God, the sum of all good, the essential aim of God Himself. Our duty to the Kingdom of God is on a higher level than all other duties. . . . To have contradicted its truths, to have denied it in time of danger, to have betrayed it for thirty pieces of silver, — this is the most poignant consciousness of sin." (§. 36.)

Über den Sündenfall, dessen Bedeutung in der Heilsgeschichte von Paulus Röm. 5 und an andern Orten hervorgehoben wird, äußert sich der Verfasser so: "The traditional doctrine of the fall is the product of speculative interest mainly, and . . . the most energetic consciousness of sin can exist without drawing strength from this doctrine. Second, that if the substance of Scriptural thought, the constant and integral trend of Biblical convictions, is the authoritative element in the Bible, the doctrine of the fall does not seem to have as great an authority as it has long exercised. . . . The traditional doctrine of the fall has taught us to regard evil as a kind of unvarying racial endowment, which is active in every new life and which can be overcome only by the grace offered in the Gospel and ministered by the Church. It would strengthen the appeal of the social gospel if evil could be regarded instead as a variable factor in the life of humanity, which it is our duty to diminish for every young life and for every new generation." (§. 41—43.) Mit andern Worten: "Smooth down

the rugged text to ears polite, and snugly keep damnation out of sight!"

Das Wesen, die Natur der Sünde kann man nach den vorliegenden Ausführungen nicht aus dem Exempel Adams erkennen lernen, "because Adam's situation gave very limited opportunities for selfishness, which is the essence of sin. He had no scope to exhibit either the virtues or the sinful vices which come out in the pursuits of commerce or politics. . . . To find the climax of sin we must not linger over a man who swears, or sneers at religion, or denies the mystery of the Trinity, but put our hands on social groups who have turned the patrimony of a nation into the private property of a small class, or have left the peasant laborers cowed, degraded, demoralized, and without rights in the land." (S. 51. 50.) Dieser Standpunkt erklärt sich aus der Bemerkung: "Two aspects of the Kingdom of God demand special consideration in this connection: the Kingdom is the realm of love, and it is the commonwealth of labor." (S. 54.)

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, daß der Verfasser es auch ganz mit den Modernen hält, die den Teufel und die bösen Engel in das Reich der Fabeln verweisen: "To-day the belief in a satanic kingdom exists only where religious and theological tradition keeps it alive. It is not spontaneous, and it would not originate anew. Its lack of vitality is proved by the fact that even those who accept the existence of a personal Satan without question, are not influenced in their daily life by the practical belief in evil spirits. The demons have faded away into poetical unreality. Satan alone remains, but he has become a literary and theological devil, and most often a figure of speech. He is a theological necessity rather than a religious reality. He is needed to explain the Fall and the temptation, and he reappears in eschatology." (S. 86.) Wie man die vielen Sprüche der Schrift, die das Dasein des Satans und seiner Engel klar aussagen, so ignorieren kann, ist für den Bibelchristen ein Rätsel.

So geht es weiter durch die christlichen Lehren hindurch. Keine einzige entgeht dem Lose, daß der Verfasser ihr zugebracht hat. Die Erlösung ist ihm "the voluntary socializing of the soul"; Befehung ist nicht eine Neuschöpfung des Herzens, sondern "our own active break with old habits and associations and our turning to a new life" (S. 99). Die herrliche Definition Luthers von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben in seiner Auslegung des zweiten Artikels wird durch folgende ersetzt: "It is faith to assume that this is a good world, and that life is worth living. It is faith to assert the feasibility of a fairly righteous and fraternal social order. In the midst of a despotic and predatory industrial life it is faith to stake our business future on the proposition that fairness, kindness, and fraternity will work. When war inflames a nation, it is faith

to believe that a peaceable disposition is a workable international policy. Amidst the disunion of Christendom it is faith to look for unity and to express unity in action. It is faith to see God at work in the world and to claim a share in His job." (S. 102.)

Je weiter man liest, desto radikaler erscheint die Darlegung; man traut oft den eigenen Augen nicht. So wird die Befehrung Pauli als eine beabsichtigte Sinnesänderung dargestellt: "Paul's experience at Damascus was the culmination of his personal struggle and his emergence into spiritual freedom. But his crisis got its intensity from its social background. He was deciding, so far as he was concerned, between the old narrow nationalistic religion of conservative Judaism and a wider destiny for his people, between the validity of the Law and spiritual liberty, between the exclusive claims of Israel on the Messianic hope and a world-wide participation in the historical prerogatives of the first-born people." (S. 106, 107.) Von dem Zweck der Taufe schreibt der Verfasser: "Original sin and baptismal regeneration seem to be marked for extinction" (S. 201), und von dem Abendmahl: "Can the social gospel contribute to make the Lord's Supper more fully an act of fraternity and to connect it again with the social hope of the Kingdom of God?" (S. 206.)

Aber die Ausführung erreicht ihren Höhepunkt in dem Kapitel, das die Überschrift trägt: "The Kingdom of God." Da wird ausdrücklich gesagt: "This doctrine [of the Kingdom of God] is itself the social gospel. Without it, the idea of redeeming the social order will be but an annex to the orthodox conception of the scheme of salvation. . . . To those whose minds live in the social gospel, the Kingdom of God is a dear truth, the marrow of the Gospel, just as the incarnation was to Athanasius, justification by faith alone to Luther, and the sovereignty of God to Jonathan Edwards. It was just as dear to Jesus. He, too, lived in it, and from it looked out on the world and the work He had to do." (S. 131.) Was ist aber dem Verfasser das Himmelreich, von dem der Heiland so oft redet? Er sagt: "The Kingdom of God is humanity organized according to the will of God. . . . The reign of love tends toward the progressive unity of mankind, but with the maintenance of individual liberty and the opportunity of nations to work out their own national peculiarities and ideals." (S. 142, 143.) Das ist des Pudels Kern, im vollsten Sinne des Wortes; da kommt der Pferdefuß zum Vorschein. Es ist dieselbe Idee, die den Vorschlag in Anregung gebracht hat, unserer Landeskonstitution ein sogenanntes christliches Amendement einzufügen. Man will Christi Reich, das Himmelreich, das Reich Gottes hier auf Erden, als ein sichtbares Reich aufrichten.

Was ist auf Grund der Schrift hierzu zu sagen? Um nur bei diesem letzten Punkt zu bleiben, auf den ja die ganze Darlegung abzielt, so ist eins klar: Ein hervorstechendes Merkmal der Bibeltheologie

ist die Betonung der Jenseitigkeit. Ganz klar und bestimmt sagt Christus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, Joh. 18, 36. Er nimmt den falschen Messiasshoffnungen der Pharisäer jeglichen Halt, da er ihnen antwortete: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch“, Luk. 17, 20. Und Paulus schreibt an Timotheus: „Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen“, 2 Tim. 2, 19. Ganz im Einklang mit diesen Schriftstellen schreibt unser Bekenntnis: „Denn so wir würden sagen, daß die Kirche allein eine äußerliche Polizei wäre wie andere Regimente, darinnen Böse und Gute wären usw., so wird niemand daraus lernen noch verstehen, daß Christi Reich geistlich ist, wie es doch ist, darinnen Christus inwendig die Herzen regieret, stärket, tröstet, den Heiligen Geist und mancherlei geistliche Gaben aus= teilet.“ (Apologie. Müller, 154.)

Daß die Lehre der Schrift mit Recht als die Jenseitigkeitsreligion charakterisiert wird, geht auch aus vielen andern Stellen hervor. „Ich bin ein Gast auf Erden“, Ps. 119, 19. „Liebe Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrime“, 1 Petr. 2, 11. „Und bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind“, Hebr. 11, 13. „Ich bin beide dein Pilgrim und dein Bürger wie alle meine Väter“, Ps. 39, 13. Paulus betont diese Tatsache ein Mal über das andere. Er sagt von den Christen, daß sie sich sehnen nach der Kindschaft und warten auf ihres Leibes Erlösung, Röm. 8, 23. Vgl. B. 18—25. Er schreibt an die Korinther: „Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn“, 2 Kor. 5, 8. (Vgl. das ganze 4. und 5. Kapitel.) Er schreibt den Philippern: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre“, Phil. 1, 23. Und von allen Christen sagt er aus: „Unser Wandel [unsere Bürgerschaft] ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn“, Phil. 3, 20. Die Kolosser ermahnt der Apostel: „Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zu der Rechten Gottes. Trachtet nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auf Erden ist“, Kol. 3, 1. 2. Ganz im Einklang mit diesen Ermahnungen lesen wir im Hebräerbrief: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“, Hebr. 13, 14. Endlich könnte man noch hinweisen auf 2 Kor. 10, 4, wo der Apostel bei der Rede von den Kämpfen der Kirche sagt: „Die Waffen unserer Ritterchaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen.“ (Vgl. hierzu die Augustana, Art. XXVIII, § 12 ff. Müller, 63.)

Selbstverständlich stehen wir Lutheraner auf dem Standpunkte der Schrift und verwerfen die moderne Diesseitigkeitslehre mit aller Entschiedenheit. Wir wissen, daß das ganze Leben der Gläubigen nur eine Spanne Zeit ist, als Vorbereitung auf die lange Ewigkeit. Die Arbeit

sowohl wie die Erholung eines jeden Christen wird unternommen und geschieht in der Furcht Gottes, im Gehorsam gegen Gott, und darum schließlich im Dienste des Evangeliums und des Jenseits; denn beides gehört zum Beweise des Glaubens, wonach der Herr seinen Richterpruch fällen wird. Unser Geld und Gut ist nicht unser permanentes Eigentum, sondern uns nur zeitweilig anvertraut; es besitzt daher nur eigentlichen Wert in dem Maße, als wir es zur Ehre Gottes und zum Dienste des Nächsten gebrauchen. Ps. 62, 11; Jer. 9, 23; 1 Tim. 6, 17. Weib und Kind sind Gaben Gottes, und es verträgt sich durchaus mit seinem Wohlgefallen, daß wir Christen fröhlich seien mit den Gliedern unserer Familien. Und doch gilt schließlich: „Die da Weiber haben, daß sie seien, als hätten sie keine, und die sich freuen, als freueten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie es nicht, und die dieser Welt brauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen; denn das Wesen dieser Welt vergehet“, 1 Kor. 7, 29—31.

Nur infolge dieser Stellung also sind wir imstande, unser Leben hier auf dieser Welt in allen Stücken im Einklang mit Gottes Wort und Willen zu führen. Deshalb weisen wir auch mit aller Entschiedenheit den Vorwurf zurück, als ob wir über dem Jenseits die Pflege dieses Lebens vergäßen. Die Sache steht vielmehr so: Gerade weil wir die ewigen Güter, die unser warten, recht einschätzen, deswegen hüten wir uns um so mehr, diese durch Begehungs- oder Unterlassungssünden zu verschmerzen. Gerade weil wir erkennen, wieviel unser Heiland für uns getan hat, deswegen stellen wir uns um so freudiger in den Dienst des Nächsten, in selbstloser Liebe. Gerade deswegen beteiligen wir uns im rechten Sinn und Geist an allen Werken der Liebe und Barmherzigkeit; gerade deswegen betätigen wir uns mit allem Eifer an den Pflichten, die uns als Bürgern obliegen. So pflegen wir die rechte Diesseitigkeit auf Grund der rechten Jenseitigkeit. P. E. A.

Unsere Heidenmission in Indien.

In den letzten Nummern dieser Zeitschrift wurden uns die Kriegsschicksale der deutschen Missionen in Indien und Afrika vor Augen geführt durch Zitate aus einer in Leipzig erschienenen Schrift von D. Opfe. Da mag wohl bei mehreren Lesern der Wunsch aufgestiegen sein, etwas über unsere eigene Mission in Indien zu hören. Und da einige diesen Wunsch auch geäußert haben, so soll im folgenden kurz berichtet werden, wie es unserer Mission in den letzten Jahren ergangen ist, und wie es gegenwärtig auf unserm Feld in Indien aussieht.

Angefangen wurde unsere Arbeit in Indien von zwei aus der Leipziger Mission ausgetretenen Missionaren, von denen einer 1904 an der Beulenpest starb, während der andere, F. Wöln, seit 1913 in Amerika als Pastor tätig ist. Beide waren deutsche Bürger, und die ersten

fünfzehn Jahre hindurch stammten fast alle unsere Sendboten aus Deutschland. Nachdem Anno 1902 die ersten naturalisierten Amerikaner ausgesandt worden waren, ging 1907 der erste in Amerika geborne Missionar hinaus — dreizehn Jahre nach der Gründung der Mission. Hier ist nicht der Ort nachzuforschen, warum nicht früher amerikanische Bürger zu gewinnen waren für den Missionsdienst; es soll jetzt auch niemandem ein Wortwurf gemacht, sondern einfach eine Tatsache konstatiert werden. Von den vierzehn Missionaren (exklusive der Frauen, aber mit Einschluß von Frä. Ellerman, unserer Krankenpflegerin), die bei Ausbruch des Krieges in unserer Mission dienten, waren vier deutsche Bürger. Diese wurden zunächst in ihrer Tätigkeit eingeschränkt; sie durften sich nicht über eine Fünfmeilenzone hinaus bewegen ohne besondere Erlaubnis. Bald wurde dann einer unter ihnen interniert und nach einigen Monaten noch ein anderer. Der dritte blieb bis zuletzt, das heißt, bis zur Heimsendung, auf seinem Posten, während unser ältester Bruder, R. Freche, auf seiner Urlaubsreise nach Amerika in Hongkong mehrere Monate interniert war, bis es schließlich gelang, ihn freizumachen. Er ist seit 1915 hier, ohne seine Familie, wenigstens den größten Teil derselben, die kurz vor Kriegsausbruch ihm nach Deutschland vorausgereist war und sich noch dort befindet. Außerdem sollte noch erwähnt werden, daß zu Anfang des Weltkrieges zwei weitere Missionare deutscher Reichsangehörigkeit in Deutschland auf Urlaub waren, von denen einer, G. O. Kellerbauer, am Reformationsfest 1914 heimging, während G. Nau trotz der Kriegsunruhen und des von ihm verrichteten Kriegsdienstes Zeit genug fand, sich durch orientalische Studien den Dokortitel zu erwerben, und P. Stallmann hat während des Krieges, an dem er selber teilnahm, fleißig Medizin studiert. Die beiden Letztgenannten brennen nun förmlich vor Eifer, nach Indien zurückzukehren; aber nach einer neulich von der indischen Regierung erlassenen Verfügung dürfen Deutsche erst nach fünf Jahren, von dem Tag der Unterzeichnung des Friedensvertrages an gerechnet, den Boden Indiens betreten. Somit leidet auch unsere Mission unter dieser Gewalttat Englands, die es auf die Ausschaltung alles deutschen Einflusses in den britischen Kolonien abgesehen hat. Gebe Gott, daß § 438 des Vertrags noch geändert werde!

Aber wie erging es nun uns Amerikanern? An unsern Namen konnte die englische Regierung unsere Abstammung erkennen. In unsern Briefen las der Zensor anfangs auch manches, was ihm nicht gefallen hat, das heißt, in den Briefen, die nach dem Ausland gingen. Die inländischen Briefe wurden mit einer Ausnahme nicht zensiert. Wir wurden gewarnt, daß die ganze Mission verantwortlich sei für das Betragen jedes einzelnen Missionars. Ja, eine Zeitlang schien es, als ob die Existenz aller lutherischen Missionen auf dem Spiele stünde, also nicht nur unsere Mission, sondern vor allem die schwedische Kirchenmission, welche die Arbeit der Leipziger übernahm, das General

Council in Rajahmundry, die Ohio-Synode, welche die Hermannsburger Mission weiterführte, und eine schwedische Mission in Nordindien. Die Generalsynode und die dänische Mission waren bei der Regierung nicht so schwarz angeschrieben, wohl wegen ihres unionistischen Charakters. Erst nachdem Amerika in den Krieg eintrat, schien sich das Blatt zu unsern Gunsten zu wenden. Aber das Wort "German" in dem Titel unserer Synode machte uns zu schaffen. Wir führten seit 1917 die amtliche Korrespondenz (das heißt, mit der Kommission) in englischer Sprache. Doch die Regierung ließ uns arbeiten, wo wir wollten. Es wurde uns nichts in den Weg gelegt. Nur wenn wir mehr als zwölf Stunden auswärts waren, mußten wir dem Magistraten einen Tag vorher Mitteilung machen. Aber neue Arbeiter ließ die Regierung seit 1915 nicht zu. In dem Jahre bekamen wir zwei Arbeiter: H. Hamann im Mai und E. Ludwig, der letztes Jahr so plötzlich starb, im Dezember. Sonderbarerweise durfte Ludwig in Indien bleiben, während seine Begleiter, Herr und Frau Loreh, die für unsere Bergheimschule ausgesandt worden waren, Indien gleich wieder verlassen mußten.

So haben wir jetzt auf unsern beiden Gebieten nur vier Missionare. Hamann steht ganz allein auf dem nördlichen Gebiet (in Ambur, Krishnagiri, Banihambadi, Bargarur und auf den Goldfeldern in Kolar), wo früher sechs bis sieben Arbeiter genug zu tun hatten. Auf dem südlichen Gebiet arbeiten in Nagercoil Luz und Görß, und in Tribandrum ist Ehlers allein übriggeblieben. F. Zuder ist eben auf Urlaub gegangen. Außer ihm befinden sich G. Hübenner und der Unterzeichnete auf Urlaub hier. Nun, die Not ist jetzt am größten, die Abhilfe aber auch nahe. Denn die englische Regierung hat die Zulassbedingungen für Indien bedeutend gemäßiget. So hoffen wir zu Gott, dies Jahr wenigstens sechs Arbeiter, einschließlich der vom Urlaub zurückkehrenden, nach Indien hinausenden zu können. Und während wir dies schreiben, kommt auch Nachricht aus Australien, daß P. Noffke den Beruf angenommen hat und Indien betreten darf.

Inwiefern hat nun die Arbeit durch diesen Mangel an weißen Missionsarbeitern gelitten? Nun, Missionare werden ausgesandt als Herolde, Zeugen, Hirten, um das arme Volk zurückzubringen zu dem Bischof ihrer Seelen. Wenn aber nun der Herolde so wenige sind und die Ausgesandten ganz in Anspruch genommen sind durch Gemeindearbeit und Seelsorge, durch Schularbeit, durch äußerliche, aber nötige Arbeiten, wie Bauereien, Rechnereien, Korrespondieren, ferner durch die so wichtige Arbeit an den Anstalten zur Ausbildung eingebornen Arbeiter, dann bleibt eben fast keine Zeit übrig für die Heidenpredigt. Und wenn dann durch den Ruf der Heidenpredigt und durch die Schularbeit Leute kommen und bitten, man wolle doch auch in ihrem Dorfe die Missionsarbeit anfangen — und man kann doch kaum mehr Arbeit bewältigen —, ist das nicht ein großer Schaden? Oder

wenn der Katechumenenunterricht nicht so oft und so regelmäßig gegeben werden kann und die Taufe deswegen hinausgeschoben wird, leidet da nicht das Werk der Mission? Und wir hatten anfangs 1919 fast 1800 Taufbewerber! Bei dieser pastoralen Arbeit helfen uns 28 Katecheten und 2 Evangelisten, von denen einer, der bekannte G. Jesudason, wohl bald ordiniert werden wird.

Andererseits wollen wir aber unsere Augen nicht verschließen gegen die Absicht Gottes in dieser Notlage. Wenn man bedenkt, daß die lutherische Mission schon seit den Tagen Ziegenbalgs, also seit 1706, allerdings mit Unterbrechung, unter den Tamulen Süindiens arbeitet, dann sollten doch einige Gemeinden energische Schritte tun zur Selbständigmachung. Das gilt besonders von der Leipziger Mission, deren gründliche, tüchtige Arbeit anerkannt und geschätzt wird. Aber warum diesen Gemeinden und Pastoren, die mit zu den tüchtigsten in Indien gehören, nicht mehr Freiheit geben? Wir wollen nicht aburteilen. Wir kennen die Schwierigkeiten wohl, besonders bei den Pariachristen, aber man vertraue doch dem Heiligen Geist und der Kraft des Wortes in den wiedergeborenen Kindern Gottes. Unsere Gemeinden sind ja noch reichlich jung, aber wir wollen sie immer auf das Ziel hinweisen, selbständig zu werden und selber Mission zu treiben.

Sonst aber hat der Krieg uns das Volk nicht abgewandt. Von einigen gebildeten (?) Brahminen hörte man wohl das landläufige Argument, das Christentum habe in Europa Fiasco gemacht, wir sollten doch erst die Europäer „befehten“ usw.; aber der gewöhnliche Hindu und Mohammedaner, meist des Lesens unkundig, hat ganz verschwommene Ansichten vom „Simej“ (Ausland), ist auch gedankenschaul; er ließ sich die Zeitung vorlesen mit den Kriegsnachrichten und fragte dann bei der Heidenpredigt ganz einfältig: „Herr, wie verhält sich das mit dem Krieg?“ Im großen und ganzen waren die Heiden während des Krieges ebenso zugänglich wie vorher. Gerade während des Krieges haben wir unsere Arbeit ausgedehnt, besonders von Nagercoil aus nach Badakangulam unter die Villaläs (hohe Subrakaste) und auf die Kolar-Goldfelder im Nordgebiet, und sie wächst sichtlich trotz aller Verleumdungen und Anfeindungen.

Und wie sieht es nun gegenwärtig auf unserm Missionsfeld in Indien aus? Wir können die Lage nicht besser charakterisieren als mit den Worten des HERRN: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter.“ „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld“, in das indische Missionsfeld, nicht nur in das Tranvancoregebiet, wo Hunderte von Katechumenen der Woten harren, sondern auch in das als steinhart verschriene Nordgebiet, wo nach fünfundsingzigjähriger Pionierarbeit es jetzt rege wird, besonders bei Ambur, Vaniyambadi und auf den Kolar-Goldfeldern mit den 50.000 Kulis. „Sende Arbeiter in deine Ernte!“ das muß jetzt das tägliche ernste Gebet und Flehen aller unserer Christen sein“, so schloß der Herausgeber den Artikel in der letzten

Nummer über Massenauswanderung aus Deutschland, worin hingewiesen wird auf die Missionsgelegenheit unter den auswandernden Deutschen. Aber die sind doch wenigstens zum Teil mit dem Evangelium bekannt, wissen, wo sie den Weg zur Seligkeit finden können; viele haben der Kirche den Rücken gewandt — warum sollen wir ihnen besonders nachgehen? Warum nicht den „Unwissenden“, wie sich die Heiden Indiens nennen, eine Gelegenheit geben?*) Was tun wir eigentlich auf dem Gebiet der Heidenmission? In China kaum angefangen, in Indien nach einem Vierteljahrhundert 4 Arbeiter, wo wenigstens 24 stehen sollten! Und haben wir uns je gefragt, was wir tun können, um der großen, großen Not abzuhelfen auf den Gebieten, wo früher die deutsch-lutherischen Missionen arbeiteten? Wenn sich eine Gelegenheit böte, könnten wir sie ausnützen? Wir haben nicht einmal Arbeiter genug für unser gegenwärtiges Feld. O darum sendet Arbeiter! Sendet Knaben auf unsere Anstalten und seht darauf, daß diese Jüglinge auch im rechten Geist erzogen werden, daß sie, mit Pauli Geist erfüllt, gerne und mit Freuden unter die Heiden gehen, und daß man nicht immer von großen Opfern redet! Livingstone entgegnete einem, der ihm damit schmeicheln wollte: „Opfer? Es gibt nur ein Opfer, das Opfer auf Golgatha; alles andere ist nur Dank für dies Opfer.“ Damit gerade auch auf unsern Anstalten mehr Missionsgeist erzeugt werde, soll das auf der Delegatensynode hoffentlich zu beschließende Direktorat eingerichtet werden. Der zu erwählende Missionsdirektor soll unter anderm durch Vorträge, durch Wort und Schrift die Sache der äußeren Mission vertreten.

Und in unsern Gemeinden wollen wir den Geist des Gebets, des Missionsgebets, mehr ansuchen. O wie haben die apostolischen Christen gebetet! Wie hat ein Paulus gebetet! Wenn es wahr ist, wie in unsern Kreisen behauptet wird, daß Gott uns vor andern beim vollen und reinen Evangelium erhalten hat — und es ist wahr, es ist wahrlich ein Wunder vor unsern Augen, wie unsere Kirche noch nach achtzig Jahren so treu festhält an der alten Wahrheit — dann wollen wir aber auch vollen Ernst machen mit dieser Wahrheit, wollen sie ausbreiten nicht nur in unserm Lande, unter den auswandernden Deutschen, sondern auch unter den Millionen in Asien und Afrika. Wir wollen es doch nicht bewenden lassen bei dem einen Missionsfest im Jahr, sondern das ganze Jahr hindurch die Mission stark betonen. Man achte auf die Missionsgedanken in der Heiligen Schrift und erkenne, wie die Mission zum Wesen des Evangeliums von der universalen Gnade gehört (cf. z. B. Röm. 10). Wie schön wäre es, wenn man einmal im Monat einen Missionsgottesdienst einrichten könnte mit je einer Predigt über

*) Neben den 220,000,000 Hindus in Indien sollten wir auch endlich der 70,000,000 Mohammedaner gedenken. In Baniyambadi besonders sollte ein Missionar unter den Muslim arbeiten. Es gibt in Indien mehr Mohammedaner als in Ägypten oder selbst in der Türkei.

eine der vielen Stellen, die von der Mission handeln; hieran könnte sich anschließen eine kurze Erzählung oder ein Bericht über eine unserer Missionen, und geschlossen werden könnte mit einem Gebet, daß, wo möglich, ex corde geschehen soll, mit besonderer Bezugnahme auf die Mission, von der man gehört hat. Man bewege sich nicht immer in Allgemeinheiten, sondern predige konkret und bete konkret. Auch in den Vereinen, den Jugendvereinen besonders, sollte die Mission im Vordergrund stehen; nur vergesse man nicht, daß die Mission nicht Vereins-, sondern Gemeindefache ist! Vor allem aber ist die Schule und der Konfirmandenunterricht der Ort, wo der Missionsfönn gepflegt werden kann.

Wir wissen, es ist die letzte Stunde, die letzte Zeit, die den Charakter der Mission trägt (cf. Matth. 24, 14), um nämlich die Zahl der Aus-
erwählten voll zu machen, um auch die „andern Schafe“ herbeizuföhren. Und der Herr sendet auch uns aus und geht selber mit uns und gibt uns seinen Geist, daß wir seine Zeugen sein sollen in Amerika, Canada, Mexiko, wo sich wohl viele Deutsche ansiedeln werden, in Südamerika und bis an die Enden der Erde, in Asien, Afrika und den schier unzähligen Inseln.

Geo. Rüdike.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die Unruhe auf dem Gebiet des höheren Unterrichts in den Vereinigten Staaten. James S. Waler beschreibet in seinem Buch *American University Progress and College Reform* die gegenwärtige Lage auf dem Gebiet des höheren Unterrichts als „eine Periode des Übergangs“. Er sagt unter dem Titel „Reorganization of Education“ (p. 34 f.): „There are over 800 institutions in the United States bearing the name of university or college; of these many are not worthy of the name, others rank with the best universities of the world.“ „Some adhere to the English type of university, especially the privately endowed, while the State universities lean toward the German type. There are many other variations: in the matter of ‘electives’ Princeton and Yale are conservative, Stanford and Harvard are radical.“ „Some universities minimize the applications of science; others go to the opposite extreme. We may find the spirit of devotion to *scholarship*, or a yielding to the desire for numbers, to *superficiality* and side-shows. Thus the colleges and universities of America represent great differences in form, equipment, aim, spirit, and efficiency. The period of transition, following the days of the exclusive classical college, has been one of experiment and new visions, but many things have been tried out, and some safe conclusions have been reached. Out of this chaos and from this varied experience, should come some definite order and a clearer view of what is best.“ „Some standardizing of the college has been done by the U. S. Bureau of Education, the Carnegie Foundation, and other agencies. The National Association of

State Universities within a few years has defined a standard for the American university, but already it needs to be revised. As already shown, *earlier admission is desirable. This idea is prominent in almost every discussion of higher education.*" Bei dem letzteren Punkt, der so allgemein im Vordergrund des Interesses steht, handelt es sich um die Frage, ob nicht der Collegekursus um zwei Jahre verkürzt werden könnte und sollte. Bisher war ein vierjähriger Hochschulkursus und ein vierjähriger Collegekursus üblich, so daß die Vorbildung für die eigentlichen Universitätsstudien auf acht Jahre berechnet war. Diese Einrichtung befriedigt nicht mehr. Es scheint ziemlich allgemein die Ansicht zu herrschen, daß die studierende Jugend zu lange von den Fachstudien (professional studies) ferngehalten werde. "The students become stale", und dem bisherigen "ordinary college graduate" wird nachgesagt: "He is unfitted to do anything to earn money, except to teach school, and he generally does that in an indifferent manner." Die Mehrzahl der Vertreter der universities und colleges ist der Ansicht, daß man ohne sachlichen Verlust, ja mit sachlichem Gewinn den Kursus um zwei Jahre kürzen könne, wenn man häuslicherisch mit der Zeit umgehe und gewisse Ekelstände beseitige. Waler hat in der Form eines Zirkularschreibens eine Anzahl Fragen an die bedeutendsten Universitäten und Colleges gesandt. Frage 7 lautet: "By 'economy of time' in the elementary, high-school, and college periods, can two years of school and college be saved without loss of knowledge and power?" Die Antworten auf diese Frage stellt er so zusammen: "Two-thirds of the replies say unhesitatingly 'yes.' Some limit the saving to individual advancement [gemeint ist, daß begabte und fleißige Schüler früher absolvieren sollten]; some think one year may be saved; some say 'possibly'; only one says 'no' outright." Der Vertreter einer Universität antwortet: "In my opinion there is not the slightest difficulty in providing for the saving of two years from school and college without loss of either knowledge or power." Ein anderer meint: "Why not give the bachelor's degree outright to all who complete the sophomore year in college?" Freilich kommen nun mancherlei Bedingungen, wenn in sechs Jahren erreicht werden soll, wofür bisher acht Jahre auf dem Programm standen. Als Bedingungen werden genannt: Mehr Begeisterung und Fleiß auf seiten der Lehrer und Schüler, die Vermeidung von Duplikaten im Unterricht (overlapping of courses, needless duplication of work), die Ausschaltung von ganz unnötigen oder doch unwesentlichen Lehrfächern. Besonders wird noch als Bedingung betont: die Ausschaltung von Schülern, die nicht ernstlich arbeiten wollen (elimination of those students who do not respond), die Beschränkung der athletic and social functions sowie der Tätigkeiten, die außerhalb des eigentlichen Lehrkursus gelegen sind (extracurricular activities). Werden diese Bedingungen wirklich erfüllt, und das hat bekanntlich seine Schwierigkeiten, so hegen auch wir für unsere Person keinen Zweifel, daß in vier plus zwei Jahren eine genügende Vorbereitung auf die Fachstudien, die man gewöhnlich auf die Universitäten verlegt hat, erreicht werden kann. Der Unterschied unter den Studenten lag nach unsern persönlichen Beobachtungen nicht sowohl darin, ob sie sechs, sieben, acht oder neun Collegejahre hinter sich hatten, als vielmehr auf dem Gebiet des Fleißes und der Begabung. Mehr als alles andere scheint hierzulande noch im Fluß zu sein, was für Dinge man in dem „neuen klassischen Kursus“ oder unter dem „neuen Humanismus“ unterzubringen habe. Einer will, wenn

es sich um eine Definition handelt, überhaupt von einem Inhalt des Humanismus abgesehen haben und sein Wesen lediglich in den „Geist“ setzen. „I do not understand that there is any such thing as a really new Humanism. Humanism is a spirit rather than a content.“ Die Idee, welche allen vorzuschweben scheint, ist die, daß an die Stelle der Begeisterung für die alten klassischen Sprachen, und was damit zusammenhängt, eine Begeisterung für „neuere Gegenstände“ trete, namentlich für social relations, social problems, auch für Christianity applied to social service. Das Resultat, worauf der „neue Humanismus“ teils bewußt, teils unbewußt zusteuert, scheint die Ein sprachigkeit zu sein. Vor etwa einem Jahre klagte ein Schreiber im *Presbyterian*, daß man in seiner Gemeinschaft nicht mehr Griechisch lernen wolle. Ganz kürzlich äußerte sich ein Glied der Fakultät einer östlichen Universität dahin, daß das Griechische „moribund“ zu sein scheine. Aber auch moderne Sprachen dürften mehr und mehr aus den Kursen schwinden, die auf die Fachstudien vorbereiten. Und wir unsererseits sind bereit zuzugeben, daß wenigstens das Studium der alten Sprachen nicht unerläßliche Vorbedingung für die Fachstudien zu sein brauchte. Nur ein Fachstudium macht hier wenigstens eine teilweise Ausnahme. Das ist die Theologie. Wir Lutheraner werden einerseits mit Luther zugestehen, daß nicht für jeden Prediger die Kenntniss der alten Sprachen notwendig sei. „Ein schlichter Prediger hat so viel heller Sprüche und Texte durchs Dolmetschen, daß er Christum verstehen, lehren und heilig leben und andern predigen kann.“ Andererseits werden wir mit demselben Luther daran festhalten, daß die Kirche stets einer Anzahl Leute bedarf, die der alten Sprachen inklusive des Hebräischen mächtig sind. Sie sind nötig wider „die irrigen Einführer der Schrift“, die sich dabei auf den Grundtext berufen. In dieser Beziehung sagt Luther: „So lieb uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten! Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die hebräische, das Neue in die griechische; welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren.“ (St. L. X, 473. 470.)

F. B.

Auch innerhalb der Synodalkonferenz sind Komiteen ernannt worden, die über die höheren Lehranstalten Bericht erstatten und nötig erscheinende Vorschläge machen sollen. Die Vorschläge sind auch veröffentlicht worden. In den Publikationen der Wisconsinssynode ist den Vorschlägen zum Teil auch das Pro und Kontra beigelegt. Die Gemeinden brauchen nicht in Sorge zu sein, daß es sich um „radikale Änderungen“ handelt. Dies gilt insonderheit auch von den Vorschlägen des Komitees unserer Synode. Die Vorschläge enthalten in der Hauptsache nicht neue Bestimmungen, sondern nur das, was längst in Brauch und Übung war. Man vergleiche nur, was in unserm Synodalhandbuch unter dem Abschnitt „Die kirchlichen Anstalten der Synode“ gedruckt vorliegt über Grundsätze und Ziel der Erziehung, über die Methode des Unterrichts, über die energische und einheitliche Durchführung des Lehrplanes, über Inspektion, über die Aufnahmebedingungen für die verschiedenen Anstalten usw. Aber es ist wichtig, daß diese Dinge immer wieder von neuem vorgelegt und erwogen werden. Das sachlich Neue in den Vorschlägen bezieht sich vornehmlich auf äußere Einrichtungen, die mit dem Wachstum der Anstalten zusammenhängen, auf die Verbindung oder Trennung von Lehrkursen, auf das Verhältnis zu den Staatsanstalten

(Akreditierung), auf neue Benennungen, Verleihung von Titeln usw. Das Komitee der Schw. Wisconsinynode hat diese Dinge schon etwas ausführlicher dadurch vor die Synode gebracht, daß sie, wie bereits erwähnt wurde, bei gewissen Vorschlägen das Pro und Kontra darbietet. Auch die Frage der „Akreditierung“ ist in den Publikationen der Schwesterynode behandelt worden; ebenso das Für und Wider bei der Frage, ob und wie weit solche, die sich auf einen „weltlichen“ Beruf vorbereiten, mit denen, die Pastoren und Lehrer werden wollen, in ein und derselben Anstalt ausgebildet werden sollten. Was die Vorschläge des Komitees unserer Synode betrifft, so wird das Für und Wider nach altem Brauch sehr ausführlich auf der Delegatensynode erwoogen werden. F. P.

Sie tun es nicht. Den ungläubigen Professoren und Pastoren, die innerhalb der Presbyterianerkirche die Gottheit Christi und die *satisfactio vicaria* leugnen, redet der *Presbyterian* zu, sie möchten doch aus der Kirche austreten und eine eigene Gemeinschaft bilden. Sie werden das nicht tun. Und das hat der Heilige Geist vorausgewußt. Deshalb geht seine Mahnung dahin, daß die Gläubigen ihrerseits sich von den Ungläubigen separieren. Röm. 16, 17. 18: „Ich ermahne euch, liebe Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Ärgernis anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselbigen! Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche, und durch süße Worte und prächtige Reden verführen sie die unschuldigen Herzen.“ F. P.

Keine Inkonsequenz. Es liegt auch, im Grunde genommen, keine Inkonsequenz vor, wenn die Leugner der Gottheit Christi und seiner stellvertretenden Genugthuung nicht austreten. Alle, die diese Lehren leugnen, halten die verschiedenen Religionen für gleichwertig. Sie hoffen, „on their own good behavior“ in den Himmel zu kommen, wenn es einen Himmel gibt. Wenn sie auch mit Charles William Eliot, dem Expräsidenten von Harvard, dafürhalten, daß die *satisfactio vicaria* eine mittelalterliche Vorstellung sei, so halten sie die Differenz doch nicht für so wichtig, um sich deshalb zu separieren. Sie haben ihren Zweck erreicht, wenn die christliche Kirche sie duldet, anstatt sie in Zucht zu nehmen und eventuell auszuschließen. Durch die Duldung wird tatsächlich der Unglaube neben dem Glauben als berechtigt anerkannt. Und damit können sie von ihrem Standpunkt aus zufrieden sein. F. P.

Das Frauenstimmrecht hierzulande und anderswo. Die Legislatur von Delaware vertagte sich sine die, ohne das Frauenstimmrechtsamendement zur Bundesverfassung ratifiziert zu haben. Kurz vor Vertagung führte Abgeordneter Rhoads ein Testvotum herbei, indem er den Antrag stellte, daß das Haus sich als Plenarausschuß organisieren und die betreffende Resolution in Erwägung ziehen sollte. Der Antrag ging mit 24 gegen 10 Stimmen verloren. — Der gemeinschaftliche Ausschuß der Legislatur von Louisiana für Beziehungen zur Bundesregierung beschloß, die Resolution über Ratifizierung des Frauenstimmrechtsamendements am Donnerstag empfehlend einzuberichten. Wann die Abstimmung stattfinden wird, ist unbestimmt. — Die National Woman's Party sandte einen Aufruf an 5000 Frauenstimmrechtlerinnen im Mittelwesten zur Beteiligung an einer Kundgebung, welche bei Eröffnung des republikanischen Nationalkonvents in Chicago als Protest dagegen veranstaltet werden soll, daß die Legislatur das Amende-

ment nicht ratifiziert hat. — Bei dem Kongreß des Internationalen Frauenstimmrechtsverbands, der demnächst in Basel stattfindet, werden auch Indien, Ägypten, Japan, Palästina und China vertreten sein. In Palästina macht die Stimmrechtsbewegung unter den Frauen besonders rasche Fortschritte; Zweigverbände sind dort außer in Jerusalem in Jaffa, Haifa und Tiberias gegründet worden. — „Lehre und Behre“ berichtete bereits: Die gefeßestreuen Juden Jerusalems haben den Zionisten, welche auch allen Frauen das aktive und passive Wahlrecht geben wollen, wegen dieser dem jüdischen Geseße widersprechenden Bestimmung Kampf angesagt. Fünfundzwanzig Rabbiner erließen einen Aufruf, worin sie den Bann gegen alle ankündigen, die für die Neuerung eintreten. In Frankreich ist das Frauenstimmrecht vorläufig abgelehnt worden. F. P.

Die Signale vom Mars. Ganz im Ernst, und nicht am ersten April, wurde berichtet: „Den Funk-Sachverständigen Dr. Frederik L. Milliner und Garben Gomer in Gomer Ranch, Nebr., gelang es nicht, irgendwelche Signale vom Mars aufzufangen. Die Versuche sollen wiederholt werden.“

Steuer auf kirchliche Vermächtnisse. Aus North Dakota wird berichtet: Eine Steuer von ungefähr \$115,000 wird vom Staat North Dakota auf Grund der Erbschaftssteuer auf das Vermächtnis erhoben werden, welches Harold Thorsen von St. Paul und Drake, N. Dak., dem St. Olafs-College in Northfield, Minn., hinterlassen hat. Steuerkommissär George Wallace kündigte neulich in Bismarck, N. Dak., an, daß von dem Eigentum, welches Thorsen dem College hinterlassen hat, \$600,000 im Staat North Dakota liegt. Die staa:liche Erbschaftssteuer beginnt mit 5 Prozent und erhöht sich bis 50 Prozent auf Erbschaften von über \$500,000.

II. Ausland.

Deutschland. Zuerst wurden massenhafte Austritte aus der Kirche gemeldet, dann, daß die Austritte nicht ganz den Erwartungen der Angläubigen entsprächen. Jetzt meldet die „Lutherische Kirchenzeitung“ sogar, daß von den Ausgetretenen sich viele zur Wiederaufnahme melden. Man hatte auch erwartet, daß die Eltern in großer Anzahl ihre Kinder vom Religionsunterricht entschuldigen lassen würden. Aber auch das ist nicht eingetroffen, selbst nicht an den Orten, wo die Sozialisten die Mehrheit haben. Besonders sind es die Mütter, die darauf dringen, daß ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen. In Preußen wurden Bittschriften um Erhaltung des Religionsunterrichts in den Schulen mit nicht weniger als sechs Millionen Unterschriften versehen. Es scheint doch, daß wir etwas unvollkommen über die kirchliche Lage in Deutschland unterrichtet waren. — Ein Amerikaner, John de Kay, Millionär, Großindustrieller und Schriftsteller, schreibt anlässlich der Tyrannisierung, die Frankreich durch schwarze Truppen auf deutschem Boden ins Werk gesetzt hat: „Wenn der Kampf zwischen den Arbeitern Frankreichs und ihren Herren den immer näher kommenden Wendepunkt erreicht, dann werden dieselben schwarzen Wilden auf die wehrlosen Frauen und Kinder Frankreichs losgelassen werden. Es ist ein zweischneidiges Schwert, das ohne Scham und Gnade von den Banditen geschwungen werden wird, die vorübergehend die Geschicke des großen und ritterlichen französischen Volkes bestimmen. Es ist heilige Pflicht der Arbeiter in England und

Frankreich, dem größten aller Verbrechen in diesem verbrecherischen Kriege sofort ein Ende zu machen. Die Geschicklichkeit, die Intelligenz und die schnelle Arbeit, die in Deutschland überall entfaltet und geleistet wird, sollte für die Völker Englands, Frankreichs und Amerikas Lehre und Beispiel von größter Bedeutung sein. Das deutsche Volk hat sich mit seinem unglücklichen Schicksal abgefunden. Es hat die ungeheuerlichen Lasten aufgenommen und trägt sie in einem Geiste, der dieses Volk ehrt und nach Mitgefühl und Mitarbeit aller ruft, die guten Willens für das Wohl ihrer Mitmenschen sind."

Die Episcopalen Englands und Amerikas bemühen sich bekanntlich, auch eine „Weltkonferenz“ zur Einigung der Christenheit zustande zu bringen. Sie meinen, die Christen blickten zur Erreichung dieses Ziels gerade auf die Episcopalkirche in diesen beiden Ländern. "They have looked to the American Episcopal Church in particular, and the Anglican Communion in general, as the inaugurator of the movement." Eine Kommission war letztes Jahr in Europa und im Osten Asiens tätig. Sie berichtet, daß sie besonders freundlich von den Vertretern der griechischen Kirche im südwestlichen Europa und im östlichen Asien aufgenommen worden sei. Besonders hat uns aber der Teil des Reiseberichts interessiert, der den Besuch beim Papst und das Resultat dieses Besuchs beschreibt. Die Zeitungen berichteten bereits letztes Jahr, daß sonderlich die amerikanischen Delegaten auch den Papst zur Beteiligung an der Weltkonferenz bewegen wollten, aber ebenso höflich als entschieden abgewiesen wurden. Der Wortlaut des Berichts ist uns erst vor einigen Monaten zu Gesicht gekommen. Wir setzen ihn fast vollständig hierher, weil er von der devoten Untertwürfigkeit zeugt, die man in der Episcopalkirche aus Mangel an christlicher Erkenntnis dem Papsttum entgegenbringt. Der Bericht lautet: "From Belgrade the deputation proceeded to Rome, to take the World Conference invitation to the Vatican. We had previously met Archbishop Cerretti, Secretary for the Extraordinary Affairs, who had kindly volunteered to arrange an audience with the Supreme Pontiff and a meeting with Cardinal Gasparri. Immediately upon our arrival in Rome the Archbishop called upon us. On the following day His Grace informed us that the Pope and Cardinal Gasparri would receive us on Friday, May 16. At this point the deputation desires to make record of its appreciation of the courteous services rendered by Archbishop Cerretti. No one could have done more for us, and no one could have done it more graciously. Through his kindness the formal invitation of the Commission in Latin and a statement in English of the motive and status of the World Conference were presented to His Holiness in advance of our visit. A brief statement was also made on the occasion of our visit. At the appointed hour we were received by Cardinal Gasparri. His Eminence gave us a cordial welcome, commended our enterprise, and gave expression to an earnest yearning for the visible unity of the Church. Endeavoring to elicit some expression of opinion from His Eminence as to the attitude of the Roman Catholic Church towards the World Conference, he replied that the Pope would receive us cordially and give us his answer. This the Pope did. He received us most cordially, he answered most distinctly. The contrast between the Pope's personal attitude towards us and his official attitude towards the Conference was very sharp. One was irresistibly benevolent, the other irresistibly rigid. The genuineness of the Pope's personal friendliness towards

us was as outstanding as the positiveness of his official declination of our invitation. His Holiness himself emphasized the distinction. It was pointed out that substantially all of Christendom except the Roman Catholic Church had indicated a readiness to take part in the World Conference, and that in a very real sense, though unofficially, our invitation represented this large constituency. We also ventured the opinion that the World Conference at this particular crisis in the world's history presented a strategic missionary opportunity to the Roman Catholic Church. But it was difficult to press our view of the case in the face of a contrary decision which had previously been reached. The answer had been given, and we took our leave. We cannot truly say that we were surprised, but we think that a large part of Christendom will share our disappointment that the authorities of the Roman Catholic Church could not see their way to enter into friendly conference with other Christians. When we had concluded our business, the Pope extended the hospitality of the Vatican to us, urged a longer stay in Rome, and gave us his blessing. The Pope's reply to our invitation was given verbally; but as we left the audience room, the following written statement, which had been prepared prior to our visit, and which faithfully represents the official language of His Holiness, was handed to us by Archbishop Cerretti: "The Holy Father, after having thanked them for their visit, stated that as successor of St. Peter and Vicar of Christ he had no greater desire than that there should be one fold and one shepherd. His Holiness added that the teaching and practise of the Roman Catholic Church regarding the unity of the visible Church of Christ was well known to everybody, and therefore it would not be possible for the Catholic Church to take part in such a Congress as the one proposed. His Holiness, however, by no means wishes to disapprove of the Congress in question for those who are not in union with the Chair of Peter; on the contrary, he earnestly desires and prays that, if the Congress is practicable, those who take part in it may, by the grace of God, see the light and become reunited to the visible Head of the Church, by whom they will be received with open arms." Der Wortlaut dieses Berichts beweist, daß die Kommission durchaus kein Verständnis dafür hatte, welche schmachvolle Rolle sie in Rom in ihrer angemachten Vertretung von "substantially all of Christendom" spielte.

F. P.

Danzig. Solchen Lesern, die mit Danzig in kirchlicher Korrespondenz stehen, wird die Weisung aus Washington willkommen sein, „daß jedermann, der Postfachen nach Danzig schickt, daran denken soll, daß Danzig weder Deutschland noch Polen gehört. Danzig ist eine freie Stadt, und die Adresse muß daher lauten: "To the Free City of Danzig, Europe."

Tschecho-Slowakei. Nach einem in der Nationalversammlung in Prag vorgeschlagenen Zusatz zum Strafgesetz soll es künftig in der Tschecho-Slowakei strafbar sein, wenn ein Priester kirchliche Amtshandlungen, wie Messe oder Predigt, zu politischer Propaganda irgendwelcher Art benutzt. Besonders genannt werden in dem Verbot Erörterung staatlicher Einrichtungen oder des öffentlichen Lebens, Kritisierung von Gesetzen sowie Eintreten für oder gegen eine politische Partei oder einen Kandidaten.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Juli 1920.

Nr. 7.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

Das erste Gesicht, das dem Johannes auf Patmos vorgeführt wird, gipfelt darin, daß Christus in priesterlich-königlichem Schmud dem Johannes erscheint als der Sohn Gottes und der Heiland, als Herr der Kirche und Richter der Welt, und daß er ihm gebietet, an einzelne mit Namen bezeichnete Gemeinden in Asien zu schreiben, und ihm genau sagt, was und wie er in seinem Namen schreiben soll. Es sind also Gemeindebriefe, an Gemeinden adressiert. Sie gelten aber nicht bloß den betreffenden Gemeinden, an die sie zuerst und vornehmlich gerichtet waren. Das zeigt sich schon daran, daß das ganze Buch, in dem allemal alle sieben Briefe standen, an jede der Gemeinden gesandt werden sollte. Nicht nur was der Herr der Kirche der einzelnen Gemeinde speziell für ihre Lage und Umstände, je nach ihrem geistlichen Zustande, zur Lehre, zum Trost, zur Strafe und zur Mahnung zu sagen hat, ist ihnen vermerkt, sondern auch aus dem, was den andern Gemeinden gesagt wird, kann und soll jede Gemeinde für sich lernen, je nachdem ihr darin ein nachahmenswertes Beispiel oder ein schreckendes und warnendes Exempel vorgeführt wird. Obendrein heißt es am Ende eines jeden Sendschreibens ausdrücklich: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Das sagt der Geist, der Geist Gottes, der durch seine Propheten redet, den Gemeinden (ekklesias, im Plural), den einzelnen Ortsgemeinden allen. Das soll jeder, der Ohren hat und hören kann, hören und zu Herzen nehmen. Und gar erst sollen wir bedenken: diese Briefe alle hat Gott in der Schrift aufzeichnen lassen für die Gemeinden und Christen aller Zeiten. Gerade wie das, was von Abraham und seinem Glauben zu sagen ist, nicht allein um seinetwillen gesagt wird und in der Bibel steht, Röm. 4, 23, so steht auch das, was von und an jene Ortsgemeinden geschrieben wurde, nicht um ihretwillen in der Bibel, sondern um unsertwillen. Jene Leute, die damals jene Ortsgemeinden ausmachten, sind längst tot und begraben. Ja, an vielen jener Orte besteht jetzt überhaupt keine Christengemeinde mehr. So sind diese Sendschreiben, wie alle Schrift, uns vermerkt. Gerade wie der Brief an die Römer, die Briefe an die Korinther und alle die Briefe an die übrigen

apostolischen Gemeinden, in denen auf ihre damaligen Zustände und Umstände Bezug genommen und demgemäß an sie geschrieben wird, nicht bloß diesen vermeint waren, sondern heute noch als Gottes Wort für uns in der Bibel stehen, so auch jene sieben Briefe an jene sieben Gemeinden in Asien. Sie sind, wie alles, was zuvor geschrieben ist, uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“, Röm. 15, 4; sie sind, wie alle von Gott eingegebene Schrift, „nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“, 2 Tim. 3, 16. Der Geist Gottes sagt diese Worte den Gemeinden, ohne Einschränkung durch Angaben der Zeit und des Ortes. So sollen sie deswegen den Gemeinden auch unserer Zeit zugänglich gemacht, ihnen in die Hand gegeben werden, daß sie dieselben lesen können, und sollen auch von den Dienern am Wort in Predigten vorgelegt und ausgelegt werden. Und wer Ohren hat und hören kann, soll sie hören und auf sich anwenden und anwenden lassen.

Auch den Gemeinden unserer Zeit sind diese Briefe vermeint, gerade den Gemeinden des Endes der Zeit, den Gemeinden, die da leben im Angesicht der Wiederkunft des Herrn. Das ganze Buch — und auch die sieben Briefe — ist auf den Grundton gestimmt des „Maranatha“: Unser Herr kommt. Bengel drückt das schön aus: Wir sollen das Buch lesen als *candidati aeternitatis*. Und solche sollten gerade wir doch bald sein. Uns gilt in erhöhtem Maße die Bezeichnung als solche, „auf welche das Ende der Welt kommen ist“, 1 Kor. 10, 11. Uns gelten in vielfach erhöhtem Maße die Ankündigungen: „Kinder, es ist die letzte Stunde!“ 1 Joh. 2, 18. „Es ist nahe kommen das Ende aller Dinge“, 1 Petr. 4, 7. „Die Zukunft des Herrn ist nahe. Siehe, der Richter ist vor der Tür!“ Jak. 5, 8. 9. Das drängt sich der Christenheit unserer Tage auch unwiderstehlich auf. Besonders während der eben verfloffenen Kriegsjahre war es, als ob man den Anfang der Erfüllung jenes Herrwortes bemerken könnte: „Die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden“, Luf. 21, 26. Ja, die panische Bestürzung, die zu Pauli Zeit in Thessalonich vieler Gemüter ergriffen hatte, machte sich bemerkbar: „daß der Tag Christi vorhanden sei“, 2 Thess. 2, 2. Wie viele Artikel und Bücher sind in diesen Jahren geschrieben worden über das bevorstehende Ende der Zeit! Wieviel ist gefaselt worden über den jüdischen Irrwahn, der wieder hervorgeholt und neu aufgepußt und der Christenheit mit so zahlreichem Jubeln vorgeritten wurde, den Bahn des tausendjährigen Reiches Christi auf Erden in irdischer Herrlichkeit! Welch ein ungeduldiges Forschen und Ausgaffen, Welch ein Erwarten und Nichtwarten und Nicht-Sich-geduldenkönnen hatte die Massen ergriffen! Welch ein Schieben und Drängen, aberwitzig hinter den Vorhang zu schauen! Weil die Bibel uns über Tag und Stunde nicht das Begehrte sagt und nicht sagen will, so blüht wie nie zuvor der Spiritismus, das Geisterklopfen und das Totenbefragen. Freilich flaut dieses ängstliche Wachen, dieses War-

ten und Nichtwartenkönnen so nach und nach wieder ab. Die Welt geht darüber wieder zu ihrer Tagesordnung über, zu weltlichem Wesen und Mammonsjagd, zu weltlicher Leichtsinngigkeit und sinnlichem Kaufsch. So erfüllt sich das andere HErrrentwort von dem Tun und Treiben der Menschen vor der Parusie: „Gleichwie es zu der Zeit Noä war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Denn gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sintflut: sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging, und sie achteten es nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin: also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes“, Matth. 24, 37 f. Da ist es an der Zeit und in der Ordnung, dem Geschlecht unserer Tage, besonders unsern Christengemeinden dieser letzten Zeit, wo auch den klugen Jungfrauen das Schläfrigwerden und das Entschlafen beikommt, das wahre „Maranatha“ vor die Seele zu rücken und ihnen mit den Worten des HErrn der Kirche und des Richters der Welt zu sagen, wie der HErr, wenn er kommt, seine Gemeinden vorfinden will, und was ihrer dann harret.

Und diese Sendschreiben, die nichts anderes sind als die ganze Offenbarung ins Praktische übersezt, werden wir um so williger der Gemeinde Gottes auslegen, als wir das auch können. An eine Auslegung des ganzen Buchs der Offenbarung, ihrer einzelnen Bilder und Gesichte, wird ein gewissenhafter und vorsichtiger Schriftausleger, der sich fürchtet vor der „eigenen Auslegung“, 2 Petr. 1, 20, nur mit Bittern und Zagen sich machen. Weil die Offenbarung ein prophetisches Buch ist mit Weissagungen, „nicht mit ausgedrückten Worten ohne Bilder und Figuren, auch nicht mit Bildern, wo doch daneben gesetzt wird auch die Auslegung mit ausgedrückten Worten, wie Joseph die Träume auslegt und Daniel beide Träume und Bilder auslegt, sondern der dritten Art, die es ohne Wort und Auslegung, mit bloßen Bildern und Figuren, tut, wie dies Buch der Offenbarung“, wie Luther sagt, darum nimmt manch ein Ausleger die Stellung ein zur Behandlung des Buches, wie Luther tut: „Um solcher ungewissen Auslegung und verborgenen Verstandes willen haben wir es bisher auch lassen liegen.“ Und das Vestigia torrent steht auch dabei. Die sah auch Luther schon zum Abschrecken. „Es haben wohl viele sich daran versucht, aber bis auf den heutigen Tag nichts Gewisses aufgebracht, etliche viel ungeschicktes Dinges aus ihrem Kopf hineingebräut.“ Weil man weiß und sieht, wie wild in der Auslegung dieses Buches drauflosgeraten worden ist, was für eigene Gedanken, Schwärmerei und Kezerei und ungewissen Tand man aus diesem Buch hat herausholen und damit decken wollen, so erklärt sich daraus gar wohl die Abneigung gegen ein Auslegen dieses Buches. Man läßt lieber die einzelnen Christen das Buch lesen und für sich bedenken, als daß man eine Auslegung, die die Schrift selbst nicht gibt, in den einzelnen Bildern, die das Buch selbst nicht erklärt, als gewisse göttliche Wahrheit den Christen zumutet. Man läßt es lieber im allgemeinen

sich in der Weise als das große Trostbuch der Kirche in den letzten Zeiten erweisen und betätigen, daß es ja in mancherlei Bildern deutlich genug vor Augen führt, wieviel Not und Leiden über die Welt verhängt wird, ihr zur Strafe, den Kindern Gottes zur Prüfung und Bewährung, was die Bosheit des Teufels und die Feindschaft der argen Welt den Christen erregt, daß es dabei aber zugleich immer deutlich und unmißverständlich zum Ausdruck bringt, wie der allmächtige Herr der Kirche immer unter seinen wertgehaltenen goldenen Leuchtern, unter seiner Gemeinde, ist und wandelt, wie er alles regiert und alles lenkt zum Heil seiner Kirche, wie er auch die Feinde und die Plagen in seiner Macht hat, was er ja damit zeigt, daß er sie vorher weiß und sagt, wie er bestimmt, wie lange und wie weit ihnen Zeit und Raum gewährt werden soll, und wie er bald kommen wird und recht richten. Und wenn das Buch in mehreren Reihen von Bildern die Sache immer bis aufs Ende treibt, aber dann das Ende noch nicht schildert, sondern ein anderes Bild einführt und immer wieder so weit führt, daß nur das Ende, das Gericht, noch nicht erscheint, in solch einem Ineinander- und Übereinandergreifen der Bilder, daß so viele alte Ausleger von einer wiederholten recapitulatio redeten, dann erzieht und bildet es förmlich zu dem „Die Herzen in die Höhe!“ zu dem Warten vom Himmel des Heilandes Jesu Christi, des Herrn, Phil. 3, 20; es leitet an, bei allem Leid die Augen zu richten auf das erwartete Kommen des Herrn und den Anbruch seines ewigen Reiches und unsers Leibes Erlösung. In der Weise wird das Buch seinen Dienst meist ausgerichtet haben, die Auslegungen werden dazu nicht viel geholfen, viele sogar gestört und gehindert haben. Diese sieben Briefe dagegen sind bestimmt, konkret und praktisch. Ihre Auslegung bietet keine absonderliche Schwierigkeit dar, nicht mehr und keine andersartigen als die übrigen heiligen Schriften. Auch wo einzelne geschichtliche Beziehungen nicht sicher und die Ausleger sich nicht einig sind, ist doch der praktische Sinn klar und die Anwendung nicht besonders schwierig.

Wir wollen uns im folgenden die sieben Briefe kurz vorführen. Sie stehen im 2. und 3. Kapitel. Das erste Kapitel ist einleitender Natur, einleitend zu den Sendschreiben und zum ganzen Buche.

Kapitel 1.

W. 1—3. Die Offenbarung gibt sich als Gottes Wort. Das Ganze wird eine Offenbarung genannt. Apokalypsis bezeichnet, wie im Neuen Testament immer, eine von Gott oder Christo ausgehende Enthüllung und Mitteilung an und für sich verborgener, unbekannter und unerkannter Objekte christlichen Glaubens, Erkennens und Hoffens (Cremer). Das Korrelat zu apokalypsis ist mysterion, Geheimnis, was kein Mensch aus sich selbst weiß und wissen kann, was ihm nur göttliche Allwissenheit offenbaren kann und muß. So will Johannes von vornherein nichts Erdachtés, weder eigene noch irgendeines Menschen Ein-

fälle und Meinungen, schreiben, sondern was ihm geoffenbart worden ist. Diese Offenbarung ist Jesu Christi, von ihm geschehen und dem Johannes geworden. Iesou Christou ist also genitivus subjectivus, bezeichnet Jesum Christum als den Urheber der Offenbarung und der darauf sich gründenden Weissagung; denn das ist Weissagung: ausgesprochene, weitergegebene Offenbarung. Jesus Christus ist noch nicht der erste und oberste Urheber, sondern der vermittelnde Urheber. Im letzten Grunde wird sie auf Gott zurückgeführt. Gott hat sie ihm gegeben. Gott, unterschieden von Christo, ist der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, 2 Kor. 11, 31 u. ö. Der höchste, unnahbare Gott, der da wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann, 1 Tim. 6, 16, der hat sich und seinen Rat und Willen geoffenbart durch Jesum Christum. „Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündiget“, Joh. 1, 18. „Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“, Matth. 11, 27. Gott, der vorzeiten manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, die auch schon redeten durch den Geist Christi, der in ihnen war, 1 Petr. 1, 11, der hat am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, Hebr. 1, 2. Der Sohn kann deswegen sagen zum Vater: „Ich habe ihnen gegeben dein Wort“, Joh. 17, 13. Deswegen heißt er auch geradezu das Wort, das Wort Gottes, das persönliche Wort Gottes. „Christus ist und repräsentiert in seiner Person das, was Gott der Welt zu sagen hat und gesagt hat, das Wort Gottes, welches der Welt gilt und welches nicht erst jetzt verwirklicht worden ist, sondern als der, in dem schon zu Anfang und also schon vor Grundlegung der Welt alles beschlossen ist, was Gott der Welt zu sagen und zu bieten hat, was er für die Welt und von der Welt will.“ (Cremer.) Gott hat die Offenbarung Jesu Christo gegeben, damit er sie weitergeben soll an menschliche Organe, die dann seine Knechte sind, die das Wort austragen und an den Mann bringen sollen. Solche Knechte Gottes sind dann Propheten, und ihre Verkündigung ist Prophetie, Weissagung, und zwar in des Wortes ethymologischer Bedeutung. Das pro in prophetes ist nicht temporal, sondern vielmehr lokal zu fassen. Es bezeichnet also den, der vor jemandem öffentlich redet, und ist technische Bezeichnung für den Dolmetscher des Orakels, Dolmetscher göttlicher Rede (Cremer). Was Johannes als Knecht Gottes tun soll, ist vor allem Weissagen im engeren Sinne, in des Wortes gebräuchlicher Bedeutung, das Vorausverkündigen des Zukünftigen, wovon die älteste Bezeichnung eines Propheten als Schauer, Seher, 1 Sam. 9, 9, herrührt. Was er verkündigen soll, sind Dinge, die geschehen sollen in Kürze. Die Frage: Was heißt bald, in Kürze? ist ungehörig. Darauf gehört und kommt auch kein anderer Bescheid als der, den es in diesen eschatologischen Fragen immer wieder gibt: „Es gebühret euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten

hat“, Apost. 1, 7. Diese Vorgänge hat Christus den Johannes sehen lassen in prophetischer Schau und Bildern. Das hat er getan, indem er sandte durch seinen Engel. Der bestimmte Artifel vor Engel wird am besten generisch gefaßt und dann von dem jeweiligen Engel verstanden, der in den verschiedenen Visionen das Geschäft des deutenden Zeigens hatte, der nicht immer derselbe zu sein braucht. Hengstenberg: „Man könnte füglich erklären: durch seinen Engel, dem er dies Geschäft auftrug, so daß der Sache nach das ‚durch seinen Engel‘ so viel wäre als: durch einen seiner Engel. Doch da uns im Alten Testament und namentlich bei den Propheten, an die Johannes sich besonders nahe anschließt, ein bestimmter Engel entgegentritt, der dem Engel des Herrn zur Seite steht als Vermittler seiner Offenbarungen, so liegt es nahe, auch hier an ihn zu denken. Schon in 2 Mos. 32, 34 wird dem höchsten Offenbarer Gottes, dem Engel des Herrn oder dem Logos, ein Engel beigeordnet als sein unzertrennlicher Begleiter. Bei Daniel erscheint der Engel des Herrn unter dem symbolischen Namen Michael. Als Vermittler zwischen ihm, dem meist nur in schweigender Majestät Gegenwärtigen, und dem Propheten, tritt Gabriel auf. Bei Sacharja ist eine stehende Figur ‚der Engel, der mit ihm redet‘. Dieser führt ihn aus dem gewöhnlichen Zustand in den der Verzückung, weckt in demselben seine geistigen Sinne zur Wahrnehmung des im Gesichte Erscheinenden und gibt die Deutung, hilft ihm, daß er durch die Schale hindurch zum Kern gelangt.“ Weil hier aber keine Namen und näheren Angaben dabeistehen, ist es am einfachsten, „seinen Engel“ generisch zu fassen im Sinne von „einen seiner Engel“ oder „den jeweiligen Engel“. Bei dem Namen Johannes wird noch der Relativsatz angehängt: „der bezeugt hat das Wort Gottes und das Zeugnis Jesu Christi, alles, was er gesehen hat“. Calov erwähnt mit einem „Sunt qui“ die Erklärung mancher, daß mit dem Wort Gottes, das Johannes bezeugt hat, das Evangelium gemeint sei, mit dem Zeugnis Jesu Christi die Episteln und mit dem, „was er gesehen hat“, die vorliegende Offenbarung, so daß die Meinung wäre: der diese Offenbarung geschrieben hat, ist derselbe Johannes, der Jünger des Herrn, Zebedäi Sohn, der auch das Evangelium und die Episteln geschrieben hat. Aber diese Unterscheidung von Wort Gottes und Zeugnis Jesu Christi ist ganz willkürlich. Und mit dem, „was er gesehen hat“, ist nicht noch ein Drittes angefügt; es steht ja nicht einmal ein „und“ dazwischen. Calov selbst hält mit Recht deswegen es für das Einfachste und Richtige, die beiden Ausdrücke ganz allgemein als Bezeichnung des Wortes Gottes zu fassen. Das „was er gesehen hat“ ist dem parallel und explikativ. Johannes hat mit dem, was er als gesehen verkündigt hat, das Wort Gottes und das Zeugnis Jesu Christi bezeugt. Non facta, sed facta et visa, das bezeugt er als Gottes Wort und Christi Zeugnis: „Nach dem Zusammenhang, welcher durch die deutliche Korrespondenz der einzelnen Hauptmomente getragen wird, geht also der ganze B. 2 auf nichts anderes als auf die gegenwärtige Schrift.“ (Düsterbied.)

Der Aorist *emartyrosen* erklärt sich leicht aus dem antiken Briefstil, nach dem Johannes sich die Leser und Hörer vergegenwärtigt. Als das in Asien gelesen und gehört wurde, da war der Aorist das richtige Tempus; da hatte Johannes das geschrieben und bezeugt, und sein Zeugnis lag vor.

So gibt das Buch sich als Gottes Wort, das von Jesu Christo kommt, dem es wieder Gott gegeben hat in der Absicht, seinen Anechten das kundzutun, was in Kürze geschehen soll. Es ist keine zweifelhafte oder verdächtige Kunde, sondern Offenbarung, die auf dem legitimen und gewissen Wege, von Gott durch Jesum Christum, den höchsten und eigentlichen Vermittler göttlicher Rede, dem Johannes geworden ist, und der eben das, was er so gesehen hat, hier bezeugt. Deswegen, weil das Buch sich als Gottes Wort und Wahrheit gibt, so gilt von ihm auch, was überhaupt von Gottes Wort gilt: „Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren“, Luk. 11, 28. Selig gepriesen werden der Lesende und die Hörenden. Der Lesende im Singular, die Hörenden im Plural. Das erklärt sich aus der Weise der Promulgation in der alten Kirche, wo nicht jedes Glied sein Exemplar der Bibel im Besitz hatte und für sich jederzeit auch im Kämmerlein lesen konnte, sondern wo, wie auch im Alten Testament, Gottes Wort öffentlich vor dem Volke vorgelesen und so bekanntgegeben wurde. Der Lesende ist also der Anagnost, der amtsmäßige Vorleser in den gottesdienstlichen Versammlungen. Zu den beiden Partizipien tritt hinzu und muß hinzukommen, wenn der Lesende und die Hörenden wirklich Gegenstand der Seligpreisung sein sollen und wollen, das dritte Partizip, *terountes*, „die da“ oder „wenn sie bewahren“ das, was in ihr, der Weissagung nämlich, geschrieben ist. Mit dem bloßen Lesen und Hören ist es nicht getan, es muß dazukommen das Bewahren. Nicht ein vergeßliches Hören, sondern ein Verstehen, Zuhörzen=Nehmen, Im=Herzen=Bewegen und dann Ausüben. Es im Glauben und Gehorsam aufnehmen und festhalten in Geduld, es sich nicht vom Teufel wegnehmen lassen aus dem Herzen, es nicht durch die Trübsale oder durch die Feindschaft der Welt aus Herz und Sinn verlieren. Und die Ermahnung wird noch besonders dringlich gemacht durch den Zusatz: „Denn der Zeitpunkt ist nahe“, der bestimmte, paßliche Zeitpunkt, der in Gottes Rat und Providenz ersehen ist, da alles geschehen soll, und auf den man nur dann gerüstet und gewappnet ist, wenn man das Wort Gottes bewahrt.

B. 4—20. Die Umstände der Offenbarung und der darauf beruhenden Weissagung. „Johannes den sieben Gemeinden in Asien.“ Der Verfasser nennt sich mit Namen, wie im Alten Testament die Propheten sich nennen und so mit ihren Namen dafür garantieren, daß das Wort ihrer Weissagung das Wort Gottes ist, das an sie ergangen ist. Er nennt sich Johannes, gibt aber keine nähere Beschreibung oder Amtsbezeichnung. So gibt der Text keinen authentischen Entscheid in der Frage, über die in der alten Kirche keine Einigkeit erzielt wurde, wer der Johannes der Offenbarung sei. Die eine Tradition

bestand darauf, daß der Apostel Johannes, der Evangelist, der Verfasser ist. Eine Nebentradition schrieb das Buch einem Johannes von Ephesus zu, aber einem als Presbyter Johannes bekannten. Dieser Zwiespalt dauert bis auf den heutigen Tag. Wie soll denn auch die spätere Kirche Einhelligkeit und Gewißheit herstellen, wo die alte, damalige Kirche, die Zeitgenossen oder jedenfalls die nächstfolgenden Generationen, kein definitives einmütiges Zeugnis hinterlassen hat? Auf jeden Fall war dieser Johannes, das gibt der Text, eine gewaltige, bekannte Persönlichkeit, die zu den Gemeinden Asiens in einem väterlichen, seelsorgerlichen Verhältnis stand. „Den sieben Gemeinden Asiens.“ Asien ist die Asia proconsularis, aus den Landschaften Phrygien, Mysien, Lydien, Jonien und Iolien bestehend. In diesem Kreise hatte Paulus gepredigt und Gemeinden gegründet. Auch der erste Petrusbrief hatte dort seine Adressaten. Es werden sieben Gemeinden genannt mit dem bestimmten Artikel, die dann B. 11 noch ausdrücklich nach ihren Lokalitäten bestimmt und benannt werden. Warum gerade die sieben? Wir wissen, daß es z. B. in Kolossä, Hierapolis und Troas christliche Gemeinden, auch in noch späterer Zeit gab. Die genannten Städte sind auch nicht etwa alle Hauptstädte, und die nicht genannten waren nicht lauter unbedeutende Städte, sondern manche hatten sogar die Würde von Metropolen. Während jeder unbefangene Leser genau das als selbstverständlich tun wird, was Hengstenberg abweist: „Da kaum jemand mit Erhard annehmen wird, daß der Artikel vorwärts weise auf B. 11“, so ist doch der weiteren Erklärung Hengstenbergs zuzustimmen: „So ist offenbar die Alternative gestellt: entweder waren in Asien nur sieben Gemeinden, oder das ‚den sieben Gemeinden‘ erhält seine Beschränkung aus der Person des Schreibenden, so viel als: *seinen* Gemeinden, so wie, wenn der Vorstand der Brüdergemeinde an die Gemeinden in Preußen schriebe, jeder gleich wüßte, daß nur an diejenigen zu denken sei, die zur Brüdergemeinde gehören. Da das erstere gegen die Geschichte ist, so wird man das letztere annehmen müssen.“ Hengstenberg zieht dann daraus den Schluß: „Dann aber wird man nur an den Apostel Johannes denken können“, weil von ihm die Geschichte bezeugt, daß er gerade in jenen Gegenden einen Sprengel hatte. Auch die Art und Weise, wie er an sie schreibt, bestätige das, so daß auch Rüdke zugestehet, daß der Verfasser ohne ein gewisses amtliches Ansehen in jenem Kreise nicht gewagt haben würde, so an jene Gemeinden zu schreiben. Auch diene zur Bestätigung des Resultats die Tatsache, daß die Reihe der sieben Sendschreiben gerade mit dem Schreiben an die Gemeinde zu Ephesus beginnt, dem Orte, wo Johannes nach der übereinstimmenden und gesicherten kirchlichen Tradition seinen Sitz hatte.

Calov gibt an, daß viele der Meinung seien, die Grotius ausspricht, daß unter den sieben Gemeinden die Gesamtheit der Kirche zu verstehen sei; die sieben Gemeinden seien ein Typus aller Gemeinden. Calov selbst stimmt dem nicht bei. Auch Luther erklärt: „Demnach halten wir,

wie der Text zwar selbst gibt, daß die ersten drei Kapitel, so von den sieben Gemeinen und ihren Engeln in Asien reden, nichts anderes wollen, denn einseitig anzeigen, wie dieselben dazumal gestanden sind, und vermahnet werden, daß sie bleiben und zunehmen oder sich bessern sollen.“ Die sieben Gemeinden treten deutlich hervor als geschichtliche Existenzen mit verschiedenartigem Grade der Treue und der Untreue, denen zum Teil Anerkennung und Trost zuteil wird, zum Teil Strafe und Drohung. Johannes, dem die Offenbarung geschieht, trägt speziell Sorge um diese ihm anbefohlenen Gemeinden; denen soll er deswegen die Briefe und das ganze Buch zusenden.

§. 4b—6. Apostolischer Gruß. Form und Inhalt des Grußes sind dieselben, wie sie sich in fast sämtlichen Briefen Pauli finden. Die geistlichen Güter, die er seinen Lesern anwünscht, sind dieselben wie bei Paulus: Gnade und Friede. Gnade voran als die höchste und erste Gabe, die Grundbedingung, aus welcher alles Heil allein herstammt; Friede, die Wirkung der göttlichen Gnade, das gute Verhältnis zu Gott und das ganze zeitliche und ewige Wohlergehen, das dem zuteil wird, der die Gnade Gottes hat. Friede hat an der Spitze des Buches, welches in besonderer Weise von den Kämpfen der Gläubigen handelt, eine wichtige Bedeutung: Friede von Gott und mit Gott; Friede des Gewissens; Friede, der höher ist als alle Vernunft; Friede mitten im Kampf und Leiden; Friede, der da alles überwindet. Länger und breiter, als Paulus das tut, wird hier die Quelle angegeben, aus der dieser Segen den Gemeinden kommen soll. Es ist der dreieinige Gott: „Von dem, der da ist, der da war und der da kommt.“ Diese Worte bilden eine Umschreibung des Namens Jehovah. Er ist einfach der „Ist“. In den drei Zeiten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ist er. Er ist immer, ist ewig und immer derselbe, überzeitlich, überweltlich. Die meisten Ausleger stimmen darin überein, daß die un-griechische, ungrammatische Redeweise nicht aus Unkenntnis des Griechischen kommt, sondern absichtlich ist, und daß mit undefinierten und undefinierbaren Formen die Unbiegsamkeit und Festigkeit des Gottesnamens angedeutet werden soll. Es ist „eine Andeutung der Unwandelbarkeit des ewigen Gottes, welcher, wie auch der Begriff der Ewigkeit selbst und insbesondere das Moment *ho erchomenos* anzeigt, die Geschehnisse der Seinigen wie der feindlichen Welt regiert, seine Weissagung zur Erfüllung bringt und insbesondere die ganze Entwicklung des Gerichts in seiner festen Hand hält. Demgemäß schreibt Johannes nicht *ho esomenos*, sondern mit lebendiger Beziehung auf den Grundgedanken des Buches *ho erchomenos*“. (Düsterdieck.) Mit dieser Benennung ist Gott der Vater bezeichnet, weil ja der Sohn und der Heilige Geist gleich in Koordination dabeistehen. „Und von den sieben Geistern, die vor seinem Thron sind.“ Die sieben Geister können natürlich keine geschaffenen Geister, weder sieben einzelne Engel noch, die Sieben als Zahl der Vollständigkeit gefaßt, die Gesamtheit der Engel bezeichnen, überhaupt keine Kreatur, da

die sieben Geister in einer Reihe mit dem ewigen Gott und Jesu Christo dem Heiland als die e i n e Quelle, aus der Gnade und Friede den Gemeinden kommen soll, genannt werden. „Die sieben Geister sind nach 4, 5, wo sie, wie an unserer Stelle, ‚vor dem Throne Gottes‘ erscheinen, ‚Geister Gottes‘ selbst; nach 5, 6 sind dieselben, ‚die auf die ganze Erde Gesandten‘, dem Lamm, als dessen sieben Augen, eigen. Christus ‚hat‘ die sieben Geister, 3, 1. Sie gehören also in anderer Weise, als von irgendeiner Creatur gedacht werden kann, zu Gott und Christo selbst. Sie können aber nicht als bloße Eigenschaften oder Erweisungen Gottes vorgestellt werden, septem virtutes providentiae Dei oder septem velut membra divinae providentiae oder Jehovahae natura perfectissima oder virtutes seu praedicata summi numinis, was weder an sich klar noch der konkreten Anschauungsweise des Johannes angemessen ist. Auch an die labbalistischen Personifikationen der göttlichen Herrlichkeit, an die zehn Sefhiroth, kann nicht gedacht werden. Im Wesentlichen kann unter den sieben Geistern vor dem Throne Gottes nichts anderes verstanden sein als ‚der Geist‘, welcher zu den Gemeinden redet, 2, 7. 11. 29, und als Geist Christi die Menschen zu Propheten macht.“ (Düsterdieck.) Warum wird denn der e i n e Heilige Geist als sieben Geister bezeichnet? Die gewöhnlichste Erklärung ist die, daß dadurch nach Jes. 11, 2 der Heilige Geist beschrieben werde als der Geist „mit Gaben siebenfalt“, der Spiritus septiformis, nach den sieben Wirkungen und Betätigungen. So die Weimarsche Bibel: „Von der dritten Person in der Gottheit, dessen Gaben sind sieben, das ist, mannigfaltig, Jes. 11, 2; 1 Petr. 4, 10, daß also nicht allein die sieben Gemeinden in Asia, sondern auch die ganze christliche Kirche mit demselben erfüllt wird, welcher Heilige Geist auch ist e i n e s Wesens, e i n e r Macht mit Gott dem Vater und mit demselben alles im Himmel und auf Erden beherrscht. Welcher ehemals durch den Leuchter mit sieben Lampen im Heiligen vorgebildet worden.“ Calov: „Gott, der auf diese sieben Weisen wirkt.“ Oder auch so: „Doch ist die Siebenfältigkeit des e i n e n Geistes nicht — und am wenigsten unter Berufung auf Jes. 11, 2 — von den angeblichen hepta energieai tou pneumatou zu erklären, sondern das Vorbild des Johannes ist Sach. 3, 9; 4, 6. 10. Der Geist kann nicht in seiner wesentlichen Einheit als vor dem Throne Gottes befindlich oder als in alle Lande ausgesandt angeschaut werden; dazu bedarf es der konkreten Gestaltung (vgl. Matth. 3, 16; Act. 2, 2 ff.), welche nach der heiligen, das göttliche Vollmaß abbildenden Siebenzahl geschieht; so erscheint der e i n e Geist, welcher, wie bei Sacharja, der Hort der Gemeinde ist (vgl. mit Sach. 4, 16 auch Joh. 16, 8), als sieben Augen, Fadeln oder auch als sieben Geister.“ (Düsterdieck.) Ähnlich Hengstenberg: „Daß die Geister die Geister Gottes sind, zeigt 4, 5. Der Geist kommt hier nicht nach seiner Transzendenz in Betracht, sondern nach seiner Immanenz, nicht nach seinem innerlichen Verhältnis zu dem Vater und dem Sohn, sondern nach seiner Mission. Dies erhellt aus dem ‚vor dem Throne‘ hier und

4, 5, und aus 5, 6, wo von den sieben Geistern Gottes geredet wird, die gesandt werden auf die ganze Erde. Die Siebenzahl der Geister ist nicht aus Jes. 11, 2, wo nicht wie hier von den wirkenden Kräften des Geistes die Rede ist, vielmehr von seinen Erzeugnissen, die er hervorruft, sondern aus Sach. 4, 10, wo die Geisteswirkungen des HERRN unter dem Bilde der sieben Augen des HERRN erscheinen, welche die ganze Erde durchlaufen; vgl. zu 4, 5. Die Siebenfältigkeit tut der Einheit keinen Abbruch, sondern sie weist nur, ähnlich wie der Name Gottes im Plural Elohim, hin auf die Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte, die in der Einheit beschloffen liegt, mit Beziehung auf die Mannigfaltigkeit der satanischen und menschlichen Kräfte und Mächte, welche der Kirche Verderben drohen, 12, 3, mit Beziehung auch auf die Mannigfaltigkeit der Nöte und Bedürfnisse der Kirche, vielleicht auch mit Beziehung auf die Siebenzahl der Gemeinden und darauf, daß mancherorten zu helfen ist.“ „Die sieben Geister bilden hier ein mächtiges Bollwerk gegen die Verzweiflung, eine geschlossene Phalanx, an der sich alle Angriffe der Weltmacht gegen die Kirche brechen müssen. Die sieben Geister bringen im Dienste der Kirche rettend und helfend und vernichtend und zerstörend bis in die äußersten Winkel der Erde. Kein Elend ist so tief, keine Ohnmacht so groß, daß bei ihnen nicht Hilfe wäre.“

Als die dritte Person der e i n e n Segensquelle wird IESUS CHRISTUS genannt. Diese ungewöhnliche Reihenfolge der drei göttlichen Personen findet hier statt, weil zu IESUS CHRISTUS eine längere Apposition tritt und von ihm dann weiter noch die Rede ist. Die Apposition ist: „Der zuverlässige Zeuge, der Erstgeborene von den Toten und der Fürst der Könige der Erde.“ Diese Attribute werden in undeclinierter Form, im Nominativ, an den im Genitiv stehenden Namen angefügt, um die Festigkeit und Unveränderlichkeit seines Zeugnisses anzudeuten, die Unveränderlichkeit Christi in seiner Person, in seinem Zeugnis und in seinem Regiment. Oder auch so kann man sagen: „Das Gewicht der Vorstellungen selbst durchbricht die Schranken der regelrechten Form; die abrupte Redeweise hebt die gewaltige Selbständigkeit aller drei Prädikate. Vgl. den kraftvollen Konstruktionswechsel in dem sogleich folgenden Satze.“ (Düsterbeck.) IESUS CHRISTUS ist der zuverlässige, glaubwürdige Zeuge, der redet, was er weiß, und bezeugt, was er gesehen hat, Joh. 3, 11. Das war er nicht bloß in den Tagen seines Fleisches, da er dazu geboren und in die Welt gekommen war, der Wahrheit Zeugnis zu geben, Joh. 18, 37, da er immer die göttliche Wahrheit bezeugt, nie vergeblich verheißt oder gedroht hat, sondern das ist er immer noch, auch in seiner Erhöhung, auf dem Thron der Freuden. Er ist schlechthin derjenige, durch welchen alle und jede göttliche Offenbarung geschieht, welcher also nicht nur den Propheten überhaupt, wie gegenwärtig dem Apokalypstiker die Weissagung, vermittelt, sondern auch den Gemeinden strafend, mahnend und tröstend die Wahrheit bezeugt. Auf sein Wort und Zeugnis ist Verlaß, seinen Verheißungen ist zu trauen, und seine Drohungen

sind zu fürchten. Er ist ferner „der Erstgeborne von den Toten“. Er war tot und ist vom Tode erstanden; darin war er der Erstgeborne. Der Ausdruck *Erstgeborne* wird von Grotius so motiviert: „Resurrectio est nativitas quaedam.“ Die Meinung ist wesentlich identisch mit: „er ist der Erstling unter denen, die entschlafen sind“, 1 Kor. 15, 20. Der Erste ist er nicht bloß der Ordnung nach, nicht bloß der Erstling in dem Sinne, daß er der Erste ist, die andern dann die Folgenden, sondern er ist der Erstgeborne der Würde und der Ursächlichkeit, der *causalitas*, nach, weil er die bewirkende Ursache unserer Auferstehung ist. Und er ist „der Fürst über die Könige der Erde“. Gerade als der Gestorbene und Auferstandene ist er als der Messias, als der Sohn Gottes in Kraft erwiesen, Röm. 1, 4, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, Matth. 28, 18, gegen den die Heiden und die Leute vergeblich toben, gegen den Könige und Große freventlich und zu ihrem eigenen ewigen Schaden ratschlagen, Ps. 2, vor dem auch Könige werden ihren Mund zuhalten, Jes. 52, 15. Vor ihm sollen alle Knie sich beugen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters, Phil. 2, 10. Die verständigen Könige tun das im guten, freiwillig, wie David ihn im Geiste einen Herrn nennt und ihm seine Königskrone demütig zu Füßen legt. Und die unverständigen und feindlichen Könige werden sich unter ihn beugen müssen; denn der Herr sendet das Zepter seines Reiches aus Zion mit der Weisung, unter seinen Kindern zu herrschen. Der Herr steht zu seiner Rechten, steht hinter ihm und zu ihm und wird Könige zerschmeißen in seinem Zorn. Wenn sein Zorn anbrennt, werden sie umkommen auf dem Wege, Ps. 2 und 110. Er macht seinem Reiche Raum in den Reichen dieser Welt, und die Bedränger und Verfolger seiner Kirche fallen ihrem lebendigen, allmächtigen Könige in die Hände. Den dreieinigen Gott, des das Reich ist, den haben die Christen für sich, den haben sie auf ihrer Seite, von dem kommt ihnen Gnade und Friede. Diese Gabe haben sie, und daß die bleibe und gemehrt werde, wird ihnen im Namen des Herrn selbst angewünscht.

Nun folgt eine Doxologie, die besonders gerade auf Jesum Christum bezogen wird. Dem wird Ehre und Macht zugeschrieben. Die gehört ihm und soll ihm bleiben und zuerkannt werden in alle Ewigkeit. Und bestätigt wird das mit einem Amen. Gott selbst garantiert: „Es soll also geschehen.“ Jesus Christus wird in den Partizipien beschrieben, und in denselben liegt zugleich die Begründung, warum dem Preis und Macht gehört und zukommt und auch werden und bleiben soll: „der uns liebt und uns lösgemacht hat von unsern Sünden durch sein Blut und hat uns zum Königreich gemacht, zu Priestern seinem Gotte und Vater“. Das ist eben der Hauptbeweis seiner Liebe, daß er für uns sein Blut vergossen und uns damit von unsern Sünden erlöst hat. Aber agapōn ist auch ein selbständiges Partizip und steht im Präsens. Seine Liebe hat und erfährt die Gemeinde immer noch. Das gilt es für die

Gemeinde der Endzeit unter den Gerichten und Leiden festzuhalten und darin immer wieder den Trost zu finden: Er liebt uns, wenn auch alles uns haßt. „Seine Liebe macht es unmöglich, daß er mühsig unserm Elende zuschäue, daß er nicht seine Allmacht in Bewegung setze, uns zu helfen. Bittern und jagen in der Trübsal, heißt an seiner Liebe zweifeln und also ihn seiner herrlichsten Bierde berauben, ihm absprechen, was er durch so teure und edle Unterpfänder verbürgt hat. An seine Liebe glauben, heißt des Heiles gewiß sein.“ (Hengstenberg.) Er hat uns losgemacht von unsern Sünden. Das Partizip steht im Aorist. Das ist ein historisches Faktum, das hat er vollbracht und getan, und wir genießen den Segen davon. Wir sind unsere Sünden los und sind von ihnen frei. Nach der Lesart *lousanti*, wie sie Luther vorlag: „Der uns mit seinem Blute von unsern Sünden gewaschen hat“, ist die Sünde als Schmutz und Unreinigkeit gedacht, in dem wir uns nicht vor Gott sehen lassen durften. Da hat er uns mit seinem Blut gewaschen. „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“, 1 Joh. 1, 7. Nach der Lesart *lysanti* ist die Sünde als eine uns fesselnde feindliche Macht gedacht. Davon hat er uns losgemacht, von ihrem Verderben und Fluch und zugleich von ihrer Macht und Verpflichtung. Davon hat er uns gelöst, den Bann der Sünde gebrochen, durch das Sühnopfer seines Blutes. „Und er hat uns zum Königreich gemacht, zu Priestern Gotte und seinem Vater.“ Er hat uns zu einem Reich gemacht, uns zu seinem Reiche berufen und gesammelt. So sind wir nun das Reich Jesu Christi, daß wir nun unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit und Seligkeit. Sein Gnadenreich wird naturgemäß zu seinem Ehrenreich, wenn er kommt und uns erlöst von allem übel und uns aushilft zu seinem himmlischen Reich, 2 Tim. 4, 18, damit dann, wo er ist, auch die bei ihm sind, die der Vater ihm gegeben hat, Joh. 17, 24. „Zu Priestern seinem Gotte und Vater.“ Der Dativ brüdt die Zugehörigkeit aus; wir gehören ihm als Priester, sind das in seinen Augen, im Verhältnis zu ihm nehmen wir Priesterstellung ein. Wir haben und genießen freien Verkehr mit Gott ohne menschliche Vermittlung und Bevormundung, dürfen jederzeit frei vor Gott erscheinen und mit Gott handeln in unserm Glauben, mit unserm Gebet, können die Opfer darbringen der Dankbarkeit unserm Gott. Wir sind ein heiliges Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum, 1 Petr. 2, 6. Die beiden Begriffe Reich und Priester sind nicht als zwei separate Vorstellungen durch kopulatives „und“ verbunden, sondern die Vorstellung ist wie bei Petrus die eines königlichen Priestertums. Nach ihr ist zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied. Das Priestertum involviert das Königtum und das Königtum das Priestertum. „Ein Blick auf dies königliche Priestertum und dies priesterliche Königtum, und frischer, unbezwinglicher Mut im Angesicht der verfolgenden Heidentwelt mußte sie erfüllen. Je stolzer sie sich erhob, desto näher war sie ihrem Untergang.“ (Hengstenberg.) E. P.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ritter trotz Tod und Teufel.*)

Die römisch-katholische Kirche zählt in ihren Katechismen Sünden auf, die zum „Himmel schreien“. Zu diesen Sünden müßte vor allem der Ablass gerechnet werden. Er ist die größte Verdrehung des Evangeliums von der Vergebung der Sünden.

Was bedeutet denn „Ablass“? Er ist ein Stück des katholischen Bußsakramentes. Das verläuft also: der reuige Mensch bekennt im Beichtstuhl dem Priester seine Sünden, und dieser spricht ihn kraft seiner Vollmacht los von allen Höllestrafen: *Absolvo te!* Indes, außer diesen ewigen Strafen hat der Mensch auch noch zeitlich begrenzte verwirkt. Diese sind von zweierlei Art: die einen legt die Kirche durch den Priester auf, z. B. Gebete, Almosen, Fasten. Die andern dagegen legt Gott selber auf, und zwar werden diese nach dem Tode im Fegefeuer abgehüßt. Nun konnten aber alle diese Strafen mit entsprechender Geldzahlung abgelöst werden. Dieser Erlass gegen Zahlung ist der Ablass. Wurde nun Vollablass erteilt, so wurden dem Zahler alle zeitlichen Strafen erlassen; er mußte, wenn er in diesem Augenblick sterben sollte, sofort in den Himmel fahren. Aber die Sache sollte noch skandalöser werden. Seit Ende des 13. Jahrhunderts bringen die Päpste bei Ablassauschreiben die Formel „Erlaß von Strafe und Schuld“ auf — besonders bei Jubelablassen, die seit 1300 üblich wurden, das heißt, das Bußsakrament, das die Sündenschuld vergibt, und der Ablass, der die Strafen erläßt, wurden in eine einzige Handlung verschlungen, an deren Spitze das Geld gestellt wurde. Man konnte nun also tatsächlich die Vergebung der Sünden für Geld erkaufen. Sehr beliebt war es in der Form, daß man einen Schein erwarb, der einen beliebigen Priester zu einer beliebigen Zeit und in jeder Todesnot verpflichtete, den Vorzeiger von allen ewigen und zeitlichen Strafen zu absolvieren. Es war in der Tat ein „geistliches Wertpapier“, das man so kaufen konnte. — Aber es wurde doch wenigstens noch Reue verlangt? Nein, auch dies war bequemer gemacht worden. Denn statt der wirklich ernststen Reue (*contritio*) genügte die Galgenreue, die Furcht vor der Strafe Gottes (*attritio*) — also eine kleine vorübergehend sorgliche Stimmung.

*) Diese Überschrift samt der folgenden Ausführung ist der unter „Literatur“ dieser Nummer von „Lehre und Wehre“ besprochenen Jubiläumsschrift „Unser Luther von Hans Preuß“ entnommen. Sie zerfällt in sieben Kapitel mit folgenden Überschriften: 1. Vom jungen Luther (1485—1505). 2. Im Kloster (1505—1517). 3. Der Ritter trotz Tod und Teufel (1517—1521). 4. Feinde zur Rechten und Feinde zur Linken (1522—1539). 5. Der deutsche Prophet. 6. Im Frieden des Lutherhauses. 7. Abend Schatten und Abendsonne (1540—1546). Den dritten Abschnitt dieses volkstümlichen und in Deutschland mit Begeisterung aufgenommenen Buches lassen wir hier folgen. F. B.

Und nun kam noch etwas hinzu! 1476 bestimmte Papst Sixtus IV., daß man auch für Verstorbene Ablass lösen könne. War dies nun ein Vollablass, dann gab es keinen Grund mehr, daß so eine arme Seele, für die er gelöst worden war, noch eine Sekunde länger im Fegfeuer sitze. Der bekannte Vers Teufels: „Sobald das Geld im Kasten klingt, Die Seele aus dem Fegfeuer springt“ konnte sich also mit Recht auf jene Bulle des — unfehlbaren — Papstes berufen.

Es war zwar nicht so ganz billig. Allein die guten Leute hatten doch die Genugtuung, daß der Heilige Vater die Lasten gerecht verteilte. Denn nicht alle bezahlten dasselbe Ablassgeld, sondern es war tarweise abgestuft: Könige und Königinnen, königliche Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Fürsten bezahlten 25 rheinische Goldgulden, während einfachen Kaufleuten und Handwerkern nur 1 bis 1½ Gulden (= 20 bis 30 Mark) abverlangt wurde. Für die Toten war es wesentlich billiger. Jene Ablassbriefe als Wechsel auf die Zukunft kosteten nur ¼ Gulden. Ganz Armen sollte die Gnade unentgeltlich geschenkt werden.

Wohin rollte das viele Geld, welches das ganze Ablassgeschäft einbrachte? Den frommen Deutschen wurde vorgelogen, in Rom werde eine neue Peterskirche gebaut, so groß wie nie zuvor die Welt gesehen, und dazu brauche man das Geld; man lockte also zu dem „guten Wert“ des AblasslöSENS durch das „gute Wert“ der Beteiligung an jenem Dombau. Wer hätte da nicht herbeieilen sollen? Und wie bequem war es doch von dem lieben Heiligen Vater in Rom gemacht! Man brauchte nicht die beschwerliche und kostspielige Reise über die Alpen zu machen; nein, die Gnade kam von selber herübergestiegen und zog durch das gesegnete Deutschland von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf.

Aber freilich, die Klugen wußten längst, daß der arme Fischer vom See Genesareth noch lange auf seine Kirche zu warten hätte, denn das Geld nahm einen andern Weg. 1513 war der Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Erzbischof von Magdeburg und kurz darauf zum Administrator des Bistums Halberstadt erhoben worden. Der Besitz zweier Bistümer aber war gegen das Kirchenrecht, überdies hatte Albrecht noch nicht das gesetzliche Alter, er war erst 23 Jahre alt. Aber er bezahlte in Rom ein erkleckliches Sümmchen, und der Heilige Vater drückte beide Augen zu. Da wurde der hohenzollersche „Glücksprinz“ schon im nächsten Jahre auch noch zum Erzbischof von Mainz gewählt. Das war nun erst recht gegen das kirchliche Gesetz. Aber auch hier half das Geld. Für etwa eine halbe Million gestattete ihm der Papst, die Wahl anzunehmen. Da aber Albrecht das Geld nicht entrichten konnte, schrieb Papst Leo X. einen Vollablass für die beiden Erzbistümer sowie alle brandenburgischen Länder aus, angeblich für den Bau der Peterskirche, in Wirklichkeit aber sollte die eine Hälfte dem notleidenden Erzbischofe, die andere Hälfte dem Papste zufallen, der wesentlich andere Dinge im Kopfe hatte als die Beschleunigung jenes Peterskirchbaues. Agenten des großen Bankhauses der Fugger in Augsburg, die dem

Doppelerzbischof die nötige Summe vorgeschossen hatten, begleiteten die Ablafkrämer, um immer gleich die Hälfte für ihre Bank einzustreichen.

Die Unheiligkeit des Geschäftes suchte man natürlich mit einem gleichenden Schein von Heiligkeit zu übergolden. Wenn so ein Ablafkrämer eine Stadt beglückte, so wurde die Ablafbulle auf einem samtnen Tuch vorangetragen, und die ganze Stadt ging ihr in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Gloden entgegen. Dann wurde der Krämer in die Hauptkirche begleitet, wo man ein rotes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen dran aufrichtete, und nun begann das Geld im Raften zu klingen. Es schrie zum Himmel.

„Da ward der Luther ein Doktor gerühmet, daß doch mal einer kommen wäre, der dreingriffe.“ Schon längst brannte sein Born gegen dieses schändliche Treiben. Der Mann, der in schwerem Lebensringen sich zu der freien Gnade Gottes emporgekämpft hatte, sah nun das volle Gegenteil siegreich vorwärtsschreiten: ein Erlaufen dieser Gnade durch das Schmutzigste, was es gibt — das Geld. Da kam der Ablafkrämer Johann Teffel in die Nähe von Wittenberg, nach Jüterbogk, und Luther sah nun das Seelenmörderische dieses Handels an seinen eigenen Weichkindern, die dahinübergelaufen waren und dem ersten Weichwater lächelnd ihre Ablafzettel vorhielten. Da sprach er: „Woßlan, ich will der Pauke ein Loch machen, so Gott will.“ Jedermann weiß, daß dieser gewaltige Paukenschlag vor vierhundert Jahren erkragt ist und alle Welt vor freudigem oder entsetztem Schreck aufhüpfen ließ, so daß noch heute dem Papste davon beide Ohren gellen.

Die Schloßkirche zu Wittenberg war eine Lieblingsstiftung Friedrich des Weisen. Um ihr rechten Glanz zu verleihen, hatte der Kurfürst in ihr eine Unmasse von Reliquien aufstellen lassen, die 1518 auf 17,443 berechnet wurden. Seltsame Dinge waren da zu sehen, allerhand Schädel, Gebeine und Haare, die von Heiligen stammen sollten, ein Fegen von der Schuhsohle des heiligen Thomas, Stücke vom Plattenharnisch des heiligen Morik, die ganze Gesichtshaut des Apostels Bartholomäus, zwei Stücke Haut von den unschuldigen Kindlein zu Bethlehem, überreste des brennenden Busches vom Berge Horeb, etwas Manna vom Wüstenzug, ein bißchen Heu und Stroh von der Krippe des Christkindes, der rechte Daumenknochen der heiligen Anna u. a. m. Wer diese toten und fragwürdigen Dinge verehrte, der bekam reichen Ablaf. Insgesamt konnte sich hier einer (1518) an Ablaf verdienen: 127,722 Jahre und 116 Tage!

Da war es am Tage vor Allerheiligen, dem großen Festtage der Reliquienkirche, der den „Heilkütern“ Tausende von bewundernden Besuchern und diesen reichen Ablafgnaden zuführen sollte. Horch, da klopft es draußen an die Türe! Wer hämmert dort? Durch Gebein und Gemoder geht es wie ein zitterndes Aufhorchen. Merkt ihr den Stundenschlag einer neuen Zeit? An der Kirchtür hängt ein Zettel. Darauf

sind in lateinischer Sprache 95 Sätze gedruckt. Sie heben an: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus sagt: Tut Buße, so hat er gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen eine Buße sein soll“ — also nicht bloß im Beichtstuhl und beim Ablasslauf. Nr. 32: „Wer durch Ablassbriefe seiner Seligkeit gewiß zu sein meint wird samt seinen Lehrmeistern ewiglich verdammet sein.“ Nr. 36: „Jeder wahrhaft reuige Christ hat auch ohne Ablassbriefe vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld.“ Nr. 62: „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“

Luther hat in diesen 95 Thesen noch nicht den ganzen Ablass verworfen, er hat ihn nur auf ein bescheidenes Maß zurückgedrängt. Er war eben nicht ein Umstürzler, der mit einem Schlag alles vernichten und erneuern will, sondern Schritt für Schritt geht er vorwärts und nicht einmal aus eigenem Antriebe, seine Feinde vielmehr drängen ihn dazu. Wie vorsichtig Luther war, zeigt, daß er jene Sätze in lateinischer Sprache veröffentlichte; sie sollten erst nur den Gelehrten zur theologischen Disputation vorgelegt werden. Hätte er das Volk aufwiegeln wollen, da hätte er deutsch schreiben müssen.

Aber freilich, die Zeit war erfüllt. Zu Luthers eigenem Erstaunen durchliefen seine Thesen, lateinisch und deutsch, in vierzehn Tagen ganz Deutschland, in vier Wochen fast die ganze Christenheit. Mykonius, Luthers Freund, sagte sehr fein: „als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen“. Wie ein banges Aufatmen ging es durch die Lande. War nun wirklich der gekommen, auf den man so lange gewartet hatte, auf den die mancherlei Weissagungen zutrafen, die im Wolke hin und her rauschten?

Der dicke Teufel freilich umklammerte ängstlich seine Ablasskiste und schrie ach und weh, Feuer und Wasser über den schlimmen Kezer. Die ganze katholische Welt suchte er mobil zu machen gegen den gefährlichen Menschen. Gar bald gesellten sich andere Stimmen zu der seinen: in Ingolstadt schrieb der gelehrte D. Johann Eck gegen Luther und in Rom der päpstliche Beichtvater Silvester Prierias. Luther schwieg natürlich nicht, sondern sandte eine Schrift nach der andern aus und zeigte darin, wie er von seinen Gegnern lernte, die ihm seinen weiten Abstand von der Papstkirche immer klarer machten.

Endlich merkte auch Papst Leo X., daß es sich hier nicht bloß um ein „Mönchsgezänk“ handelte. Dafür hatte er nämlich die fürchtbar ernste Sache gehalten, da er sich in seinen rauschenden Festen, in seinem guten Essen und Trinken und allerhand andern Genüssen, denen er mit Leib und Seele ergeben war, nicht stören lassen wollte. Aber nun zitierte er Luther nach Rom. Da das jedoch der Kurfürst nicht zuließ, der für seinen Professor fürchtete, so sollte er sich wenigstens vor dem Kardinallegaten Rajetan in Augsburg verantworten.

Die Reise, die über Weimar und Nürnberg ging, legte Luther bis

auf eine kleine Strecke zu Fuß zurück. Es war ein saures Ding, für den Leib (er litt an Magenbeschwerden) wie für die Seele. Er wurde den Gedanken an einen Feuertod in Augsburg nicht los. Welche Schande würde er seinen Eltern machen! dachte der treue Sohn. Aber er tröstete sich doch wieder mit seinem neu entdeckten Evangelium: „Auch zu Augsburg, auch mitten unter seinen Feinden herrscht Jesus Christus. Es lebe Christus, es sterbe Martinus!“ Am 7. Oktober 1518 kam er endlich in der alten Bischofsstadt an. Alle Welt wollte den neuen Kezer sehen. Unter den mancherlei Besuchern befand sich auch ein vornehmer Italiener, den Rajetan angestiftet hatte. Der wollte ihn von vornherein gleich zum Widerruf bewegen: Es genügten ja sechs Buchstaben: revoco = ich widerrufe. Aber damit stieß er bei Luther auf einen harten Fels. Da fragte er ihn höhniſch, wo er denn bleiben wolle, wenn sein Kurfürst die schützende Hand abzöge. Er erhielt die getroste Antwort: „Unter dem Himmel!“ Da ritt er ärgerlich hinweg. Endlich kam es zur Begegnung mit Rajetan selbst. Der gelehrte Herr — übrigens Napperbürr und stets frostig in der nordischen Sonne — suchte zunächst den Kezer durch väterlich herablassendes Wesen zu gewinnen, die ihm, dem hohen kirchlichen Würdenträger und Ausbund von Gelehrsamkeit, so schön stand. Allein er verfehlte des Eindruſs auf den Mönch gänzlich. Das war schon ärgerlich. Aber noch gereizter wurde der Kardinal, als er, ganz gegen seine Absicht, mit dem verwünschten Augustinermönch schließlich doch noch in einen theologischen Disput geriet und dabei sogar den kürzeren zog. Er verlor den Atem und alle angenommene Väterlichkeit und ließ Luther hinauswerfen: „Fort mit dir! Komm mir nie wieder unter die Augen, es sei denn zum Widerruf!“ Es war dem hohen Herrn damit auch wirklich Ernst. Noch am selben Tag hat er zu Staupis gesagt: „Ich will mich nicht mehr mit dieser Bestie unterreden. Denn sie hat tiefe Augen und wunderſame Gedanken in ihrem Kopfe.“ Wenn dann Luther nach langem Warten und vergeblichen Versuchen, mit dem Kardinal wieder anzuknüpfen, in der Nacht zum 21. Oktober 1518 durch ein kleines Stadtpörtchen entwich, so durfte dies Rajetan nicht als Flucht, sondern nur als gehorsame Erfüllung jenes Befehles auffassen. — Genau ein Jahr nach dem Thesenanschlag traf Luther wohlbehalten in Wittenberg wieder ein. Was war die Welt in dieser kurzen Zeit doch für einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen!

Nachdem die Augsburger Verhandlungen so völlig verunglückt waren, versuchte Leo X. mit gleichender Freundlichkeit den sächsischen Kurfürsten zur Preisgabe Luthers zu bestimmen. Deshalb überſandte er ihm durch Karl von Miltiz, einen geschmeibigen sächsischen Edelmann, die goldene Tugendrose. Deren Duft hatte freilich nicht die gewünschte Wirkung; denn Luther blieb, wo er war. Ja, Miltiz mußte wahrnehmen, daß von vier Deutschen immer drei für Luther Partei ergriffen. Auch seine Zusammenkunft mit ihm im Altenburger Schlosse war nur eine wirkungslose Poſſe. Luther erklärte hinterher trocken, daß des Edel-

manns Tränen nur Krodilstränen und sein Abschiedsfuß nur ein Judasfuß gewesen sei.

Das Versprechen, das er ihm hatte geben müssen, nämlich zu schweigen, solange seine Feinde schwiegen, fiel gar bald in sich zusammen, da seine Gegner natürlich nicht stille hielten. Ed war der erste, der die Streitart wieder ausgrub. Er forderte nämlich Carlstadt, Luthers Kollegen in Wittenberg, zu einem Kampfgespräch heraus, stellte aber dabei einen Satz auf, der einer Behauptung Luthers widersprach, und so griff dieser wieder in den Kampf ein. Nach langwierigem Hin und Her wurde endlich Leipzig als Kampfort bestimmt und dem Erzkler gestattet, sich daran zu beteiligen. Am Johannestag 1519 zogen die Wittenberger in Leipzig ein. Zweihundert bewaffnete Studenten begleiteten die verehrten Professoren. Carlstadt fuhr, eitel wie er war, allein voraus, hinterdrein folgte Luther mit Melancthon, der seit einem Jahr an der Universität Wittenberg die alten Sprachen lehrte. Aber als Carlstadt eben durch das Grimmaische Thor fahren wollte, brach an seinem Wagen ein Rad, und der kleine Gernegroß rollte in den Straßenkot, während Luther und Melancthon vorüberfuhren. Da sagten die Leipziger Bürger: „Jener wird unterliegen, aber dieser wird siegen.“

Am 27. Juni 1519, nachmittags zwei Uhr, begann die Disputation in dem festlich vorgerichteten Saal der Pleißenburg. Die beiden Katheder der Kämpfer waren mit Teppichen reich geschmückt: auf der wittenbergischen Seite sah man den heiligen Martin bunt gewirkt, auf der Gegenseite den heiligen Georg, den Drachen- oder Keßertöter. Einer, der dabei gewesen ist, hat uns eine hübsche Schilderung der Disputatoren hinterlassen. Ed sei groß und vierchrötigen Leibes, er gleiche mehr einem Fleischer oder Landsknecht als einem Gottesgelehrten; seine Stimme sei die eines Ausrufers, seine Gewandtheit so groß, daß er es verstehe, sich aus jeder Schlinge zu ziehen und den Gegner hineinzuberstriden. Martinus dagegen sei nur von mittlerer Größe und von vielem Studieren und Arbeiten so dürr, daß man schier alle Knochen an ihm zählen könnte; seine Stimme sei scharf und hell; im Streit gerate er leicht ins Feuer, aber als Gesellschafter sei er fröhlich und umgänglich.

Zuerst stritten Ed und Carlstadt, dieser mit wenig Glück. Die Leipziger hatten recht gehabt. Die Zuhörer ermüdeten — man mußte nicht wenige zum Mittagessen erst wecken. Aber sofort wurde es anders, als Luther — am 4. Juli — das Katheder betrat. Der Saal war dicht besetzt. Die wackeren Bürger wollten den berühmten Keßer doch wenigstens erst einmal gesehen haben, ehe er verbrannt würde. In der Hauptsache drehte sich jetzt die Disputation um Alter und Recht des Papsttums. Luther behauptete, es sei eine ziemlich junge Einrichtung und der Glaube daran deshalb nicht nötig zur Seligkeit. Ed dagegen hielt an dem Satze fest, daß das Papsttum von Jesus Christus gestiftet worden sei und darum zur Seligkeit gehöre. Da spielte Ed endlich seinen Trumpf aus, indem er die Bemerkung machte, daß Luthers Lehre doch schon auf dem

Koncil von Konstanz verdammt worden sei (das bekanntlich den Johann Hus verbrannte, der dasselbe gesagt hatte). Wie sich Luther dazu stelle? Da wurde die Disputation durch die Mittagspause unterbrochen.

Mit großer Spannung erwartete man die Antwort am Nachmittag. Und da bekannte der Unerlöschene ganz offen, es sei ihm sicher, daß unter den Artikeln des Hus viele völlig christlich und evangelisch seien, die die wahre christliche Kirche nie verdammen könne. Das Wort erschreckte die Anwesenden wie ein Pistolenschuß. Der Herzog Georg von Sachsen, Luthers Feind, stemmte die Arme in die Seite und rief, daß es durch den Saal schalle: „Das walt' die Sucht!“ Und als am Tage darauf Luther nochmals versicherte, Konzile könnten irren und hätten geirrt, da rief Ed, innerlich als Sieger schon frohlockend: „Ja, dann freilich seid Ihr mir wie ein Heide und Böllner!“ das heißt, ein Reher, also reif für den Scheiterhaufen. Was dann noch kam, war gleichgültig. Das schwere Wort war gefallen: Kirchenlehrer, Päpste, Konzile — alles ist dem Irrtum unterworfen. Nur nicht die Heilige Schrift. „Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch, Und fest umklammert er sein Bibelbuch.“

Froh, die große Absage vor aller Welt ausgesprochen zu haben, kehrte Luther nach Wittenberg zurück. Ed aber hüpfte triumphierend nach Rom, um dem Heiligen Vater seinen verdienstvollen Sieg und die Entlarbung des Rehers persönlich anzuzeigen. Der soll vor Freude den lieben Sohn sogar geküßt haben. Aber während Luther durch das freie Bekenntnis in Leipzig Rom und die Römlinge aufs äußerste und zum Äußersten gereizt hatte, so hatte er sich damit doch auch wieder viele zu Freunden gemacht. Vor allem ist er nun mit seinem geliebten Philipp Melancthon aufs innigste verbunden. Aber auch alle vaterländisch Gesinnten horchten jetzt auf, an der Spitze Ulrich von Hutten. Der merkte, daß für seinen wilden, schneidenden Kampf gegen Roms Anmaßung — was hat denn nur eigentlich Rom in Deutschland zu suchen?! — in Martin Luther ein prächtvoller Bundesgenosse entstanden war und er reichte ihm seine gepanzerte Faust zum gemeinsamen Kampf. Franz von Sickingen aber bot dem Wittenberger Professor seine Burg an, wenn er etwa eines sicheren Ortes bedürfe.

So ist es gekommen, daß sich Luther in den ersten der drei großen Reformationschriften des Jahres 1520 an die weltlichen Machthaber, das heißt, an die Fürsten und Herren, wendete, von denen er mehr erwarten konnte als von den Prälaten — es ist der Brief „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, nur ein paar Bogen, aber wie Posaunen des Gerichts tönt es da heraus; eine alte Welt, das katholische Mittelalter, wird zertrümmert und eine neue steigt auf: die Besserung des christlichen Standes auf dem Boden des reinen, wirklichen Evangeliums. Fort mit der ganzen römischen Geldwirtschaft! Fort mit der ganzen falschen Heiligkeit in unnützen Werken! Fort mit aller Bevormundung und Knechtung der Seele! Fort auch mit allem Unrat in weltlichen Dingen!

Griff Luther in dieser Schrift der katholischen Kirche an Hand und Fuß, so packte er sie in der zweiten Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft“ am Herzen; denn hier zerbricht er ihre wichtigste Lehre, die von den sieben Sakramenten. Nur drei läßt er stehen: Taufe, Abendmahl, Buße, und auch diese drei nur gereinigt von allerhand Schlingengewächs selbstgemachter Gedanken. Überall leuchtet das einfache Evangelium des Neuen Testaments wieder hell auf.

Wie aber David neben Schleuder und Schwert auch die Harfe zu meistern verstand, so stellte Luther neben jene beiden starken, schneidenden Schriften ein kleines Büchlein, das wie eine innige fromme Weise klingt: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ singt es. „Es ist ein klein Büchle“, sagt sein Verfasser selbst, „so das Papier wird angesehen, aber doch ist die ganze Summe eines christlichen Lebens drin begriffen, so der Sinn verstanden wird.“ Es ist aufgebaut auf den beiden Sätzen: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan — durch den Glauben, und: Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die Liebe. Hier sehen wir in den letzten Grund von Luthers Seele. Da war es ganz still wie auf dem Meeresgrunde. Hier wohnte der Friede eines getrösteten Gewissens und entzündete das Feuer heiliger Liebe zum Nächsten. Er kämpfte gegen Tod und Teufel nicht aus Lust am Streit, sondern weil ihm die Welt diesen Frieden nicht gönnte, und er kämpfte aus Liebe zu denen, die diese Freiheit eines Christenmenschen noch nicht besaßen.

Inzwischen war die Bulle Leo's X., die Luther den Bann androhte, von Ed nach Deutschland gebracht worden, und endlich war sie auch in Wittenberg eingetroffen. Binnen sechzig Tagen sollte Luther widerrufen, sonst würde ihn der Bannstrahl treffen. Abermals können wir hier wahrnehmen, wie Luther durch seine Feinde vorwärtsskam. Was er nämlich bisher nur in geheimem Schreden vermutet hatte, das steht ihm nun ganz hell und fest vor Augen: der Papst ist der Antichrist, jener letzte größte Feind Christi, des Teufels Sohn — nicht nur Leo X., sondern das ganze Papsttum als gottesfeindliche Macht. In allem und jedem erscheint ihm der Papst als Gegenteil zu Christus, als der erfolgreichste Verderber des evangelischen Trostes.

Da aber der Antichrist Luthers Schriften dem Feuertod überantwortete, so gedachte Luther mit Berufung auf Apoft. 19, 19 ihm das Gleiche zu tun und seine endgültige Absage an die ganze Papstkirche lobend hell vor aller Augen zu offenbaren. Durch Anschlag an der Pfarrkirche wurde die akademische Jugend für den 10. Dezember 1520 früh neun Uhr vor das Elstertor gerufen, an jene Stelle, da man Kleider von Pestkranken zu verbrennen pflegte. Dort wurde zur festgesetzten Zeit ein Scheiterhaufen errichtet. Als die Flamme züngelte, warf Martin Luther die päpstlichen Gesetzbücher und Schriften von Scholastikern in die Glut und zuletzt, als diese schon prasselten, die päpstliche Bulle mit den Worten: „Weil du die Wahrheit Gottes verwirrt hast, so verzehre dich

das ewige Feuer. Amen!“ (Jof. 7, 25.) Darauf schritt er in die Stadt zurück. Das Feuerzeichen war geschehen, sechzig Tage nach dem Eintreffen der Bulle in Wittenberg. Nun gab es kein Zurück mehr. Nur noch ein Vorwärts — Aufwärts.

Am 3. Januar des nächsten Jahres wurde dann der päpstliche Bann endgültig über Luther verhängt, und Leo erwartete nun von dem jungen Kaiser Karl V., daß er, wie üblich, der Kirche den weltlichen Arm zur Vollstreckung ihres Verdammungsurteils leihen werde. Karl war auch dazu bereit. Allein unter den Vertretern des Reichs, den Ständen, erhoben sich Gegner, vor allem natürlich Friedrich der Weise. Sie verlangten von dem neuen Kaiser, daß des Mönches Sache erst noch einmal vom Reich geprüft werden müsse, ehe man ihn auch von Reichs wegen verdamme. Das taten sie nicht, weil sie etwa mit Friedrich an Luthers Evangelium glaubten, sondern mit Rücksicht auf die lutherfreundliche Stimmung des Volkes und aus Grimm gegen den Papst, dessen Anmaßung und Geldabknöpfen sie satt hatten; sie gedachten, den Mönch gegen den Papst auszuspielen. Vergebens bemühte sich Alexander, der römische Gesandte, ein höchst anrüchiger Charakter, eine Vorladung Luthers zu verhindern. Aber schließlich gab Karl dem Drängen der Stände nach, und Luther wurde aufgefordert, vor Kaiser und Reich in Worms zu erscheinen.

Am 26. März 1521 ritt der kaiserliche Herold in Wittenberg ein und überbrachte Luther das Schreiben des Kaisers, das ihn unter Zusage freien Geleites binnen einundzwanzig Tagen nach Worms beorderte, damit man dort von ihm „Erfundigungen empfaßen“ könnte. Luther war sofort bereit, sich zu stellen. Freilich wußte weder er noch sonst jemand, ob er auch wohl jemals wiederkehren werde. Jedem kam die Reise in den Sinn, die vor einem Jahrhundert Hus nach Konstanz gemacht hatte. Würde auch Luthers Asche in den Rhein gestäubt werden? Aber der Held ging. Er ging trotz Tod und Teufel, die ihn schrecken wollten. Acht Jahre zuvor hatte Meister Albrecht Dürer den unheimlich gewaltigen Kupferstich gezeichnet von einem Ritter, der an schrecklichen Spußgestalten vorbei durch die Schlucht der rettenden Burg zureitet: „Es soll uns doch gelingen.“ War's nicht wie eine Weissagung auf den kommenden Helden der Nation, den Ritter Christi, Martin Luther?

In einem Wäglein, das eine Plane überdeckte, trat Luther mit einem Ordensbruder (so verlangte es die Klosterregel) und zwei guten Freunden die Fahrt an. Voran ritt der Reichsherold mit dem gestickten Reichswappen um den Arm. Die Reise ging über Leipzig, Raumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Frankfurt. In Erfurt predigte Luther in einer so überfüllten Kirche, daß die Emporen zu Knaden anfangen und die Leute schon aus den Fenstern ins Friedhofsgras springen wollten. Aber Luther beruhigte das aufgeregte Volk, und zwar so schnell, daß es an ein Wunder glaubte. Und das war ein Gebannter, dessen Bann ansteckte? Nein, das Volk verehrte ihn dem Papst zum Trotz als

Heiligen; schon gab es Bilder, die ihn mit der Taube des Heiligen Geistes über seinem Haupte, ja mit dem Heiligenschein darstellten. In Frankfurt bezog er am Kornmarke Wohnung. Die ihn stets belauernden Feinde nahmen hier gern daran Anstoß, daß Luther in der Herberge die Laute schlug und herzlich dazu sang. Was mag er wohl damals gesungen haben? Schwerlich waren es leichte Lieder. Dazu war doch seine Lage zu ernst. Aber gibt es nicht auch eine Fröhlichkeit in Gott? Vielleicht entquoll damals seiner vollen Seele sein erstes und schönstes Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Jede Zeile paßt ja auf seinen Gang nach Worms. Und wenn die Welt voll Teufel wär' — kurz darauf wurde ihm, als er Oppenheim erreicht hatte, aus Worms warnend gemeldet: Komme nicht, es ist alles gegen dich! Aber da hat er das große Wort gesprochen, das so ganz im Sturmschritt der „Festen Burg“ läuft: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt' ich hinein!“

Und er kam. Am 16. April früh 10 Uhr stieß der Türmer des Domes ins Horn: Luthers Wäglein rasselte durch das nördliche Stadttor herein. Die ganze Stadt war auf den Beinen, obwohl es, nach damaliger Sitte, um die Essenszeit war. Alle wollten den merkwürdigen, herrlichen, abscheulichen Mönch sehen. Vor der Johanniterherberge hielt der Wagen. Luther sprang auf seine beiden Füße, schaute sich mit seinen gewaltigen Augen nach allen Seiten um und sprach: „Gott wird mit mir sein!“ Am nächsten Nachmittag wurde er zur Reichsversammlung abgeholt. Da aber die Straße zum Bischofspalast, in dem die Herren versammelt waren, zu dicht mit Menschen angefüllt war, durch die man nicht ohne Schwierigkeit und nicht ohne Gefahr kommen konnte, so wurde Luther durch allerhand Hinterhäuser und Gärten geführt. Im Vorzimmer angekommen, mußte er noch längere Zeit warten, bis er dran kam. Da klopf ihm eine starke Hand auf die Schulter. Der alte Frundsberg war es, der wadere Landsknechtvater: „Mönchlein, Mönchlein“, so redet er ihn freundlich an, „du gehst einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du aber aufrechter Meinung und deiner Sache gewiß, so wird dich Gott nicht verlassen.“

Endlich taten sich die Türen des Saales auf. „Der Narr trat lachend ein“, berichtet Aeander feindselig. Es war natürlich das Rächeln der Befangenheit. Auf den Kaiser machte Luther keinen Eindruck: „Der soll mich nicht zum Keizer machen.“ Es war eine glänzende Versammlung. In der Mitte saß unter einem Thronhimmel der Kaiser, neben ihm sein Bruder Ferdinand und Aeander. Rechts und links an den Wänden die Kurfürsten, Fürsten, Herzöge, Markgrafen, Grafen, Bürgermeister, die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Rechtsgelehrten usw., zusammen gegen 200 Personen. Auf einer Bank lag eine Reihe Bücher. Luther wurde nun von dem Offizial des Bischofs von Trier gefragt: „Sind das deine Bücher? Willst du sie widerrufen?“ Die erste Frage

bejahte Luther, nachdem er sich vergewissert hatte, daß nicht etwa ein falsches Buch mit untergeschoben sei. Was aber die zweite Frage betreffe, so sei es eine gar wichtige Sache, die der Seelen Seligkeit angehe, und da bitte er sich Bedenkzeit aus. Das tat er nicht, weil er etwa schwankend geworden wäre, sondern nur, damit er am nächsten Tage in einer längeren Rede sich verteidigen könnte. Denn heute durfte er bloß ja oder nein sagen.

Und nun brach denn der große Tag an, der 18. April 1521, einer der gewaltigsten Tage der ganzen deutschen Geschichte und der Geschichte des Reiches Gottes. Diesmal mußte Luther in der Schwüle des Vorzimmers zwei Stunden warten, denn drinnen beriet man sich wegen der Steuern, — und das dauert immer etwas länger. Um sechs Uhr endlich wurde er vorgelassen. Es war schon finster geworden, und man mußte die Fackeln aufstecken. In ihrem roten Flackerlicht hat der schwarze Augustinermönch seine weltberühmte Rede gehalten. Aller Augen hingen an ihm. Wird er widerrufen? Der Mönch sprach von seinen Schriften, die nicht alle einerlei Art seien, sondern die einen handelten von Glauben und Sitten und diese läsen selbst seine Gegner gern; man könne wohl nicht erwarten, daß er allein sie verdammen solle. Die andern habe er gegen den Papst und die Papisten geschrieben, die mit ihren Menschen-satzungen die Gewissen bedrückten und die deutsche Nation so schändlich ausgefogen hätten. Wenn er diese widerriefe, so würde er jenen Tyrannen nicht bloß die Fenster, sondern auch die Tür aufthun. Schließlich habe er auch gegen einzelne persönliche Widersacher geschrieben. Dabei sei er zuweilen wohl etwas gar zu heftig gewesen, allein es könnten ihm auch diese Bücher nicht leid tun, sonst würden ja seine Feinde in ihrem Wüten nur bestärkt werden. Widerlegt mich, dann will ich gern widerrufen und der erste sein, der meine Bücher ins Feuer wirft.

Dann bat man ihn, dieselbe Rede noch einmal, in deutscher Sprache, zu halten. Trotzdem ihm von alledem sehr heiß geworden war, erfüllte er diese Bitte. Er redete nun die Sprache des Volkes, das er liebte und dem er helfen wollte. Die Vertreter der Nation sollten alle deutlich erfahren, was er wolle. Als er geendet hatte, wurde ihm bedeutet, seine Lehre sei ja altes, längst verdammtes Zeug, er solle nun endlich Klipp und klar heraus-sagen, ob er widerrufen wolle: Ja oder Nein! Da antwortete Luther also: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, die weil am Tage liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben —, so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann ich nicht und will ich nicht, die weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheil-sam und fährlich ist.“

Trotz dieser deutlichen Antwort begann der Offizial nochmals Luther zu fragen. Dieser antwortete. Es kam zu einem erregten Wortwechsel.

Im Saale selbst stritt man für und wider Luther. Da erhob sich der Kaiser: Es ist genug. Die Herren standen mit auf. Aus dem allgemeinen Getümmel konnte man zuletzt bloß noch ein paar abgerissene Sätze aus Luthers Mund hören. Sie sind nur unsicher überliefert, was bei der allgemeinen Unruhe, in der sie gesprochen wurden, verständlich ist. Zwei gleichzeitige, in Wittenberg gedruckte Berichte bringen sie in der Form: „Ich kan nicht anderst, hie stehe ich, Got helff mir, Amen.“ Die andern bringen das Schlußwort kürzer. Darauf kommt nichts an. Es ist „Luthers Ruhm nicht, daß er sagte: Hier stehe ich, sondern daß er stand“.

Unter dem Bischen der Spanier verließ Luther den Saal. Dagegen sprangen etliche deutsche Edelleute herfür, als sie sahen, daß zwei Reifige an seine Seite traten. „Wollt ihr ihn etwa gefangennehmen? Das müßte nicht sein!“ Aber dieser rief: „Sie geleiten mich nur!“ Als dann Luther den schwülen Saal hinter sich hatte, reckte er die Arme in die Höhe, wie die Landsknechte tun, wenn ihnen etwas gelungen ist, und rief: „Ich bin hindurch! Ich bin hindurch!“ Eine begeisterte Menge begleitete den Helden der Nation in den Johanniterhof zurück. Die Welschen freilich und die verwelschten Deutschen schrien: „Ins Feuer mit ihm, ins Feuer!“ Als Luther in seiner Herberge angekommen war, sandte ihm der Herzog Erich von Braunschweig, der sonst gar nicht sein sonderlicher Freund war, eine silberne Kanne Eimbeder Bier; er dachte wohl, wie durstig müsse doch der Mönch nach jener Anstrengung sein.

Was sollte nun weiter geschehen? Für den Kaiser war die Sache erledigt. Luther war ein Ketzer und mußte als solcher bestraft werden. Allein der Reichstag, der aus Luthers deutscher Rede wohl manches gelernt hatte, verlangte noch eine Verhandlung mit Luther und setzte das endlich auch beim Kaiser durch. Natürlich verhartete Luther weiter bei seinem Nein! und schließlich bat er um seine Entlassung, da doch alles vergeblich war. Am 26. April reiste er mit einem kaiserlichen Geleitsbrief von Worms ab. Wenn die damit gewährte Frist von 21 Tagen verstrichen war, dann war er vogelfrei.

Aber das Prophetenwort sollte sich an ihm herrlich erfüllen: „Verschließet einen Rat, und es werde nichts daraus. Veredet euch, und es bestehe nicht. Denn Gott ist mit uns“, Jes. 8, 10. Wunderbar griff in Luthers Leben die Hand seines Kurfürsten. Der alte bedächtige Herr, den die Geschichte mit Recht den Weisen genannt hat, kam auf den klugen Gedanken, den Mönch auf irgendeiner seiner festen Burgen zu verstecken, und gab seinen Räten den Befehl dazu. Nur sollten sie ihm nicht sagen, wo sie ihn bergen würden, damit er, wenn ihn der Kaiser nach Luther fragen würde, antworten könnte: Ich weiß es nicht.

Als nun Luthers Wäglein auf der Rückreise in die Nähe des thüringischen Schlosses Altenstein kam, sprengten plötzlich aus dem Dickicht des Waldes geharnischte Reiter hervor und hielten das Fuhrwerk an,

als ob sie etwas Böses im Schilde führten. Der Klosterbruder, der Luther begleitete, sprang vor Schred davon wie ein Hase, daß die Rutte flog; der andere Reisegenosse, Amsdorf, war, wie Luther, eingeweicht und wehrte sich nur zum Schein. Luther aber ward von den Reifigen herausgeriffen, auf ein Pferd gesetzt und auf Kreuz- und Quertwegen durch den Wald geführt. Es ging schon auf Witternacht, als sie einen steilen Burgweg hinansprengten und im Fadelschein ein Thor sich aufthat — es war Luther wohlbekannt: die Wartburg!

Hier wurde der Mönch nun völlig in einen Edelmann verwandelt. Als Junker Jörg (Georg), wie man ihn nannte, mußte er sich einen schönen wallenden Vollbart stehen lassen, den er auf edelmännische Art auch streichen lernte, er bekam ein ritterlich Wams um den Leib, ein breites Schwert an die Seite, eine goldene Kette um den Hals; ein Edelknabe wartete ihm auf, und ritt er aus, so wurde ihm ein in das Geheimnis eingeweihter Reitknecht mitgegeben. Das übrige Burgvolk wußte es nicht anders, als daß der Fremde ein Junker in Ehrenhaft sei. So erfuhr niemand, wo Luther hauste. Vielmehr ging das Gerücht um, er sei von seinen Feinden ums Leben gebracht worden. Albrecht Dürer schrieb damals einen rührenden Herzenserguß in sein Tagebuch, darin er den Tod Luthers, der ihm durch seine Schriften „aus großen Ängsten geholfen“ hatte, mit vielen Tränen beweint. Der Kaiser aber hatte inzwischen gegen Luther und alle seine Anhänger ein langes Verdammungseditikt aufsetzen lassen, das am 26. Mai mit der falschen Behauptung veröffentlicht wurde, es sei von den Fürsten und Ständen des Reiches „mit einhelligem Rat und Willen“ gebilligt worden. In Wirklichkeit war es nur einigen wenigen noch Anwesenden vorgelegt worden. Aber auch dann, wenn wirklich alle Stände Luther einmütig abgelehnt hätten, würde ihm doch das Volk weiterhin als seinem „ungekrönten König“ zugejubelt haben und dann vielleicht erst recht. Was mußte es von seinem Kaiser denken, wenn es in diesem Edikte las, daß Luther als der böse Feind in Menschengestalt alte, schon längst verdamnte Hekereien in eine stinkende Pfütze gesammelt und auch noch etliche neue dazu erdacht habe; daß er Aufruhr, Brand und Mord, überhaupt ein viehisch freies Leben lehre, und daß darum des Kaisers Acht über ihn verhängt werde. Niemand, so hieß es dann weiter, dürfe ihn beherbergen und ihm Nahrung bieten, vielmehr solle jedermann ihn und seine Anhänger, wo er sie finde, niedertwerfen und der Obrigkeit übergeben. Alle seine Schriften, auch wenn sie etwas Gutes enthielten, sollten verbrannt werden. Solch unsinniges Reden konnte das Volk nicht verstehen. Es verhalte wie der Fluch eines Irren.

Inzwischen aber sitzt Martin Luther wohlgeborgen auf der schönen Wartburg in seinem Stüblein, aus dessen Fenster sein dunkles Auge über weite, weite Wälder schweift, indes die milde Abendsonne voll ins Zimmer scheint. Hier und da steigt der blaue Rauch eines Kohlenmeilers in die stille Luft. Des Morgens aber weckt ihn der Zinkenschlag, der im Maien-

glück des grünen Buchenwaldes jubiliert. Und der Ritter darf wie einst der Knabe an sonnigen Abhängen des Wartberges Erdbeeren pflücken. Auch auf die Jagd wird er mitgenommen, jenes „bittersüße Vergnügen der großen Herren“. Doch auch hier hat er theologische Gedanken. Ein Häslein entrinnt den Hunden, und Luther birgt es mitleidig in den weiten Falten seines Mantels. Vergebens! Die Hunde wittern den Ärmsten und zerbeißen ihm durch das Tuch hindurch das Genick. Ebenso, denkt Luther, jagt mir der Teufel die geretteten Seelen ab.

Am liebsten sitzt er aber oben in seinem Stüblein, denn er benutzt die aufgezwungene Ruhe, um zu neuen Kämpfen blanke Waffen zu schmieden für sich und sein Volk. Dort oben erschallen die ersten Hammerschläge zu dem Wunderwerk der deutschen Bibel, und manchen scharf geschliffenen Pfeil entsendet der unsichtbare Gewaltige aus seinem Versteck. Mit Entsetzen werden's die Feinde inne, mit jauchzender Freude die Freunde: Er lebt! Den Papst grüßt er mit einem Büchlein, das da zornlachend anhebt: „Mein Gnad und Gruß zuvor, allerheiligster Stuhl. Knack und brich mir nicht vor diesem neuen Gruße, daran ich meinen Namen zuvor obenan setze und des Fußküssens vergesse.“ Dem Erzbischof Albrecht von Mainz, der in Halle eine Reliquienausstellung eingerichtet hatte, drohte er, wenn er seinen neuen „Abgott“ nicht sofort abstelle, werde er binnen vierzehn Tagen der Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe. Und der Erzbischof fügte sich dem Unsichtbaren.

Außer einer Reihe anderer wichtiger Schriften arbeitete jetzt Luther auch an den Anfängen seiner Kirchenpostille, jenes Predigtbuches, das er selbst für sein bestes Werk gehalten hat. Solche Arbeitsstunden, da ihm die Gedanken zuflöten wie Wellen und sich ihm in ein wundervolles, nie zuvor gehörtes Deutsch formten, waren ihm Erquickungszeiten da oben im Reich der Vögel. Aber dann kamen auch Tage der Abspannung, wie sie in der plötzlich erzwungenen Einsamkeit nach übermenschlichen Kämpfen nur zu erklärlich sind, und da sah er wohl den alten bösen Feind leibhaftig vor sich stehen; er hörte ihn auf der Treppe und über der Decke des Zimmers rumoren, bis er ihm ein verächtliches Halt gebot.

Zu dem allem aber trat nun die Sorge um den gesunden Fortgang seines Werkes, das er hatte verlassen müssen. Böse Nachrichten flatterten aus Wittenberg zur Burghöhe wie schwarze Raben empor. Fremde waren in seine Pflanzung eingedrungen und drohten sie zu zerstören. Da litt es ihn nicht länger in der Einsamkeit. Der Ritter stieg vom Berg — trotz Tod und Teufel. Er „konnte nicht anders“. — Von dieser Stunde an mußte er gegen zwei Fronten kämpfen — gegen den Papst und gegen die Schwärmer.

Joel.

(Konferenzarbeit.)

(S c h l u ß.)

Das Gericht über die Völkervelt; die Verherrlichung Sions.

4, 1 (3, 6). „Denn.“ Zusammenhang ist: Wenn der Jüngste Tag kommt, werden nur die Gläubigen entrinnen; denn an diesem Tage werden alle Heidenvölker, die Feinde derer, die den Namen des Herrn anrufen, im Tale Josaphat gerichtet werden. „Das Gefängnis Judas und Jerusalems wenden“; stehender Ausdruck für die Erlösung des Volkes Gottes aus seiner Erniedrigung und Bedrängnis; cf. Hof. 6, 11. Das Volk Gottes soll zur Freiheit von allem Übel kommen. — B. 2 (3, 7). „Im Tale Josaphat“ soll das Gericht stattfinden. Josaphat heißt: „Gott richtet.“ Josaphat erlangte einst einen gewaltigen Sieg über seine Feinde, ohne zu kämpfen, einen Sieg ohne Hände: Am Jüngsten Tag ist Jehovah der Richter; er wird einen gewaltigen Sieg davontragen ohne Waffengewalt. „Tal“: daß die Propheten das Gericht im Tale darstellen, das Volk in der Erniedrigung versammelt, den Richter aber oben auf dem Berge (cf. Sach. 14), damit weisen sie darauf hin, daß alle Welt sich vor ihm erniedrigen muß. „Es müssen alle Knie sich ihm beugen“; einst „müssen sie alle bekennen, daß er der Herr sei“. — B. 2b. 3 (3, 7b. 8) wird uns gesagt, daß Jehovah die Feinde richten wird nach ihren gottlosen Werken: sie haben Gottes Volk angetastet, Israel unter die Heiden zerstreut, die Kriegsgefangenen durchs Los unter die Sieger verteilt; diese wieder haben sie für Spottpreise an Sklavenhändler verkauft, einen Knaben für eine Buhldirne, ein Mädchen für einen Trunk Wein. Joh. 5, 29: „die aber Übels getan haben, zur Auferstehung des Gerichts“. Matth. 25: „Geht hin von mir, ihr Verfluchten . . .; ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset.“ „Sie wurden gerichtet, ein jeglicher nach seinen Werken“, Offenb. 20, 13. — B. 4 (3, 9). „Und auch ihr“, glaubt nicht, daß ihr ungestraft, als ob ihr ein Recht dazu hättet, freveln dürft! „Was habt ihr mit mir zu tun?“ Wörtlich: „Was (wollt) ihr mir?“ „Thyrus (Zor) und Sidon“ = die beiden Hauptstädte der Phönizier; repräsentieren alle Phönizier. „Alle Grenze“, i. e., Kreise, Gaue der Philister, die fünf Fürstentümer (Jof. 13, 2). „Wollt ihr mir tropfen?“ vergelten? Haltet ihr meine Taten für unrecht? Wenn es sich um Vergelten und Unrecht handelt, so will ich euch euer Unrecht schnell auf den Kopf vergelten; cf. Ps. 7, 17. — B. 5 (3, 10). Joel hat die Plünderung durch Philister und Araber vor Augen, 2 Chron. 21, 17. Weßhalb nennt Joel denn die Phönizier, die gar nicht mit in den Streit zogen? Weil sie den Philistern die gefangenen Juden abkauften und diese als Sklaven (B. 6) an „die Söhne Javans“, i. e., die Jonier oder kleinasiatischen Griechen, weiter verkauften. „Um sie gar

ferne von ihren Grenzen zu bringen“, die Möglichkeit der Heimkehr abzuschneiden: hierin ist die Größe der Sünde geschildert; die Feinde seien reif zum Gericht.

V. 7, 8 (3, 12, 13). Ihre Sünden sollen ihnen auf den Kopf vergolten werden, der Herr rede es. Dies geschah schon teilweise, als die Philister durch Usia (2 Chron. 26, 6 f.) und Hiskia (2 Kön. 18, 8) besiegt wurden, wo sicherlich philistäische Gefangene als Sklaven verkauft wurden, hauptsächlich aber erst nach dem Exil, als Alexander der Große und seine Nachfolger vielen jüdischen Kriegsgefangenen in ihren Gebieten die Freiheit schenkten, cf. 1 Matt. 10, 86; 11, 60. Der Prophet faßt hier einzelne alttestamentliche Gerichtsakte mit dem Jüngsten Gericht zusammen (durchaus nichts Neues bei den Propheten). Wie der älteste Schriftprophet, Obadja, das getan hat, indem er das bevorstehende Gericht über Edom mit dem Tag des Herrn über alle Heiden (V. 15) und dem Jüngsten Gericht (V. 21) in eins zusammenfaßte, so folgen die andern Propheten ihm darin nach. Jesaias macht es ebenso, z. B. 42, 10—25; da schildert er den Gerichtseifer des Herrn, wie er sowohl über das verstoßte Israel des Exils als auch über die Heuchler des Jüngsten Tages ergehen werde. Auch der Prophet aller Propheten macht es so. Matth. 24 faßt Christus das Gericht über Jerusalem und das Endgericht in dasselbe Bild zusammen. Weshalb sollten die Propheten auch nicht neutestamentliche Ereignisse auf dem Hintergrund alttestamentlicher Verhältnisse schildern? Stellen doch die Vergleichspunkte, auf die es ankommt, das geweissagte Ereignis immer in klarem Bilde dar! Hier in unsern Versen ist das Bild doch nur die Vergeltung auf den Kopf.

V. 9—11 (14—16). Ist Ironie, an die Heiden oder deren Herolde gerichtet. „Erwedet die Starken“ aus der Ruhe des Friedens zum Kampf! V. 10 (3, 15). Die Werkzeuge des friedlichen Landbaus sollen sie zu Kriegswaffen umschmieden. Der Schwache soll sich zum Helden ermannen. Für diese Schlacht des Jüngsten Tages sollen die Heiden alle Mittel, auch alle Kräfte aufbieten, denn es soll ein für alle Zeiten entscheidender Kampf stattfinden. V. 11 (3, 16). „Rettet euch“ = eilet herbei! „Daselbst wird der Herr deine Starken daniederlegen“ (Luther). Havochat ist Imperativ: „Daselbst laß herniederfahren, o Herr, deine Helden!“ nämlich das Racheheer (Kap. 2), die Zebaoth, die Engelscharen. Das Heer der Heiden soll im Gerichtstal mit Jehovahs Heer die Entscheidungsschlacht liefern. In diesem Verse bittet also der Prophet. In V. 12 (3, 17) antwortet der Herr. „Alle Heiden ringsum“, alle, die in Beziehung zum Reiche Gottes gekommen sind, i. e., alle Völker der Welt. Das Volk Jehovahs ist ja nicht das alttestamentliche Israel als solches, sondern die Gläubigen des Alten wie auch des Neuen Bundes. Deshalb ergeht auch das Gericht nicht über die Feinde der Juden als solche, sondern über alle Feinde des Volkes

Gottes des Alten wie des Neuen Bundes, zu denen auch die ungläubigen Juden und Namenschristen gehören.

V. 13 (3, 18): „Schlaget die Sichel an!“ usw. Mit diesen Worten wendet sich Jehovah an sein Racheheer. Jetzt soll die Schlacht losgehen. Das Gericht wird unter dem Doppelbilde des Aberntens der Felder und des Austretens der Trauben in der Kelter dargestellt; cf. Offenb. 14, 15, 18. Reiffen des Getreides = Bild für Reiffen zum Gericht. Wie bei der Ernte, nämlich bei dem zur Ernte gehörigen Dreschen, die Körner von der Spreu gesondert werden, der Weizen in die Scheunen gesammelt, die Spreu zerfliehet, das Stroh verbrannt wird, so werden durch das Gericht die Guten von den Bösen geschieden, jene in das ewige Leben eingesammelt, diese in das ewige Feuer. „Kommt herab“, wörtlich: „kommt, stampfet nieder, denn die Kelter ist voll“. „Läuft über“ = Bild der reichsten Ernte. Eine große Masse wird dem Gerichte verfallen. Viele finden den breiten Weg, wenige den schmalen. Treten der Kelter = Bild davon, daß man dem Zorn verfallen ist. Die Kelter ist die des Zornes Gottes, Offenb. 14, 19. — V. 14 (3, 19). Nachdem der Feldherr, Jehovah, sein Racheheer instruiert hat, strömen nun alle Völker zum Gericht herzu; wörtlich: „Getümmel, Getümmel im Thal der Entscheidung“. „Urteil“, von *chadats*, entscheiden, unwiderruflich beschließen. Es wird durch diesen Ausdruck „Thal der Entscheidung“ jener Ausdruck „Thal Josaphat“, als Thal der endgültigen Entscheidung näher bestimmt. Das Gericht des Jüngsten Tages ist ein unwiderrufliches. „Nahe ist der Tag Jehovahs“, so nahe, daß er nach V. 15 (3, 20) sofort hereinbricht, denn da heißt es: „Sonne und Mond sind verfinstert, die Sterne haben ihren Schein eingezogen.“ — V. 16 (3, 21). Der Richter wird von seiner Wohnstätte aus (Zion — Jerusalem) seine Donnerstimme erschallen lassen, brüllen wie ein Löwe, der auf seine Beute losgeht (Amos 3, 4; Hos. 5, 14), daß Himmel und Erde davor erdröhnen. Aber die schreckliche Stimme des Richters ist nur seinen Feinden, den Ungläubigen, schrecklich, dagegen ist der Gewaltige, der Unwiderstehliche, den Seinen sicherer Schutz, eine „Zuflucht und feste Burg“. — V. 17 (3, 22): „Ihr sollt es erfahren“ usw., nämlich an eurer Rettung und der Niederlage eurer Feinde. „Alsdann wird Jerusalem heilig sein.“ Das himmlische Jerusalem, die verklärte Gottesstadt, die zukünftige, die wir suchen. „Heilig“: Dort keine Sünde mehr, kein Leid usw. Dort wird das Ebenbild Gottes, Heiligkeit und Gerechtigkeit, wiederhergestellt sein. „Kein Fremder“ wird im himmlischen Jerusalem wandeln. Diese Gottesstadt wird nur von Gerechten bewohnt werden. Im himmlischen Jerusalem wohnen Gott und seine heilige, verklärte, durch Christum erlöste Gemeinde.

V. 18—21 (3, 23—26). Zum Schluß wird uns die Verherrlichung der Gläubigen im ewigen Leben beschrieben. Die Seinen werden ewiglich gesegnet, die Feinde ewiglich verflucht. Zu den einen wird der Richter sagen: „Kommt herein, ihr Gesegneten!“ zu den andern:

„Gehet hin, ihr Verfluchten!“ Dieser Gedanke wird wiedergegeben in dem Bilde alttestamentlicher Verhältnisse. B. 18 (3, 23). Man vergleiche diese Schilderung mit Offenb. 22 und erkenne, wie Gott selber durch Johannes die Schilderung unsers Verses auf die Freude des himmlischen Jerusalems deutet. „Quelle vom Hause des Herrn“, der Lebensstrom geistlichen Lebens, klar wie ein Kristall, an dessen beiden Seiten das Holz des Lebens wächst, welches zwölfmal des Jahres, alle Monden, seine Früchte trägt. Hier gibt es nie versiegendes Leben, ewige Freude, Wonne die Fülle, liebliches Wesen zur Rechten Gottes ewiglich. „Wird den Strom Sittim wässern.“ Wenn ich so übersehe, ist folgendes die Deutung: Sittim ist ein Land Moabs, also Heidenland, i. e., selbst Heiden, nämlich die Herzugerufenen, werden an dieser Freude teilnehmen. Es paßt aber besser in den Zusammenhang, wenn ich wörtlich übersehe: Die Quelle des Lebens „wird auch das Tal der Akazien wässern“. Die Akazie wächst auf dürrer Boden. Im ewigen Leben aber, wo die Berge mit süßem Wein triefen, die Hügel mit Milch fließen, da soll auch das dürre Akaziental reichlich gewässert werden. Im ewigen Leben sollen alle, die hier (im dürrer Tal standen) Trübsal erduldeten, derselben gänzlich entnommen sein, dagegen mit Herrlichkeit und Freuden gespeist werden. „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen.“ Wer sind die, die im ewigen Leben mit weißen Kleidern angetan sind? „Diese sind's, die da kommen sind aus großer Trübsal“, Offenb. 7, 14. „Tränken mit Wollust als mit einem Ströme“, Ps. 36, 9. — B. 19 (3, 24). So herrlich das ewige Leben, so öde und aller Freude mangelnd das ewige Verderben: Edom und Ägypten sollen wüste werden. Diese Völker waren die wütendsten Feinde Israels, die der Prophet kannte. Sie erscheinen hier als Typen der gottfeindlichen Weltmacht, der Ungläubigen. Im Gerichte wird gerechte Strafe die Ungläubigen überfallen. Damit ist nicht gesagt, daß Ägypten und Edom geschichtlich nicht hätten den Kelch des Zornes Gottes trinken brauchen. Gerade auch durch die geschichtliche Erfüllung der Weissagung Joels stehen Ägypten und Edom als Finger Gottes da, die auf das Verderben des Jüngsten Tages hinweisen. Von Ägypten sagt Gibbon (Geschichte des Verfalls des Römischen Reiches VI, S. 109 f.): „Fremde, eine Macht nach der andern, haben das Land und was darinnen ist, verwüstet.“ Von Edom sagt Burchardt in seinen Reisebeschreibungen: „Im Inneren des Landes sieht man nichts als eine weite Ebene aufgeschichteten Flugsandes. Die Tiefe des Sandes hindert allen Pflanzenwuchs.“ „Anstatt der herrlichen Gebäude des Altertums stehen nun einige verstaubte, zerlumpte Zelte.“ Welche Schmach und Schande für das einst so stolze Edom! Im Jüngsten Gerichte kommen die Ungläubigen in die ewige Schmach und Schande, Dan. 12, 2. Den zerlumpten Beduinen (die nun in Edom haufen) werden in ihren fensterlosen, finsternen Zelten, von der Kälte überfallen, wohl oft die Zähne klappern. Im Jüngsten Gerichte heißt es: „Werfet sie hinaus in die äußerste Finsternis; da wird sein Heulen

und Zähneklappern“, Matth. 25, 30. Von Edom sagt Dr. Shaw in seinen Reiseberichten: „Es finden sich dort Eidechsen und Vipern in erstaunenswerter Anzahl“; cf. Jes. 34: „Edom soll wüste sein und eine Behausung der Schlangen.“ Zur alten Schlange und seiner Brut werden die Ungläubigen im Jüngsten Gericht geworfen werden. Matth. 25, 30: „das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln“. — V. 20 (3, 25). Juda und Jerusalem personifiziert; sie sollen ewiglich wohnen. — V. 21 (3, 26). „Blut nicht ungerochen lassen“, Blut reinigen, i. e., Blutschuld durch Bestrafung wegschaffen. So rächt Gott sein Volk und offenbart sich als König desselben: Jehovah ist Gott, seiner Herrschaft freut sich das himmlische Zion. „Der Herr ist wohnend zu Zion“, Gott bei seinen Auserwählten ewiglich.

VI. Schlussbemerkungen.

1. Prof. Zenos (Chicago) sagt: „Joel was a man of great moral force and insight.“ Woher die Kraft, woher die Einsicht? Er war gewiß von Gott erleuchtet. Aber aus seiner Schrift sehen wir, daß er sich einmal übers andere auf Moses beruft, mit seinen Worten sich den Worten Moses anlehnt. Er studierte fleißig die Schrift, und gerade auch dadurch erleuchtete ihn Gott. Daher seine Kraft, daher seine göttliche Einsicht. Folgen wir ihm! Laßt uns nicht laß werden im fleißigen, tiefer gehenden Studium der Schrift! Dadurch werden unsere Predigten voller Saft und Kraft, dadurch allein gewinnen wir göttliche Einsicht. 2. Was Joel seiner Schrift vorausschickt: „Dies ist das Wort des Herrn“, sollten auch wir jeder Predigt vorausschicken können. 3. Joel knüpft seine Bußpredigt an die eingebrochene Landplage. Wir können keine bessere Bußpredigt halten, als wenn wir ihm darin folgen. 4. Joel stellt den Bußfertigen dar als den, der zu Gott schreit; er sagt: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, wird dem Gerichte entgehen.“ In dem Anrufen Gottes liegt Reue und Glaube. Denn wer wird zu Gott schreien, dem seine Sünden nicht leid sind? Und Paulus sagt: „Wie sollen sie anrufen, an den sie nicht glauben?“ Es ist mir wiederholt vorgekommen, daß Leute in ihrer Anfechtung meinten, sie seien nicht Bußfertige. Für solche Angefochtene ist diese Beschreibung eines Bußfertigen, wie Joel sie uns gibt, herrlicher Labetrunk. 5. Joel erhärtet seine Aussagen immer wieder durch Zitate aus der Schrift. Nichts gibt unserer Predigt mehr Rückenmark, als wenn wir dasselbe tun. Weniger Shakespeare — oder gar nicht —, dagegen mehr Schrift. 6. Wenn Joel von Gnade redet, malt er sie vielseitig aus (2, 13). Das Bild von der göttlichen Gnade sollen wir unsern Zuhörern nicht schnell hinklecken, sondern vielseitig ausmalen. 7. Die Priester sollen im Bußgottesdienst vorangehen. Predigen wir nicht nur unsern Zuhörern Buße, sondern tun wir erst selber Buße; auch darüber, daß wir die kleinen Propheten zu wenig studieren! 8. Joel weist auf die Dreieinigkeit: Jehovah sendet den Lehrer zur Ge-

rechtigkeit, in welchem Jehovah unter Israel wohnt, darauf aber auch seinen Geist; und doch ist nur der eine Jehovah zu Zion. Lassen wir uns niemand sagen, daß die Dreieinigkeit im Alten Testament nicht gelehrt sei! 9. Lernen wir von Joel, das Gericht so zu schildern, daß nur die Ungläubigen zittern müssen, die Gläubigen aber fröhliche Häupter emporheben dürfen, darum, daß sich mit dem Gerichte ihre völlige Erlösung naht; daß der Richter, der so schrecklich brüllt, den Gläubigen doch eine Zuflucht und feste Burg sein werde. 10. Joel malt die Herrlichkeit des ewigen Lebens recht lebendig aus. Die Klimax der Verherrlichung ist, wie Joel seine Schrift schließt, daß die Auserwählten ewig bei Jehovah wohnen werden. Schildern wir auch immer wieder mit den vielen Bildern der Heiligen Schrift die Herrlichkeit des ewigen Lebens. Die Klimax der Verherrlichung, sagt Paulus, ist: „um bei Christo zu sein“. Unsere Zuhörer sollen den Herzen sagen lernen: „Wir suchen die zukünftige Stadt.“ „Ich möchte heim, ich möchte heim, mich zieht's dem Vaterhause zu.“

Studieren wir fleißig Joel. Luther sagt: „Joel ist gut, die vielgeplagte Gemeinde zu trösten.“ Und vergessen wir nicht: in der Mitte dieser Weissagung steht Christus. A. Gierke.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit einem ausführlichen Referat von Prof. F. Streckfuß über das Thema: „Von guten Werken.“ (30 Cts.)

2. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einem ausführlichen Referat von P. Jul. A. Friedrich über das Thema: „Von den Pflichten, die einer christlichen Gemeinde mit den durch das Amt der Schlüssel verliehenen Rechten auferlegt werden.“ (35 Cts.)

3. Synodalbericht des Kansas-Distrikts mit einer interessanten Arbeit von P. B. Stolp über „Die natürliche Erkenntnis Gottes (Notitia Dei naturalis)“. (25 Cts.)

Aus dem letztgenannten Bericht geht hervor, daß während der Kriegsverfolgungszeit 18 Schulen in Colorado, Oklahoma und Kansas geschlossen werden mußten, daß in den übrigen Schulen der deutsche Sprachunterricht fast durchweg gefallen ist, und in den meisten Schulen State text-books gebraucht werden. In Kansas darf nur außerhalb der Schulzeit deutscher Religionsunterricht erteilt werden. Deutscher Sprachunterricht ist nur vermittelt der englischen Sprache zu betreiben. In Colorado fordert dagegen das Gesetz nur, daß die „common branches“ durch das Medium des Englischen gelehrt werden. In Oklahoma dagegen lautet das Gesetz: „It shall be unlawful to teach or instruct in any other language (than the English) in any public, parochial, denominational, or private school except pupils . . . have completed the eight grades. . . All text-books used in the first eight grades of all said schools shall be printed in the English language.“ Strafe: \$10 bis \$100 oder Gefängnis. Im Bericht des Schulkomitees lesen wir: „Das gegenwärtige Schulgesetz ist das gelindeste, das unter den Umständen zu erlangen war. Wenn man bedenkt, daß es nichts enthält, was einen Eingriff des Staates in die Führung unserer Schulen bedeuten würde, kein Examen für die Lehrer vorschreibt, die deutsche Sprache als Fach zuläßt, auch den deutschen Religionsunterricht unserer festen Überzeugung nach nicht verbietet, so sollte niemand das Gesetz als ein hartes ansehen.“ F. B.

Psychology and the Christian Day-School. By *Paul E. Kretzmann*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.00.

Der Druck dieser Schrift, welche zu lesen wir leider immer noch keine Zeit gefunden haben, ist dem Concordia Publishing House zufolge warm befürwortet worden von der "synodical committee [Komitee für Schulbücher] whose business it is to pass on books of this class in manuscript". J. B.

A Brief History of Education. With Special Reference to Education in the Lutheran Church in America. By *Paul E. Kretzmann*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 144 Seiten. \$1.00.

Vor etlichen Tagen ist uns diese Schrift zugegangen, und die Kapitel, welche wir bis dahin gelesen, haben uns gut gefallen. Das Buch erfüllt seinen Zweck. Behandelt wird die Erziehung unter den Wilden; den alten Griechen und Römern; den Juden; in der alten Kirche; im Mittelalter; zur Zeit der Reformation, wo Luther besonders berücksichtigt wird; nach der Reformation, unter Katholiken und Protestanten; in Amerika; in den Sonntags- und christlichen Gemeindeschulen. Das Buch schließt mit einem Überblick über die höheren lutherischen Lehranstalten in Amerika. J. B.

Seventy-five Years of Sound Lutheranism in Evansville, Indiana. 1845—1920.

Diese mit den üblichen Bildern geschmückte Jubiläumsschrift von 32 Seiten enthält: "History of Trinity Evangelical Lutheran Congregation of Evansville, Indiana. Written by Order of the Congregation for Its Diamond Jubilee, Sunday, June 6, 1920, by Pastor W. G. Polack." Der englischen Darstellung folgt eine kürzere Zusammenfassung in deutscher Sprache. J. B.

A Dictionary of the Bible. By *John D. Davis, Ph. D., D. D., LL. D.* With many new and original maps and plans, and amply illustrated. Third Edition. Revised throughout and enlarged. Philadelphia: The Westminster Press. 1919. 841 Seiten 5×9, in Weinwand mit Goldtitel und Dedelverzierung gebunden. Preis: \$3.00. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Unter den vielen kürzeren Bibelwörterbüchern in deutscher und englischer Sprache geben wir zweien den Vorzug vor andern. Das ist G. V. Winers „Biblisches Realwörterbuch“, das freilich nur noch antiquarisch zu haben, aber durchaus noch nicht veraltet ist. Es ist solide Gelehrsamkeit, die darin niedergelegt ist von einem bedeutenden Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, der, von Haus aus und am Anfang seiner Lehrtätigkeit Rationalist, durch seine langjährige und intensive Beschäftigung mit der Bibel dem Glauben immer näher kam, so daß, als er im Jahre 1858 gestorben war, sein Seelsorger, der bekannte Pfarrer Friedrich Ahlfeld in Leipzig, später, 1876, in einer Synodalrede sagen konnte, er sei einsächtig wie ein Kind auf das Wort gestorben: „Christi Blut und Gerechtigkeit“ usw. (Herzog-Haude, Realenzyklopädie², 17, 211.) Erwin Preuschen sagte vor einigen Jahren ganz mit Recht in der „Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft“ (1, 14): „Es steht zu bezweifeln, daß ein Buch wie Winers Reallexikon heute noch von einem einzelnen geschrieben könnte.“ Und doch liegt uns ein solches Buch vor in dem englischen Werke, das wir unter den kürzer gefaßten am höchsten schätzen: Davis' *Dictionary of the Bible*. Zwar hat Davis nicht alles allein bearbeitet, sondern zwei seiner Kollegen vom Princeton Theological Seminary mit herangezogen, den bekannten und angesehenen presbyterianischen Theologen B. B. Warfield und den jetzt schon verstorbenen G. L. Purves, "who have furnished the articles pertaining to New Testament introduction and several others on important related subjects" (S. V). Aber alles andere hat Davis selbst geschrieben, also bei weitem den größten Teil des Werkes. Er ist seit Jahren "Professor of Oriental and Old Testament Literature" in Princeton, und sein Werk, das schon vor zwanzig Jahren erschienen, aber in der dritten Auflage durchaus revidiert und vergrößert worden ist, zeigt durchweg Gelehrsamkeit und Akkuratheit, besonnenen, konservativen, bibelgläubigen Standpunkt und gesundes Urteil. Davis sagt mit Recht in der Vorrede: "The book aims to be a dictionary of the Bible, not a speculation about the Bible. It seeks to

furnish a thorough acquaintance with things Biblical." (S. III.) Jeder, der sich auf diesem Gebiete umgesehen hat, weiß, wie sich in den meisten neueren Bibelwörterbüchern die moderne höhere Kritik breit macht. Das ist in diesem Werke nicht der Fall. Ihre Aufstellungen werden wohl öfters erwähnt, um auch über diese Fragen zu informieren, aber zugleich werden sie widerlegt. Wir haben das Werk einer ganzen Anzahl Stichproben unterworfen und finden immer wieder unser Urteil bestätigt, ob wir nun den Artikel über den Pentateuch oder über die alttestamentliche Chronologie, über Paulus oder über das Purimfest, über Evangelienharmonie oder die Massabäer nachschlagen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß wir allen Ausführungen zustimmen und sie für richtig halten, sondern es kommt uns jetzt auf den allgemeinen Standpunkt des Werkes an. In Einzelheiten sind wir oft anderer Meinung, und wir müssen auch sagen, daß in manchen Artikeln direkt der reformierte Standpunkt des Verfassers zutage tritt. Von der Taufe heißt es unter anderm: "It signifies and seals a believer's union with Christ through repentance and faith; the removal of his sins by Christ's death and the Spirit's operation in him; and his engagement to be the Lord's." (S. 75.) Der Druck des Buches ist kompakt und doch deutlich. Viele Illustrationen sind beigegeben, und zwar "not pictures drawn from the imagination, but actual delineations of the very things themselves" (S. III); ebenso eine Reihe guter Karten. Von der Aussprache der biblischen Namen sagt der Verfasser mit Recht: "The pronunciation of Anglicized Scripture proper names is still in a chaotic state. In the majority of names the syllabification and accentuation have never been settled. Even the systems of pronunciation most in vogue are unnecessarily inconsistent." (S. IV.) Jeder, der eine "self-pronouncing English Bible" benutzt, wird dem zustimmen. Die da gegebene Aussprache spricht oft aller Etymologie und Orthoepie Hohn. Davis bemüht sich um eine einheitliche und natürliche Aussprache, ohne immer die Schwierigkeiten überwinden zu können. Er gibt auch die Bedeutung der biblischen Eigennamen, wömmer dies möglich ist, brüsst sich aber gerade auch da recht vorsichtig aus. Die Ausstattung des ganzen Buches ist gut, der Preis, zumal bei den gegenwärtigen Verhältnissen, sehr annehmbar.

L. F.

Vom Hirtenamt. Die Pastoralbriefe. Ausgelegt von C. M. Jor n. Verlag und Druck von Johannes Herrmann, Zwidau, Sachsen.

„Eine kleine Pastoraltheologie, aber populär, für das Volk, damit das weiß, was es nach Gottes Wort von seinen Pastoren erwarten darf, und das soll es wissen.“ So charakterisiert der Verlag diese Schrift, von der uns erst die ersten Bogen zugegangen sind. Der Preis wird als ca. \$1.00 angegeben. F. B.

Unser Luther. Von Hans Preuß. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Werner Scholl. Leipzig. 111 Seiten. M. 1.60; dazu ca. 200% Valutazuschlag.

Von dieser mit mehr als 70 Bildern geschmückten Jubiläumsschrift sind in Deutschland noch mitten im Weltkrieg gegen 100,000 Exemplare abgesetzt worden. Die Darstellung ist populär und lebendig, zeugt aber überall von gründlicher Sachkenntnis. Was die Beurteilung der Vorgänge betrifft, so lesen wir z. B. mit Bezug auf Luthers De Servo Arbitrio gegen Erasmus, die als „abgründtiefte Schrift“ bezeichnet wird, wie folgt: „Bei diesem Streite ist es für alle Zeiten offenbar geworden, wie dem ‚natürlichen Menschen‘ das Luthertum ärgerlich und der Katholizismus sympathisch sein muß.“ (64.) Von den Verhandlungen in Marburg 1529 und Luthers Kampf wider Zwingli und die Schwärmer heißt es hier: „Ihr habt einen andern Geist als wir“, mit diesen treffenden Worten lehnte er [Luther] schließlich die Gemeinschaft mit den Schweizern ab. Man darf diese Härte nicht tadeln. Denn wer aus ‚Nächstenliebe‘ von seiner Glaubensüberzeugung etwas abbricht, hat sich an Glaube und Liebe veründigt. Er bricht dem Glauben das Rückgrat und nimmt der Liebe das gute Gewissen. Von seiner Abendmahlsauffassung konnte und durfte aber Luther deswegen nicht ablassen, weil sie mit dem Grunde seiner Frömmigkeit unauflöslich zusammenhing. Die tröstliche Gegenwart des Heiles, das uns entgegenkommt, war Luthers rettendes Erlebnis gewesen; bei Zwingli aber erschien ihm das Heil nicht greifbar

genug, zu überweltlich, nur durch menschliche Anstrengung erreichbar. Dazu konnte er sein Ja nicht geben." (65.) Beanstanden müssen wir aber folgende Stelle, Gedanken, denen wir auch sonst in deutschländischen Schriften öfter begegnen: „Gewiß, Luthers Glaube gehört der Welt an, aber nur das deutsche Wesen mit dem Vertrauen als seinem Grundzug konnte die Frohbotschaft des Glaubens wieder entdecken und hat sie allein entdeckt" usw. Man vergleiche hierzu „Lehre und Wehre" 1920, 131. Eine Probe dieser Jubiläumsschrift bringen wir an einer andern Stelle dieser Nummer. F. B.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, hat uns zu gehen lassen:

1. „Luthers Frömmigkeit." Gedanken über ihr Wesen und ihre geschichtliche Stellung von Lic. D. Hans Preuß, o. o. Professor an der Universität Erlangen. M. 5 + 200% Valutazuschlag.

2. „Zur Wertung der deutschen Reformation." Vorträge und Aufsätze von D. W. Walther, Professor der Theologie in Kostod. M. 11.20 + 200% Valutazuschlag.

3. „Die Lehre Luthers." Von Reinhold Seeberg. M. 21 + 200% Valutazuschlag. — In folgenden Nummern von „Lehre und Wehre" sollen diese Schriften, die wir eben erhalten haben, besprochen werden. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Die Delegatensynode, die alle drei Jahre zur Besorgung der Geschäfte der Allgemeinen Synode zusammentritt, war vom 16. bis zum 25. Juni zu Detroit, Mich., versammelt. Es waren 674 Delegaten anwesend. Außerdem hatten sich Hunderte von Gästen eingefunden, so daß die Gesamtzahl der Anwesenden etwa 1000 betrug. In Zahlen ausgedrückt, ist der gegenwärtige Stand der Synode, wie folgt: 2893 Pastoren und Professoren, 4130 Gemeinden und Predigtplätze, 1,006,065 Seelen, 623,198 kommunizierende Glieder. Da „Lehre und Wehre" auch solche Leser hat, in deren Hände der „Lutheraner" und der *Lutheran Witness* nicht kommen, so geben wir auch hier kurzen Bericht über die Verhandlungen und Beschlüsse der Delegatensynode. — Als Beamte der Allgemeinen Synode wurden wiedergewählt: P. F. Pfotenhauer als Präses und die Pastoren F. Brand, J. W. Miller, G. P. Eckhardt als Vizepräsidenten. Weil der bisherige Vizepräsident J. Hilgendorf sein Amt wegen vorgerückten Alters niedergelegt hatte, so trat P. G. A. Bernthal in das Vizepräsidium ein, nachdem P. J. G. Friß die Wahl abgelehnt hatte, weil er erst kürzlich zum Präses des Westlichen Distrikts gewählt worden war. In bezug auf die Gemeindefschulen wurden eingehende Verhandlungen gepflogen. Vornehmlich unter dem Druck der Verfolgungen, die aus Veranlassung des Krieges in mehreren Staaten eingesezt haben, ist eine bedeutende Anzahl von Gemeindefschulen („etwa 500" wurde berichtet) wenigstens temporär sistiert worden. Die Zahl der Schulkinder ist auf 83,875 zurückgegangen. Aber gewaltig, ganz allgemein und spontan — beinahe orkanartig — kam auf der Synode eine heilige Begeisterung für die Gemeindefschulen zum Ausdruck. Mehrere Beschlüsse wurden gefaßt, die der Aufrechterhaltung, Vervollkommnung und Mehrung unserer Gemeindefschulen dienen sollen. Vor allen Dingen wurde auf das ernstliche Gebet der Christen als die Hauptwaffe

in diesem schweren Streit hingewiesen. Wir dürfen uns die Tatsache nicht verbergen, daß hinter der Feindschaft gegen die Gemeindefchule des Teufels Feindschaft gegen die christliche Kirche sich verbirgt. „Während des Krieges haben wir alle miteinander sogenannte Substitute essen müssen. Wie wenig hat uns das gefallen! Wollen wir uns damit begnügen, daß unsere Kinder mit allerlei Substituten für die Gemeindefchule abgepeift werden? Tausende von Kindern in Europa sind in den letzten Jahren an Unterernährung gestorben. Diese Unterernährung ihrer Kinder wurde den Eltern durch Umstände aufgezwungen. Wollen wir nun im Geistlichen das tun, wozu jene Eltern in bezug auf das leibliche Wohl ihrer Kinder genötigt wurden — wollen wir unsere Kinder im Geistlichen an Unterernährung zugrunde gehen lassen? Nein! Laßt uns vielmehr kämpfen für unsere Gemeindefschulen! Derselbe Kampf, den jetzt der Michigan-Distrikt für die Schule durchmacht, droht jedem Distrikt unserer Synode. 17 Staaten warten gespannt auf den Ausgang in Michigan im nächsten November.“ Die Synode setzte eine Zentralbehörde für Schulwesen ein, die aus sieben Gliedern bestehen soll, nämlich zwei Pastoren, zwei Lehrern und drei Laien; von den Letztgenannten soll einer ein Advokat sein. Diese Behörde soll behilflich sein, daß der rechte Eifer für unsere Schulen in unserm eigenen Kreise erhalten und gestärkt werde, vornehmlich aber nach außen gegen die Angriffe der Feinde die nötigen Schritte tun. Die Kommission soll auch ermächtigt sein, einen Sekretär anzustellen, der seine ganze Zeit und Kraft der genannten Arbeit widmet und der Kommission unterstellt ist. Dabei blieb sich die Synode bewußt, daß wir nur dann unser Gemeindefschulwesen erhalten und fördern werden, wenn vor allen Dingen die einzelnen Gemeinden und Pastoren sich der Gemeindefchule in ihrer Mitte in Liebe und mit großem Ernst annehmen. „Alle Gemeinden werden ermuntert, möglichst viele Schüler auf unsere Lehrerseminare zu schicken.“ Im Staat Michigan ist insofern eine für unsere Gemeindefschulen günstige Wendung eingetreten, als der Generalanwalt des Staates bald nach unserer Synode die Entscheidung abgegeben hat, daß der beantragte Zusatz zur Staatsverfassung, der Kirchenschulen verbietet, der Konstitution der Vereinigten Staaten widerspreche und daher der Abstimmung nicht unterbreitet werden dürfe. Die Mitteilung erfolgt weiter unten im zeitgeschichtlichen Teil dieses Blattes. — In bezug auf die höheren Lehranstalten der Synode wurde eine ganze Reihe von Beschlüssen gefaßt. Es wurde beschloffen, zwölf weitere Professoren zu berufen, und zwar vier für St. Louis, zwei für Fort Wayne, je einen für Springfield, River Forest, Setward, Bronxville, Winfield und Canada. Das westliche Canada wird nämlich einen eigenen Synodaldistrikt bilden (Western Canada District) und ein eigenes College für sein Territorium errichten. Für die Errichtung des College in Canada bewilligte die Synode \$50,000 als Zuschuß zu der Summe, die der neue Distrikt selbst aufbringen wird. — Bronxville und Fort Wayne wurde erlaubt, neben dem bisherigen klassischen Kursus einen sogenannten Scientific Course und Modern Language Course einzurichten. Eine Schwestersynode hat eine ähnliche Einrichtung schon seit etwa fünfzig Jahren gehabt. Auch innerhalb der Missouri-Synode ist diese Einrichtung öfter besprochen worden, wie die älteren Glieder der Synode sich erinnern werden. Es lagen wiederholt Anträge vor, mit unserm klassischen Colledge „Akademien“ zu verbinden, in denen junge Leute, die nicht in den Kirchendienste treten wollen, eine höhere Ausbildung suchen und erlangen können (vgl. z. B.

Bericht der Delegatensynode 1893, S. 77 f.). Im allgemeinen war man bisher der Ansicht, daß es praktischer sei, Akademien, und was mit ihnen auf gleicher Linie liegt, von den klassischen Colleges getrennt zu halten. Von der Verbindung urteilte man, daß sie „nicht ohne Schädigung des direkten, eigentlichen Zwecks der klassischen Colleges durchzuführen sei“. (Bericht der Delegatensynode 1908, S. 75.) Man wird sagen müssen, daß die verschiedenen, in einer Anstalt vereinigten Kurse einander nicht notwendig schädigen, sondern sogar einander nützen können, unter der Voraussetzung, daß sie recht geführt werden. — Der Charakter des Seminars in Springfield soll nicht geändert werden. Doch wird der Profeminarkursus um ein Jahr erweitert werden. Durch diese Erweiterung wird Springfield imstande sein, seinen Studenten und Abiturienten solche Zeugnisse auszustellen, die ihnen ein teacher's certificate seitens der Staatsbehörden sichern. — Für die Anstalt in St. Louis wurden vornehmlich deshalb vier weitere Professuren freiert, weil die Synode in den Fächern der Dogmatik, der Exegese, der Homiletik und Katechetik eine Teilung der groß gewordenen Klassen für geraten hielt. Auch wurde die Anstellung eines Dekans (Dean) beschloffen, der vornehmlich die mit dem Anstaltsleben verbundenen externa besorgen soll. Als solche wurden unter anderm genannt: die Durchführung der Hausordnung, die Kontrolle des Boarding Club, der studentischen Vereine und der Studentenklasse, die Besorgung der vielen Gesuche um Aushilfe (Stipend) usw. Bisher war die Besorgung dieser externa in der St. Louiser Anstalt stets auf die einzelnen Professoren verteilt. Man wünschte nun aber sowohl eine Entlastung der einzelnen Professoren als auch eine mehr einheitliche Verwaltung der genannten Geschäfte. Doch soll der Dekan zugleich reguläres Glied der Fakultät sein und auch einige (etwa drei) Vorlesungen übernehmen. Ein besonderer Bibliothekar soll in St. Louis erst dann angestellt werden, wenn größere Bibliothekräume zur Verfügung stehen. Die Anstalt soll nicht verlegt werden, sondern in St. Louis bleiben, vornehmlich deshalb, weil nun einmal die Anstalt unter dem Namen St. Louis in der Welt bekannt geworden ist. Weil jedoch die gegenwärtigen Räumlichkeiten an der Jefferson Avenue nicht mehr genügen und zudem dem Lärm der Großstadt ausgesetzt sind, so beschloß die Synode, eine Gruppe von neuen Anstaltsgebäuden an einem geräumigeren und passenderen Platz in St. Louis zu errichten. Sie bewilligte hierfür eine Million Dollars, abgesehen von den Kosten der Beschaffung des Grundstücks. Die Gemeinden in St. Louis boten der Synode \$75,000 für ein von ihr selbst auszuwählendes Grundstück an. Falls diese Summe nicht ausreicht, soll das neu eingerichtete Direktorium der Synode Vollmacht haben, nach bestem Ermessen zu handeln. Zu dem theologischen Kursus in St. Louis soll ein Jahr (elective) hinzugefügt werden, um solchen Studenten, die es wünschen, Gelegenheit zu bieten, Spezialstudien in unserer eigenen Anstalt anstatt auf fremden Universitäten fortzusetzen. Auch soll „so bald als möglich“ ein brieflicher Unterrichtskursus eingerichtet werden. — In bezug auf das College in Concordia, Mo., wurde nach sehr eingehender Beratung Verlegung an einen andern Ort beschloffen, wo sich bessere sanitäre Verhältnisse herstellen lassen, bessere Eisenbahnverbindung und mehr Raum für Erweiterung der Anstalt vorhanden ist. Doch soll die Anstalt in Concordia vorläufig im Betrieb bleiben. Die Reparaturen, die für die Sicherheit eines schadhaften Gebäudes nötig sind, werden diesen Sommer ausgeführt. — Für ein Dormitorium in Seward wurden

\$100,000 und für ein Laboratorium in River Forest \$5000 bewilligt. — In bezug auf die Anstalt in St. Paul wurde die Vereinbarung mit der Norwegischen Synode gutgeheißen und die Anstellung von Dr. Olvisaker bestätigt. Im Jahre 1919 kam nämlich von seiten der norwegischen Brüder, die der Vereinigung der norwegischen Kirchenkörper nicht beigetreten waren, sondern die alte Norwegische Synode weiterführen, die Bitte, es ihnen möglich zu machen, Schüler aus ihren Kreisen auf unserer Anstalt ausbilden zu lassen. Daraufhin wurde die Vereinbarung getroffen, daß die Norwegische Synode einen eigenen Professor an diese Anstalt berufe, der sich insonderheit der Schüler aus ihrer Synode annimmt. Dieser Professor soll als Glied der Fakultät anerkannt und den Schülern aus dieser Synode dieselben Privilegien gewährt werden wie den Schülern unserer Synode. — Das Seminar in Porto Alegre, Brasilien, wurde als Synodalanstalt anerkannt. Die Verlegung der Anstalt an einen gesünderen Platz in derselben Stadt machte eine Bewilligung von \$50,000 nötig. Der Präses des Brasilianischen Distrikts, P. E. Müller, war zugegen und gab die nötigen Erklärungen. Näheres über Porto Alegre wird weiter unten mitgeteilt. — Vertreter der Colleges und der Anstalt in St. Louis sollen in Gemeinschaft mit dem Komitee der Synode (Survey Committee) einen Lehrplan beraten, bei dem die Möglichkeit der Akkreditierung unserer Colleges ins Auge gefaßt ist. Hierbei sind einerseits die Bestimmungen der Staaten, in denen sich unsere Colleges befinden, zu berücksichtigen, andererseits ist darauf zu sehen, daß der Charakter unserer Colleges, wonach sie Vorbereitungsanstalten für das theologische Studium in St. Louis sind, also eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen zu vermitteln haben, nicht geändert wird. Der bisher für unsere Colleges geltende Lehrplan ist in extenso im Bericht der Allgemeinen Synode vom Jahre 1908, S. 70 ff., abgedruckt unter dem Titel „Regulativ für die Gymnasien“. — Neben den Verhandlungen über die niederen und höheren Schulen nahmen die Beratungen über die Missionen einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Auf Grund der betreffenden Komiteeberichte wurde beraten und beschlossen über Heidenmission und über Innere Mission im Inland und Ausland in ihren verschiedenen Abteilungen. Die Klassen für die Heidenmission (Indien und China) wurden vereinigt und das Amt eines allgemeinen Sekretärs für Heidenmission geschaffen. Ein Komitee soll bei der britischen Regierung vorstellig werden, damit Missionare nach Indien gesandt werden können. Auch die Norwegische Synode wird in der Kommission für Heidenmission vertreten sein. Der gegenwärtige Vertreter ist Dr. Olvisaker. Die Not unserer Heidenmission in Indien ist von unserer Kommission reichlich in den Synodalblättern geschildert worden. Es heißt in dem Bericht der Kommission an die Synode: „Seit 1915 konnten wir für keine neuen Missionare Erlaubnis zur Landung in Indien bekommen, sooft wir es auch versucht haben. Statt fünfzehn vor dem Kriege stehen jetzt nach Ende des Krieges nur noch vier Missionare auf unserm indischen Missionsfelde. Doch auch durch wenige Arbeiter hat Gott noch viel ausgerichtet. Es ist ein Fortgang zu verzeichnen. Die Arbeit wurde sogar auf dringende neue Posten ausgedehnt. In drei Instituten, Ambur, Nagercoil und Tribandrum, werden eingeborne Missionsgehilfen ausgebildet. Ende 1918 waren unter Aufsicht der Missionare 101 eingeborne Missionsarbeiter mit tätig. Ende 1919 waren es ihrer 161.“ — Die Innere Mission im Inland soll Sache der einzelnen Distriktsynoden bleiben, jedoch soll die Allgemeine Kom-

mission sich über die Missionsarbeit der Distrikte unterrichtet halten und den Distriktskommissionen mit Rat dienen. Sie bestimmt auch die Höhe der Summen, die unterstützungsbedürftigen Distrikten aus der Allgemeinen Kasse für Innere Mission zuzuwenden sind. — Für die Indianermission wurden \$15,000 jährlich bewilligt und der Bau eines Dormitoriums in Red Springs, Wis., der bereits begonnen ist und etwa \$37,000 Kosten wird, gutgeheißen. Die Station in Neopit soll gehalten und eine Kapelle in Morgan Siding gebaut werden. Neopit soll vornehmlich deshalb gehalten werden, weil dort lutherische Indianer aus unserer Muttergemeinde in der Mühle arbeiten. — In Sachen der Fremdsprachigen Mission wurde beschlossen, daß ein litauischer Katechismus gedruckt und ein kleines Blatt in lettischer Sprache herausgegeben werde. — Die Seemannsmission in New York wurde von der Synode übernommen und der Kommission für Emigrantenmission unterstellt. „Das Bedürfnis einer lutherischen Seemannsmission im größten Hafen der Welt liegt auf der Hand, abgesehen von besonderen Verhältnissen. Zurzeit sind noch 2000 deutsche Seeleute und Reservisten in New York, die nicht in ihr Vaterland zurückkehren wollen, und unter diesen wirkt P. Pinkert. In dieser Arbeit ist ein guter Anfang gemacht worden. Beispielsweise sei erwähnt, daß P. Pinkerts Gottesdienst für Seeleute am letzten Weihnachtsfest von 684 Seeleuten samt 300 ihrer Freunde besucht wurde.“ — Unsere Taubstummenmissionare predigen in der Zeichensprache an 70 Orten dieses Landes. In den Staatsanstalten, die ihnen in neun Staaten geöffnet sind, haben sie 100 bis 200 „Zuhörer“. In großen Städten des Landes bestehen neun organisierte Gemeinden. Aus dem Bericht der Kommission: „Die Taubstummen sind durchaus nicht alle heilsbegierige Leute. Sie sind ihrer natürlichen Anlage nach ebenso gottlos und weltlich gesinnt und selbstgerecht wie die Hörenden. Das Wort Gottes beweist jedoch auch an vielen seine Herz und Sinn umwandelnde Kraft. Der Besuch der Gottesdienste ist verhältnismäßig besser als bei den Hörenden.“ Für das kommende Jahr sind \$15,000 nötig. — Unsere Judenmission in New York wird von einer wohlorganisierten jüdischen Antimissionsliga bekämpft. Trotzdem erscheint jeden Freitagabend eine Anzahl Juden zum Anhören der Predigt von dem erschienenen Messias. Zur Zeit der jüdischen Feste, z. B. am Veröhnungs-, Passah- und Neujahrsfest, wird unsere Mission von vielen Juden aufgesucht. Der Bericht der Kommission enthält die folgenden Einzelheiten: Im letzten Triennium wurden 153 Predigten vor einer gesamten Zuhörerschaft von 3974 gehalten, 5391 Juden wurden im Missionslokal oder privatim im Hause empfangen, 3078 Hausbesuche wurden in Greater New York gemacht, 1391 Unterredungen fanden in den Häusern der Juden statt, 5750 Traktate, 1501 Katechismen und 740 Neue Testamente wurden gratis verteilt, 935 Juden bekehrten das Neue Testament, obwohl sie mit dem Missionar nicht in nähere Verbindung treten wollten. Es gibt unter den Juden auch jetzt noch Nikodemi, die den Missionar auffuchen, aber sich weigern, ihre Adresse anzugeben, weil sie fürchten, der Besuch des Missionars in ihrem Hause möchte ihrem guten Namen und ihrem Geschäft schaden oder den Familienfrieden stören. — Der Kommissionsbericht über Innere Mission im Ausland deckt Brasilien, Argentinien, London (England), Dänemark, Elsaß, Deutschland, Polen. Das Verbot deutscher Predigt in Brasilien hat die Missionsarbeit dort sehr gehindert. Bericht der Kommission: „Es ging so schön vorwärts. Das Wort Gottes

wurde reichlich gepredigt und fing an, Frucht zu bringen. Es regte sich in den dortigen Gemeinden; die Leute fingen an, Interesse zu nehmen an den Sachen des Reiches Gottes; die Glieder trugen mehr bei zur Erhaltung des Predigamtens in ihrer Mitte; manche Gemeinden wurden selbständig, auch Kollekten wurden erhoben für auswärtige Zwecke. Da kam der Krieg mit seinen traurigen Begleiterscheinungen, legte sich wie Meltau auf die Pflanzen in den Gärten der dortigen Gemeinde und drohte, alles zu verderben. Gott Lob! es geht jetzt wieder besser. Unsere Brüder können wieder arbeiten, wenn es auch manchen dabei ist, als müßten sie ganz von vorne wieder anfangen.“ Das Erfreulichste an der Mission in Brasilien ist, daß „überall christliche Schulen bestehen und unsere Pastoren die Pflege derselben sich angelegen sein lassen“. In Brasilien arbeiten 25 Pastoren und bedienen 36 Parochien. Ausgaben der Missionskasse: \$59,790. Über das Seminar in Porto Alegre wurde schon oben berichtet. Die Ausgaben der Synodalkasse für die Anstalt betragen im Triennium \$11,817. In Argentinien stehen 8 Pastoren in der Arbeit, und einer ist auf dem Wege dorthin. Die Ausgaben der Missionskasse für Argentinien betragen im letzten Triennium \$28,221. In Argentinien war die Predigt in deutscher Sprache nicht verboten. Es bestehen dort aber gegenwärtig Schulgesetze, bei denen die Gemeindeschule kaum aufkommen kann. Im Elsaß trat an Stelle P. Martin Willkomm's, der schleunigst das Land verlassen mußte, P. Müller, der elsässischer Bürger und in St. Louis ausgebildet ist. Unruhe kennzeichnet noch die Lage im Elsaß. Die Verbindung mit Deutschland war während des Krieges ganz aufgehoben. Die Arbeit der mit uns verbundenen Freikirche hat nicht ab-, sondern zugenommen. Besonders die Gemeinde in Berlin ist gewachsen und erstarkt. Neben dem bekannten Blatt „Die Ev.-Luth. Freikirche“ erscheint seit Januar auch eine theologische Zeitschrift unter dem Titel „Schrift und Bekenntnis“. Die voriges Jahr nach Europa gesandte Delegation berichtete. In Polen sind die Verhältnisse noch unklar. — Die Detrouiter Delegatensynode beschäftigte sich auch eingehend mit dem Finanzwesen der Synode. Auf die Empfehlung einiger Distriktsynoden, Pastoral Konferenzen und besonders auch einer Organisation von Laien, die sich den Zweck gesetzt hat, „die Synode mit Wort und Tat in geschäftlichen und finanziellen Dingen zu unterstützen“, nahm die Synode eine Ordnung an, die bei der Bekanntmachung und Durchführung des von der Synodalversammlung veranschlagten Budgets hilfreiche Hand leisten soll. Diese Ordnung hat einen doppelten Zweck: 1. die Gemeinden darüber unterrichtet zu halten, was die Synode in ihrer weitverzweigten Tätigkeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes an Geldmitteln bedarf, 2. eine Weise des Einsammelns der Gaben an die Hand zu geben, nach dem ein jeder hat und willig ist. Die Eingaben an die Synode gehen von der Voraussetzung aus, daß unsere lieben Christen nicht nur die Mittel haben, sondern auch willens sind, alle nötigen irdischen Mittel darzureichen, wenn sie die Bedürfnisse kennen. Diese Voraussetzung ist vollkommen richtig. In seiner großen Zubericht zu dem Werk, das der Heilige Geist in jedem Christenherzen hat, pflegte D. Walther zu sagen, daß man von einem Christen in bezug auf Christenwerke alles erlangen könne, wenn man ihn an die Warmherzigkeit Gottes erinnere, die ihm durch Christi Blut eine ewige Heimat im Himmel erworben und geschenkt hat. Auch braucht eine gewisse Ordnung im Leben durchaus nicht geseligen Charakter zu tragen. Wir sehen dies klar daraus, daß der Apostel Paulus

einerseits jeden Zwang in bezug auf das Geben abweist (2 Kor. 8, 8. 10; 9, 7), andererseits eine bestimmte Ordnung sowohl in bezug auf das Geben als auch in bezug auf das Einsammeln der Gaben den Gemeinden vorlegt (1 Kor. 15, 1. 2; 2 Kor. 9, 5). Es wurde daher auch bei der Synode hervorgehoben, daß die von der Synode gebilligte finanzielle Ordnung nicht in gesetzlicher Weise zu handhaben sei. Vor allen Dingen ist auf § 7 der Synodalkonstitution zu verweisen, wo es heißt, daß die Synode den einzelnen Gemeinden gegenüber „nur ein beratender Körper“ ist, keine „Kirchenobrigkeit mit gesetzgebender Gewalt“. Ebendasselbst ist noch ausdrücklich hinzugefügt: „Es hat daher kein Beschluß der Synode, wenn derselbe den einzelnen Gemeinden etwas auferlegt, was nicht dem Worte Gottes gemäß oder ihr für ihre Verhältnisse ungeeignet erscheint, bindende Kraft.“ Rein Mißbrauch dieser Freiheit, der in der Vergangenheit vorgekommen ist und auch in Zukunft nicht ausbleiben wird, darf die Synode veranlassen, diese Christenfreiheit aufheben oder beschränken zu wollen. Die Synode ist bei dieser Freiheit groß geworden und hat einen so festen Zusammenschluß erlebt, daß sie auf Außenstehende den Eindruck einer „High Church Party of the Lutheran Church“ machte. — **E i n g e l n e s:** Die Detroiter Synode beriet und beschloß Nebengesetze zur veränderten Synodalkonstitution. — Der überschüssig der dem Army and Navy Board zugesandten Gelder, etwa \$300,000, wurde der Allgemeinen Kirchbaukasse zugewiesen. — Die Lutherische Laienliga (L. L. L.) übertrug die von ihr gesammelte Geldsumme im Betrage von über zwei Millionen Dollars (\$2,050,095.25) an die Synode. Die Summe soll zur Versorgung der kranken und emeritierten Diener der Kirche und deren Wittven und Waisen verwendet werden. Doch ist für die nächsten Jahre die bisherige Weise der Versorgung (durch Kollekten der Gemeinden usw.) beizubehalten. — Die bisherige Allgemeine Aufsichtsbehörde geht auf in das Allgemeine Direktorium (Board of Directors), dem alles Eigentum der Synode zur Verwaltung nach den Bestimmungen der Synode unterstellt ist. Zu diesem aus sieben Gliedern bestehenden Direktorium gehören der Präses, der Sekretär und der Kassierer der Synode ex officio. Die andern Glieder sind für die nächsten drei Jahre: P. W. Hagen und die Herren B. Woffe, Heinrich W. Horst und Friedrich Prißlaff. — Zur Linderung der Leiblichen Not in Europa wurde vom Präses der Synode eine Kommission ernannt. Die Gesamtsumme, die bisher von der Kommission verwaltet wurde, beträgt \$226,905. Außerdem wurden 1062 Kisten Kleider und Schuhe hinübergeschickt, außer den Paketen, die für einzelne Personen bestimmt waren. Diese Zahlen stellen bei weitem nicht den Gesamtbetrag der Gaben dar, die aus unserer Mitte zur Linderung der Not in Europa dargereicht wurden, da viele Geber ihre Beiträge durch andere Unterstützungsgesellschaften übermitteln ließen. Die Synode empfahl dringend weitere Sammlung von Geldern, Kleidern und Schuhen. — Bei den Verhandlungen über **D r u c k s a c h e n** wurde daran erinnert, daß unser Verlagshaus unsere lutherischen Bekenntnisschriften in drei Sprachen (lateinisch, deutsch und englisch) herausgibt (Concordia Triglotta). Die literarische Arbeit, die viel Zeit, Kraft und theologische Tüchtigkeit erfordert, wird von den Professoren Wente und Dau getan. Der Schreiber dieses Berichts befürwortet schon jetzt, daß seinen genannten Kollegen ein besonderer Dank der Synode ausgesprochen werde, wenn sie durch Gottes Gnade ihre Arbeit beendet haben. Die Drucklegung unserer Concordia Triglotta verursacht unserm Verlagshaus sehr be-

deutende Kosten. Es sollte daher die Sammlung von Subskriptionen fleißig fortgesetzt werden. — Der Preis des „Lutheraner“ und des *Lutheran Witness* wurde auf \$1.25 erhöht. Wir hatten eine größere Preiserhöhung erwartet angesichts der gegenwärtigen hohen Kosten von Papier, Arbeit usw. — Die Synodalberichte der Distrikte werden nicht mehr als Zeitschrift erscheinen, sondern auf Kosten der Distrikte gedruckt werden. Öffentlich leidet darunter nicht dieser wichtige Zweig unserer synodalen Literatur. — Die Aufsichtsbehörde der Anstalt in St. Louis wurde ermächtigt, den Professoren für Redaktionsarbeit etwa nötig werdende Sekretäre zur Verfügung zu stellen. — Es wurde bekanntgegeben, daß das Budget für die Synodalkasse von \$180,000 auf etwa \$300,000 steigen wird. Die Bewilligungen für die Baulasse betragen \$1,494,250. — Während der Synode wurden auch fünf halbstündige Lehrvorträge gehalten über das durch die Zeitumstände an die Hand gegebene Thema: „Das Christentum als Jenseitsreligion.“

F. P.

In der Eröffnungsprebigt für die Delegatensynode in Detroit schilderte Vizepräsident Brand die gegenwärtige „böse Zeit“ also: „Es ist böse Zeit, wohin wir blicken. Es ist böse Zeit in den Reichen dieser Welt. Allenthalben wanken die staatlichen Grundfesten der Nationen. Der entfesselte Weltkrieg hat nicht einen ewigen Weltfrieden, sondern einen zerfetzenden Welthaß gezeitigt. Nirgends erzittert man, die Majestäten zu lästern. Die bürgerlichen Bande, die sonst die Nationen ineinander einen, sind wie noch nie zuvor gelodert. Unter den Heidenvölkern der Erde ist durch die gegenseitige Zerfleischung christlich genannter Nationen das Reich Christi in die tiefste Verachtung geraten. Es ist böse Zeit, wenn wir auf die bürgerliche Sittlichkeit blicken. Der neuzeitliche Krieg hat eine Flut von Sittenlosigkeit aus der Tiefe hervorgerufen, wie sie früher völlig unbekannt war. Die bürgerliche Ehrbarkeit, die schon durch die im Geistlichen blinde Vernunft gegeben ist, ist allenthalben lachend zu Grabe getragen, und an ihrer Stelle herrscht nun öffentliches und ungeschminktes Laster, Verwilderung der Jugend, Haß, Unzucht, Wucher, Betrug, Lüge, Unterdrückung der Geringen, Verfolgung der Reichen, ja schamlose Bestechung zur Erlaufung bürgerlicher Ämter geht durch unser ganzes Volk und Land und frißt wie ein zerstörender, zerfetzender Krebs am Herzen unsers bürgerlichen Gemeinwesens. Es ist böse Zeit, wenn wir an die sogenannte äußere Christenheit denken. Das antichristliche Papsttum ist nicht nur nicht besser geworden, als es zu seiner traurigsten Zeit im Mittelalter war, sondern hat nur Sünde auf Sünde gehäuft und sich in seiner Feindschaft gegen Christum verhärtet. Und auch die Sekten dieses Landes sind immer weiter von Christo gewichen. Früher herrschte in den Sekten doch noch ein hoher Ernst, die Lehren, die sie für recht hielten, zu bewahren. Wesentliche Stücke des Evangeliums wurden, wenn auch neben vielem Irrigen, festgehalten. Man hatte Bekenntnisse und wollte bei diesen Bekenntnissen bleiben. Heute jedoch sind die Sekten als Körperschaften fast ganz allgemein von dieser Stellung gefallen. Selbst die wesentlichen Stücke des Christentums werden drangegeben. Ja, ein wahrhaft heidnisches Religionsystem wird unter dem Namen des Christentums ausgedoten und als größte kirchliche Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts gepriesen. In großen Zusammenschlüssen will man unter dem Namen Christi durch Einsetzung rein bürgerlicher, sozialer Ziele der versumpften Welt aufhelfen. So sind die Sekten unter christlichen Namen christlich bankrott geworden. Es

ist böse Zeit', wenn wir auf die evangelisch-lutherisch genannte Kirche blicken. Welch traurige Zerklüftung herrscht innerhalb derselben! Wie haben doch so viele, die Luthers Namen tragen, Luthers Geist vergessen! Wem sollte nicht das Herz darüber brechen, daß so viele, die einst mit uns Hand in Hand des Herrn Werk trieben und des Herrn Krieg führten, aus ihrer hohen Festung gewichen sind! 'Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt.' Und doch, es ist nicht überall dunkel! Da und dort leuchtet das Morgenrot eines besseren Verständnisses und der Annäherung und Wiedervereinigung auf. Der Herr wolle in Gnaden sein lutherisches Zion bauen! 'Es ist böse Zeit', auch wenn wir auf uns selber blicken. Durch Gottes Gnade haben wir noch sein reines Wort, wir haben noch das rechte Bekenntnis. Unter uns herrscht noch ein großer Ernst, an Christo, an Christi Evangelium, zu bleiben. Doch wer wollte leugnen, daß der Krieg auch unter uns manches Tiefbedenkliche ausgelöst hätte? Da und dort will Verfall einsetzen! Wie steht es mit unserm Eifer um das Hören des Wortes Gottes, mit unserm Ernst gegen jede Art der Ungerechtigkeit im Leben? Sind wir wie ein Mann dem Vorbilde gesunder lutherischer Praxis sowohl innerhalb unserer Gemeinden wie nach außen hin unbeugsam treu geblieben? Will nicht Weltwesen, ja grobes nacktes Weltwesen, in ganz erschütterndem Maße bei uns einbrechen? Hat nicht die allgemeine Sucht, die Güter dieser Welt an sich zu raffen, auch viele unter uns ergriffen? Sind wir trotz der großen Geldsummen, die während der vergangenen Jahre zu besonderen Zwecken unter uns gesammelt wurden, bei unserm allgemeinen Wohlstand darauf bedacht, Gottes Reich nach Vermögen zu bauen? Ist nicht die Pflege unserer niederen und höheren Schulen am Erlahmen? Und veräuert man nicht vielerorts, gerade die ältesten, die wohl vorstehen, zweifacher Ehre wert zu halten und sie vor drückendem Mangel zu schützen? — Doch wozu wird uns dies alles vor Augen geführt? Etwas, damit wir erlahmen und verzagen? Nein, das geschieht allein zu dem Zweck, daß wir aus der bösen Zeit Anlaß nehmen, den rechten Zeitpunkt für die hohen Aufgaben, die uns Christus gestellt hat, zu erkennen und auszunutzen." Sodann wurde näher ausgeführt, was es heiße, sich in die Zeit schicken. Das heißt nicht, sich auf Kompromisse mit dem Zeitgeist einlassen, sondern das heißt, die böse Zeit in aller Wachsamkeit und Treue benutzen, dem Unglauben und dem Halbglauen gegenüber die christliche Wahrheit unverkürzt bekennen und von aller Ungerechtigkeit im bürgerlichen und kirchlichen Leben sich unbesleckt erhalten. J. P.

Zur Schulsache in Michigan. Bei der Delegatensynode in Detroit waren wir besonders um die Existenz unserer Gemeindefschulen im Staate Michigan besorgt, weil dort ein Amendement zur Staatsverfassung beantragt ist, wodurch Kirchenschulen im Staat verboten werden. Nun lesen wir soeben in einem politischen Blatt die Mitteilung aus Lansing, der Hauptstadt von Michigan, daß der Generalanwalt des Staates entschieden hat, daß das beantragte Amendement der Verfassung der Vereinigten Staaten widerspreche und daher nicht der Abstimmung unterbreitet werden dürfe. Die Mitteilung lautet: „Generalanwalt Alex. J. Großbeck von Michigan gab am Freitag in Lansing, Mich., das Gutachten ab, daß das geplante Amendement zur Staatsverfassung, welches dazu bestimmt ist, die Kirchenschulen abzuschaffen, im Widerspruch zur Bundesverfassung steht und daher in der Novemberwahl den Wählern nicht zur Abstimmung unterbreitet werden darf.

Generalanwalt Grofbeck zitierte das 14. Amendement zur Bundesverfassung, welches den Staaten verbietet, Bürgern Privilegien und Gerechtfame zu entziehen, und fügte hinzu, daß, obgleich der Staat zweifellos berechtigt sei, Privatschulen zu regulieren, er nicht so weit gehen könnte, sie absolut zu verbieten oder diejenigen, welche sie besuchen wollen, daran zu hindern. Die Verfassungsmäßigkeit des vorgeschlagenen Amendements war von P. L. A. Linn von der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Saginaw, Mich., angefochten worden. Das Amendement würde es zu einer Gesetzesübertretung stempeln, wenn irgendeine Person Kinder im Alter von fünf bis sechzehn Jahren in andern als den öffentlichen Schulen unterrichtet. „Es muß festgestellt werden“, so sagt der Generalanwalt in seinem Gutachten, „daß die Führung einer Schule nicht nur durchaus gesetzlich dem Wesen nach ist, sondern auch lobenswert und ehrenhaft. Es ist ferner klar, daß Schuleigentum als solches für einen gesetzlichen Zweck bestimmt ist, woraus sich ergibt, daß in dem Charakter dieses Geschäfts selbst nichts ist, was die Kirchenschule der öffentlichen Wohlfahrt in irgendeiner Beziehung schädlich machen könnte.“

F. P.

Aus welchen Schulen wir Pastoren bekommen. Nach dem Bericht des *Lutheran Church Herald* wurde bei der Versammlung in Minneapolis gesagt: „We must have more trained teachers for the Sunday-schools, and then work for larger attendance at our denominational schools. From these we get our pastors and not from the public schools.“ Ein anderer Redner erklärte auch die Sonntagschulen für unzureichend und meinte: „The best solution for the whole country would be to coordinate our work with the rest of the Protestant Churches and secure time from the public school to give our children instruction in religion.“ Diese Weise, wenn sie an die Stelle der Gemeindefschulen treten soll, wird uns auch nicht viele Pastoren und Lehrer liefern.

F. P.

II. Ausland.

über unsere Anstalt in Porto Alegre in Brasilien schreibt das „Ev.-Luth. Kirchenblatt“ in der Nummer vom 1. Mai d. J.: „Erst war es eine Art Schuppen in Bom Jesus auf der Kolonie Sao Lourenco, so armfelig wie der Stall, in dem das Jesuskindlein geboren worden ist. Dann siedelte unsere Prophetenschule nach Porto Alegre, der Hauptstadt von Rio Grande do Sul, über und behalf sich zunächst mit Mietwohnungen bis gegen Ende des Jahres 1912. Durch die Liebe unserer nordamerikanischen Mutterkirche konnte dann ein Grundstück gekauft und eine sehr bescheidene neue Prophetenschule errichtet werden. Sie entsprach zwar in keiner Weise den Anforderungen an ein Prediger- und Lehrerseminar in der Hauptstadt unseres Staates, aber war doch ein eigenes Heim, ein Unterkommen bis auf bessere Zeiten. . . . Da haben wir uns in einer erneuten Eingabe an unsere liebe Mutterkirche gewandt, daß sie uns helfe. Das wird sie auch sicher tun, soweit das in ihren Kräften steht. Aber mit Recht erwartet sie von ihrer Tochter, von unsern brasilianischen und argentinischen Gemeinden, denen die neue Prophetenschule zunächst dienen soll, daß auch diese Tochter, die jetzt so hübsch stark und herangewachsen und kräftig ist, ihr Teil tue und nicht der alten Mutter alle Fürsorge und Arbeit allein überlasse. Es ist nicht recht, wenn erwachsene Kinder der Mutter immer auf der Tasche liegen, besonders wenn sie gesund und stark sind und selber schon gut verdienen. Es

soll der erwachsenen Tochter eine Ehrensache sein, sich so viel als möglich selber zu erhalten. Es ist also sicher unsere Pflicht, daß wir, der Brasilianische Distrikt der Synode von Missouri, Ohio u. a. St., jetzt einmal beweisen, daß wir anfangen, auf eigenen Füßen zu gehen, daß wir unsere Bedürfnisse auch selber, soviel wir nur können, bestreiten.“ Oben wurde bereits berichtet, daß die Detrouiter Synode für die Anstalt in Porto Alegre einen Zuschuß von \$50,000 zu der Summe bewilligt hat, die der Brasilianische Distrikt selbst aufbringen wird. Über den neuen Platz in Porto Alegre heißt es im „Kirchenblatt“: „Die Kommission hat ein prächtiges und großes Grundstück, in hoher Lage, die ganze Stadt Porto Alegre überblickend, die sich im Rahmen der vielen Flüsse, Inseln und Berge so einzigartig ausnimmt, durch Kauf erworben. Das Angebot war besonderer Verhältnisse des früheren Eigentümers wegen so günstig, daß die Kommission sich verpflichtet sah, im Interesse der Synode zu handeln.“ J. P.

Die Notwendigkeit kirchlicher Lehranstalten legt daselbe „Kirchenblatt“ unter Berücksichtigung der südamerikanischen Verhältnisse so dar: „Unsere Prediger und Lehrer müssen studieren. . . . Es ist gegen Gottes heilige Ordnung, wenn ‚Pseudos‘ und sonstige hergelaufene, unvorbereitete Leute sich in das heilige Predigtamt drängen und Pfarrer spielen wollen. . . . Ihr wißt, daß das hierzulande leider vielfach Sitte war und noch ist, wißt auch wohl aus eigener Erfahrung, was für Unheil und Verwirrung diese Praxis in der Kirche angerichtet hat — zum Schaden eurer und eurer Kinder durch Christum so teuer erkauften Seelen. Nach Gottes Ordnung müssen wir jetzt studierte Pfarrer haben, Leute, die der Heiligen Schrift mächtig sind, lehrhaftig, die ob dem Worte halten, das gewiß ist und lehren kann, auf daß sie mächtig seien, zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher. Wir müssen schriftkundige Männer zu Predigern haben, die da wissen, was sie sehen und was sie sagen, deren Poseume einen deutlichen Ton gibt, die auch bleiben in dem, was sie gelernt haben, und beharren in diesen Stücken, auf daß sie dadurch sich selig machen und alle, die sie hören. Wir müssen Hirten und Seelsorger haben, welche uns auf die rechte Aue des Wortes Gottes und zu dem lebendigen Wasser führen können, das uns ewige Leben quillt. Wir müssen Lehrer haben, die außer einem guten Vorrat weltlichen Wissens auch das eine lehren können, das not ist, und in Wahrheit dem Befehle Christi nachkommen: ‚Weide meine Schafel! Weide meine Lämmer!‘ Solche Prediger und Lehrer, lieber Christ, wachsen nicht auf den Bäumen, auch nicht auf den Pampas, geschweige denn auf der Bierbank oder beim Schnapsglas, sondern werden auf christlichen Lehrer- und Predigerseminaren erzogen und herangebildet. Sieh, deshalb brauchen wir ein Seminar, ein evangelisch-lutherisches Prediger- und Lehrerseminar. Luther schreibt: ‚Man muß nicht harren, bis sie selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder tun, solange man der Sachen durch andere feiner dargetanen Güter geraten kann. Darum müssen wir dazu tun und Mühe und Kosten daranwenden, sie selbst erziehen und machen.‘“ J. P.

Aus der Iusobrasilianischen Mission zu Lagoa Vermelha meldet unser Missionar: „Am Palmsonntag, den 28. März, durften wir durch Gottes Gnade die ersten 24 Konvertiten in unsere liebe lutherische Kirche aufnehmen; siebzehn im Alter von vierzehn bis siebzehn Jahren, hatten den Konfirmanden-

unterricht im Kolleg genossen; sieben ältere waren im Hause unterrichtet worden. Die Konfirmandenklasse war folgende: Demetrio Dias de Moraes, Carlos Dias, Gomercindo Subtil de Oliveira, Jose Marques, Jorge Moojen, Oswaldo Vieira de Mello, Joao Carneiro Lobo, Gil Monteiro, Albato Nunes; die Fräulein: Maria de Jesus Ferreira, Gilda Ramos, Katharina Schneider, Livia de Moraes Branco, Livia Dias de Moraes, Zila Vieira de Mello, Maria Karolina da Silva, Maria Augusto Moojen. Die andern Proselyten waren: D. Olympia Ramos, D. Antonitta Ramos Tigre, D. Luiza Nunes, D. Luiza Rodrigues Fiel, Sr. Diamantino Rigo, D. Roralina Rigo und D. Isabel Eugenia dos Santos. Unsere Christen möchten auch diese neuen Brüder und Schwestern in Christo in ihr Gebet einschließen, daß der Herr sie im Glauben an ihren Heiland stets erhalte. Seit Beginn des Schuljahres ist auch ein Internat eröffnet worden, um auswärtigen Schülern den Besuch der Schule zu ermöglichen. Leider sind die Räume so knapp, daß wir vorläufig nur eine ganz geringe Zahl unterbringen können. Die Municipalbehörde hat für den Neubau der Schule ein schönes, auf einem Hügel gelegenes Stück Land geschenkt. Hier soll nun so schnell, als hiesige Verhältnisse es erlauben, das Gebäude errichtet werden."

Deutschland. über die Verleumdung Ludendorffs seitens der Erzbergerpresse schreibt „Die Wartburg“: „Das Stuttgarter ‚Deutsche Volksblatt‘, an dem seinerzeit Erzberger sich die ersten politischen Sporen verdiente, brachte zuerst vor einigen Wochen die von der übrigen ultramontanen Presse eifrigst nachgedruckte Behauptung, Ludendorff habe einmal den ehemaligen Leiter der katholischen Soldatenfürsorge, den Generalsekretär Dr. Bann, angeherrscht: ‚Was wollen Sie denn eigentlich mit Ihrer religiösen Beeinflussung in unsern Soldatenheimen? Das ist Humbug! Ich wünsche keine religiöse Beeinflussung der Soldaten, weder im Kriege noch nach dem Kriege! Selbstverständlich fehlte unter den weiteren Verbreitern dieser gemeinen Wahnlüge weder die ‚Germania‘ noch die ‚Augsb. Postzeitung‘. Als Ludendorff die Meldung für ‚glatt erfunden‘ erklärte, hatte das Erzbergerblatt die Stirn, seine erste Behauptung glattweg zu wiederholen: General Ludendorff habe diese Äußerung getan; keine Ablehnung vermöge den Kredit seiner Quelle zu erschüttern. Nun veröffentlicht aber im ‚Schwäb. Merkur‘ der katholische Stadtpfarrer Prof. Dr. Koch in Stuttgart eine Mitteilung, wonach er sich an Dr. Bann selbst gewandt und dieser ihm mitgeteilt habe, daß er nie eine Unterredung mit Ludendorff gehabt habe, in der solche oder ähnliche Worte gesprochen worden seien! Der katholische Geistliche fügt bei: ‚Ich bin gespannt darauf, ob die Zentrumspresse diese Verleumdung zurücknehmen wird.‘ Die ‚Germania‘ hat sich z. B. bis zum heutigen Tage nur dazu entschließen können, ihren Lesern zu verraten, daß Ludendorff die Richtigkeit seines Ausspruchs bestreite, worunter sich dann die gläubigen Zentrumschäflein das Entsprechende denken sollen. Nur die ‚Deutsche Katholikenzitung‘ versteht sich dazu, die Verleumdung mit aufrichtigem Bedauern zurückzunehmen.“

Deutsche Universität in Hermannstadt. Der „Wartburg“ entnehmen wir auch die folgende Mitteilung: „Die Bukowiner wollen eine einheimische deutsche Universität, die an Stelle der allmählich der Romanisierung preisgegebenen Universität in Czernowitz in Hermannstadt errichtet werden soll, während die Siebenbürger Sachsen an ihrem alten Grundsatz festhalten möchten, ihre Kirchen- und Schulamtskandidaten an reichsdeutschen Univerfi-

täten ausbilden zu lassen. Die sich heute dagegen aufstürmenden Schwierigkeiten werden erweisen, ob die Bukowiner recht behalten, wenn sie erklären: „Berkennen wir die bodenständige Bedeutung einer inländischen deutschen Hochschule nicht! Wollen wir ein gemeinsames Volk von Brüdern werden, dann müssen wir hier im Osten die gemeinsame Grundlage erbauen. Allzu dünn und unsicher wäre die Verbindung durch den direkten Besuch ausländischer deutscher Hochschulen, der nur wenigen möglich wäre. Wir müssen die Zukunft aller deutschen Stämme im Auge behalten und nicht bloß an die Siebenbürger Sachsen denken. Der Staat kann sich auf die Dauer unserer Forderung nicht verschließen. Unsere hohe Kultur und Volkszahl gibt uns das Recht, eine deutsche Universität zu verlangen. Die Czernowitzer wird natürlicherweise romanisiert. Bevor aber an ihr die deutsche Vortragssprache, die noch teilweise, wie nicht anders möglich, gebraucht wird, ganz durch die rumänische ersetzt ist, soll eine deutsche Universität in Siebenbürgen ihr Erbe übernehmen.“

England. Die „Freikirche“, das Organ unserer Glaubensbrüder in Deutschland, berichtet: Unsere Gemeinden in der britischen Weltstadt fangen an, nach dem furchtbaren Sturm und Ungewitter ein wenig aufzuatmen. Die Gottesdienste am Palmsonntag und Ostern waren gut besucht; auch Fremde nahmen teil. . . . Gott, der Vater des Lichts, der doch gewiß noch sein Volk in dieser großen Stadt hat, führe viele Seelen zu dem reinen Licht, womit er den Leuchter unserer Kirche geziert hat! Diese Mitteilungen mögen unsere Leser zum Dank und zur ferneren Fürbitte für unsere Londoner Gemeinden erwecken.

Australien. Der *Australian Lutheran*, das Organ unserer australischen Brüder, berichtet in der Nummer vom 28. April d. J.: Although the war is now a thing of the past, agitation against citizens of German descent, and thereby against members of the Lutheran Church of this country, still continues. The Hamilton Branch of the R. S. A., of which a Presbyterian minister, formerly a chaplain at the front, is the President, has adopted the following resolution, and requested other branches to follow its example: "That in view of the large number of soldier settlers still requiring land, this branch recommends the league executive to urge the Government to compulsorily acquire at a fair valuation the properties of the Germans in this district, who at the present hold the best of the country to the detriment of soldier settlement." The newspaper reporting this adds: "It is the intention of the association strongly to advocate this action, as members held that the landholders mentioned should be removed to make way for the soldier settler." The land referred to is that held by the people who comprise our Hochkirch, Warrayure, and Tabor congregations. They are the pioneers of this district, their settlement dating back to the early fifties. The land held by them is by a long way not the best in the Western District, but by their thrift and economy they have established comfortable homes, and hence the covetousness of those who adopted the above resolution, and of those who stand behind them. The irony of the situation is that the landholders referred to have always been open-handed when appeals for the soldiers were made. The landholders referred to have not been much perturbed by this resolution, as they recognize that Australia is still governed by a fair-minded government.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

August 1920.

Nr. 8.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

(Fortsetzung.)

V. 7. 8. „Nach der Begrüßung, und ehe er zur Sache kommt, gibt Johannes noch zwei Kernsprüche. Er leuchtet mit zwei Fadeln vorläufig hinein in die dunkle Höhle des Bitterns und des Jagens.“ (Hengstenberg.) . „Gleichwie Amos 1, 2 mit einem kraftvollen Spruche (vgl. Joel 4, 16) an der Spitze seines Buches den Hauptinhalt desselben zusammenfaßt, so hier der Apokalyphtiker, welcher auch darin die Weise der alten Propheten befolgt, daß er dem die Summe seiner ganzen Weissagung enthaltenden Spruche V. 7 die volle Autorität des Namens Gottes, dessen Votum der Prophet ist, beisezt, V. 8.“ (Düsterbied.) Schon das „Siehe“, das die Aufmerksamkeit erregen will, zeigt an, daß etwas Wichtiges vorgestellt wird. „Er kommt mit den Wolken“, in Wolkenbegleitung. So wird Gottes Kommen in Majestät zum Gericht vorgestellt. So Ps. 97, 2: „Wolken und Dunkel ist um ihn her.“ Der Herr erscheint umgeben von dunkeln Wolken, welche seinen Zorn ankündigen und das Hervorbrechen von Sturm, Blitz und Donner in Aussicht stellen. Vgl. Ps. 18, 10; Nah. 1, 3. So hat der Herr in den Stunden seiner tiefsten Niedrigkeit von sich geredet, daß seine Feinde ihn, den scheinbar machtlos und hilflos ihren Mißhandlungen Hingeebenen, in anderer Gestalt wiedersehen würden. „Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels“, Matth. 26, 64. Die Wolken sind nicht sowohl Symbol der Herrlichkeit, der Erhabenheit über alle Wesen, sondern sie sind die Abschattung des Gerichts. Calov merkt an gegen Grotius, daß damit nicht irgendein Strafgericht in der Zeit angekündigt werde, sondern im Neuen Testament immer die schließliche Erscheinung, da Christus sichtbar kommt zur letzten, endgültigen Rache. Wie Grotius hält auch Hengstenberg: „Der Herr kommt mit den Wolken nicht bloß einmal, am Ende der Tage, sondern durch die ganze Geschichte hindurch. Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Das ‚Er kommt mit den Wolken‘ wird neu mit jeder Bedrängung der Kirche durch die

Welt.“ Er beruft sich dafür auf das Wort des Herrn Matth. 26, 64: „von nun an“. „Der Herr kommt dort auch nicht bloß zu der eigentlichen Katastrophe auf den Wolken, er kommt von nun an, so daß seine ganze geheime und verborgene Wirksamkeit zum Verderben Jerusalems auch unter sein Kommen mitbegriffen ist.“ Aber hier wird doch der Moment seines letzten sichtbaren Kommens fixiert und gerade das Moment hervorgekehrt, daß er sichtbar kommt, ja, von allen gesehen. „Und es wird ihn sehen jedes Auge.“ Jedes Auge, nicht bloß der Seinen, die schon so lange ausschauen nach dem Kommen seines Reiches und nach ihres Leibes Erlösung, die da warten des Heilandes Jesu Christi des Herrn, die dann den ersten Anblick des Herrn genießen, an den sie bisher geglaubt und ihn geliebt haben, ohne ihn zu sehen, 1 Petr. 1, 8. Jedes Auge, gerade auch seine Feinde — alle werden ihn sehen, wie er kommt. Denen wird das ein Schreckensblick sein, es wird ihnen bedeuten, daß jetzt ihr übermütiges Gebaren gegen seine arme bedrängte Kirche ein Ende hat, und daß der Herr die Mißhandlung seiner Gläubigen an seinen Feinden fürchtbar rächen wird. Gerade auch diejenigen werden ihn sehen, „die ihn gestochen haben“, die ihn, den Herrn selbst, gemartert haben und ihn nun in seinen Gliedern verfolgen. Die Grundstelle, auf die auch Joh. 19, 37 anspielt, ist Sach. 12, 10: „Und ich gieße über das Haus Davids und Bewohner Jerusalems den Geist der Gnade und des Gnadeflehens, und sie sehen auf mich, den sie durchbohrt haben, und sie wehklagen über ihn wie das Wehklagen über den Einzigen und trauern über ihn wie die Trauer über den Erstgeborenen.“ In bezug auf das Verhältnis unserer Stelle und Matth. 24, 30 zu jener Grundstelle bemerkt Hengstenberg in seiner „Christologie“: „Diese Stellen sind eine Art von heiliger Parodie auf den Sacharja. Sie zeigen, daß es neben der heiligen Reue, der göttlichen Traurigkeit, von der Sacharja redet, noch eine andere Judasreue der Verzweiflung gibt, neben dem freiwilligen Hinsehen auf den Durchstochenen ein anderes, unfreiwilliges, dem auch der Unglaube nicht entgehen kann. Die schauerliche Erhabenheit dieser Anspielung wird jeder empfinden.“ Bengel: „Es wird sie befremden, und sie werden erschrecken, daß dieser vormals so verachtet gemessene und auch in seiner Herrlichkeit nicht erkannt gewesene Jesus also erscheine. Es gibt zweierlei Schauen auf Christum und Klagen über ihn und sein Zerstechen. Das eine ist bußfertig und zärtlich, das andere abgenötigt und peinlich. Wer es in der Zeit der Gnade mit dem ersten hält wie das Haus Davids und die Bürger zu Jerusalem. Sach. 12, 10, in herzlichem Wejammern der Sünde, die dem Herrn Jesu sein Todesleiden gebracht hat, der wird, wenn alle Geschlechter der Erde wehklagen, alsdann frei ausgehen. Also ist niemand, der nicht über dem Leiden Christi klagte, entweder vor dem Jüngsten Tage zum Guten oder am Jüngsten Tage mit Schrecken.“ Das sind nicht etwa bloß die Ungläubigen aus den Juden, sondern „alle Geschlechter, Volksstämme der Erde“. Weil das die Stunde ist, auf welche das Harren der Chri-

sten schon lange mit Spannung gerichtet gewesen ist, so sagen sie zu der Ankündigung des Kommens ihres Herrn von Herzen ihr „Ja, Amen“. Der zweifache Ausdruck, die Affirmation in zwei Sprachen, im Griechischen und Hebräischen, drückt stark die Willigung, die Freude aus wie unser ähnliches „sein Ja und Amen dazu sagen“. Vollständiger und feierlicher noch wird durch den ganzen B. 8 der Hauptsatz B. 7 besiegelt. Es ist wie ein altprophetisches n'um Jehovah, ein feierliches dictum Gottes. Es wirkt wie eine eigenhändige Unterschrift des ewigen Gottes. „Ich bin das A und das O, sagt Gott der Herr, der da ist und der da war, und der da kommt, der Allgewaltige.“ Da A der erste und das O der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets ist, so bezeichnen sie Gott als den Anfang und das Ende, der ewig und allein Gott ist. „So spricht der Herr, der König Israels und sein Erlöser: Ich bin der Erste und ich bin der Letzte, und außer mir ist kein Gott“, Jes. 44, 6. Hengstenberg: „Es fragt sich nun, in welcher Beziehung Gott hier das A und das O genannt wird. Da darf nun nicht an die bloße Existenz gedacht werden. Denn dann würde der Gedanke keine Wahrheit haben: die persönliche Existenz behielten ja auch die Feinde, vor denen sich die Kirche ängstigte; ebenso würde er auch nur eine sehr geringe tröstliche Kraft besitzen. Die große Frage, welche damals die Gemüter bewegte, war die um die Superiorität, ob die Welt die Obermacht behaupten werde, die sie damals in Anspruch nahm und scheinbar besaß, oder der Gott der Christen. Diese Frage beantwortet das „Ich bin das A und das O“. In dieser Antwort ist das O betont zu denken. Es ist so viel als: Ich bin, wie das A, so auch das O. Der Anfang ist die Würtschaft für das Ende. Die unbedingte Obermacht Gottes über die Welt, welche der Anfang vor Augen stellt, da Gott Himmel und Erde schuf, da er sprach und es ward, gebot und es stand da, wird auch das Ende von neuem ins Licht stellen. Wen das Ende ängstigt, der versenke sich nur in den Anfang, der vertiefe sich in das ‚Ehe denn die Berge worden‘ usw., und seine Sorge wird schwinden. Mag die Welt sich in der Mitte breit machen, die Kirche weiß aus dem Anfang, daß der Sieg ihres Gottes sein wird. Die Beziehungen Gottes dienen dazu, die Aussage, daß er, wie im Anfang, so auch am Ende seine Obermacht bewahren werde, auf ihre Notwendigkeit in dem göttlichen Wesen zurückzuführen.“ Das „der Herr Gott“ entspricht der alttestamentlichen Zusammensetzung Jehovah Elohim, Jehovah der Gott schlechthin, der einige Inhaber der Gottheit. „Der da ist, und der da war, und der da kommt“ in der starren, grammatisch ungebogenen und ungefügten Form ist Wiedergabe und Entfaltung des dem wahren Gott eigentümlichen Eigennamens Jehovah, der zu aller Zeit ist, derselbe ist und unveränderlich ist, der schlechthin Ewige und Unwandelbare. Der Allmächtige, der Allherr, dem es auch an Macht nicht fehlt, alles ins Werk zu setzen und durchzuführen, was sein Wille und Vorsatz ist, und was er verheißen und gedroht hat; denn sein ist die Kraft. Der Redende ist nicht Christus, sondern Gott in der unterschieds-

losen Einheit seines Wesens. „Einem solchen Gott muß wie der Anfang, so notwendig auch das Ende angehören, und die Kirche kann derer lachen, die ihr dasselbe streitig machen wollen.“ (Hengstenberg.)

B. 9—20. Der Vorgang auf Patmos. „Ich, Johannes, der auch euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal ist und am Reich und an der Geduld Jesu Christi, war in der Insel, die da heißt Patmos, um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi.“ Der Verfasser nennt sich mit Namen. Sein Buch geht nicht anonym aus. Er ist ein den Gemeinden bekannter Johannes, dessen Stimme sie kennen und zu hören gewohnt sind. Der Text entscheidet die Frage nicht, ob er der Apostel Johannes ist oder sonst ein Bekannter, Großer des Namens. Er ist der angerebten Christen Bruder, ihr Mitschritt. Er ist ein Teilhaber an der Trübsal. Die Trübsal, die sie geschmeckt haben, hat er auch gelostet. Aber er ist zugleich ein Genosse, ein Teilhaber am Reiche Jesu Christi. So geehrte und selige Leute sind die Christen; das tröstet sie im Leiden. Der Herr Jesus ist ihr gnädiger und allmächtiger Himmelkönig. Unter seinem Regiment sind sie wohl geborgen. Und es ist des Vaters Wohlgefallen, ihnen das Reich zu geben, Luk. 12, 32. Das steht ihnen in Aussicht und ist nahe. Der Herr wird bald kommen mit seiner Erscheinung und mit seinem Reich, 2 Tim. 4, 1. Der Verfasser hat auch mit den Christen teil an der Geduld, dem Ausbarren Jesu Christi, wie Christus sie selber bewiesen hat und wie er sie den Seinen gibt. Die Geduld ist die standhafte und glaubens- und bekenntnistreue Ertragung der Widertätigkeiten, wie 2 Tim. 2, 12, wo die Geduld den Gegensatz bildet zur Verleugnung, wie Luk. 8, 15, wo die, welche Frucht bringen in Geduld, denjenigen entgegenstehen, welche eine Zeitlang glauben und in der Zeit der Versuchung abfallen. Bengel: „Die Sachen werden wunderbar ineinandergesflochten. Das Königreich steht in der Mitte, die Drangsal steht vor und die Geduld nach. Dies ist die Gestalt des Christentums in diesem Leben. Durch die Drangsal schlägt sich das Königreich mit der Geduld Jesu hindurch, bis die Drangsal überstanden und keine Geduld mehr nötig ist.“

„Ich war in der Insel, die da heißt Patmos.“ „Patmos (jetzt Patino) ist eine kleine griechische Insel, die zu den kleinasiatischen Sporaden zählt und — der linken Öffnung des Golfes von Tassos (jetzt Nembelia) nordwestlich gegenüber — zwischen der Insel Leros und Naxos, dicht bei Lipsos, aus den Fluten des Ägäischen Meeres als eine schroffe Felsklippe von vulkanischem Gestein emporsteigt. Das Inselchen hat nur 60 km. Umfang. Patmos, in christlicher Zeit in Zuehör zuerst zu der römischen Provinz Asia, seit Diokletian zu der sogenannten Inselprovinz, spielt im Altertum keine Rolle und ist nur als Verbannungsort des Evangelisten Johannes berühmt, der hier seine Apokalypse geschrieben haben soll.“ (Nehm, Handwörterbuch des Biblischen Altertums.) Der Ausdruck „um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi“ wird verschieden gedeutet, je nach der Stellung, die

man einnimmt zu der Frage nach dem Verfasser und der Zeit der Abfassung des Buches. Diejenigen, die der gewöhnlichen Tradition folgen, die sich auf Irenäus zurückführt, sagen: Johannes wurde unter dem Kaiser Domitian in der Christenverfolgung auf die Insel Patmos verbannt, weil er Gottes Wort bekannte und predigte und von Jesu Christo Zeugnis ablegte. Andere, welche dafürhalten, daß die Apokalypse schon früher, wohl in den letzten Jahren vor der Zerstörung Jerusalems, verfaßt worden sei, weisen darauf hin, daß die Tradition von der Verbannung des Johannes problematisch sei, ja wohl auf Grund dieses Verses entstanden. Die einen fassen das *dia* als Zweckangabe in dem Sinne: Ich war auf Patmos, um da zu predigen und zu zeugen. Dagegen macht Zahn geltend: Es wäre doch eine sonderbare Missionspraxis, das dichtbevölkerte Festland zu verlassen und eine kleine, fast menschenleere Insel aufzusuchen. Die meisten, die *dia* für Zweckbestimmung halten, verstehen es so: Ich war auf der Insel und sollte da sein, um das Wort Gottes und das von Jesu Christo ausgehende und übermittelte Zeugnis zu empfangen. So auch Holzmann: „Veranlassung des Aufenthalts in Patmos. Soll nach der nächstliegenden Stelle 2 ausgelegt werden, so müssen sich beide Ausdrücke auf den zu empfangenden Offenbarungsinhalt beziehen, und *dia* ton etc. ist Angabe des Zwecks, welcher nicht sowohl in einer auf der unbedeutenden Fels Spitze zu übenden Missionspredigt als vielmehr in dem dort zu vermehrenden Wort Gottes und Zeugnis Jesu bestehen würde. Hierfür eignet sich die Einsamkeit des vom Meer umflossenen Eilandes so gut wie die Ufer des Chebar, Hesek. 1, 1. 3, für die Visionen des alttestamentlichen Propheten.“ Die Weimarsche Bibel kennt für das „wegen“ unter dem Einfluß des Traditionellen nur die Angabe des Grundes, kennt aber und läßt als unentscheidbar nebeneinander die verschiedenen Zeitangaben stehen. Im Text sagt sie: „wegen des Bekenntnisses und Predigt des Evangelii von dem heidnischen Kaiser Domitian relegiert und verwiesen“. In einer Anmerkung sagt sie: „Es sind viele, auch alte Lehrer, die zeugen, er [Johannes] habe unter dem Kaiser Nero schon das erste Mal dahin sich begeben müssen.“ Das berührt historische Fragen, worüber der Text keine Entscheidung gibt, worüber schier ganze Bibliotheken füllende Bücher geschrieben worden sind, und worin eine Einigung wohl nicht zu erzielen ist. — „Ich war im Geist an des HERRN Tag.“ „Der Tag des HERRN“ ist eine Bildung analog dem „des HERRN Abendmahl“. 1 Kor. 11, 20. Der Genitiv drückt die Beziehung aus: der Tag, der zu dem HERRN in einer Beziehung steht, ihm gehört und seinem Dienst gewidmet ist. Gemeint ist der erste Wochentag, der Sonntag, welcher als der Gedenktag der Auferstehung des HERRN gefeiert wurde, wie aus 1 Kor. 16, 2; Apost. 20, 7 zu ersehen ist. Ohne Grund hat man den HERRNtag auf den jährlichen Osterfesttag gedeutet und sich auf die von Hieronymus bezugte Erwartung, Christus werde an einem Ostertage, in der Ostervigilie, wiederkommen, berufen oder diesen selbstgedachten

Wahn auf jeden Sonntag übertragen. „Ohne Zweifel war der Ostertag ein trefflicher Tag für die Empfangnahme der Offenbarung, deren Grundgedanke der ist, daß Christus kommen wird, um seine Kirche aus dem Tode zu befreien. Indessen, da es feststeht, daß schon damals das Wochenfest der Auferstehung begangen wurde, so mußte jeder zunächst an dieses denken, wenn er von dem Tage des HERRN hörte, und der Jahrestag konnte nicht schlechtthin so bezeichnet werden, sondern nur mit einem auszeichnenden Beisatze, wie er bei den Kirchenvätern der heilige, der große, der glänzende HERRNtag genannt wird.“ (Hengstenberg.) An einem Sonntag, während also die Christengemeinden zum Gottesdienst versammelt waren, war Johannes im Geiste, gleichbedeutend mit „in Ekstase“, in dem Zustand der Eingestung, in der Verzückung. Da hörte er hinter sich eine große, starke Stimme wie die einer Posaune. Angespielt wird auf den alttestamentlichen Gebrauch, mit einer Posaune das Zeichen der Zusammenberufung der Gemeinde zu geben und anzukündigen, daß der HERR ihr etwas zu sagen habe. Die Stimme, die wir wohl kaum für die Stimme des Engels, sondern Christi selbst zu halten haben, gibt ihm die Weisung, das, was er sieht, in ein Buch zu schreiben und den sieben Gemeinden, die hier nach ihren Lokalitäten genannt werden, zu schicken. „Und ich wandte mich um, die Stimme zu sehen, die mit mir redete.“ Man kann wohl sagen, daß nach biblischem Sprachgebrauch auch das Hören unter dem Sehen im weiteren Sinne mitbegriffen ist. Oder: er will sehen, wem die Stimme angehört, wer der ist, der mit ihm redet. Während er sich umsieht, fällt sein Auge auf Christum, der sich ihm in der Vision zu schauen gibt, aber umgeben von sieben goldenen Leuchtern. Unter den Geräten des Heiligthums befand sich der Leuchter mit sieben Lampen, 2 Mos. 25, 37, und als Bild der Kirche erscheint der Leuchter mit sieben Lampen auch in der Vision des Propheten Sacharja in Kap. 4. Es ist nicht zufällig, daß hier sieben einzelne Leuchter uns entgegentreten. Der Leuchter mit seinen sieben Lampen konnte hier gar nicht stehen. Denn der war seit 2 Mos. 25 für alle Zeiten zum Symbol des Ganzen der Kirche geheiligt. Hier aber ist nicht von dem Ganzen der Kirche die Rede, sondern von sieben einzelnen Gemeinden, von denen Hengstenberg sagt, daß sich in ihnen die Kirche zwar abspiegelt, die aber doch nicht die Kirche sind. V. 20 erklärt der HERR selbst, daß die sieben Leuchter sieben Gemeinden sind. Und mitten unter den sieben Leuchtern sieht er Christum. Er hat eben seinen Gemeinden verheißen, daß er bei seinen Gemeinden, auch der Kleinsten, auch wenn nur zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, immer gegenwärtig ist, Matth. 18, 20. Er ist nicht fern von seiner Gemeinde, sondern in ihrer Mitte. Und jede Gemeinde soll den Trost haben, daß er, ihr Gott und HERR und Heiland, bei ihr drinnen ist und sie deswegen wohl bleiben wird, Ps. 46. Er ist bei ihr mit seinem Segen und mit seinem Schutz. Genannt wird er nicht, aber so beschrieben, daß kein Zweifel aufkommen kann, wer gemeint ist. Schon durch das „einen, der

ähnlich war einem Menschensohne“ wird er unverkennbar bezeichnet. „Mit Unrecht wird das homoion von denen gepreßt, welche daraus schließen wollen, daß nicht Christus, der Menschensohn selbst, sondern ein angelus representans Christum gemeint sei. Es liegt auch nicht der dogmatische Gedanke vor, daß Christus wesentlich mehr als ein bloßer Menschensohn sei, sondern homoion mußte Johannes schreiben, sofern der Typus der Menschensohnsgestalt in der göttlichen Majestät der ganzen Erscheinung zu erkennen war.“ (Düsterdieck.) „Das ‚ähnlich eines Menschen Sohne‘ weist hin auf Dan. 7, 13: ‚Siehe, auf den Wolken des Himmels kam einer wie eines Menschen Sohn‘, und ruft also gleich die erhabensten Vorstellungen hervor. Denn diesem wird dort gegeben die Herrschaft, die Ehre und das Königtum, und alle Völker, Nationen und Zungen dienen ihm, seine Herrschaft ist eine ewige Herrschaft, die nicht vergeht, und sein Königtum geht nicht zugrunde. Schon in dem Ausdruck selbst liegt die übermenschliche Erhabenheit. Denn wenn er einem Menschensohne nur ähnlich ist, so muß bei ihm eine andere Seite des Wesens vorhanden sein, welche weit über das Menschliche hinausgeht.“ (Hengstenberg.) Bekleidet erscheint der Herr, welcher die Seinen zu Priestern und Königen macht, mit der erhöhten Pracht des Hohenpriesters und der Könige. Er trägt das bis auf die Füße reichende Gewand des Hohenpriesters. Doch erscheint auch Gott selber, wie er königlich thront, in einem langen Gewande, Jes. 6, 1, wo seine Säume den Tempel füllen. Dazu kommt der goldene Gürtel, nicht Gürtelschnalle, wie sie nach 1 Makk. 10, 89 den Königen eigen war, sondern ein ganz goldener Gürtel. Hier ist eben mehr als ein irdischer König, hier ist der Fürst der Könige der Erde. Mit dem goldenen Gürtel war er gegürtet um die Brust. „In bezug auf das ‚um die Brust‘ bemerkt Vengel: ‚Wer beschäftigt ist, gürtet sich um die Lenden, Joh. 11, 5. Wer sich aber um die Brust gürtet, befindet sich in feierlicher Ruhe. Jesus hat in seinem Leiden und Tod alles überstanden, und da steht es ihm nun in seiner Klarheit wohl an, daß er an der Brust umgürtet ist. Welch tiefen Respekt sollen wir vor dieser unvergleichlichen Würde im Herzen haben!‘ Allein, schwerlich hat das Gegürtetsein um die Brust die ihm beigelegte Bedeutung. Es ist kaum zu erwarten, daß eine sachlich bedeutsame Abweichung von Daniel stattfinden werde. Christus erscheint hier nicht in Ruhe, sondern in voller Tätigkeit. Nach 2, 1 wandelt er inmitten der sieben Lampen. Die sieben Engel in 15, 6 sind im Dienste um die Brust gegürtet. Nach Josephus (Arch. 3, 7, 2) gürteten sich auch die Priester um die Brust. Es muß das die vornehme Weise sein.“ (Hengstenberg.) — „Sein Haupt und sein Haar weiß, wie weiße Wolle, wie Schnee.“ Dieselbe Vergleichung mit der Wolle und dem Schnee in bezug auf das Weißsein wie Jes. 1, 18. Auch dieser Teil der Beschreibung der Majestät Christi lehnt sich an Dan. 7, 9 an. Die Weiße des Haares bedeutet deswegen weder die Sündenreinheit des irdischen Lebens Christi noch überhaupt die ihm eigene Heiligkeit. Auch wird nicht bloß die

himmlische Lichtnatur bezeichnet. Sondern wie Dan. 7, 9 nicht der Menschensohn, sondern der Alte der Tage geschaut und mit der Weiße seines Haars seine Ewigkeit bezeichnet wird, so wird Christus hier als der Ewige gezeichnet, wie ja von ihm auch dieselben Aussagen gemacht werden wie vom Vater, daß er ist der Erste und der Letzte, der da ist und war und kommt. — „Seine Augen wie Feuerflamme.“ Sie bezeichnen den energischen Charakter seiner strafenden Gerechtigkeit, wie ja nach der gewöhnlichen Symbolik der Schrift das Feuer durchgängig als Symbol der Energie und speziell des energischen Zornes erscheint. Oder mehr hervorhebend, daß es eben Augen sind wie eine Feuerflamme, bleibt näher bei dem Bilde die Deutung auf die mit heiligem Zorn wider alles Unheilige gerichtete Allwissenheit. Zu solchen Flammenaugen gehören und passen auch die Füße. „Und seine Füße ähnlich dem Messing, wie wenn es im Ofen glühend gemacht worden ist.“ Chalkolibanon ist Name eines noch nicht sicher gedeuteten Metalls, ist zweifelhafter Ableitung und Bedeutung. An Weihrauch ist jedenfalls nicht zu denken, da das Vorbild von Dan. 10, 6, nechoscheth kalal, welches die LXX mit chalkos stilbon, glänzendes Erz, Bronze, wiedergibt, auf die Vorstellung des Erzes führt. Sitzig übersetzt es „Ofenerz“. Man hat chalkolibanon als eine vox hybrida, eine Mengform aus dem griechischen chalkos und dem hebräischen laban, weiß, in der Bedeutung weißglühend, genommen oder als „Erz vom Libanon“; oder als Umschreibung des doppelstimmigen elektron, welches Bernstein und eine Metallmischung bezeichnet = aes album, Silbergold, eine Legierung von ca. $\frac{4}{5}$ Gold und $\frac{1}{5}$ Silber, die auch natürlich vorkommt. (Preuschen, Wörterbuch.) Oder man hat den Ausdruck für einen kleinasiatischen Provinzialismus gehalten und „Erzfluß“ übersetzt, was dem Sinne nach angemessen, aber sprachlich nicht zu begründen ist. Hengstenberg übersetzt es „Richterz“. Die Vulgata gab es mit orichalcum, daher Luthers „Messing“. Nestle gibt in seiner Ausgabe des griechischen Neuen Testaments das Partizip dabei pepyromenes, was schlechterdings unkonstruierbar und deswegen unübersetzbar ist. Dürstler registriert unter den Varianten hier diese Form als „einen sinnlosen Schreibfehler, den Lachmann aufgenommen hat“. Tischendorf hat die Form pepyromeno(i), was jedenfalls zu chalkolibano(i) zu beziehen ist. Also ein Metall im Ofen feurig, flüssig gemacht. So sind seine Füße. Wo solche Füße aufgesetzt werden, ist es mit Vegetation und Leben vorbei. Die Angabe dient auch dazu, den ernststen, zornigen Richter zu malen. „Und seine Stimme wie das Rauschen großer, vieler Wasser.“ Die Stimme, womit er seine Feinde innerhalb und außerhalb seiner Kirche schilt und ihnen Einhalt gebietet. „Und haltend in seiner rechten Hand sieben Sterne.“ Die sieben Sterne sind nach der eigenen Deutung in V. 20 Engel der sieben Gemeinden. Die hält er in seiner rechten Hand, zeigt an, daß sie sein Eigentum sind, daß er sie festhält und schützt, wie Joh. 10, 28 seinen Schafen zum Trost und zur Beruhigung gesagt wird, daß niemand sie aus seiner Hand reißen soll. Weniger ist daran

zu denken, daß zugleich niemand sie, diese Engel, retten kann, wenn er sie strafen will. Inmitten der Leuchter wandelt er gnädig waltend und schirmend, furchtbar nur für seine und seiner Kirche Feinde. Freilich er kann auch den Leuchter einer treulosen Gemeinde umstoßen oder auch einen Stern wegwerfen, 2, 5. „Aus seinem Munde ein scharfes zweischneidiges Schwert hervorgehend.“ Das Schwert ist zur Strafe, zur Rache über die Übeltäter, Röm. 13, 4. Und ein scharfes und gar noch zweischneidiges Schwert trägt der Herr nicht umsonst. Und das Schwert geht aus seinem Munde, ist sein Wort, der Odem seines Mundes. Das ist natürlich plastische Darstellung der göttlichen Macht Christi, nach welcher er mit dem Stab seines Mundes oder dem Odem seines Mundes den Gottlosen und Widersacher tötet, Jes. 49, 2; 11, 4; 2 Thess. 2, 8. „Und sein Ansehen, Anblick, wie die Sonne scheint in ihrer Kraft.“ Opsiis, nicht das Angesicht, sondern der Anblick, das Aussehen überhaupt. Abgeschlossen wird die Schilderung nicht mit einem Einzelzuge, sondern so, daß die ganze Gestalt wie mit Sonnenglanz umgeben, wie Sonnenstrahlen selbst, erscheint. Die Sonne glänzt in ihrer Kraft, wenn ihr Licht am stärksten ist. Am natürlichsten ist da der Gedanke an die Mittagszeit oder auch oder besser, und das noch dazu: in ihrer Kraft scheint die Sonne, wenn weder Nebel noch Wolken ihre Strahlen hemmen.

Der Eindruck der majestätischen Erscheinung des Herrn. „Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie ein Toter.“ Die Wirkung ist ein tödlicher Schreck. Das ist immer die erste Wirkung, wenn ein sündiger Mensch Gott und göttliche Herrlichkeit zu schauen bekommt. Die Magd Hagar war nicht die einzige, die sich wunderte, am Leben geblieben zu sein, nachdem sie Gott gesehen hat, wo der Engel des Herrn ihr erschienen war, 1 Mos. 16, 14. Als Jesaja, dem Propheten, das geschah, daß er im Geist den Herrn sitzen sah, da überwältigte ihn auch der Eindruck, wie es bei einem sündigen Menschen natürlich ist. „Da sprach ich: Wehe mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen“, Jes. 6, 5. Aber dazu ist der Herr dem Johannes nicht erschienen, um ihn mit dem Anblick seiner Majestät zu schrecken und zu töten, sondern auch das Majestätische und Furchtbare seiner Erscheinung soll Johannes trösten und stärken. Dem Johannes soll sich dabei das Doppelte einprägen: mit dem haben es die Feinde zu tun, und der ist seiner Kirche Schutzwehr. Deswegen redet er ihm tröstend und ermunternd zu. „Und er legte seine Rechte auf mich, indem er sagte: Fürchte dich nicht; ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Und ich war tot, und siehe, ich bin lebendig in alle Ewigkeit und ich habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.“ Der Herr tröstet seinen zum Tode erschrockenen Knecht und richtet ihn wieder auf. Durch seinen tröstlichen Zuruf, der so oft an Erschrockene erging, z. B. Luf. 1, 13, 20; 2, 10 u. ö.: „Fürchte dich nicht!“ benimmt er ihm die Furcht und erfüllt sein Herz mit zuversichtlichem Vertrauen.

Daß er ihm dabei seine rechte Hand auflegt, war, ähnlich wie bei den Heilungswundern, ein begleitendes freundliches Zeichen der eigentlich durch das Wort dargebrachten Hilfe. Er gibt auch die Gründe an, warum Furcht hier nicht am Platze ist, sondern sehr energisch das Gegenteil: „Ich bin der Erste und der Letzte.“ Dasselbe, was Jes. 44, 6 Jehovah von sich sagt, gilt auch von Christo: „Ich bin der Erste und der Letzte, und außer mir ist kein Gott.“ Von ihm und zu ihm ist alles, was geschaffen ist. Denn im Anfang war das Wort, und alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist, Joh. 1, 1—3. Er, der zu Anfang da war, wo alle Dinge erst ihren Anfang nahmen, der ist und bleibt auch als der Letzte auf dem Plan, wenn alles daniederliegt und vergeht. Und er ist der Lebendige, der Lebendige schlechtweg, der Leben hat und Leben gibt. „Wie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber“, Joh. 5, 26. „Also auch der Sohn macht lebendig, welche er will“, B. 21. Ja er ist selber die leibhaftige Auferstehung und das Leben selbst. Wer an ihn glaubt, wird leben, ob er gleich stirbe, und wird nimmermehr sterben, Joh. 11, 25. 26. „Ich war tot.“ Aber bedenke: warum? Des Menschen Sohn gibt sein Leben zu einer Erlösung für viele, Matth. 20, 28. Wir sind Gott versöhnt durch den Tod seines Sohnes, Röm. 5, 10. Er ist um unserer Sünde willen dahingegeben, Röm. 4, 25. Das er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu e i n e m Mal, Röm. 6, 10. „Ich war tot.“ Das liegt jetzt hinter mir, und ich „bin lebendig in alle Ewigkeit“. Ich bin siegreich aus der Karfreitagsschlacht wiedergekehrt; ich habe mein Leben gelassen und wieder genommen, Joh. 10, 18. Christus, von den Toten erweckt, stirbt hinfort nicht; der Tod wird hinfort über ihn nicht herrschen. Er ist einmal, ein für allemal, der Sünde gestorben und lebt jetzt Gotte, Röm. 6, 9. 10. Ich habe die Sünde, das Grundübel, das, was der Sünde den Nacken steifte, die Kraft der Sünde, das Gesetz, 1 Kor. 15, 56, den Tod, der Sünde Sold, Röm. 6, 23, mit samt dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel, Hebr. 2, 14, aus dem Weg geschafft, den Tod mit seinem ganzen Zubehör verschlungen in den Sieg, 1 Kor. 15, 55. Ich habe, als der Gestorbene und Auferstandene, die Schlüssel des Todes und der Hölle, des Hades, der verderblichen Macht, die hinter dem Tode einherzieht, den Tod wirklich zum Tode, zum Sterben und Verderben macht — dazu habe ich den Schlüssel, habe unumschränkte Macht über das alles, kann auf- und zuschließen, kann selig machen und verdammen. Ich kann davor bewahren, daraus erlösen, aber auch dahinein verstoßen, und bei meinem Urteil hat es sein Bewenden.

Nun wird dem Johannes der Auftrag: „Schreibe nun!“ Das logische Nun; nun, weil es so steht, weil ich der bin, wie ich gesagt habe, und weil ich dies befehle, so schreibe nun, was du gesehen hast, und was ist und werden soll danach. Zweierlei hat Johannes gesehen: was ist, Gegentwärtiges, gegenwärtige Verhältnisse, und Zukünftiges, was nach

diesem geschehen soll. Beides soll er schreiben. Ersteres tut er besonders in den sieben Sendschreiben, letzteres in all den Verheißungen und Drohungen in den Briefen und durch das ganze Buch hin. Zumal dies: „Das Geheimnis der sieben Sterne, die du gesehen hast in meiner rechten Hand, und die sieben goldenen Leuchter.“ Erklärend wird ihm gleich gesagt: „Die sieben Sterne sind Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden.“ Nicht nur diese abstrakte Deutung soll er schreiben, sondern was er an diesen Dingen geschaut hat, daß der Herr nämlich die sieben Sterne in seiner rechten Hand festhält und schützt, und wie er inmitten der Leuchter steht und wandelt, immer bei ihnen ist als ihr Gott und Heiland, als ihr Schützer und Richter wider ihre Feinde. Das tut er durch das ganze Buch hin, zeigt, wie der Herr zu allen Zeiten und in allen Tagen bei seiner Kirche ist, bis das Ende kommt, alle Feinde unter dem Schemel seiner Füße liegen und er seine Braut heimholt zur Hochzeit des Lammes.

Nun kommen die sieben Sendschreiben. Diese sind gleichartig angelegt. Die Anlage, die parallele Disposition entfaltet Bengel so: „Das Konzept der sieben Briefe ist durchgehends gleich. Denn in einem jeden ist: 1. ein Befehl, einem Engel einer Gemeinde zu schreiben; 2. ein herrlicher Titel Jesu Christi; 3. eine Anrede an den Engel der Gemeinde, darin enthalten ist a. ein Zeugnis von dessen gegenwärtigem vermischtem oder bösen oder guten Zustande, b. eine Ermahnung zur Buße oder zur Beständigkeit, c. eine Ankündigung dessen, was geschehen wird, allermeist der Zukunft des Herrn; 4. eine Zusage für den Überwindenden samt dem Erwedungsworte: ‚Wer Ohren hat‘ usw. Die Titel, welche der Herr bei dem Anfange aller Briefe führt, sind sehr prächtig, wie denn auch das Wort ‚Das sagt‘ die höchste Majestät anzeigt, wie im Alten Testament: ‚So spricht der Herr.‘“

E. P.

(Fortsetzung folgt.)

Luther als der Vater des evangelischen Kirchenliedes.*)

Es gewährt einen gewaltigen Eindruck, wenn man die Geschichte des christlichen Gesanges überblickt. Man erkennt, wie zu allen Zeiten der Glaube an den lebendigen Gott reiche Liedesquellen eröffnet hat. Wenn dem Menschen die Herrlichkeit der Erlösung aufgeht, daß er ihre beseligende Kraft an sich selber inne wird; wenn die großen Taten

*) Der Verfasser der folgenden Darstellung ist D. Paul Althaus, Privatdozent an der Universität Göttingen. Mit nur geringen Änderungen und etlichen Streichungen kommt dies Schriftchen hier zum Abdruck. Ich muß hier bekennen, daß die dankbare Freude über unsern Luther bei mir kein Ende nehmen will. Auch was das Kirchenlied betrifft, steht er einzigartig da. Die herrlichsten und unvergänglichsten Lieder unserer Kirche stammen von ihm. Allen folgenden Kirchen-

Gottes die Saiten seines Herzens in Schwingungen versetzen und zur Geschichte seines persönlichen Lebens werden, dann wird in dem erregten Gemüte eine Fülle hervorgerufen, die sich im Liede offenbaren und die in der Brust erwachten Töne wieder hinausfliegen will im Gesang. Aus dem übergelassenen Herzen, das von seinem Gott ergriffen ist, bricht in unwillkürlichem Drange das geistliche Lied heraus: es ist die lebendige Ihrische Durchdringung der Heilswahrheit mit der Erfahrung des menschlichen Gemütes; es ist der Widerhall des tiefsten religiösen Erlebnisses im Gewande der rhythmischen Rede, im festlichen Klange der Melodie. Auch der schlichteste Mensch, sobald er sein Inneres dem Evangelium erschließt und die Liebe und Freundschaft Gottes in sich aufnimmt, wird unbewußt mit poetischen Kräften erfüllt. Ein wahrhaft frommer Christ, so hat man mit Recht gesagt, ist ein lebendiges Gedicht. Was Luther in seinem Erstlingsliede singt: „Der Sommer ist hart vor der Tür, Der Winter ist vergangen, Die zarten Blumen gehn herfür“, das gilt auch von den geistlichen Liedern. Wie mit Naturnotwendigkeit wachsen diese zarten Blumen aus dem Acker der Christenheit hervor, sobald der Sonnenschein und fruchtbarer Regen von oben über ihn kommt. Überall sehen wir sie sprießen, von den Psalmen und Hymnen der ersten Jahrhunderte an bis zu den kernigen Weisen der reformatorischen Tage. Kein Winkel des großen Feldes der Kirchengeschichte ist ihrer ganz beraubt.

Unter allen christlichen Nationen aber ist kein Volk mit einer reicheren Liederfülle gesegnet als das deutsche. Des Deutschen Gemütsinnigkeit, sein tiefes Sinnen, seine kindliche Art und schlichte Frömmigkeit, seine angeborene Dichtergabe und Sangeslust, sie befähigen ihn vor andern, das innerlich Empfundene im Liede auszu-

liedern haben sie das Gepräge gegeben. Seine Lieder bilden die Norm, nach der man ihre kirchliche Echtheit prüfen kann. Er hat in dem Evangelium von der freien Gnade Gottes die rechte Quelle angebohrt und aufgetan, aus der allein alle wahrhaft geistlichen und gottwohlgefälligen Lieder fließen. Er ist es auch, der das geistliche Lied zu einem wesentlichen Bestandteil unsers Gemeindegottesdienstes erhoben hat. Zugleich bezeugen die Lutherlieder (sowie auch der ganze Liederstrom, den sie ausgelöst haben), und zwar so gewaltig wie sonst wohl nichts anderes, daß die Reformation nicht, wie die Römlinge verleumden, im Grunde eine weltliche Interessenfrage war, sondern eine religiöse Angelegenheit, wie sie nirgends reiner und realer seit den Tagen der Apostel in die Erscheinung getreten ist. Zugleich freuen wir uns gerade auch darüber, daß solche Stimmen wie die hier von Althaus mitgeteilte von Deutschland kommen. Wo man so noch schreiben kann, wie das hier der Fall ist, da muß sich noch bei den Schreibern sowohl wie ihren Lesern ein gut Stück echten Luthertums finden. Wie sollten auch die Deutschen ihres Luthers vergessen, für die er gelebt, gekritten und so Großes getan hat! Ist es doch nach dem großen Zusammenbruch, ja gerade durch denselben wieder sonnenklar geworden, daß Luther der weitaus größte Mann ist, den Gott je dem deutschen Volke und seit der Reformation der ganzen Welt gegeben hat.

J. B.

sprechen und Gottes Heilstaten im Gesange zu feiern. Das geistliche Lied ist wie kaum etwas anderes das zuverlässigste Erkennungsmerkmal der deutschen Frömmigkeit. Die Eigenart des religiösen Lebens dieses Volkes spiegelt sich nirgends deutlicher wider als in seinen Liedern. Und sie sind nie ganz verstummt. Wie spärlich auch im Mittelalter die Segnungen des göttlichen Wortes dem Volke zugemessen waren, wie daher zuzeiten die Erkenntnis des Heils in Christo schwer verkümmert war, so brach doch auch damals das Wenige, was das Volk von der Wahrheit des Evangeliums erfaßt hatte, in Liedern hervor. Es ist ein hohes Ehrenzeugnis, welches der römische Heilige Franziskus dem deutschen Volke gibt, als er im Jahre 1221 die auf dem Ordenskapitel versammelten Mönche also anreden ließ: „Meine Freunde, es gibt eine gewisse Gegend, Deutschland genannt, wo Christen wohnen, und recht fromme, welche, wie ihr wißt, oft in unser Land mit langen Stäben und großen Stiefeln bei der heftigsten Sommerhitze im Schweiß gebadet pilgern und die Schwellen der Heiligen besuchen und Loblieder singen Gotte und seinen Heiligen.“ Von unserm deutschen Volke sagt der Dichter August von Platen: „Sooft im erneuernden Umschwung, In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, Klang auch ein germanisches Lied nach.“ Und immer sind es auch religiöse Lieder gewesen, in denen das deutsche Volk, wenn ihm in bewegter Zeit das Herz zum Überfließen voll war, seine großen Erlebnisse besang. Welch einen Reichtum solchen Volksgefanges erzeugte nicht die Zeit der Kreuzzüge, als die Sehnsucht sich nach dem Lande richtete, in welchem die Füße des Heilandes gewandelt waren; als Bernhard von Clairvaux an den Ufern des Rheins entlang seine Kreuzpredigt hielt und schwärmerische Begeisterung die deutsche Nation entflammete! Ein Mönch aus dem Reisegefolge Bernhards beklagte in einem Briefe an den Bischof Hermann von Konstanz, daß der Volksgesang aufgehört habe, sobald sie die Gegenden Deutschlands verlassen; „denn“, so fügt er hinzu, „das romanische Volk hat keine Lieder nach Art eurer Landsleute, worin es Gott Dank sagen könnte“. Als im 14. Jahrhundert der schwarze Tod durch die Lande ging und unzählige Menschen durch die grauenvolle Pestilenz dahingerafft wurden, sprach das Wuhgefühl des erschrockenen Volkes sich in deutschen Liedern aus. Die Geißelbrüder zogen von Ort zu Ort, und wenn sie mit ihren buntgewirkten Fahnen unter dem Geläute der Glocken je zwei und zwei in die Städte und Dörfer eintraten, stimmten sie ihre ernsten, ergreifenden Weisen an, wie diese: „O HERR Vater Jesu Christ, Wann du allein ein HERR bist, Du hast uns die Sünde Macht zu vergeben: Nu gefrist uns hie unser Leben, Daß wir beweinen deinen Tod. Wir klagen dir, HERR, all unser' Not.“

So war der geistliche Volksgesang schon lange vor der Reformation eine Macht unter dem deutschen Volke geworden. Aber er mußte noch außerhalb des Gottesdienstes seinen Platz suchen. Zwar zeigte sich von

jeder ein starkes Bedürfnis im Volke, in den kirchlichen Versammlungen sich im gemeinsam gesungenen Liede zum Beten und Loben zu vereinigen; aber geflissentlich befriedigte man es nicht. Seit Gregors des Großen Anordnung war den Laien jegliche selbsttätige Anteilnahme am Gottesdienste abgesprochen. Solange das Lateinische ausschließlich die liturgische Sprache war, konnte vom Gemeindegesang keine Rede sein. „Das Volk soll“, wie der Abt Birminus sagt, „schweigend beten und nur im Herzen singen.“ Der ganze staunenswerte Reichtum der kunstvollen und klangvollen lateinischen Kirchenpoesie, den das Mittelalter hervorgebracht, kam der großen Menge nicht zugute, er blieb für sie ein unverständener und unbrauchbarer Schatz — wie hätte das fremdsprachige Lied jemals der Ausdruck für die tiefste Herzensbewegung der feiernden Gemeinde werden können! Schweigend hatte sie den wohl-lautenden Klängen der lateinischen Hymnen und Sequenzen, welche allein von dem Priester und dem Chöre der Kleriker gesungen wurden, zuzuhören. Nur das Rufen des Kyrieleison ward ihr verstattet.

Da mußte das Volk anderweitig üben, was man in der Kirche ihm versagte. Es sang bei allem, was das Herz ihm bewegte. Es sang Lieder deutscher Zunge, deren wir zum Teil heute noch beim gottesdienstlichen Gebrauche uns erfreuen. Diese Lieder geben sich als volkstümliche Ausbauten jenes uralten griechischen Dittrufes „Kyrie, eleison!“ zu erkennen. „Kyrie, eleison!“ war unsern Altvordern der Bitt- und Huldigungsruf zu Christus, dem gabenreichen Heerkönig, wie ihn die Frömmigkeit der jungen deutschen Volksstämme sich am liebsten nahebrachte. Es ertönt bei den Wittgängen der Landleute durch die Fluren, bei den Wallfahrten und kirchlichen Prozessionen. Es jubelt bei festlichen Einzügen, es klagt an den Gräbern und schallt beim blutigen Angriff über das Blachfeld hin. Der Hirte stimmt es an, wenn er hinter seiner Herde auszieht, und wenn er sie heimtreibt, und die deutschen Schiffer ziehen ihre Straße mit dem Gesange des Kyrieleison auf den Lippen. Hier liegt die Wurzel des deutschen Kirchenliedes.

Etwa um dieselbe Zeit, als Notker der Stammler den ursprünglich textlosen Melodien der sogenannten Jubili lateinische Texte unterlegte und so die lateinischen Sequenzen schuf, fing man an, auch die oft lang ausge dehnten Töne des Kyrieleison mit deutschen Worten zu bekleiden. So entstanden die „Leisen“, kurze, zumeist vierzeilige deutsche Strophen, die in den Refrain „Kyrie, eleison!“ ausklangen. Die spätere Zeit bildete die Leise zu förmlichen Volksliedern aus und nach deren Vorbild auch die in den Volksmund übergehenden Sequenzen. Wir zählen sie noch heute zu den Schätzen unserer kirchlichen Gesänge: „Gelobet seist du, Jesu Christ“, „Christ ist erstanden von der Marter alle“, „Christ fuhr gen Himmel“, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“, „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott“, „Gott sei gelobet und gebenedeiet“, „Gott der Vater wohn' uns bei“ u. a. Das sind die Lieder, an denen sich die Flamme des evangelischen Kirchenliedes entzündet hat. Die Refor-

mation fand sie als eine lebendige Macht im Volke vor und eignete sie sich an.

Als das Treffen bei Sempach beginnen sollte, hörte das österreichische Heer die Schweizer drüben auf den Knien liegend das alte Kampfes- und Sterbelied von St. Gallen anstimmen: „In Mittel unsers Lebens Zeit Im Tod seind wir umfangan: Wen suchen wir, der uns Hilfe geit, Von dem wir Hulb erlangen, Dann dich, Herr, alleine? Der du um unsrer Missetat Rechtlichen zürnen tuft. Heiliger Herr Gott, Heiliger und starker Gott, Heiliger und barmherziger Heiler, ewiger Gott, Laß uns nit Gewalt tun des bitteren Tods Not! Kyrie, eleison!“ In der Schlacht bei Frankenhausen standen die armen, verführten Bauern und sangen, während die Geschütze der Fürsten schon auf sie gerichtet waren: „Nu bitten wir den Heiligen Geist Um den rechten Glauben allermeist, Daß er uns behüte an unserm Ende, Wann wir heim sollen fahr'n aus diesem Elende. Kyrieleis!“ Wie viele solcher Züge, an denen die ungemeine Volkstümlichkeit des geistlichen Volksliedes vor der Reformation deutlich erkennbar wird, sind uns aus jenen Tagen aufbewahrt!

Aber in der Kirche sollte das Volk seine Stimme nicht erheben dürfen. Als ein selbständiger und wesentlicher Bestandteil des christlichen Gottesdienstes sollte das Lied deutscher Zunge nicht gelten. Wohl gewahren wir ein Ringen und Mühen, ein Wogen und Gären, welches Einlaß in das Heiligtum begehrte. Und dieses Mühen ist nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Unter dem Schutze volksfreundlicher Priester haben einzelne deutsche Strophen Eingang in den Gottesdienst gefunden und dort ihren Platz, wenigstens eine Zeitlang, ungestört behauptet. Die Mutter Kirche ließ es nachsichtig geschehen. An jedem der großen Hauptfeste durfte die Gemeinde nach dem Schlusse der Predigt ihr canticum vulgare anstimmen — es sind die Vorboten, die den neuen Liebesfrühling ankündigen. Aber um das deutsche Christenvolk wieder ganz in die ihm vorenthaltenen priesterlichen Rechte einzusetzen und dem Gemeindegesange ein volles Heimatsrecht in der Kirche zu sichern, dazu bedurfte es einer mächtigeren Bewegung, nicht von außen her, sondern von innen heraus, einer Bewegung, welche das gesamte religiöse und gottesdienstliche Leben bis in seine Tiefen aufrührte und neu gestaltete. Das deutsche Kirchenlied konnte erst aus der deutschen Reformation geboren werden.

Als Luther sich gegen die geistliche Gefangenschaft der Kirche erhob und seinem Volke den Weg wies, auf dem es, ohne über Rom zu gehen, unmittelbar seinem Gotte nahen konnte, um von ihm Vergebung und Heil zu empfangen, da erscholl ihm ein freudiges Jauchzen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes entgegen. Das war die Stimme, auf die man lange gewartet hatte. Man erkannte, das sei ein Mann, von Gott gesandt. Die Freude ward wieder empfunden, die der alte Simeon empfand, als er nach langem Harren das Christuskind

auf seinen Armen hielt. Das Evangelium ward wieder gepredigt, das Wort lief wieder durch die Lande, ein frischer Gottesatem durchwehte das Volk, der Heilige Geist hatte die Menschengeister erfasst. Es war alles neu geworden. Jetzt mußte auch der Kirchengesang neu werden. Mit der wiedererwachten Predigt des lautereren Evangeliums zog ein neuer Sangeszug über Deutschland herauf.

Schon hatte die freudige Zustimmung zu Luthers Wort und Tat im Volksliede Ausdruck gefunden. Es war Hans Sachs, der Nürnberger Meisterfinger, welcher in seinem poetischen Grusse an die „Wittenberger Nachtigall“ seinen Wächterruf ertönen ließ: „Wacht auf, es naht gen dem Tag, Ich hör' singen im grünen Hag Ein' wunnigliche Nachtigall, Ihr' Stimm' durchklinget Berg und Thal. Die Nacht neigt sich gen Okcident, Der Tag geht auf vom Orient, Die rotbrünstige Morgenröt' Her durch die trüben Wolken göt.“ Da griff Luther selbst in die Saiten. Und das erste Lied, das er gesungen, beginnt mit den Worten, die man als Überschrift über sein ganzes Werk setzen könnte: „Ein neues Lied wir heben an, Das walt' Gott, unser Herr, Zu singen, was Gott hat getan Zu seinem Lob und Ehre.“ Was der alttestamentliche Psalmsänger ausspricht: „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien. Er hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben, zu Loben unsern Gott“, das war Luthers eigenstes Erlebnis geworden, das legte auch ihm den neuen Psalm auf die Lippen. Wie Morgenglocken nach langer, dunkler Nacht, so erklangen seine Lieder in die Herzen der Christenheit hinein und verkündigten den Anbruch eines neuen Tages.

Und das deutsche Volk hat seine Lieder voll Dank und Freude aufgenommen und mit Inbrunst nachgesungen. Aus ihnen hat die evangelische Gemeinde Jahrhunderte hindurch ihre geistliche Nahrung gezogen, an ihnen sich religiös gebildet und gestärkt. Sie sind ihr Ja und Amen gewesen zum reinen und ganzen Evangelium, mit dem Luther sie beschenkt hatte. Sie haben ihr als Wehr und Waffen gedient in den dunklen Tagen der Verfolgung und Demütigung. Sie legten ihr die rechten Worte in den Mund auf den Höhepunkten des kirchlichen Lebens wie in den Zeiten der Trübsal, in den Gottesdiensten wie daheim im Kämmerlein; sie wurden ihre vertrauten Freunde und Tröster beim Beicht- und Abendmahlsgang, auf dem Sterbelager und an den Gräbern ihrer Heimgegangenen. Wer die deutsche Reformation verstehen will und das eigentümliche Leben, das in unserer Kirche lebt, das Geheimnis ihrer Siege, den Reichtum ihrer Segensfülle, der darf an Luthers Liedern nicht vorübergehen. Sie sind der unmittelbare Niederschlag ihrer tiefsten Erlebnisse, der lebendige Ausdruck der neugewonnenen Heilserkenntnis, des neugewekten Glaubens, des neuen Gemeinschaftsverhältnisses des begnadigten Christenmenschen zu seinem Gott. Hier liegen die Wurzeln ihrer Kraft, mit der sie die Herzen gewonnen haben. Aus dem neuertwachten geistlichen Leben war das neue

evangelische Lied hervorgequollen, und durch das neue Lied wuchs mächtiger und fröhlicher das neue Leben.

So meinte es Luther, als er im Jahre vor seinem Tode schrieb: „Also ist nu im Neuen Testament ein besser Gottesdienst, davon hie der Psalm sagt: ‚Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Welt!‘ Denn Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubet, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen, daß es andere auch hören und herzukommen. . . . Darum tun die Drucker sehr wohl daran, daß sie fleißig gute Lieder druden und mit allerlei Bierge den Leuten angenehm machen, damit sie zu solcher Freude des Glaubens gereizet werden und gerne singen.“

Dieser Aufforderung bedurfte es gar nicht; denn schon lange gingen die neuen Lieder unter das Volk, nicht nur in Sammlungen, sondern auch als fliegende Blätter. Mit unglaublicher Schnelle, wie auf unsichtbaren Fittichen getragen, flogen sie über alle deutschen Gauen hinaus — stumme und doch so beredte Zeugen der Reformation. Fahrende Schüler und Sängler stimmten sie auf den Straßen und Märkten an, und wo sie gesungen wurden, loderte die Flamme heiliger Begeisterung mächtig auf. Luthers Lieder waren wie lebendige Samentkörner, die überall triebkräftig und befruchtend auf den Boden heilsbegieriger und heilsempfänglicher Herzen fielen. „Es haben“, so beklagt sich der Jesuit Congelius bitter, „Luthers Lieder mehr Seelen gemordet als seine Schriften und Predigten.“ Und der spanische Karmeliter Thomas a Jesu bezeugt: „Wunderbar, wie so gewaltig die Lieder Luthers die lutherische Sache gefördert haben! Nicht nur die Kirchen und Schulen hallen von ihnen wider, sondern auch die Häuser, die Werkstätten, die Märkte, die Straßen, die Felder. Denn sie sind im Gebrauch bei Leuten aller Art. Man singt sie zum Troste in der Not, zur Erleichterung bei der Arbeit, zur Unterhaltung in freien Stunden.“

Daß diese Schilderung durchaus zutreffend ist, steht außer Zweifel. Ihre geschichtliche Wirklichkeit ließe sich durch unzählige Zeugnisse belegen. Aber nicht darum ist es uns jetzt zu tun. Wir besinnen uns vielmehr darauf, daß dieser unvergleichlich kostbare Schatz noch heute in unserm Besiz ist und von dem evangelischen Christenvolke hoch und wert gehalten wird. Feiern wir darum das Gedächtnis des Reformators, so gedenken wir dabei zugleich in Dankbarkeit des Vaters des evangelischen Kirchenliedes. Er verdient diesen Ehrentitel in mehrfacher Hinsicht: nicht nur, sofern er unsere Kirche mit dem reichen Schätze selbstgedichteter Lieder beschenkt und durch sie aller geistlichen Dichtung der Folgezeit die unauslöschlichen Spuren seines Geistes und seiner Kraft aufgeprägt hat, sondern auch, sofern er das geistliche Lied als einen unentbehrlichen Wesensbestandteil dem Gottesdienste der Gemeinde einverleibte. Durch Luthers reformatorische Tat ist die eban-

gelische Kirche zur singenden Kirche geworden, die Kirche des Wortes zur Kirche des Liedes, in der nach des Apostels Wort die „geistlichen, lieblichen Lieder“ (Kol. 3, 16) im Schwange gehen.

Soweit wir nach der Veröffentlichung der Lieder Luthers zu urteilen imstande sind, scheint seine dichterische Begabung erst verhältnismäßig spät, und zwar zunächst gelegentlich, erwacht und ihm selber zum Bewußtsein gekommen zu sein. Ob er sich schon in früheren Jahren dichterisch versucht hat, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls können wir vor dem Jahre 1523 kein Lied von ihm nachweisen. Aber alle Voraussetzungen zum dichterischen Schaffen waren in seiner reich veranlagten Persönlichkeit gegeben. Sein offener Blick, sein sinnendes Auge, dem auch das Kleine und Kleinste nicht entging, sein tiefes, empfängliches Gemüt, das alle Eindrücke innerlichst verarbeitete, eine gewaltige innere Kraft, gepaart mit kindlicher Schlichtheit und Zartheit, Unmittelbarkeit und Innigkeit — das alles sind Eigenschaften, die ihn in ungewöhnlichem Maße zum Dichter befähigt erscheinen lassen.

Dazu kam seine ausgesprochene musikalische Veranlagung. Luther besaß nicht nur eine warme Liebe zur Musik und zum Gesang, sondern ein wirkliches musikalisches Verständnis, und im Spielen der Quersflöte brachte er es zu einer künstlerischen Fertigkeit. Das Singen schöner Lieder, das er schon als Kurrendeschüler zu Eisenach geübt hatte, die Pflege edler Hausmusik sind ihm zeitlebens ein persönliches Bedürfnis geblieben. Die Musik war ihm keineswegs eine bloße Liebhaberei, sondern eine hohe und hehre Kunst, die mit ganzem Ernste getrieben sein will. „Musikam habe ich immer liebgehabt; ich wollte mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen.“ Er sah in ihr eine wundervolle Gottesgabe, der „nächst der Theologie die höchste Ehre zu geben sei“. Wie oft hat er in den dunklen Zeiten der Anfechtung und der inneren Kraftlosigkeit ihre tröstende, heilende, erhebende Macht an sich selbst erfahren!

Aber auch an ganz bestimmten Merkmalen, die Luthers außerordentliche poetische Begabung schon lange vor dem Erscheinen seiner Lieder bekundeten, fehlt es nicht. Sie treten uns in seinen gesamten Schriften unverkennbar entgegen. Welch eine Beherrschung der Sprache, welch feines Stilempfinden, welch ein lebendiges Gefühl für volkstümlich-fernhafte Rede, welche Gestaltungskraft, welch ein Reichtum an treffenden Bildern und Vergleichen stehen ihm zu Gebote! Wir finden unter seinen prosaischen Schriften überall Stellen, die, ohne in gebundener Rede einherzugehen, durch den Wohlklang des Ausdrucks, durch den natürlichen Rhythmus der Sprache und das Ebenmaß der Satzglieder Erzeugnisse von wahrhaft poetischer Schönheit und sprachlicher Vollendung darstellen und den gottbegnadeten Dichter verraten. Nirgends liegen diese Kennzeichen vielleicht deutlicher zutage als in seiner Bibelübersetzung. Wer so wie Luther es verstanden hat, sich in den eigentümlichen Geist und Ton der Psalmen und der sonstigen biblischen

Lieder einzuleben, daß er sie getreu in ihrer Eigenart wiedergibt und sie dabei doch in deutsches Idiom umzusetzen vermag, der verfügt über ein besonders hohes Maß dichterischer Kraft.

Gleichwohl war es nicht ein rein poetischer Drang, nicht der überschwang lyrischen Empfindens, welchem Luthers Dichtungen ihren Ursprung verdanken. Erst als infolge eines besonderen Ereignisses eine große seelische Erschütterung den schlummernden Dichtergenius weckte und ihn zur Entfaltung seiner Gabe gleichsam zwang, entströmte ihm sein erstes Lied. Dieses besondere Ereignis aber betraf nicht sowohl seine eigene Person, sondern es steht im engsten Zusammenhange mit der Sache der Reformation, für die er lebte. Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1523. Luther hatte die schmerzliche Nachricht von dem Märtyrertode der beiden Augustinermönche von Antwerpen, Johann Esch und Heinrich Voës, erhalten. Am 1. Juli 1523 waren sie auf dem Markte zu Brüssel verbrannt. Diese Botschaft ist von unbeschreiblicher Wirkung auf den Reformator gewesen. Heilige Freude, sieghafte Glaubenszuversicht erfüllt ihn. Er sieht die Zeiten der ersten Christen wiedergekommen. Gott selbst hat die Wahrheit des Evangeliums mächtig besiegelt, indem er ihm Blutzegen schenkte. „Gott sei gelobt und in Ewigkeit gebenedeiet, daß wir es erlebt haben, rechte Heilige und wahrhaftige Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher so viele falsche Heilige erhoben und angebetet haben“, schreibt er an die Christen in den Niederlanden. Er preist sie selig, daß es ihnen vor aller Welt gegeben sei, die ersten zu sein, die um Christi willen Schande und Schaden, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit leiden. „Und nun seid ihr so voller Frucht und Stärke geworden, daß ihr das Evangelium auch mit eigenem Blute begossen und bekräftigt habt, indem bei euch zwei edle Kleinode Christi zu Brüssel ihr Leben geringgeachtet haben, damit Christus mit seinem Wort gepriesen würde.“ Man spürt es diesem Sendschreiben an: alle Saiten seines Innenlebens sind in ihm wachgerufen. Wie eine feurige Blut der Begeisterung lodert es in ihm auf, und das Frohlocken seiner Seele gestaltet sich in ihm unwillkürlich zu einem Liede. Es beginnt im Tone des Jubels: „Ein neues Lied wir heben an, das walt' Gott, unser HErr, zu singen, was Gott hat getan zu seinem Lob und Ehre“, und es schließt mit der triumphierenden Strophe: „Wir sollen Gott danken darin: Sein Wort ist wiederkommen. Der Sommer ist hart vor der Tür, Der Winter ist vergangen, Die zarten Blumen gehn herfür. Der das hat angefangen, Der wird es wohl vollenden.“

Zwar ein Kirchenlied im eigentlichen Sinne ist es noch nicht, sondern ein balladenartiges Volkslied, wenn auch geistlichen Charakters. Luther erzählt der Christengemeinde in epischer Anschaulichkeit den Hergang der Hinrichtung. Aber es schlägt den Ton des freien evangelischen Volksliedes, der sämtlichen Dichtungen Luthers eigen ist, in so glücklicher, frischer und vollkräftiger Weise an, daß es für die weitere Ent-

wicklung desselben von größter Bedeutung wurde. Der Eindruck auf die Zeitgenossen war ein gewaltiger. Es erfüllte sich vollständig an ihm, was Luther darin prophezeite: „Die Äschen will nicht lassen ab, Sie stäubt in allen Landen. Sie hilft kein Bach, Loch, Grub' noch Grab, Sie macht den Feind zuschanden. Die er im Leben durch den Nord Zu schweigen hat gedrungen, Die muß er tot an allem Ort Mit aller Stimm' und Zungen Gar fröhlich lassen singen.“

Können wir dieses Erstlingslied einem feierlichen Präludium vergleichen, in welchem die festlichen Töne und Motive bereits vordeutend anklingen, die alsbald von der evangelischen Gemeinde angestimmt werden sollten, so gibt sich ein zweites Lied, das aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls im Jahre 1523 gedichtet ist, als das erste wirkliche Kirchenlied zu erkennen. Es ist das vielgesungene „Nu freut euch, liebe Christen g'mein, und laßt uns fröhlich springen.“ Die Verwandtschaft mit dem vorigen Liede springt sofort in die Augen. Es nimmt den dort angeschlagenen Ton wieder auf und führt ihn weiter. Mit Jubelklang setzt es ein, mit der Aufforderung an die Christenschar zum fröhlichen Singen und Springen über die „süße Wundertat“ der Erlöserliebe Gottes. Dort wie hier der gleiche ungekünstelte, frische Rhythmus und die einfache liedmäßige Gestalt, die zum Mitsingen unmittelbar einladet. Aber hier ist es nicht mehr eine äußere Veranlassung, nicht ein einzelnes besonderes Ereignis, das Luther besingt, sondern es enthält den gesamten evangelischen Glaubensgrund. „Ein Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeigt hat“, so lautet die Überschrift, die Luther ihm gegeben. Die großen Thatfachen der Heilsgeschichte bilden sein Thema; aber diese, sofern sie durch die Erfahrung des Sängers hindurchgegangen, von seinem Glauben angeeignet worden sind und nunmehr in der Form persönlichen Bekenntnisses aus seinem dankerfüllten Herzen hervorquellen. Es ist Luthers eigenstes Erlebnis, das hier in schlichter, ergreifender Weise, in eindrucksvoller Kraft und Kürze einen poetischen Niederschlag gefunden hat. Er läßt uns einen Blick tun in seine Seelenkämpfe, in die Nacht seiner inneren Angst und Not. Wir sehen im Geist den jungen Mönch auf dem Boden seiner Klosterzelle liegen, ringend um das Heil seiner Seele. Wir hören den Angstruf seines gequälten Gewissens: „Wie fange ich's an, daß ich einen gnädigen Gott kriege?“ Aber alles ist vergeblich. Nicht sein frommes Leben und der Eifer in guten Werken, so sehr er sich in ihnen abarbeitete, bringen ihm den Frieden mit Gott. Alle seine Möncherei und Werkerei läßt ihn nur immer schmerzlicher das Unvermögen seines sündigen Willens erkennen. Die Furcht vor dem Richtergott wächst, Verzagtheit und Verzweiflung ergreift ihn und treibt ihn in die Tiefe der Hölle, in die Nacht des Todes. Da fällt das Licht einer neuen, seligen Heilserkenntnis in sein Gemüt. Der Trost des Evangeliums geht ihm auf. Gottes Erbarmen rettet ihn. Wir stehen an dem großen Wendepunkte seines Lebens, wie ihn der Dichter mit unver-

gleichlicher Wucht in dem „Da“ des vierten Verses zum Ausdruck gebracht hat: „Da jammert' Gott in Ewigkeit Mein Elend übermaßen. Er dacht' an sein' Barmherzigkeit, Er wollt' mir helfen lassen. Er wandt' zu mir das Waterherz — Es war bei ihm fürwahr kein Scherz — Er ließ sein Bestes kosten.“ Und nun hören wir des Vaters Stimme, der den Sohn entsendet. Wir sehen den Sohn, der um dieses verlorenen Menschen willen auf Erden kommt, in seinem Verfühnungsleiden für ihn eintritt, für ihn stirbt und aufersteht und wieder zum Vater geht. Wir vernehmen seinen tröstlichen Zuruf, mit dem er den Verzagten aufrichtet: „Halt dich an mich, es soll dir jetzt gelingen“, und ihm die selige Gewißheit ins Herz spricht: „Denn ich bin dein, und du bist mein, Und wo ich bleib', da sollst du sein. Uns soll der Feind nicht scheiden.“

Hier haben wir das klassische Muster des reformatorischen Kirchenliedes. Die ganze Eigenart der folgenden Dichtungen Luthers ist ihm bereits aufgeprägt. In seinem Mittelpunkt steht der hohe Artikel von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein durch den Glauben, der das Programm der Reformation enthält. Und dieser Artikel wieder ist auf das Fundament der großen Tatsachen der Heilsgeschichte gestellt, die seine bedingende Voraussetzung bilden. Das ist der bekenntnismäßige Charakter, der sämtlichen Lutherliedern eigen ist. Und doch besingt unser Lied jene Gottesstaten nicht einfach historisch referierend, nicht in trockener Lehrdarstellung, geschweige in abstrakten Reflexionen, sondern es besingt sie aus unmittelbarer Erfahrung heraus, gleichsam als eingetaucht in das Herzblut des evangelischen Glaubens, in dem sie zum persönlichen Erlebnis geworden sind. Denn das ist des Glaubens Art, daß er es kühnlich wagt, die Heilstatsachen der Vergangenheit auf sich selbst zu beziehen, sie sich lebendig zu vergegenwärtigen und sich insonderheit zueignen: Gott erbarmt sich meiner in Ewigkeit, er wendet zu mir sein Waterherz und beschließt um meinetwillen den Erlösungsrat: zu mir sendet er seinen lieben Sohn als Erretter; um meinetwillen wird der Sohn Mensch, für mich leidet und stirbt er, mir zugut' steht er auf und fährt gen Himmel, mir sendet er den Tröster. Das ist die bekennende Sprache des Glaubens. So hat es Luther an sich selbst erlebt. Die Geschichte der Welterlösung ist seine eigene Geschichte geworden. Wir haben somit ein wirkliches persönliches Lied vor uns. Und vielleicht tritt dieses individuelle Element in keinem seiner späteren Lieder so nachdrücklich hervor wie hier. Aber andererseits ist es doch keineswegs nur „ein poetisches Selbstbekenntnis“, sondern ein echtes Gemeindelied, wie schon die erste an die ganze Christenheit gerichtete Strophe deutlich zeigt. Gerade diese innige Vermählung des objektiven und subjektiven Elements, diese völlige Zusammenfassung des „Ich“ der Dichterpersönlichkeit mit dem „Wir“ der singenden Gemeinde ist typisch für die Lieder der Reformation. Wenn Luther singt, so weiß er sich eins mit allen Gläubigen aller Zeiten, die

gleich ihm in Christo den Vatergott gefunden haben und zum Frieden des getrösteten Gewissens hindurchgedrungen sind. Eben darum erhebt er sein persönliches Bekenntnis über alles Individuelle hinaus zu einem Bekenntnis der vielen, in deren Namen er redet. Er singt aus dem Herzen und aus dem Gesamtbewußtsein „gemeiner Christenheit“.

Freilich zum gottesdienstlichen Gebrauch war auch dieses Lied von Luther noch nicht bestimmt. Aber die Bahn war doch gebrochen, der Weg gewiesen, auf welchem es zu einem gedeihlichen Fortschritt kommen konnte. Der Quell war geöffnet. Und als ob er sogleich überfließen wollte, so erschienen schon im folgenden Jahre kurz hintereinander drei Liedersammlungen im Druck. Was Luther zur Abfassung und zur Herausgabe dieser Sammlungen veranlaßte, das zeigt der Titel des ersten kleinen Gesangbüchleins: „Etliche christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen, dem reinen Worte Gottes gemäß, aus der Heiligen Schrift, in der Kirchen zu singen.“ Das große Werk der Erneuerung des öffentlichen Gottesdienstes hat unsere ersten lutherischen Lieder hervorgebracht. Schon war der Hauptbestandteil des bisherigen Kultus, der Messkanon, beseitigt. Die Verkündigung des Wortes war in den Mittelpunkt gestellt. Jetzt mußte man vor allem darauf bedacht sein, der Gemeinde die ihr zukommende selbsttätige Anteilnahme am Gottesdienste zu ermöglichen und sie durch gemeinsames Singen deutscher Lieder zur freien und vollen Äußerung ihres Glaubens gelangen zu lassen.

Das waren die Gedanken, welche Luther beschäftigten, als er zu Ende des Jahres 1523 auf Drängen seines Freundes, des Zwidauer Pfarrers Nikolaus Hausmann, seine „Formula Missae“ niederschrieb. Dort spricht er den Wunsch aus: „Ich wollte, daß wir möglichst viele deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe singen könnte. Aber“, so fährt er klagend fort, „es fehlt uns an Dichtern, oder sie sind noch unbekannt, welche uns fromme und geistliche Gesänge verfertigen könnten, die es wert wären, in der Gemeinde Gottes täglich gebraucht zu werden.“ Einstweilen riet er, sich mit den deutschen Strophen zu behelfen, die schon im Mittelalter gesungen worden waren. Freilich war von dem überkommenen Material nur verhältnismäßig wenig für die evangelische Gemeinde zu gebrauchen; und auch dieses Wenige bedurfte der reinigenden Hand. Manches üppige Rankenwerk mußte von jenen Liedern entfernt werden, um sie kirchlich würdig zu gestalten. Jedenfalls aber reichte das Vorgefundene bei weitem nicht aus; es galt, Neues im Geiste des Evangeliums zu schaffen. „Das schreibe ich deshalb“, so fügt Luther darum hinzu, „daß, so irgend deutsche Poeten sind, sie sich hierdurch bewegen lassen möchten, uns geistliche Lieder zu dichten.“ Wenige Wochen später schrieb er an Georg Spalatin: „Es ist meine Absicht, nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche deutsche Psalmen für das Volk zu schaffen, das ist, geistliche Lieder, damit Gottes Wort auch durch den

Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen daher allerorten Dichter. Da nun dir die Gabe eines reichen und gewandten Deutsch verliehen ist, so bitte ich dich, daß du mit uns in dieser Sache dich mühest und den Versuch machest, einen von den Psalmen in ein deutsches Lied umzugießen.“ Zugleich übersandte er ihm die Probe einer solchen Arbeit aus seiner eigenen Feder, bemerkte jedoch zugleich: „Ich selbst habe nicht die Gabe, daß ich es so machen könnte, wie ich gerne wollte.“

Diese Bitte hatte zwar keinen Erfolg. Aber dennoch blieb sein Aufruf nicht ungehört. Schon stand Luther nicht mehr allein. Der vertriebene mährische Pfarrer Paul Speratus stellte sich ihm als Mitarbeiter zur Verfügung. Auch andere Gehilfen, wie Justus Jonas, Erhart Hegewalt, Agricola, traten ihm zur Seite. Vor allem aber ließ Luther jetzt sich selbst bewegen und versuchte, wieweit die ihm verliehenen Gaben reichten. Noch rechnete er sich nicht zu den Poeten. Bescheiden tritt er mit seiner vermeintlich geringen Befähigung hinter den andern zurück. Nur die Grundsätze und Richtlinien, die ihm für die Abfassung guter, sangbarer Lieder vorschwebten, getraute er sich anzugeben. Aber der brennende Wunsch, der Gemeinde deutsche Gesänge in den Mund zu legen, erfüllte ihn so mächtig, daß anlässlich dieses bestimmten Zweckes der Dichtergeist in ihm aufs neue sich zu regen begann, um nunmehr seine höchste schöpferische Kraft zu entfalten.

Mit einigen Psalmenübertragungen, die noch deutlich die Spuren einer gewissen Unsicherheit und Unbeholfenheit auf diesem Gebiete tragen, machte er den Anfang. Sie wurden alsbald in dem sogenannten „Achtliederbuche“ veröffentlicht. Von da ab finden wir ihn im Jahre 1524 unablässig der Arbeit am evangelischen Kirchenliede hingegeben. Bereits in dem Erfurter Enchiridion war die Zahl der Lutherlieder auf achtzehn gewachsen, und ehe dieses Jahr zu Ende ging, konnte der kurfürstliche Sangmeister Johann Walther, Luthers treuer musikalischer Beirat und „lieber componista“, in seinem „Geistlichen Gesangbüchlein“ vierundzwanzig Gesänge Luthers der evangelischen Gemeinde zum Gebrauch übergeben. So verdanken wir dem Jahre 1524 die weitaus größte Zahl der Lieder, mit denen Luther unsere Kirche beschenkt hat. Es sind später nur noch zwölf hinzugekommen. In der Vorrede aber, welche Luther jenem zuletzt genannten Gesangbüchlein vorangestellt hat, schreibt er die denkwürdigen Worte: „Daß geistliche Lieder singen gut und Gott angenehm sei, achte ich, sei keinem Christen verborgen, dieweil . . . auch St. Paulus zu den Koloffern gebet, von Herzen dem HERN singen geistliche Lieder und Psalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und christliche Lehre auf allerlei Weise getrieben und geübt werden. Demnach habe ich auch samt etlichen andern zum guten Anfang und Ursache zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammenbracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und in Schwang zu

bringen, daß wir auch uns möchten rühmen, wie Moses in seinem Gesang tut, daß Christus unser Lob und Gesang sei, und nichts wissen sollen zu singen noch zu sagen denn Jesum Christum, unsern Heiland, wie Paulus sagt 1 Kor. 2.“

Hier tun wir einen klaren Einblick in den Ursprung des evangelischen Kirchenliedes, gleichsam in die Werkstatt, aus der es hervorgegangen ist. Wir gewinnen damit zugleich ein volles Verständnis für sein tiefstes Wesen. Nichts anderes wollte Luther mit seinen Liedern, als das Wort Gottes, das heilige Evangelium, in Schwang bringen unter der Christenheit. Auf die Erbauung der Gemeinde, auf die Stärkung und Förderung derselben im Glauben und göttlichen Leben, war sein Auge gerichtet. Er dichtete mit der Absicht und mit dem Bewußtsein, der Kirche zu dienen. Seine Lieder sind daher ein Stück seiner reformatorischen Arbeit. Und von „Arbeit“ im eigentlichen Sinne dürfen wir auch bei seinen Liedern sprechen. Wir haben bestimmte Belege für die peinliche und gewissenhafte Mühewaltung, die Luther bei seinem dichterischen Schaffen angewendet hat. Sorgsam wägt er die Ausdrücke ab, immer wieder legt er die bessernde Hand an das Entworfenen und läßt sich der Mühe des Überarbeitens und Ausfeilens nicht verdrießen. Denn Luther dichtet nicht zur Befriedigung eigener poetischer Begeisterung, er dichtet für das religiöse Bedürfnis der Menge, insbesondere für das praktische Bedürfnis des Gottesdienstes. Seine Lieder gehören nicht ihm, sondern der ganzen Kirche.

Gerade dadurch schuf er einen wirklich neuen Liedertypus, den Typus des protestantischen Kirchenliedes. Sein Inhalt ist nichts anderes als das Wort der Heiligen Schrift, die Summe des lautereren Evangeliums im Gewande der Poesie. Das ist sein eigentliches Element, die Quelle, aus der es seine Nahrung zieht. Dieser Charakter der Schriftgemäßheit haftet allen Lutherliedern an. In ergreifender Schlichtheit, in objektivem Kirchenstil verkündigen sie in der Muttersprache des deutschen Volkes die frohe Botschaft von Christo in vollen, mächtigen Akkorden. Die Kirche bekennt und predigt und preist durch ihren Mund. Wohl sehen wir hinter diesen Gefängen überall die Persönlichkeit des Reformators stehen, wir hören seine Stimme und spüren den Herzschlag seines persönlichen Erlebens. Wie alle echte Lyrik, so sind auch Luthers Dichtungen der Ausdruck seines eigensten Empfindens, seiner lebendigen Erfahrung. Nichts anderes besingt er, als was er selbst erkämpft, erglaubt, errungen hat. Niemals redet er wie aus fremder Seele heraus. Aber gerade darin bewährt sich seine Größe, daß er, wie alle seine Gaben, so auch die Gabe der Dichtkunst willig in den Dienst der ihm anvertrauten heiligen Sache stellt und seine individuellen Beziehungen und Erlebnisse ganz hinter die Angelegenheit der Kirche zurücktreten läßt. Dadurch wurden seine Lieder recht eigentlich zu Gemeindeliedern. Ihr Inhalt und Ton war ein derartiger, daß „die ganze Christenheit“ nicht nur, sondern auch jedes einzelne Glied

derselben sogleich mit einstimmen konnte in ihre Weisen, daß jeder schlichte Christ in sie hineinlegen durfte, was seine Seele erfüllte, und seines eigenen Herzens Gedanken und Erlebnisse in ihnen wiederfand.

So war also Luthers dringender Wunsch erfüllt: „Fromme und geistliche Gesänge, die es wert waren, täglich in der Gemeinde gesungen zu werden“; sie lagen nunmehr in den von ihm selbst und seinen Mitarbeitern verfaßten Liedern in nicht geringer Anzahl bereit. Auch für angemessene Singweisen hatte Luther Sorge getragen. Dank der sachkundigen Beratung und Mithilfe der beiden sächsischen Musikmeister Konrad Ruppff und Johann Balthar waren die neuen Lieder mit volkstümlichen Melodien versehen, die man zumest dem vorhandenen Schatz des geistlichen und weltlichen Volksgesangs entlehnt oder nach alten Motiven frei bearbeitet hatte. Nun bedurfte es nur noch eines letzten Schrittes, um sie in den evangelischen Gemeindegebrauch einzuführen und ihnen in der Kirche eine bleibende Stätte zu schaffen. Diesen entscheidenden Schritt vollzog Luther nach längerem Zögern gegen Ende des folgenden Jahres. Am 29. Oktober 1525, den zwanzigsten Sonntag nach Trinitatis, wurde in der Pfarrkirche zu Wittenberg zum ersten Male ein sonntäglicher Hauptgottesdienst in deutscher Sprache abgehalten. Und was in Wittenberg begonnen war, das fand alsbald weithin in den evangelischen Kirchen Nachfolge. Die zu Anfang des Jahres 1526 von Luther veröffentlichte „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts, zu Wittemberg fürgenommen“ wurde in den meisten evangelischen Landeskirchen Nord- und Mitteldeutschlands für die Neugestaltung des Gottesdienstes unmittelbar vorbildlich.

Jetzt erst war der früher von Luther aufgestellte Grundsatz, „daß im Gottesdienste alles geschehe, damit das Wort im Schwange gehe und nicht wiederum ein Tönen und Hören daraus werde, wie es bisher gewesen“, zur vollen Durchführung gelangt. Das Wort macht den Gottesdienst. Die Verkündigung des Evangeliums bildet den Höhepunkt und beherrschenden Mittelpunkt der ganzen Feier, dem sich alle einzelnen gottesdienstlichen Akte, Gebet und Gesang und Sakrament, gliedlich einfügen. In diesem einheitlichen Organismus haben auch die neuen deutschen Lieder ihren festen Platz erhalten, den sie seitdem nicht wieder verloren haben. Und welch einen weiten Spielraum hat Luther ihnen vergönnt! welch eine wichtige Aufgabe ihnen zugewiesen! Mit einem geistlichen Liede an Stelle des bisherigen Introitus wird der Gottesdienst eröffnet; ein deutsches Lied bildet die Antwort auf die Verlesung der Epistel; statt des lateinischen Credo der Messe erschallt vor der Predigt im vollen Chöre das Bekenntnis der Gemeinde in Luthers kräftigem Gesang „Wir glauben all' an einen Gott“; und die alten lateinischen Gesangstücke, welche die Feier des heiligen Abendmahls einleiteten und begleiteten, sind zu deutschen Gemeindeliedern umgewandelt.

Hier liegt ohne Zweifel die größte Bedeutung der neuen Ordnung,

mit der Luther die evangelische Christenheit beschenkt hat. Durch das deutsche Kirchenlied hat der ganze Gottesdienst ein andersartiges, von der römischen Messe abweichendes Gepräge empfangen; und dieses wiederum führt sich auf eine völlig andere Auffassung vom Wesen des Gottesdienstes zurück. Luther hat das Volk mündig gemacht und ihm eine selbständige Stellung im Gottesdienste eingeräumt. Die Gemeinde als die Priesterschaft der Gläubigen ist recht eigentlich die Trägerin des Gottesdienstes, die handelnde Persönlichkeit, die ihr priesterliches Recht, Gotte unmittelbar zu nahen, freitätig ausübt. Und eben hierzu ist das Kirchenlied das unentbehrliche Mittel. In der allverbindenden Form des gemeinsamen Gesangs schließen sich die vielen zu einer lebendigen Einheit zusammen, werden gleichsam ein Leib und ein Geist (Eph. 4, 4), um einmütig und mit einem Munde (Röm. 15, 6) geistliche Opfer vor Gottes Angesicht darzubringen (1 Petr. 2, 5), die Opfer des Bekenntnisses und der Anbetung, der Dankagung und Bitte. Das evangelische Kirchenlied bedeutet somit nicht ein allenfalls entbehrliches Beiwerk in unserm Gottesdienste, nicht einen schönen Schmuck und Zierat, es dient nicht zur bloßen Umrahmung der Akte des Priesters, sondern es bildet ein rechtes Hauptstück, einen wesentlichen Bestandteil in ihm. Als das in Liedform gefaßte, von der Gemeinde angeeignete und bekannte Evangelium, als die lebendige Antwort der Gläubigen auf die Stimme Gottes tritt das gesungene Wort dem verlesenen und gepredigten Worte selbständig zur Seite.

Hiernach verstehen wir um so mehr, daß Luther bei Abfassung seiner Lieder vornehmlich auf die Quelle der evangelischen Wahrheit, auf die Heilige Schrift selbst, zurückging. Nahezu die Hälfte derselben sind biblische Lieder, poetische Bearbeitungen von bestimmten Schriftabschnitten. Daß Luther mit der Übertragung von Psalmen begonnen und hierfür die Hilfe seiner Freunde in Anspruch genommen, wurde schon erwähnt. Was lag näher, als daß er zuerst zu dem Gesangbuche Israels griff, in dessen Liedern wir — nach seinem bekannten Ausspruch — „allen Heiligen ins Herze sehen“? Vielleicht hat Luther kaum in einem andern Buche der Bibel einen so getreuen Ausdruck seiner tiefsten religiösen Erfahrungen gefunden wie im Psalter. Doch wählte er für diesen Zweck nur kurze, gewichtige Psalmen aus, in denen die Beziehungen auf das kirchliche Leben und die großen bewegenden Gedanken der Gegenwart sich ihm am unmittelbarsten aufdrängten. Die Aufgabe, die er sich damit stellte, war keine geringe. Man spürt es einzelnen dieser Lieder an, wie schwer es ihm geworden ist, „die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden“. Durch eine wörtliche Übersetzung ein wirklich gutes, sangbares Psalmlied zu schaffen, ist noch keinem Dichter gelungen. Aber je mehr Luther das frei reproduzierende Verfahren befolgte, das er einst seinem Freunde Spalatin empfohlen, desto besser wurde er der Aufgabe gerecht. In den Liedern „Ach Gott vom Himmel, sieh darein“ (Ps. 12) und vor

allem in „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“ (Ps. 130) und „Es woll' uns Gott genädig sein“ (Ps. 67) liegen uns echte deutsche Lieder von unbergänglichem Werte vor. Ihre Übertragung ist eine meisterhafte. Denn so eng sie sich an den Grundtext anschließen und den Sinn der Psalmen wiedergeben, sind sie doch wie ein freier liedmäßiger Erguß aus der Tiefe des evangelischen Verständnisses und aus dem Geiste der deutschen Sprache heraus — *cantilenaes spirituales* in Psalmos, wie Luther sie von Spalatin erbeten hatte.

Aber das ihm vorschwebende Ideal hat seine volle Verwirklichung doch erst in dem Liede gefunden, welches nicht nur das bedeutendste unter den Psalmendichtungen, sondern unstreitig die Krone aller Lutherlieder genannt zu werden verdient, in dem unergleichlichen „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Als „sechsunbvierzigsten Psalm“ hat Luther es selbst eingeführt. Aber nur die großen Grundgedanken sind dem Psalm entlehnt: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Das sind die Leit motive, die der Sänger aufnimmt und in selbständiger Weise weiterführt. Aus der Grundstimmung des glaubensmutigen, sieghaften „Dennoch“, die den Psalm durchweht, ist sein Lied herausgeboren. Und doch erscheint das Lied wie eine ganz neue Schöpfung. Wie ein geharnischter Ritter, so schreitet es einher, in schweren wuchtigen Schritten, in majestätischer Kraft und Sicherheit. Mit bewundernswerter Kunst hat der Dichter in Rhythmus und Strophenbau, in den vielen einfilbigen Wörtern und nicht zum wenigsten in den reimlosen Schlußzeilen der vier Strophen dem Liede den feierlich erhabenen Charakter gegeben, der ganz seinem Inhalte entspricht. Feinde ringsum, Gefahren auf allen Seiten, Satan selbst, „der alt' böse Feind“, bricht mit furchtbarer Gewalt hervor. Menschenkraft richtet nichts wider ihn aus. Aber der Bedrängte weiß sich geborgen in der festen Burg seines Gottes. Im Bewußtsein seiner Ohnmacht hält er sich zuversichtlich an den rechten Mann, den unbezwinglichen Christus-Gott, der ihm im Kampf siegreich vorangeht. Daher sein mannhafter Mut und die triumphierende Festigkeit, mit der er sich furchtlos einer ganzen Welt von Feinden gegenüber behauptet.

Hier hören wir nicht mehr den alttestamentlichen Sänger, sondern den evangelischen Glaubenshelden, der seines Gottes gewiß ist und in Christus den Satan und die Welt überwunden hat. Vielleicht hat Luther dieses Lied aus einer ähnlichen Veranlassung gedichtet wie sein Erstlingslied von den zween Märtyrern, an welches es schon durch den gleichartigen Strophenbau unverkennbar anklängt. Der Märtyrertod seines Freundes und Schülers Leonhard Kaiser, von dem er im Spätsommer 1527 erfuhr, rief in ihm die gleiche seelische Bewegung tiefster Ergriffenheit und begeisterter Freude hervor. „Er hat den überwunden“, so schreibt er von dem verstorbenen Freunde, „dessen Gewalt so groß ist,

daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden. Gottes Wort wird wohl bleiben, und wir werden auch bleiben, alle, die daran hängen.“ Diese und ähnliche Äußerungen Luthers aus jenen Tagen versetzen uns unmittelbar in die Stimmung des Liedes hinein. Aber wie dem auch sei, in jedem Falle sehen wir hier den echten Luther in seiner unerhörten Kühnheit und unbertwüßlichen Heldenstärke, wie er uns in den großen geschichtlichen Momenten seines Lebens lebendig vor Augen steht. Jede Zeile atmet die Gewalt seines Riesengeistes. Das Lied „Ein' feste Burg“ ist wie kaum ein anderes das Lutherlied. Und doch ist es kein subjektives Lied. Es geht im Kirchentone. Die Gemeinde Jesu Christi, das kleine verfolgte Häuflein der Gläubigen, ist das redende Subjekt. Ihre gegenwärtigen großen Nöte und Gefahren sind es, ihre Kämpfe und schweren Anfechtungen, die dem Dichter auf dem Herzen liegen. Sie zu wappnen zum heiligen Streite, gibt er ihr die gute Wehr und Waffen unerschütterlichen Gottvertrauens in die Hand und legt ihr als Feldgeschrei die kraftvollen Losungen der Schlüsselzeilen in den Mund: „Das Feld muß er behalten“; „Ein Wörtlein kann ihn fällen“; „Das Reich muß uns doch bleiben“! So konnte das Lied der große Trost- und Triumphgesang der evangelischen Kirche werden, der es bis heute geblieben ist. Wahrlich, es hat die Probe seiner Echtheit als volkstümliches Kirchenlied bestanden. Die Geschichte hat ihm das Siegel der Beglaubigung aufgeprägt.

Den Psalmendichtungen zur Seite treten einige andere biblische Lieder, die zum Teil dazu bestimmt waren, die lateinischen Gesangstücke der römischen Liturgie zu ersetzen. So das deutsche Sanctus aus Jes. 6: „Jesaja, dem Propheten, das geschah“; und das innige „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin“, eine Übersetzung des in den Vespertgottesdiensten gebräuchlichen Nunc dimittis. Auch die dichterische Bearbeitung der zehn Gebote und des Vaterunsers ist hierher zu rechnen. Die Sitte, die Gebote zu singen, fand Luther vor. Auf den Wittgängen in der Kreuzwoche wurden sie als Bittlied verwendet. Luther übernahm die alte Melodie und gab dem Liede einen neuen Text. Eine spätere kürzere Fassung ist offenbar der leichteren Behaltbarkeit wegen mit Rücksicht auf den Katechismusunterricht gedichtet, ebenso wie das poetisch weit höher stehende, echt volkstümliche, köstliche Vaterunserlied. Eine der spätesten und zugleich eigenartigsten Dichtungen dieser Gruppe bildet das Lied „Sie ist mir lieb, die werthe Magd“, in welchem „die heilige christliche Kirche“ unter dem Bilde einer reinen, züchtigen Gottesmagd auf Grund von Offenb. 12 besungen wird. In der Form erinnert es an die besten Erzeugnisse des Volksgesangs, sein Inhalt knüpft an die tief sinnigen Gedanken der mittelalterlichen Mystik an.

Aber Luther hat sich nicht nur an biblische Vorlagen gehalten, er entnahm die Texte zu seinen Liedern auch den Schätzen des bisherigen kirchlichen Gesanges. Es gehört zu den charakteristischen Zügen der deutschen Reformation, daß sie, besonders auf dem Gebiete des Gottes-

dienstes, sich einen offenen und weiten Blick bewahrte für das Schöne, Edle und Reine, was ihr aus den vergangenen Tagen überkommen war. Wie liebte und schätzte Luther die alten Kleinodien der Väter und freute sich an ihnen! Als echter Reformator, der mit der Geschichte nicht gewaltsam bricht, sondern an sie anknüpft und sie weiterentwickelt, zog er alles Brauchbare, was sich ihm darbot, in die neue Bewegung hinein. Keinen Stein, der sich irgend verwerten ließ zu dem neuen Bau auf altem Grunde, warf er geringschätzig beiseite. Und wie viele solcher brauchbaren Steine fand die Reformation gerade auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung vor! Luther erkannte den hohen religiösen Wert und die Kraft der alten Lieder aus eigener Erfahrung. „Die vielen guten Lieder und Gesänge, beide lateinisch und deutsch“, waren ihm ein Beweis, daß durch Gottes Gnade viel Gutes in der alten Kirche geblieben sei. „Die feinen lateinischen Gesänge de tempore behalten wir fest, sie gefallen uns von Herzen wohl.“ Aber nun war er auch darauf bedacht, dieses kostbare Vermächtnis in den deutschen Gottesdienst zu überführen und der evangelischen Gemeinde zugänglich zu machen.

Er wählte zu diesem Zwecke teils eine Anzahl der besten lateinischen Hymnen aus der klassischen Zeit der alten Kirche sowie sonstige altbewährte liturgische Gesangsstücke aus und schuf sie zu deutschen Liedern um; teils übernahm er die kernigsten deutschen Lieder des Mittelalters, reinigte sie von unevangelischen Elementen und vermehrte sie um frei hinzugegedichtete Strophen. Das ist für das evangelische Kirchenlied von hoher Bedeutung geworden. Uralte Weisen voll eigentümlichen Feuers und Lebens, die man in längst vergangenen Zeiten in den Christenversammlungen angestimmt, die Ausbeute ganzer Generationen, sind dadurch in unserm deutschen Kirchengesange wieder aufgelebt und haben hier ihren Nachhall gefunden. In diesem Sinne dürfen wir sagen: Das evangelische Kirchenlied hat ökumenischen Charakter. Es bewahrt wie nichts anderes den lebendigen Zusammenhang mit dem Glaubensleben der Vorzeit und hält den Artikel von der einen heiligen christlichen Kirche wach.

Zwar sind die Hymnenübertragungen Luthers („Nu komm, der Heiden Heiland“, „Komm, Gott Schöpfer, Heiliger Geist“, „Der du bist drei in Einigkeit“ u. a.) nicht in dem gleichen Maße zum bleibenden Gemeingut des evangelischen Volkes geworden wie die übrigen Lutherlieder. Der lateinische Text und das Versmaß haben dem freien Fluge des Dichters Fesseln angelegt. Ihre Sprache ist nicht frei von Härten, und ihre Form entbehrt des leichtfließenden Rhythmus. Ähnliches gilt auch von der Übersetzung der sogenannten großen Doxologie in dem Liede „All' Ehr' und Lob soll Gottes sein“. Weit bedeutender sind die Übertragungen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses („Wir glauben all' an einen Gott“), des Te Deum („Gott loben wir“) und der Litanei, dreier wichtiger und wertvoller liturgischer Stücke, die ihrem

Kerne nach sämtlich bis in die alte griechische Kirche zurückreichen. Alle drei dürfen als neue Schöpfungen Luthers bezeichnet werden. Vor allem die Litanei. Durch die Anrufung der Heiligen, durch die Fürbitte für die Verstorbenen und durch die Überfülle der Bitten hatte sie in der katholischen Kirche ihre ursprüngliche Reinheit und Kraft eingebüßt. Luther hat ihr in seiner Neubearbeitung das Gepräge edler biblischer Einfachheit, Würde und Gedrungenheit zurückgegeben. Auch den sogenannten Ambrosianischen Lobgesang, diesen berühmtesten und feierlichsten Hymnus des Abendlandes, obwohl an seinem Texte nichts zu verändern nötig war, hat Luther aus dem deutschen Sprachidiom heraus wie neu gebildet, dazu in das festliche Gewand des Reimes gekleidet, während er in der Litanei, dem kirchlichen Bußgebete, mit seinem Taktgefühl auf die Verwendung dieses dichterischen Schmuckes verzichtete. Endlich darf an dieser Stelle auch der kurzen Strophe „Verleih uns Frieden gnädiglich“ nicht vergessen werden. Sie ist aus der lateinischen Antiphone pro pace entstanden, wahrscheinlich angesichts der drohenden Türkengefahr des Jahres 1529. In ihrer schlichten, eindrucksvollen Kürze ist sie der deutschen Christenheit alsbald besonders lieb und vertraut geworden und hat ihr unter den mannigfaltigen schweren Kriegsheimsuchungen als stehende Friedensbitte gedient.

Von alten deutschen Strophen, welche schon vor der Reformation im Munde des Volkes lebten, hat Luther folgende vier durch Hinzufügung selbstgedichteter Verse erweitert und zu evangelischen Kirchenliedern ausgestaltet: „Gelobet seist du, Jesu Christ“, „Komme, Heiliger Geist, Herre Gott“, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ und „Mitten wir im Leben sind“. Hier konnte sich seine poetische Begabung ungezwungener und reicher entfalten als in der Übertragung lateinischer Texte. Hier bewegt er sich wie auf heimischem Gebiete, das seinem deutschen Empfinden am vertrautesten war. Und mit welchem Geschick hat er diese Aufgabe gelöst! Man weiß nicht, was man an diesen Liedern mehr bewundern soll: die Anpassungsfähigkeit, die es versteht, sich ganz in den Ton und Geist der vorgefundenen Gesänge hineinzuversetzen und sie so glücklich weiterzuführen, daß Lieder wie aus einem Guß entstehen, oder den Reichtum der schöpferischen Kraft, die in schier überströmender Fülle das Alte zu ergänzen und zu vertiefen vermag. Denn von einer wirklichen Ergänzung, Bereicherung und Vertiefung dürfen wir in sämtlichen vier Liedern reden. Erst die neu hinzugekommenen Lutherstrophen eröffnen das volle evangelische Verständnis der in den alten Gesängen ausgesprochenen Heilstatsache und decken ihren tiefsten Gehalt auf. Erst sie singen die angeschlagenen Töne ganz zu Ende und bringen sie zu einem befriedigenden Abschluß. Luther steht hier auf der Höhe seines dichterischen Könnens. Diese herrlichen, kraftvollen Lieder gehören zu seinen größten Schöpfungen. Sie können den Originalliedern Luthers unmittelbar an die Seite gestellt werden. Verstehen wir unter den letzteren solche Dichtungen, die ohne aus-

brüdicke Anlehnung an bestimmte Vorlagen frei aus dem Inneren des Dichters entsprungen sind, so kommen hier — abgesehen von den beiden Erstlingsliedern — vor allem die beiden großen Festgesänge „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ und „Christ lag in Todesbanden“ in Betracht, zwei der kostbarsten Perlen des evangelischen Liederschazes. Wie verschieden sind sie in ihrer Eigenart! Jedes von ihnen stellt einen Typus der beiden vorreformatorischen Liedergattungen dar, welche in dem evangelischen Kirchenliede zu einer Einheit verschmolzen sind. Erinnert das liebliche Weihnachtslied in seiner fast dramatischen Lebendigkeit und Frische an die edelsten Erzeugnisse des freien Volksgefanges, so das feierliche Osterlied an den erhabenen Kirchenstil der Hymnen und Sequenzen, an die es an einzelnen Stellen auch inhaltlich anklängt. Aus jenem tönen uns fröhlich singende Kinderstimmen entgegen, die mit Harfenspiel und Schalmeyen das Christkind begrüßen; in diesem erschallen Posaunen und die starken, männlichen Klänge österlichen Jubels über den heiß erstrittenen Sieg des auferstandenen Lebensfürsten. Es ist derselbe Luther, dessen Geist in beiden Liedern walzt: hier der kampfbewährte Glaubensheld, der dem Todbezwinger zujauchzt; dort der schlichte Hausvater, der im Kreise seiner Familie nach altem weihnachtlichen Brauch ein „Kindelwiegenlied“ anstimmt. Mit einfältigem, kindlichem Gemüte lauscht er der Engelbotschaft, eilt mit den Kindern zur Krippe, sinnenden, staunenden Auges betrachtet er mit ihnen all die Herrlichkeit des Christkinds und versenkt sich betend und lobend in das selige Geheimnis von Bethlehem. Gefegnet sei uns der Mann, der uns diese beiden wertigen Gaben beschert hat, das „Kinderlied“ zur Weihnacht und den Triumphgesang auf Ostern! Zwei kürzere Seitenstücke zu diesen beiden Liedern bilden die Gesänge: „Vom Himmel kam der Engel Schar“ und „Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand“. Gegenüber den vorigen sind sie im kirchlichen Gebrauche mehr zurückgetreten, aber beide behaupten ihren eigentümlichen Wert als echte, kräftige Gemeindelieder. „Was kann uns tun die Sünd' und Tod? Ihr habt mit euch den wahren Gott. Laßt zürnen Teufel und die Höl!': Gott's Sohn ist worden eu'r Gesell“ — so heißt es in dem Weihnachtsliede. Und das Osterlied schließt mit der schönen, vielzitierten Strophe: „Tod, Sünd', Leben und auch Gnad', Alles in Händen er hat. Er kann erretten Alle, die zu ihm treten. Ahrieleison.“ Das ist kirchliche Volkspoesie, wie sie sich an den alten „Leisen“ gebildet hat.

Schließlich haben wir unter den selbständig verfaßten Lutherliedern noch ein rechtes Hauptlied der evangelischen Kirche anzuführen, den kurzen dreistrophigen Gesang „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. Luther hat ihm die Überschrift gegeben: „Ein Kinderlied, zu singen wider die zweien Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche, den Papst und Türken.“ Er wollte der Jugend, in deren kindlicher Bitte er eine besonders wirksame Macht wider jene Feinde sah, „ein gewisses, kurzes

und ernstes Gebet wider den Papst und Türken“ auf die Lippen legen. Und es ist auch wirklich von den Kindern tapfer gesungen. Nach einem alten Bericht zogen die Schulkinder der Stadt Magdeburg während der Schreckensszenen der Zerstörung unter dem Singen dieses Liedes durch die Stadt. Aber seine eigentliche Aufgabe konnte das Lied doch erst als Gemeindegesang erfüllen. Wie das Lied „Verleih uns Frieden gnädiglich“ lange Zeit hindurch beim täglichen Läuten der Betglocke morgens und abends in den Häusern gebetet ward, so geschah es auch mit diesem Liede. Es ist zum Schibboleth und Panier der Protestanten geworden und hat ihnen in allen Anfeindungen, die sie um ihres lutherischen Glaubens willen zu erleiden hatten, zur Stärkung ihres evangelischen Bewußtseins und ihres Bekennermuts gebietet. —

Damit haben wir die wichtigsten Lutherlieder an unserm geistigen Auge vorüberziehen lassen. Eines weiteren als dieses kurzen, andeutenden Überblickes bedurfte es nicht. Luthers Lieder sind in ihrer Mehrzahl uns allen vertraut und befinden sich in unserer Hand. Sie sind zum unberäußerlichen Erbgute des evangelischen Volkes geworden und haben ihren Platz unter dem eisernen Bestande unserer Gesangbücher behauptet bis auf diesen Tag. An Luthers Kernliedern sind die Jahrhunderte vorübergegangen, und sie sind jung und morgenfrisch geblieben wie in den Tagen ihres Ursprunges, als sie ihre erste große reformatorische Aufgabe zu erfüllen hatten. Ihre Blätter sind nicht vertelkt, ihren Schmelz haben sie nicht verloren und von ihrer Lebenskraft nichts eingebüßt. Die evangelische Christenheit ist ihrer nicht müde geworden, und sie wird ihrer auch nicht müde werden, solange noch eine deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Denn sie ist mit diesen Liedern unzertrennlich verwachsen bis in die Wurzeln ihres Lebens. Noch heute erklingen sie in unserer Mitte fort, in Kirche und Schule und Haus, und bilden eine lebendige Macht unter uns.

Wir können uns unsere Gottesdienste nicht denken ohne Luthers Lieder. Zumal auf den Höhepunkten unsers kirchlichen Lebens möchten wir sie nimmermehr entbehren. Auch nicht an den großen Wendepunkten unserer nationalen Erlebnisse. Wie oft ist nicht an bedeutungsvollen Tagen der jüngsten Vergangenheit das Schutz- und Trutzlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“, sei es hier in der Heimat in den Kirchen und auf den Marktplätzen, sei es draußen auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben, tausendstimmig zum Himmel emporgestiegen! . . . Oder wie wäre eine deutsche Dankes- und Friedensfeier möglich ohne Luthers deutsches Te Deum „*Her Gott, dich loben wir; Her Gott, wir danken dir*“? Wie vermöchten wir den Bußtag zu begehen ohne das ernste Psalmlied „*Aus tiefer Not schrei' ich zu dir*“ oder das Reformationsfest ohne den jubelnden Gesang des lutherischen Glaubensliedes „*Nun freut euch, liebe Christen g'mein*“? Was wäre uns eine deutsche Weihnachtsfeier, daheim unter dem brennenden Christbaum oder in der kirchlichen Versammlung, ohne das herzinnige „*Vom*

Himmel hoch, da komm' ich her" und das anbetungsvolle „Gelobet seist du, Jesu Christ"? Wie sollten wir die brausenden Stimmen des „Christ lag in Todesbanden" aus unserm Ostergottesdienste hinwegdenken können und das feierliche Gebet „Komme, Heiliger Geist, Herre Gott" aus unserer Pfingstfeier? So sicher treffen diese Lieder schon durch ihre bloße Klangfarbe den je besonderen Ton, auf den die ganze Feier des Tages gestimmt ist, und schlagen ihn so vollkräftig an, daß sie uns unmittelbar in die rechte Feststimmung hineinversetzen und wie mit untwiderstehlicher Gewalt mit sich fortreißen. Wir kennen keine zuverlässigeren Interpreten der großen Festtatsachen und keine verständnisvolleren Dolmetscher unserer religiösen Empfindungen als diese Lieder.

Die unersehbliche Bedeutung der Lutherlieder steht somit fest. Die evangelische Christenheit hat über ihren religiösen und kirchlichen Wert entschieden. Sie hat sich zu ihnen bekannt, sie anerkannt und zum bleibenden Eigentum sich zugeeignet, als den Niederschlag und authentischen Ausdruck ihres geistlichen Lebens. Gewöhnlich gilt das nicht von allen Dichtungen Luthers in gleicher Weise. Bei der Mannigfaltigkeit seiner Lieder erscheint es fast als etwas Selbstverständliches, daß sie, auch rein dichterisch angesehen, nicht alle auf derselben Höhe stehen und darum nicht im gleichen Maße zum gottesdienstlichen Gemeindegebrauche geeignet sind. Auch Luther hat nicht nur Erstklassiges und Vollendetes geschaffen. Daß es ihm in seiner Übertragung der lateinischen Hymnen und auch in der poetischen Bearbeitung einzelner Psalmen nicht immer gelungen ist, wirklich liedförmige deutsche Gedichte zu verfassen, haben wir bereits hervorgehoben. Es ist ein anderes um selbständig gedichtete Lieder, in denen der Genius des Dichters frei seine Schwingen entfalten kann, ein anderes um die poetische Wiedergabe bestimmter Texte, wobei ihm durch die Vorlage die Schranken einer gebundenen Marschroute vorgezeichnet sind. Bei aller Kraft, die auch diesen Liedern innewohnt, haftet ihnen doch eine gewisse Schwerfälligkeit und Gezwungenheit an, welche ihrem liedmäßigen Charakter Abbruch tun und ihre Eingbarkeit beeinträchtigen.

Schon hieraus geht hervor, daß man nicht an alle Lieder Luthers den gleichen Maßstab der Beurteilung anlegen darf. Man wird insbesondere die je verschiedene Aufgabe zu berücksichtigen haben, welche den einzelnen Liedern zugewiesen ist. An Lieder, welche dazu bestimmt sind, eine Lehre, ein Bekenntnis, eine einzelne Katechismuszusammenfassung in Versen auszusprechen, oder ein altes liturgisches Prosastück, wie das große Gloria und das Sanctus, in deutsche Reime zu fassen, wird man von vornherein nicht die gleichen Ansprüche hinsichtlich ihres poetischen Charakters stellen dürfen wie an diejenigen Lieder, welche dem Herzen des Dichters frei entströmt sind, um dem religiösen Gesamtbewußtsein und dem tiefsten Heilserlebnis der gläubigen Gemeinde in Dank und Bitte, in freudigem Jubel und bußfertigen Flehen einen vollen, un-

gezwungenen Ausdruck zu geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß z. B. die Lapidarschrift der zehn Gebote sich schwerlich dazu eignet, in ein sangbares Lied umgegossen zu werden. Vergleicht man solche Übertragungen mit Luthers selbständig gedichteten Liedern, zu denen sehr wesentlich auch seine frei reproduzierenden Psalmenlieder sowie die Ergänzungsstrophen zu den mittelalterlichen Gesängen zu rechnen sind, so wird man alsbald des Unterschiedes inne. Nur auf die letzteren, in denen sich der Dichter mit Freiheit gibt, kann man im eigentlichen Sinne den Begriff des „Liedes“ anwenden. In ihnen hat Luther dichterisch das Höchste geleistet. Hier entwickelt sich seine poetische Begabung in ihrer vollen Kraft, hier schwingen alle Saiten seines reichen Innenlebens, und aus der tiefsten Bewegung seines Gemütes quillt klar und mächtig das Lied hervor im frischen, lebendigen Fluß.

Freilich wird man sich auch bei der Würdigung dieser Lieder davor hüten müssen, die Gesetze moderner Poetik oder die Normen des heutigen Kunstgeschmacks zum Richtmaß zu nehmen. Man wird vielmehr dessen eingedenk bleiben müssen, daß die Lieder Luthers aus einem ganz bestimmten Anlaß und zu einem ganz bestimmten Zwecke gedichtet sind. Wie wir wiederholt betont haben, sind Luthers dichterische Erzeugnisse nichts weniger als rein subjektive Lyrik, aber ebensowenig sind sie bloße Kunstprodukte nach Art so mancher späterer Elaborate, die den Stempel des künstlichen Nachwerks tragen. Luther hat in seinem poetischen Schaffen höhere Gesichtspunkte walten lassen als die Regeln der Dichtkunst. Er wollte Kirchenlieder dichten, nichts als Kirchenlieder. Der Gemeinde mit seiner Gabe zu dienen zu ihrer Selbsterbauung, darauf war sein Absehen gerichtet. Die Kirche aber hat ihre eigene Sphäre des Denkens, Empfindens, Redens. Sie spricht ihre besondere Sprache und singt in ihrem besonderen Ton. Diese Eigenart ist sämtlichen Liedern Luthers aufgeprägt. In dieser ihrer Eigenart wollen sie daher auch beurteilt sein.

Oder sollte jener bestimmte Zweck wirklich den poetischen Wert der Lieder herabmindern? Sollte er dem freien Aufschwunge des Dichtergenies hemmende und lähmende Fesseln angelegt haben? Entspricht dieser „Zweck“ nicht der Forderung des Apostels, daß jeder mit einer Gabe ausgestattete Christ sein besonderes Charisma anstatt zu individueller Selbstbefriedigung vielmehr zur Erbauung des Ganzen bereitstelle, der Prophet seinen Gottespruch, der Dichter seinen Psalm? (1 Kor. 14, 16.) Wird das Lied dadurch entwertet und die innere Bewegung des Sängers dadurch gehindert, wenn das Auge bei dem dichterischen Schaffen liebevoll auf der Gemeinde ruht, der er mit seinem „armen Liede“ zu dienen sich gedrungen fühlt? Wüßt es dadurch an Unmittelbarkeit und an Wahrheit des persönlichen Empfindens ein? Gewähren etwa die Lutherlieder „Wir glauben all' an einen Gott“, „Christ lag in Todesbanden“, „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“, „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ den Eindruck des Gebundenen, Ge-

machten, künstlich Anempfundenen? Und doch sind sie sämtlich für den gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmt.

Bei einem Manne wie Luther, der so völlig von der Sache hingenommen war, zu der er sich von Gott berufen wußte, mußte vielmehr die angeborene Dichtergabe gerade dann erst ihre höchste Macht gewinnen und alle seine Kräfte in Bewegung setzen, wenn er sie in den Dienst der großen evangelischen Sache stellte, der sein ganzes Herz entgegen schlug und sein gesamtes Lebenswerk galt. In Luther waren Person und Sache eins. Wie alles, was er in seinem Berufe erarbeitete und wirkte, was er predigte und schrieb, getragen war von seiner gewaltigen Persönlichkeit, so konnte andererseits auch das Persönliche in ihm sich gar nicht anders ausströmen als sachlich, das heißt, im Blick auf die Gemeinde. Jedes seiner Lieder ist eine reformatorische Tat.

Wie ernst es Luther aber bei seinem dichterischen Schaffen mit dem Grundsatz: „Alles zur Erbauung der Gemeinde“ nahm, das läßt schon die Anweisung erkennen, welche er seinem Freunde Spalatin für die Abfassung der Psalmenlieder gab. Gebliffentlich will er alle „neumodischen und höfischen Ausdrücke“ vermieden sehen, „damit, entsprechend der Fassungskraft des Volkes, möglichst einfache und gemeinverständliche, aber zugleich reine und passende Worte gesungen werden“. Was heißt das anders, als daß er seine Lieder nach Möglichkeit volkstümlich zu gestalten bemüht gewesen ist? Luther, der selbst aus dem Volke hervorgegangen, kannte das Volk wie kein anderer. Er hat unermüdet seine Sprache erlaucht und den Leuten „aufs Maul gesehen“, wie sie zu reden, zu denken, sich zu äußern pflegen. Dem hat er bewußt seine Gesänge angepaßt. Er kannte aber auch das tiefste Bedürfnis des Volkes, sein innerstes Sehnen, seine religiöse Not. Er wußte, was ihm frommte und was es brauchte. Vor seiner Seele stand, wenn er dichtete, wahrlich nicht ein kunstverlangendes Publikum, sondern eine schmachtende Menge, die nach frischem Wasser lechzte. Luther hat ihr lebendiges Wasser in seinen Gedichten zufließen lassen, indem er ihr das Evangelium ins Herz sang und das Lied von der Erlösung auf die Lippen legte.

Behält man dieses höchste Ziel im Auge, von dem Luther geleitet war, so wird man nicht mehr zu kleinlichen Mörgeleien geneigt sein, die an der Form seiner Lieder allerlei zu bemängeln wissen. Luther war alles eher als ein Pedant, und zu den zünftigen Dichtern hat er sich niemals gezählt. Unbekümmert um die Gesetze der Poetik singt er, wie es ihm gegeben ward. Er gibt nichts, was er „gemacht“, von andern gelernt oder nach Regeln erfunden hat. Auch bei der damaligen Kunstpoesie, den Meisterfingern, ist er nicht in die Schule gegangen. Luther war viel zu groß, als daß man ihn in eine einzelne Schule einspannen könnte. Er war auch als Dichter zu groß, als daß man ihn nach irgend einem Schema bemessen könnte. In sicherer, unbeirrter Selbständigkeit wandelt er seinen eigenen Weg, den Pfad der unüberdorbenen Natur.

Er gibt in seinen Liedern ganz sein eigenes inneres Leben, ungeschminkt und lauter. An poetischer Schönheit ist ihm wenig gelegen; um Korrektheit der Sprache oder Reinheit des Reimes macht er sich keine ängstliche Sorge. Aber gerade diese geniale Sorglosigkeit, dieses souveräne Schalten gibt seiner Poesie jene eigentümliche Färbung, die sie mit dem echten Volksliede gemeinsam hat. Mag sie manche Unebenheiten aufweisen, die uns heute herbe und spröde erscheinen, so hat sie den Vorzug, daß sie nichts Gefünsteltes hat, nichts von sogenanntem dichterischen Redeschmuck; da ist nichts Doktrinäres, nichts Steifes und Geschraubtes; keine erlogenen Gefühle, keine phrasenhaften Überschwänglichkeiten, keine unfruchtbaren Reflexionen. Sondern alles trägt den Stempel der Reinheit und Wahrheit, der Einfachheit und Unmittelbarkeit und Kraft, alles ist urwüchsig und kerngesunde Volkstümlichkeit, „daß es Saft und Kraft hat, herzet und tröstet, und ist fürwahr seinesgleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden“ — wie Chyriacus Spangenberg von diesen Liedern rühmt.

Dennoch dürfen wir von der Dichtkunst Luthers reden im eigentlichen Sinne des Wortes. Seine Lieder lassen den großen Meister erkennen, der, auch rein dichterisch geurteilt, das Höchste geleistet hat. Sein von Haus aus seines Empfinden, mit dem er die deutsche Sprache beherrschte, sein Gefühl für den Wohlklang des Ausdrucks, für das Treffende und Schlagende; Anschaulichkeit, die tiefe Gedanken in Bildlichkeit zu verkörpern weiß, und ein gewaltiges inneres Pathos, dem der große und erschütternde Ausdruck ungesucht entströmt — das sind die dichterischen Elemente, die in seinen Gefängen offen zutage liegen. Das Urteil E. M. Arndts findet auf sie seine volle Anwendung, welches Luther „einen Geharnischten Gottes“ nennt, „der die deutsche Sprache mit dem Stempel der Majestät gestempelt, ihr den kurzen Schritt der Kraft, den treuen Ton der Einfalt gegeben, den sie wohl wird behalten müssen, wenn sie deutsch bleiben soll“. Und was von der Sprache gilt, das gilt auch von der poetischen Struktur seiner Lieder. Luther hat sehr wohl gewußt, welch ein wichtiges Ausdrucksmittel das poetische Gewand ist, in welches der Gedanke sich kleidet, wie sehr der Eindruck des Liedes von der Wahl des richtigen Gewandes abhängt. Auch in dieser Hinsicht verraten seine Lieder einen echt künstlerischen Sinn, ein feines rhythmisches Gehör, ein natürliches Gefühl für den gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, für das Ebenmaß der Verglieder, für die inneren Beziehungen zwischen dem Inhalt und dem angemessenen Strophenbau. Mit Glück und Geschick hat Luther sich für viele seiner Lieder der vorgefundenen Weisen bedient, die der deutschen Volksdichtung angehören. Aber er hat auch neue Strophen schemata geschaffen, und gerade in ihnen hat seine Dichtkunst ihre Vollendung erreicht.

Wie innig schmiegt sich die strophische Form an den Gedanken in dem schlichten Liede: „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin In Gott's Wille; Getrost ist mir mein Herz und Sinn, Sanft und stille, Wie

Gott mir verheißen hat: Der Tod ist mein Schlaf worden.“ Wer fühlt nicht schon aus dem Tone dieses Liedes die Ruhe und den Sabbatfrieden? Wie unnachahmlich ist in dem Versbau die Sprache der Gottgelassenheit wiedergegeben! Alle Unruhe des Herzens ist zum Schweigen gekommen — „in Gottes Wille“. Zuversichtlich und ohne Grauen geht der Christ der Stunde seines Abscheidens entgegen und legt sich wie ein müdes Kind zum Schlafe nieder — „sanft und stille“. Man lasse einmal die Musik auf sich wirken, die in dem feinsinnig geformten Gesange klingt: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, Und kann ihr nicht vergessen. Lob, Ehr' und Zucht von ihr man sagt, Sie hat mein Herz besessen. Ich bin ihr hold, Und wenn ich sollt' Groß Unglück han, Da liegt nichts an: Sie will mich des ergeßen Mit ihrer Lieb' und Treu' an mir, Die sie zu mir will setzen Und tun all mein Begier.“ In vollster Bewunderung aber stehen wir vor der rhythmischen Meisterschaft, die dem Liede „Ein' feste Burg ist unser Gott“ seine poetische Form gegeben hat. Das neunzeilige Strophenschema, das dem Gesange nicht zum wenigsten das Gepräge der heldenhaften Wucht verleiht, ist kunstvoller gebaut und reicher gegliedert als die alt überkommenen Weisen der Volksdichtung; aber künstlich und spielend ist es nicht, sondern durchaus dem großen, erhabenen Inhalte angepaßt. Das Lied bedeutet eine dichterische Kunstleistung ersten Ranges.

Es ist vielfach üblich geworden, Luther mit den späteren Dichtern unserer Kirche, in denen die geistliche Liederdichtung ihre höchste Blüte erreicht hat, in Vergleich zu stellen. Man gelangt von da zu dem Urteil, daß die Poesie Luthers gegenüber der Lyrik eines Paul Gerhardt oder Terstegen die Merkmale einer gewissen Trockenheit und Nüchternheit trage, die sie mit den epischen Dichtungen der Meistersinger teile. Aber das ist eine sehr einseitige und keineswegs zutreffende Schätzung. Weder kann man Luthers Lieder episch nennen noch sie den trocken-hausbadenen Dichtungen der Meistersinger an die Seite stellen. Zwar fehlt es nicht an epischen Ergüssen, wie in dem Märtyrerkiede oder in dem deutschen Sanctus; aber es fehlt ebensowenig an echt lyrischen Erzeugnissen. Wenn es das Wesen der Lyrik ist, den tiefsten seelischen Empfindungen im Liede einen harmonischen Widerhall zu geben, so gibt es keine echtere als diejenige Luthers. Aber Luthers Dichtungen sind viel zu mannigfaltig, als daß man ihnen mit diesen oder ähnlichen Schlagwörtern gerecht werden könnte. Wie ihm kein Ton versagt blieb, von dem warmen Herzlaut kindlicher Einfalt bis zu den heroischen Klängen mannhaften Glaubensstroges, so finden sich auch die verschiedenartigsten Gattungen der Liedformen bei ihm vereinigt, in denen jene vielfältigen Töne sich einen entsprechenden Ausdruck verschaffen.

Es erleidet keinen Zweifel, daß die Kirchenliederdichtung des 17. Jahrhunderts formvollendetere Lieder hervorgebracht hat. An dichterischer Gewandtheit, Eleganz und Gefälligkeit der Form wird Luther von Paul Gerhardt und seinen Zeitgenossen übertroffen. Luther

war auch als Dichter ein Kind seiner Zeit, und seine Dichtungen stehen nicht geschichtslos da. Man kann sie nicht richtig werten, wenn man sie aus dem Rahmen des geschichtlichen Zusammenhangs, in dem sie ihre Wurzeln haben, herausnimmt. Und doch nennen wir Luther mit Recht den Vater des evangelischen Kirchenliedes. Alle späteren Liederdichter haben von ihm gelernt, an ihm sich gebildet. Er überragt sie alle. Paul Gerhardt hat Töne gefunden von unendlicher Lieblichkeit, Weichheit und Innigkeit, die uns wie wundervolles Harfenspiel anmuten. Aber die höchsten Freudentöne, die wuchtigen, majestätischen Klänge, die uns wie Posaunen aus Luthers großen Kirchenliedern entgegenschallen, sind ihm ver sagt geblieben. Sie sind auch von Martin Rindart nicht erreicht. Sein herrliches, echt volkstümliches Ledeum „Nun danket alle Gott“, so gewiß es eines unserer vorzüglichsten Kirchenlieder ist, bleibt doch an heroischer Gewalt und heldenhafter Größe hinter seinem unvergleichlichen Vorbilde „Ein' feste Burg“ zurück.

Luthers Lieder tragen das Gepräge der großen Zeit, aus der sie heraus geboren sind, der Zeit der tiefsten und gewaltigsten religiösen Bewegung, in der die neuen Erlebnisse am ursprünglichsten empfunden wurden und die Herzen mit der Glut der ersten Liebe und Begeisterung erfüllten. Die Jugendkraft der Reformation haftet ihnen an. Daher ihre urwüchsige Frische, ihre elementare Kraft, ihre biblisch-klassische Gedrungenheit in Gedanken und Ausdruck; daher das Feuer, das in ihnen glüht, und das Leben, das in ihnen pulsiert. Sie sind nicht bloß Zeugnisse des neuertwachten evangelischen Lebens, sondern lebendige Zeugen und Träger desselben und treten insofern den Bekenntnissen unserer Kirche an die Seite. Darin liegt ihr unvergänglicher Wert, um deßwillen sie durch nichts zu ersetzen sind. Datum bleiben sie für alle Zeiten Urbild und Muster. Mag es einem späteren Geschlechte gegeben sein, mit neuen Mitteln neue kunstvollere Formen zu schaffen, das Überkommene zu bereichern und allseitig auszugestalten — Luther bleibt der Meister, an dem sich alle zu bewähren haben. In seinen aus ewigem Felsen gehauenen Gesängen hat er das Fundament gelegt, auf dem jeder Dichter bauen muß, der dem Glauben der evangelischen Kirche einen poetischen Ausdruck geben will. Nur so weit erkennen wir ihre Lieder als wirkliche evangelische Kirchenlieder an, als sie Luthers Geistes sind und seiner Kraft.

Wir können die Bedeutung der Lieder Luthers nicht zutreffender schildern als mit Herders schönen Worten: „Wer die Entstehung dieser Lieder und die Geschichte unserer Kirche weiß, dem darf ich's nicht beweisen, daß sie echte Gepräge unsers Ursprungs und der Reinheit unserer Lehre sind. Der Kirche Gottes liegt unendlich mehr an Lehre, an Wort und an Zeugnis in der Kraft seines Ursprungs und der ersten gefunden Blüte seines Wachses als an einem besseren Reime oder an einem schönen, aber matten Verse. Keine Christengemeinde kommt zusammen, um sich in Poesie zu üben, sondern Gott zu dienen, sich selbst

zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern und dem Herrn zu singen und zu spielen in ihrem Herzen. Und dazu sind offenbar die alten Lieder viel tauglicher als die neuen — ich nehme dabei alle gesunden Herzen und Gewissen zu Zeugen. In den Gesängen Luthers, seiner Mitgehilfen und Nachfolger, solange man noch echte Kirchenlieder und nicht schöne Poesie dichten wollte — welche Seele ist in ihnen! Aus dem Herzen entsprungen, gehen sie zu Herzen, erheben dasselbe, trösten, lehren, unterrichten, daß man sich immer im Lande der geglaubten Wahrheit, in Gottes Gemeinde fühlt.“

Es hängt ein Stück heiliger Geschichte an Luthers Liedern. Welch eine Geschichte, das wird erst die Ewigkeit offenbaren. Sie wird die Segensströme aufdecken, die von ihnen ausgegangen sind, die Wunder, die sie verrichtet haben. Aber diese Geschichte ist nicht vergangen. Sie lebt immer wieder vor uns auf und zieht uns in den Bereich ihres Lebens hinein. Möge die Quelle aufs neue in unserer Mitte sich öffnen und das alte Lutherlied mit neuer Gewalt aus viel tausend dankerfüllten Herzen hervorströmen! Das wäre die segensvollste Feier des Gedächtnisses an Luther, den Vater des evangelischen Kirchenliedes.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts mit einem lehrreichen und erbaulichen Referat von P. F. Schlotmann über „Das hochpriesterliche Gebet Jesu und seine Anwendung auf unsere kirchliche Arbeit“. (20 Cts.)

2. Synodalbericht des South Dakota-Distrikts mit einer guten Arbeit von P. F. Freese über das Thema: „Der Kongregationalismus und die lutherische Kirche.“ (20 Cts.)

3. „Why Christian Day-schools?“ A Threefold Answer for the Consideration of Every Christian. By P. E. K. (10 cts. per dozen; 100 for 50 cts.) J. B.

Whose Is the Child? A Question for Parents, Pedagogues, and Politicians to Consider. By W. H. T. Dau. Published by the American Lutheran League, Fort Wayne, Ind. 6 cts.

Der Zweck, dem auch dieser Traktat treffliche Dienste leistet, ist der, das rechte Verständnis für unsere Gemeindeschulen zu fördern. Von dem Ursprung des Staates wird hier gesagt: „If the first family had remained united, there would not have been any need of authority other than that of the first parent. The secular authority of the State became a necessity with the incoming of sin. The rights of individuals, even of members of the same family, had to be protected against selfish acts of other individuals. Human relationships became more distant with every generation, and the affections of men for one another colder, the brotherhood feeling ever more indistinct. The fundamental law of communal life, 'Love thy neighbor as thyself,' was thus in danger of being disregarded. To repress this danger, to rebuke encroachments on any person's rights, to aid each in his lawful pursuits, the State power was ordained. This power was distinct from the parental authority, but never antagonistic to it. It had to deal with interests that were beyond the control of father and mother, but affected, nevertheless, their immediate interests. This new power was

therefore gladly accepted by parents as a valuable agency for the establishment and preservation of that peace and righteousness which are indispensable requisites for home-building. The State working for the home, the home, in turn, fostering respect for the authority of the State, love of country, loyalty to the government, — each working side by side in its sequestered sphere, — that is the correct relation of the two kinds of authority. Though essentially different, they need not clash. They can clash only when either interferes with the natural rights and activities of the other." Diese Anschauung, welche die Gewalt des Staates, wie er jetzt ist, und somit auch den Ursprung desselben zurückführt weniger auf die elterliche Gewalt als auf das allgemeine Gebot der Nächstenliebe, welches das Verhältnis der Menschen zueinander regelt, und in dem die Minimalforderung ist, daß man gegen jedermann gerecht ist und niemand in dem Genuß seiner Rechte und Freiheiten verwegt — sie verdient eine ausführliche Darstellung und allseitige Entfaltung. J. B.

The Great Renunciation. Leaves from the Story of Luther's Life. By W. H. T. Dau. 350 pages. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.75, postpaid.

Diese Schrift uners eifrigen und unablässig tätigen Kollegen zu lesen, haben wir leider noch keine Zeit gefunden. Damit aber die Anzeige derselben nicht für das kommende Reformationsfest zu spät kommt, bringen wir hier die Inhaltsangabe zum Abdruck: 1. A Reverie Before a Shattered Idol. 2. The Plea to the Archbishop. 3. Hopes and Fears. 4. The Archbishop's Plight. 5. Repairing the Hole in the Drum. 6. Marking Time. 7. In the Professor's Study. 8. A Glimpse of His Holiness. 9. Rome Appeals to the Augustinian Order. 10. Heidelberg. 11. The Return from Heidelberg. 12. A Pious Delusion. 13. Final Settlement of Accounts with Tetzl. 14. An Old Warrior to the Rescue. 15. Gathering Clouds. 16. A Ray of Sunshine. 17. The Citation. 18. Days of Suspense. 19. The Journey to Augsburg. 20. The First Interview with Cajetan. 21. The Second Interview with Cajetan. 22. The Third Interview with Cajetan. 23. The Flight from Augsburg. 24. The Fine Sport of Getting Luther Continues. 25. The Conference at Altenburg. 26. Luther's Apology. 27. In the Professor's Study. 28. Aftermath of the Leipzig Debate. 29. Alignments. 30. The Appeal to the Nobility. 31. The Babylonian Captivity of the Church. 32. "Arise, O Lord!" 33. Last Appeal to the Pope: On the Liberty of a Christian. 34. The Burning of the Bull. 35. The Morning After: The Die Is Cast! 36. The Appeal to the Public. Reßt einem Regifter ist dem Buche als Anhang beigegeben: I. Luther's Sermon on Indulgence and Grace. II. Fragment of a Lecture by Luther in 1518. III. Summary of Luther's Explanation of the Ninety-five Theses. IV. The Appeal from the Pope III Informed to the Pope to be Better Informed. V. The Appeal to a Council. J. B.

Reformationschriften der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Herausgegeben von Prof. D. R. S. Grükzmacher. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 12 Hefte, jedes zirka 24 Seiten.

Es sind dies lauter Jubiläumsschriften aus dem Jahre 1917. Die Titel lauten, wie folgt: 1. „Reformation, nicht Revolution.“ Von D. Theodor Raftan. — 2. „Luthers ewiges Evangelium in seiner religionsgeschichtlichen Eigenart.“ Von D. R. S. Grükzmacher. — 3. „Wie werde ich meines Heils gewiß?“ Von D. Ludwig Ihmels, Professor der Theologie in Leipzig. — 4. „Luthers Kleiner Katechismus als Lehrbuch und als Lebensbuch.“ Von D. B. Bachmann. — 5. „Luther über die Macht des Bösen.“ Von Lic. Wilh. Braun. — 6. „Luther und das Abendmahl.“ Von Lic. Dr. Hans Preuß. — 7. „Luthers Anschauung von der Taufe.“ Von Pfarrer Lic. Lauerer. — 8. 9. „Luther als der Vater des evangelischen Kirchenliedes.“ Von Prof. D. P. Althaus. — 10. „Luthers Auffassung vom Gottesdienst.“ Von Lic. theol. Hermann Greiner. — 11. „Luther und das Deutschtum.“ Von Lic. theol. Paul Althaus. — 12. „Luther als Prophet des deutschen Hauses vor dem Tribunal des Krieges.“ Von Wilhelm Laible.

— Mit etlichen Ausnahmen haben wir die Hefte, welche wir bis jetzt gelesen, im allgemeinen besser gefunden, als wir erwartet hatten. Sie geben sich Mühe, Luthers Lehre und Stellung zum Ausdruck zu bringen, vielfach mit seinen eigenen Worten, wobei freilich zuweilen auch Modernes und Falsches eingemengt wird. Zu den besten von den von uns gelesenen Heften rechnen wir: Hest 2: „Luthers ewiges Evangelium.“ Hest 4: „Luthers Kleiner Katechismus.“ Hest 8. 9.: „Luther als der Vater des evangelischen Kirchenliedes.“ Hest 12: „Luther als Prophet des deutschen Hauses.“ — Was den Preis betrifft, so wird das Hest höchstens auf drei Mark zu stehen kommen, was ja immer noch geradezu lächerlich billig ist.

F. B.

**A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, hat uns zu-
gehen lassen:**

1. „Das Deuteronomium, eingeleitet, übersetzt und erklärt.“ Von Dr. Eduard König, Professor in Bonn. M. 15; gebunden: M. 20.

2. „Die Apostelgeschichte.“ Erste Hälfte, Kap. 1—12. Von Dr. Theodor Zahn. M. 22.50; gebunden: M. 30.

3. „Grundriß der Dogmengeschichte.“ Von Reinhold Seeberg. Vierte, viel-
fach verbesserte Auflage. M. 9.60; gebunden: M. 12.60.

4. „Johannes v. Hofmann.“ Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Grundprobleme, der kirchlichen und der politischen Bewegungen im 19. Jahr-
hundert von Lic. Dr. Paul Wagler, Oberlehrer in Magdeburg. Mit Hofmanns
Bildnis. M. 18; gebunden: M. 20.

5. „Zur Wertung der deutschen Reformation.“ Vorträge und Aufsätze von
D. W. Balthar, Professor der Theologie in Rostock.

6. „Die Lehre Luthers.“ Von Reinhold Seeberg (Lehrbuch der Dogmen-
geschichte. Viertes Band, erste Abteilung). Zweite und dritte, durchweg neu
ausgearbeitete Auflage. M. 22.

Der angegebene Preis dieser Werke, die in „Lehre und Wehre“ noch be-
sprochen werden sollen, ist der Valuta wegen um 200 Prozent zu erhöhen.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. In welcher Weise und in welchem Sinne auf den
Distriktsynoden Lehrverhandlungen gepflogen und dabei insonderheit auch
die Unterscheidungslehren behandelt werden, wird im letztjährigen
Bericht des South Dakota-Distrikts (S. 7) treffend so zusammengefaßt: „Wir
haben schon eine ganze Reihe Kirchengemeinschaften vor unsern Augen Revue
passieren lassen und sie dabei in bezug auf Lehre und Leben genau und
scharf geprüft. Regel und Richtschnur bei dieser Prüfung war für uns das
lautere, reine Wort Gottes. Das Gute, das wir fanden, das heißt, das,
was in Lehre und Leben mit dem Worte Gottes übereinstimmte, haben wir
herausgestrichen und gelobt; das Böse hingegen, das uns vor die Augen
kam, das Unchristliche, Schriftwidrige und Wertverfälsche, was wir bemerkten,
kurz, alles, was bei dieser Musterung nach der Richtschnur des göttlichen
Wortes den Stich nicht hielt (und das war leider ein gut Teil!), das haben
wir bloßgestellt, verurteilt und verworfen. So haben wir auf unsern
Synodalversammlungen für die Wahrheit und gegen den Irr-
tum gekämpft. Daneben haben wir nicht ermangelt, Gott zu bitten, daß
er uns selber bei der Wahrheit erhalten und vor den Irrtum bewahren

wolle.“ Das ist wahrlich die Weisheit und die Besinnung, in der gerade auch auf Synodalversammlungen ausführliche Lehrverhandlungen gepflogen werden. So wird die Erkenntnis der reinen christlichen Lehre bewahrt und gefördert, der Irrtum aufgedeckt und verworfen und zugleich die christliche Demut, wie es sich geziemt, eingeschärft. — Aber die wahre Einigkeit der christlichen Kirche im Gegensatz zum Unionismus heißt es im letztjährigen Bericht des California- und Nevada-Distrikts (S. 40 f.): „Wir können und dürfen uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß unsere Kirche, die in diesem Lande unter Gottes Segen so wunderbar ihre Segenskräfte entfalten konnte, daß sie als ein Wunder vor unsern Augen dasteht, doch in unserm Lande auch ganz besonderen Gefahren preisgegeben ist. Keine Gefahr aber bedroht ernstlicher unser kirchliches Leben als die einer Verlehrten, Gott mißfälligen Vereinigung mit solchen, die nicht ein Herz, eine Seele, einen Sinn mit uns sind. Ist es nicht viel besser, daß wir in kleinen Häuflein uns treu um das Banner der reinen Lehre sammeln, als daß wir versuchen, uns als Volksbeglückter im Großen aufzuspielen? Nicht dadurch fördert man die rechte Einigkeit der Kirche, daß man große zuchtlose Haufen sammelt, denen man einen gewissen kirchlichen Firnis anpinselt und sie christliche und evangelisch-lutherische Gemeinden nennt. Nicht dadurch trägt man zur rechten Einigkeit bei, daß man mit offenbaren Götzanbetern, wie Freimaurern, Oddfellows und andern Geheimbühlern, gemeinsame Sache macht und ihnen Bürger-, Haus- und Heimatsrechte in der Kirche gewährt. Das heißt nicht die Kirche bauen, sondern zerstören. Man sammelt und einigt nicht mit Christo, sondern man sät Zwietracht unter den Kindern Gottes und zerstreut. Auch dadurch würden wir nicht zur Einigkeit der Kirche beitragen, daß wir, der Lehrunterschiede ungeachtet, uns mit solchen vereinigen, die mit uns denselben Namen tragen, sich Lutheraner nennen, von denen wir aber innerlich weit geschieden sind, weil sie in wichtigen Punkten in Lehre und Praxis von den Bekenntnissen der rechtgläubigen Kirche abweichen. Nur ein Mittel ist uns gegeben, wodurch die wahre Einigkeit unter den Christen schon hier in dieser Welt hergestellt werden kann, ein überaus kräftiges und wirkungsvolles Mittel, und nur Menschensünde und -schwachheit ist es, welche die Anwendung dieses Mittels hindern und die Herstellung der wahren Einigkeit in der Kirche unmöglich machen oder doch oft verhindern. Dies Mittel zur Erzielung wahrer kirchlicher Einigkeit ist das Wort der Apostel und Propheten. Joh. 17, 20: 'Ich bitte aber nicht allein für sie [die Apostel], sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden.' Das Geheimnis aller wahren Einigkeit liegt darin, daß wir die Heilige Schrift, Gottes Wort, das Wort der Apostel und Propheten, als Quelle aller geistlichen Erkenntnis, als bestimmende Norm für Lehre und Wandel annehmen und zur Geltung bringen. So wir bleiben werden an Christi Rede, so sind wir seine rechten Jünger, und wir werden die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird uns freimachen und einig dazu. Wo immer dieselbe Lehre geführt wird, unbekümmert um die draußen in der Welt brausenden Stürme und Umwälzungen, unbekümmert um den Wechsel der Zeiten und um das niedrige Getriebe der Menschen, wo Gottes Wort lauter und rein gelehrt wird und wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben, da wird der rechte Grund zur Einigkeit gelegt, da wächst die Kirche Christi zu der herrlichen Kathedrale, zu dem Wunderbau heran, den Paulus im Geiste schaut und im Brief an die Epheser beschreibt.

die eine, einige Kirche Jesu, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus selbst der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, ineinandergefügt, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch wir, alle auserwählten Gotteskinder, mit erbaut werden zu einer Behausung Gottes im Geist.“ F. P.

Sind die Worte der Schrift „capable of various interpretations“? Es ist neuerdings wieder an den Missouriern getadelt worden, daß sie an einer bestimmten Schriftstelle nicht verschiedene Auslegungen zulassen, sondern nur einen Sinn gelten lassen wollen. Speziell ist auch dem Unterzeichneten vorgehalten worden: „In regard to the Word of God he can allow but one view.“ Dieser Vorwurf sollte nicht im Ernst erhoben werden. Haben gesprochene oder geschriebene Worte nicht bloß einen Sinn, sondern sind sie verschiedener Auslegung fähig, so sind sie nicht ein Mittel der Verständigung, sondern der Verwirrung. Wir erwarten daher schon im bürgerlichen Leben, daß jeder, der durch das Medium der Sprache mit uns verkehrt, sich nicht mehrdeutiger, sondern eindeutiger Worte bediene. Im Verkehr der Menschen miteinander kommt es nun freilich vor, daß ihre Worte aus menschlicher Schwachheit tatsächlich mehrdeutig sind und so ihren Zweck, Verständigungsmittel zu sein, verfehlen. Aber in bezug auf die Worte der Schrift steht fest, daß sie Gottes Worte sind, und daß Gott durch sie mit den Menschen in unmißverständlichen Verkehr treten will. Daher ist die Mehrdeutigkeit der Schriftworte in ihrem bestimmten Zusammenhang schlechthin ausgeschlossen. Die gegenteilige Annahme schließt konsequenterweise die Leugnung der Inspiration und des Zweckes der Schrift in sich. Sie läßt die Schrift als Quelle und Norm der christlichen Lehre fahren und setzt an ihre Stelle die menschliche Meinung. Luther sagt daher: „Notwendigerweise hat eine Schriftstelle nur eine einzige eigentliche, gewisse und wahre Meinung; die übrigen sind zweifelhafte und ungewisse Mutmaßungen, vor welchen man sich in der Heiligen Schrift hüten muß.“ (St. L. VII, 286.) Es kommt freilich vor, daß auch erfahrene Schriftforscher in bezug auf eine bestimmte Schriftstelle bekennen, daß sie entweder diesen oder jenen Sinn haben könne. Aber dann haben sie die bestimmte Stelle überhaupt noch nicht verstanden und sie können die Stelle weder im Leben noch im Sterben als Grund des Glaubens verwenden. Daher hat Gott, wie Augustin und Luther erinnern, es so eingerichtet, daß alle christlichen Lehren in solchen Stellen der Schrift klar geoffenbart vorliegen, die gar keiner Auslegung bedürfen. F. P.

Erziehungsbefehle innerhalb der Wisconsinynode. Auch die Schwefterynode von Wisconsin hat eine Reihe von Beschlüssen in bezug auf ihre höheren Lehranstalten gefaßt. Während unsere Synode dem Seminarkursus ein fakultatives viertes Jahr hinzugefügt hat, hat die Wisconsinynode den Collegekursus in Watertown noch um ein Jahr, das achte, erweitert. — In Watertown soll ein Modern Classical Course eingerichtet werden für solche junge Leute, die sich nicht auf ein Lehramt in der Kirche vorbereiten, sondern eine allgemeine Bildung erwerben wollen, auf Grund deren sie zu einem gelehrten (weltlichen) Fachstudium auf den Hochschulen unsers Landes zugelassen werden. Die Einrichtung soll geschehen „nach einem im Auftrag des Erziehungscommittees ausgearbeiteten und von diesem und der Professorenkonferenz gebilligten Plan“. — Die Hochschulen der Synode sollen nach wie vor eine deutsch=englische Bildung vermitteln, weil diese vor

einer rein englischen vieles voraus hat. — Die Beteiligung an den gymnastischen Übungen soll für alle Schüler obligatorisch sein, jedoch ist der Sportgeist mit aller Energie zu bekämpfen. — An das theologische Seminar in Waawatosa wird ein fünfter Professor berufen. — Das Kostgeld in Watertown und in den Progymnasien soll entsprechend erhöht werden, dagegen im theologischen Seminar in Waawatosa und in der Normalschule in New Ulm gänzlich fortfallen. — Beschlossen wurde auch: „daß die Verwaltungsbehörden der einzelnen Anstalten gehalten sein sollen, das Anstaltseigentum in gutem Zustande zu erhalten; daß nur solche Männer in den Verwaltungsrat der einzelnen Anstalten gewählt werden, die an der ihnen zugewiesenen Arbeit Interesse und entweder über den inneren oder den äußeren Betrieb der Anstalt ein berufenes Urteil haben; daß die Synode ein Komitee einsetze, das im nächsten Jahr der Synode geeignete Vorschläge über Mittel und Wege unterbreite, damit den Professoren an den Anstalten Gelegenheit gegeben werde, Studien auf andern Anstalten, respektive Studienreisen im Interesse unserer Anstalten zu machen“. In Sachen der Verlegung des Seminars wurde folgendes beschlossen: „Zurzeit ist die Verlegung des Lehrerseminars nicht durchführbar, obgleich, an und für sich betrachtet, die Verlegung wünschenswert ist. Das Komitee für Erziehungswesen soll daher die Frage nochmals gründlich überlegen und der Synode im nächsten Jahre berichten, wohin die Anstalt, falls der Gedanke zur Ausführung kommt, verlegt werden soll, welche Einrichtungen getroffen und welche Gebäude errichtet werden müßten, und wie hoch sich in dem Fall die Kosten belaufen würden“.

J. P.

Zum Schulkampf in Michigan. Aus Detroit wird unter dem 15. Juli gemeldet: „James Hamilton, Haupt der Wayne County Civic League, kündigte am Donnerstag in Detroit, Mich., an, daß beim Gericht ein Mandamusverfahren eingeleitet werden wird, um den Staatssekretär zu zwingen, das vorgeschlagene Verfassungsamendement, welches Abschaffung von Privat- und Kirchenschulen im Staat vorsieht, in der Herbstwahl auf den Stimmzettel zu setzen. Der Staatssekretär hatte unlängst angekündigt, daß das Amendement nicht auf den Stimmzettel gesetzt werden wird, weil Staats-Generalanwalt Alex. Groesbeck das Gutachten abgegeben habe, daß es mit der Bundesverfassung in Widerspruch stehe.“ Wir haben diese Appellation gegen die Entscheidung des Generalanwalts Groesbeck erwartet. Zugleich erwarten wir, daß die Supreme Court die Entscheidung des Generalanwalts aufrechterhalten wird. Auch finanzielle Gründe dürften mitsprechen. Schon während unserer Delegatensynode wurde in Detroit Zeitungen darauf hingewiesen, daß es den Staat Michigan zwanzig Millionen Dollars und mehr kosten würde, falls er in den Staatschulen Raum schaffen müßte für die Schüler, welche bisher in Kirchenschulen unterrichtet wurden. Doch auch in dieser Beziehung wohnen wir im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“.

J. P.

In bezug auf die Verlegung unserer Anstalt in Concordia finden wir in *Mosby's Missouri Message* vom 30. Juli die folgende Notiz: „St. Paul's College of Concordia, under the control of the Lutheran Church, is to be moved from that place, but a new location has not yet been decided upon. St. Louis, Sedalia, Jefferson City, and California, Mo., are making efforts to secure the school.“

J. P.

Die Pilgrimsväter vom Jahre 1620. Bekanntlich ist für den Herbst dieses Jahres eine große Feier geplant, in der der Ankunft jener Puritaner, die in der *Mayflower* im Dezember 1620 auf Plymouth Rock landeten, gedacht werden soll. Bei dieser Feier soll uns Amerikanern und den Engländern, aber auch den Holländern und der übrigen Welt dargelegt werden, von welcher „ungeheuren Wichtigkeit“ in moralischer, religiöser, nationaler und internationaler Hinsicht die Einwanderung der Pilgrimsväter geworden sei. Wer einigermaßen offene Augen hat, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich bei der geplanten Feier um eine politische und religiöse Verherrlichung des Angelsächsentums handelt. Wir finden in der Juni-Nummer des *Federal Council Bulletin* nähere Angaben über die Feier. Als Mittelpunkte für die Feier in Amerika sind die folgenden Städte in Aussicht genommen: Philadelphia, Richmond, Atlanta, Dallas, San Francisco, Minneapolis, St. Louis, Chicago, Denver, Cleveland, Boston, Nashville, Washington. Für die Feier in New York am 26. November in Carnegie Hall soll der britische Gesandte zugegen sein, der König von England eine Botschaft senden und Rudyard Kipling ein Gedicht machen. Der holländische Gesandte soll auch eine Botschaft von der Königin von Holland zu erlangen suchen. Im ganzen Lande sollen die Sonntagschulen und die Young People's Societies die Feier aufnehmen. Wörtlich heißt es in dem Bulletin des Federal Council of Churches: "Each of these cities" (die oben genannt sind) "will be the center of a group of cities where the plans and programs of the Council will be fulfilled. Carrying out the program for the great national mass-meeting which will be held in Carnegie Hall, New York City, November 26, when prominent speakers from England, Holland, Canada, and the United States will emphasize as the final message the tremendous importance of the ethical element in the national and international development and the religious significance of the Pilgrims' Movement in political, economic and social development of the world to-day. Sir Auckland Geddes has been invited to be present, and has been asked to secure a message from the King of England and present it to the meeting. The Dutch Ambassador has been requested to secure a message from the Queen of Holland. Rt. Honorable Lord Robert Cecil, Dean Burroughs, Rev. William Temple, M. A., Rev. John Clifford, D. D., LL. D., Rev. William Edwin Orchard, D. D., Prof. George Gilbert Murray, LL. D., Litt. D., have been invited to be present and to speak as the representatives of England. James A. Macdonald, Litt. D., LL. D., editor of the *Toronto Globe*, will speak for Canada on 'North America's Civilized Internationalism.' An invitation has been sent to Rudyard Kipling, requesting him to memorialize the occasion in a poem, and, if possible for him, to present it in person. Mr. Charles R. Towson, of the International Committee of the Young Men's Christian Association, is heading up a strong committee to help interpret the spirit of the Pilgrims in terms of democracy. This committee has in its plans a virile program on Americanization. To the Federal Council has been referred the preparation of a program to be used in the churches during Home Mission Week, and to the Home Missions Council, and the Council of Women for Home Missions, a suitable program for Sunday-schools and Young People's Societies." — Was für eine Verwandtnis es mit den „Pilgrimsvätern“ und dem von ihnen gegründeten Gemeinwesen hatte, ist im Bericht des South Dakota-

Distrikts (§. 13 ff.) so dargelegt: „Diese kongregationalistischen Kolonien Neuenglands waren politisch-kirchliche Gemeinden. Der Staat sollte in der Kirche aufgehen, der Staat auch eine Gemeinde der Gläubigen sein. Sie gründeten eine echte Landeskirche. Darüber dürften wir uns in der Tat wundern. Denn hatten sie nicht in England vornehmlich diese Einrichtung bekämpft? Hatten sie nicht gerade ihretwegen viel leiden müssen? War es nicht die staatskirchliche Obrigkeit gewesen, die sie wegen ihrer Opposition bekämpft, bedrückt und verfolgt hatte? Verdankten sie es nicht vor allem der groben Vermischung von Kirche und Staat, daß sie in ihrem Heimatlande keine bleibende Stätte hatten, sondern eine solche suchen mußten, und zwar Tausende von Meilen entfernt in einer fremden, wilden Gegend? War diese verderbliche Einrichtung nicht die Quelle all ihres Unglücks? Allerdings! Und doch, merkwürdig! kaum waren sie auf amerikanischem Boden angekommen, so schufen sie hier eine Vermischung von Kirche und Staat, von geistlicher und weltlicher Macht, wie sie ärger kaum gedacht werden kann. Sie fingen hier sofort an, denselben Weg zu gehen, den sie drüben an den Episcopalen so bitter getadelt hatten. Sie konnten sich scheinbar kein kirchliches Gemeinwesen ohne den Polizeiknüppel des Staates denken. Und obwohl drüben dieser Knüppel oft genug auf ihrem Rücken getanzt hatte, war ihnen doch nicht der Gedanke gekommen, daß der Knüppel daran schuld sei. Sie hatten nur daran Ausstellungen zu machen, daß er sich in so unwürdigen Händen befand. Hier in Amerika war er nun nach ihrer Meinung in würdigere Hände gekommen, und da hieß es dann: ‚Ja, Bauer, das ist ganz was anders!‘ Sie steckten bis über die Ohren in dem Wahne, daß die Kirche nicht ohne Beihilfe der Staatsgewalt existieren könne. Diese Verquickung, so meinten sie, sei in der Heiligen Schrift gefordert, und von ihr hänge das Wohl und Weh sowohl der Kirche als auch des Staates ab. In den Kolonien Neuenglands konnten nur Kirchenglieder Bürger werden, an der Wahl teilnehmen und obrigkeitliche Ämter bekleiden. In der englischen Staatskirche war jeder Angehörige des Staates auch damit zugleich ein Glied der Kirche. Das gefiel den Pilgervätern nicht. Sie drehten das Ding um, machten es freilich dadurch nicht besser. Bei ihnen war das Bürgerrecht bedingt durch die Mitgliedschaft in der Kirche. Das Kirchenregister lag nach Barrows' und Greenwoods Grundsätzen in den Händen der Beamten. Der Gehalt der Prediger wurde durch Steuern aufgebracht. Freilich, zunächst versuchten sie es auch mit dem freiwilligen System, wonach ein jeder freiwillig nach Vermögen gibt. Und man hielt das auch für das Ideale. Weil aber bei diesem System wegen der großen menschlichen Schwachheit der Klingelbeutel mitunter ziemlich leer blieb, und weil manches Gemeindeglied 'in good standing' in bezug auf das freiwillige Geben seine eigenen 'peculiar views' hatte, so holte man bald den Knüppel hervor, um diesen Geizteufel auszutreiben. Man machte Gesetze, die die Unterstützung der Kirche von seiten der Glieder erz w a n g e n. Und diese Gesetze wurden mit der Zeit auf alle Einwohner ausgedehnt, ob sie zur Kirche gehörten oder nicht. Der Besuch der Gottesdienste war obligatorisch, Kirchenschwänzen war verboten. Wer den Gottesdienst versäumte, ohne stichhaltige Entschuldigung zu haben, wurde bestraft. Ja, wer nur einen leisen Zweifel laut werden ließ, ob die Obrigkeit wohl das Recht habe, einen Säumigen gegen seinen Willen in die Kirche zu zwingen, verfiel schon der Strafe des

Gefetzes. Kirchliche Feste, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und andere, zu feiern, war bei Strafe verboten. Die Pilgerväter rechneten es sich zur Ehre an, daß an dem ersten Weihnachtstage in dieser Neuen Welt keiner unter ihnen gefeiert hätte. Obwohl sie selbst in der alten Heimat verfolgt worden waren und also aus Erfahrung wußten, wie weh das tut, so lag ihnen doch nichts ferner, als Andersgläubigen Duldung zu gewähren. So wurden Episcopale, die von England herüberkamen und um das Bürgerrecht nachsuchten, aber ihren eigenen Gottesdienst behalten wollten, als Rebellen behandelt und nach England zurückgeschickt. Der aus der United States History bekannte Roger Williams, ein beredter, aber schwärmerischer Geistlicher, welcher lehrte, daß die Obrigkeit kein Recht habe, von einem unbekehrten Menschen einen Eid zu fordern oder Sünden gegen die erste Tafel der Gebote, wie Gotteslästerung, Meineid oder Übertretung des Sabbatsgebots, zu bestrafen, wurde zur Verbannung verurteilt. Dasselbe Loos traf Mrs. Anne Hutchinson, die vorgab, besondere Offenbarungen von Gott empfangen zu haben, und diese dann in öffentlichen Vorträgen vor großen Versammlungen an den Mann zu bringen suchte. Sie mißsammt ihren Anhängern wurde des Landes verwiesen. Baptisten wurden ins Gefängnis geworfen, gestäubt und verbannt. Im höchsten Grade unmenschlich und grausam ging man gegen die Quäker vor. Da bei diesen Leuten der Bann nichts half, so griff man zu andern Maßregeln. Man schnitt ihnen die Ohren ab! Und eine Anzahl unter ihnen wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Daß man überall den Teufel durch Beelzebub austreiben wollte, beweist auch die 'Salem Witchcraft'-Affäre. Es ist befremdend, wie die Pilgerväter ihre eigenen bitteren Erfahrungen so bald vergessen und so überaus tyrannisch und grausam gegen Andersgläubige handeln konnten. Aber daß sie dies getan haben, beweist die Geschichte. Unduldsamkeit, Bedrückung und Verfolgung solcher, die nicht ihres Bekenntnisses waren, steckte ihnen im Blut. Sie übertrafen darin wohl noch die Episcopalen in England und standen dabei noch in dem Wahne, sie täten Gott einen Dienst daran." Weiterhin wird darauf hingewiesen, wie der religiöse Fanatismus in Indifferentismus, Unionismus und Liberalismus umschlug. Aus der prinzipiellen Verquickung von Kirche und Staat, die der Reformation Zwingli und Calvins eigen ist, entwickelt sich folgerichtig eine „Kirche“, die ihr Ziel in dieser Welt hat und bewußt oder unbewußt weltliche Herrschaftsgelüste befriedigt.

F. P.

Die Sozialisten und die Religionsfreiheit. Auf dem sozialistischen Staatskonvent von Wisconsin wurde eine Plattform mit den folgenden Bestimmungen angenommen: „Sofortige Annahme eines demokratischen und humanen Friedens; Verwerfung des Versailler Friedensvertrages; Ablehnung des Planes der Bildung einer Nationenliga; Ablehnung der Einführung eines europäischen Militarismus in Amerika; Verwerfung der unmenschlichen Politik der europäischen Imperialisten; Eintreten für freie Rede und freie Presse; für Gewissensfreiheit, für religiöse Freiheit und für den Gebrauch irgendeiner Sprache in Gottesdiensten; für Einführung des Unterrichts in irgendeiner Sprache in öffentlichen und Gemeindefschulen, wenn der Wunsch dafür vorhanden ist; Einstellung der strafrechtlichen Verfolgungen unter dem Spionagegesetz und die Freilassung der politischen Gefangenen. Der Konvent erklärte sich gegen Prohibition und die damit verbundenen Gesetze.“

II. Ausland.

Zionistenkongreß in London. Aus London wird Ende Juli gemeldet: In der Schlußsitzung des internationalen Zionistenkongresses in London wurde beschlossen, für den Zweck, Palästina zur nationalen Heimat der Juden zu machen, einen Fonds von 25 Millionen Pfund Sterling (125 Millionen Dollars) aufzubringen. Vertreter der Juden verschiedener Länder versprachen eine freiwillige Selbstbesteuerung nach dem Grundsatz des Böhnten für diesen Zweck.

Papst und Türkei in Beratung. Aus Rom wird anfangs August gemeldet: „Mohammed Ali, das Haupt der indisch-mohammedanischen Abordnung, ist von Papst Benedikt, Ministerpräsident Gioletti und dem Minister des Auswärtigen Grafen Sforza empfangen worden. Nach dem Empfange im Vatikan berichtete Mohammed, daß der Papst ihn in sympathischer Weise angehört und seiner Freude über den Geist der Toleranz indischer Mohammedaner andern Religionen gegenüber Ausdruck gegeben habe. Mohammed erklärte auch, er protestiere hauptsächlich dagegen, daß England sein Versprechen in bezug auf heilige Orte nicht gehalten und das Kalifat tatsächlich abgeschafft habe. Sodann erklärte er als Programm der Indier gegen Großbritannien: Erstens Rückgabe aller Titel und Orden der britischen Regierung; zweitens Rücktritt aller Indier in der britischen Verwaltung; drittens Austritt aller indischen Soldaten und Polizisten, wodurch die Briten an der Besetzung Mesopotamiens und Palästinas und der Unterstützung der Griechen in Thracien und Kleinasien verhindert würden, und viertens Verzweigerung der Steuern. Sollte dies nicht genügen, so würde der heilige Krieg erklärt werden.“ Es wäre nicht das erste Mal, daß Papst und Türkei sich im gemeinschaftlichen Interesse verständigt haben. J. P.

Australien. Über den Bestand unserer Schwesterkirche in Australien berichtet Präses Nidel im *Australian Lutheran*: „According to the statistical report for the year 1919, our Synod, New Zealand included, consists of five districts, comprising 52 parishes, 163 congregations, and 59 preaching-places with 17,374 souls, 10,840 communicants, and 3,983 voting members. Fifty-six officiating ministers, four theological professors, and five retired pastors are members of the ministry; 436 children have attended our church-schools five days; 386 received religious instruction one day a week. The children were instructed by 17 teachers, 7 pastors, and 10 lady teachers; 1,711 children were regular attendants at our Sunday-schools. Two faithful pastors have been called to the rest of the saints. During the year, 577 children were baptized and 324 confirmed; 20,717 members partook of Holy Communion; 130 marriages were solemnized; 173 burials have taken place. For mission purposes the congregations contributed £5,961. In most of our congregations, services are held in both the German and the English language. The Lutheran Church in Australia is still laboring under the consequences of the terrible war. Our church-schools in South Australia have not as yet been reopened (the one-day schools being for religious instruction only), and the publication of our church organ, the *Kirchenbote*, is still prohibited. May God have mercy upon our Church, and protect us against those who wrongfully hate and persecute us! To Him be glory and praise for all spiritual blessings bestowed upon us! — The report of Birdwood Parish is not included in the above, and may be published later.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

September 1920.

Nr. 9.

Zeitgemäße Theologie.

(Ansprache zum Beginn des neuen Studienjahres in St. Louis.)

In unserer Zeit wird besonders laut eine Forderung an die Theologie gestellt. Es ist dies die Forderung, daß die Theologie zeitgemäß, up to date, sein müsse. Gleichzeitig wird gegen uns sogenannte Missouriier von vielen Seiten die Anklage erhoben, daß wir der genannten Forderung nicht Rechnung tragen. Unsere Theologie wird als nicht zeitgemäß zensiert. Die Anklage ist unbegründet. Sie werden hier in St. Louis zeitgemäße, wirklich zeitgemäße Theologie studieren, zeitgemäße Theologie sowohl der Form als dem Inhalt nach.

1.

Zur zeitgemäßen Theologie hinsichtlich der äußern Form gehört vornehmlich das Eingehen auf die verschiedenen Sprachen, das ist, das Eingehen auf die Sprachen, in denen wir das Evangelium von Christo zu verkündigen Gelegenheit und Beruf haben. Diese nötige Akkommodation an die Sprachen ist schon durch die Ereignisse des ersten Pfingsttages abgebildet. Weil an dem Tage „allerlei Volk, das unter dem Himmel ist“ zu Jerusalem versammelt war, so wurden die galiläischen Festprediger vom Heiligen Geist getrieben, nicht bloß Hebräisch zu reden, sondern sich der verschiedenen Sprachen zu bedienen, in denen die Zuhörer, Parther und Meder und Elamiter usw., geboren waren. Dieses Akkommodationsverfahren halten wir auch inne. Hierzulande und unter unsern Verhältnissen sind für den Dienst am Evangelium neben andern Sprachen vornehmlich zwei Sprachen als lebendige Sprachen nötig: die deutsche und die englische. Daher wird bei uns zeitgemäß der theologische Unterricht in diesen beiden Sprachen erteilt, und Sie studieren zeitgemäße Theologie, wenn Sie die Kenntnis beider Sprachen pflegen. Der zweisprachige lutherische Pastor ist bei uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen up to date. Ferner: Völlig zeitgemäß ist auch die Kenntnis der griechischen und der hebräischen Sprache. Beide Sprachen stehen in engem Zusammenhang mit der Theologie aller

Zeiten. Das Griechische und das Hebräische sind ja die Sprachen, in denen Gott sein heiliges Wort der Kirche und der Welt ursprünglich gegeben hat. Das griechische Neue Testament und das hebräische Alte Testament ist und bleibt der **G r u n d t e x t** der Heiligen Schrift bis an den jüngsten Tag. Zwar kann die ganze christliche Lehre auch aus einer Übersetzung der Schrift erkannt und gelehrt werden. Aber es hat zu allen Zeiten Irrlehrer gegeben, die sich für ihre Fälschung der christlichen Lehre auf den Grundtext der Schrift berufen. Gegen solche „irrigen Einführer der Schrift“, wie Luther sie nennt, ist die Kenntnis des griechischen und hebräischen Grundtextes der Schrift nötig. Es steht daher fest: So gewiß Gott sein Wort in der hebräischen und griechischen Sprache ursprünglich festgelegt hat, so gewiß ist es Gottes Wille, daß in der Kirche auch immer Lehrer vorhanden seien, die der Grundsprachen mächtig sind. In dieser Beziehung sagt Luther, daß wir das Evangelium nicht ohne die Sprachen erhalten werden. Das Studium dieser Sprachen ist und bleibt daher zeitgemäß bis an den jüngsten Tag, und unsere Synode erwartet gerade von ihren St. Louiser Studenten, daß sie die Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache pflegen. Zeitgemäß bleibt endlich auch die Kenntnis der lateinischen Sprache. Diese Sprache war ja über tausend Jahre die öffentliche allgemeine Kirchensprache und neben der deutschen auch die Sprache der Kirche der Reformation. Große Schätze geistlicher Erkenntnis sind in der lateinischen Sprache niedergelegt. Und wie bereits bemerkt wurde: Unsere Synode erwartet von den in St. Louis Studierenden, daß sie die fünf Sprachen, die sie auf den Vorschulen (den Colleges) bereits gelernt haben, hier nicht vernachlässigen, sondern deren Kenntnis mit allem Fleiß mehren und vervollständigen. So viel zunächst über die äußere Form einer zeitgemäßen Theologie.

2.

Aber Sie werden hier auch zeitgemäße Theologie studieren, wenn wir auf den **I n h a l t** der Theologie sehen. Zeitgemäß dem Inhalt nach ist — das gibt jedermann zu — die Theologie, welche den Menschen unserer Zeit, einerlei, welche Sprache sie sprechen, das darbietet, was sie zur Erlangung der Seligkeit nötig haben. Was das ist, wissen Sie bereits. Es ist das, was der Apostel Paulus im ersten Korintherbriefe in den Worten ausspricht: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Iesum Christum, den Gekreuzigten.“ Näher sagt derselbe Apostel im Römerbriefe: „Es ist hier“ — nämlich unter den Menschen — „kein Unterschied. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung (*ἀπολύτρωσις*), so durch Christum Iesum geschehen ist.“ Mit andern Worten: Zeitgemäß ist nur die Theologie, die die Schriftlehre von Christi *satisfactio vicaria* festhält, also lehrt, daß Gott den Menschen gnädig gesinnt ist, nicht, weil sie sich um die Haltung des christlichen Gesetzes bemühen

und bemüht haben, sondern weil Christus, der menschengewordene ewige Sohn Gottes, an Stelle der Menschen das göttliche Gesetz vollkommen gehalten hat, das die Menschen verpflichtet, und an Stelle der Menschen die Strafe vollkommen erlitten hat, die die Menschen wegen ihrer Übertretung des Gesetzes treffen sollte. Diese Theologie war freilich zu keiner Zeit beliebt in der Welt. Sie war zu den Zeiten des Apostels Paulus den Juden *σκάνδαλον* und den Griechen *μωρία*. Zu unserer Zeit ist dies in verstärktem Maße der Fall, und zwar selbst in der äußeren Christenheit. Wenn man zu unserer Zeit ein „undogmatisches“, „praktisches“ Christentum fordert, a creedless religion, so ist die Meinung die, daß die Gottheit Christi und seine satisfactio vicaria aufgegeben und dafür des Menschen eigene moralische Beschaffenheit als Grund der Seligkeit substituiert werde. Aber diese Theologie ist nicht zeitgemäß. Wie sie seit dem Sündenfall nie in die Welt hineingepaßt hat, so paßt sie auch nicht in unsere Zeit. Sie ergibt, was die Erlangung der Seligkeit betrifft, für die Menschen aller Zeiten ein negatives Resultat. Der Apostel Paulus konstatiert durch den Heiligen Geist die Tatsache Gal. 2, 16: *ἐξ ἔργων νόμου οὐ δικαιοθήσεται πᾶσα σὰρξ*, „Durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht“. Die für alle Menschen zu allen Zeiten inhaltlich zeitgemäße Theologie faßt die Schrift in den Worten Röm. 3, 28 zusammen: *Λογίζομεθα οὖν πιστεὶ δικαιοῦσθαι ἄνθρωπον χωρὶς ἔργων νόμου*, „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“. Von dieser zeitgemäßen Theologie sagt der Reformator der Kirche: *In corde meo iste unus regnat articulus, scil. fides Christi, ex quo, per quem et in quem omnes meae diu noctuque fluunt et resluunt theologicae cogitationes*. Wahrlich, nur die Theologie, die diesen Inhalt hat, ist zeitgemäß. Diese Theologie werden Sie hier studieren und durch Gottes Gnade sich aneignen. Jede andere Theologie, die Christi satisfactio vicaria beiseite schiebt, paßt nicht in unsere Zeit, und diese werden Sie durch Gottes Gnade in allen Formen meiden lernen. Das walte Gott! Amen.

F. P.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

(Fortsetzung.)

Das Schreiben nach Ephesus.

2, 1—7.

„Dem Engel der Gemeinde in Ephesus schreibe.“ Alle Schreiben sind an den Engel der betreffenden Gemeinden adressiert. 1, 20 war schon gesagt, daß die sieben Sterne Engel der Gemeinden bezeichnen. Sieben Engel und sieben Gemeinden. Jede Gemeinde hat also ihren eigenen Engel. Nun fragt sich, was gemeint ist mit dem jedesmaligen Engel. Das Buch selber gibt außer dem 1, 20 Gesagten keine Definition. Aber

so viel wird gesagt, auch angezeigt dadurch, wie in den Briefen zu und von den Engeln geredet wird, daß dadurch manche verkehrte Deutungen alsbald offenbar werden als das, was sie sind. Einige Kirchenväter haben darunter eigentliche Engel, eine Art Schutzengel, verstanden. Sie haben daran erinnert, wie von Petri Engel geredet wird, Act. 12, 15, wie bei Daniel von Engeln der Länder geredet wird. Der erste, bei dem wir diesen Gedanken ausgesprochen finden, ist Origenes. Mit Recht betont Zahn, welch eine unsinnige Vorstellung das sei, daß Gott Engeln, Geistern, die der unsichtbaren himmlischen Welt angehören, seinen Willen kundtun sollte durch den Dienst Johannis, eines irdischen Wesens, und daß diese Engel den Willen Gottes nur vernehmen sollten als ungesehene Besucher in den Versammlungen der Gemeinden, 1 Kor. 11, 10, während da Johannis Buch vorgelesen werde. Die Briefe sind aber geradezu an die Engel adressiert, und diese werden für den Zustand der Gemeinden verantwortlich gehalten. Auch was Christus ihnen an Lob und Tadel angedeihen läßt, verträgt sich nicht mit der Vorstellung von wirklichen, von Gott gesandten, guten Engeln. „Wollte aber der Seher rein ideale Engelgestalten hier einführen, so könnten es jedenfalls nur Verkörperungen und Personifikationen der über der Gemeinde waltenden Kräfte Gottes sein. Engel dagegen, wie sie hier angenommen werden, Wesen der höheren Sphäre, an die Briefe geschrieben werden, die teils reich, teils arm sind, teils standhaft, teils lau, die teils zur Treue, teils zur Buße ermahnt werden, die einen bestimmten Wohnsitz haben, 2, 13, die, wie die Ermahnung, treu zu sein bis zum Tode, voraussetzt, sterben können, sind ein Urding, für das sich in der Schrift nicht die geringste Analogie vorfindet.“ (Hengstenberg.)

Nicht besser ist jene Erklärung, nach der die Engel der personifizierte Gemeindegeist oder die himmlische Idealisierung der einzelnen Orts-gemeinde sein sollen. Gerade diese Erklärung gibt Düsterdied als die einzige, die annehmbar sei. Nachdem er die andern Deutungen, teils mit Recht, teils mit Unrecht, abgewiesen hat, sagt er: „So bleibt noch die Ansicht über, daß der Engel der Gemeinde die Gemeinde selbst ist. Rämlich in einer gewissen Analogie mit 14, 18; 16, 5, wo Engel der Elemente, wie der Völker und der einzelnen genannt sind, kann der *aggelos* einer Gemeinde als der personifizierte Gemeindegeist gedacht werden. Diese Vorstellung ist nicht identisch mit der eines *aggelos ephoros*, nach welcher z. B. bei den Rabbinern der Grundsatz galt: *Deus non punit ullum populum infra, quin prius Principem eius dorsum praecipitet*, ist aber in Anlehnung an dieselbe gebildet. . . . Wird die *ekklesia*, die durch den Leuchter abgebildet ist, angeschaut, so erscheint diese aus mancherlei einzelnen Elementen, deren jedes von dem HERRN besonders beurteilt und behandelt werden muß, hant zusammengesetzt; dagegen erscheint der *aggelos tes ekklesias* als die lebendige Einheit, der eine Organismus der Gemeinde, welche dem HERRN gleichsam in *solidum* haftet. So kommt es, daß nicht an den Engel der Gemeinde und dazu an die Gemeinde ge-

schrieben wird, sondern allein an den Engel jeder Gemeinde, nun aber so, daß die Gesamtheit derselben wie eine Person, wie ein geistlicher Leib angeredet wird.“ Davon sagt mit Recht Zahn: Das ist eine moderne Vorstellung und an sich unklar, die vergeblich Deckung sucht unter Dan. 10, 13—21; 12, 1, oder unter sonstigen biblischen Vorstellungen von den Engeln. Diese Vorstellung hat ihren Ursprung in einer Vermengung alter heidnischer Gedanken mit der christlichen Lehre vom Heiligen Geist. Nach der Vorstellung der ersten Christen haben die christlichen Gemeinden keinen andern Geist als den einen Geist Gottes und Christi, der ihnen allen gemeinsam ist, der nicht gestraft und zur Buße ermahnt werden kann für die Sünden und Schwachheiten der Glieder seiner Gemeinde. Unter dem „Engel“ können nur menschliche Wesen verstanden werden, und zwar nur solche, die in besonderem Maße verantwortlich sind für den geistlichen Zustand der Gemeinde, in welcher sie eine solche Stellung einnehmen, die mit „Engel“ bezeichnet wird.

Daß Menschen gemeint sind, wird von einer weiteren Deutung festgehalten, die aber sonst ebenso unhaltbar ist, von derjenigen Erklärung nämlich, die *aggelos* mit „Boten“ übersetzt und darunter Boten oder Gesandte der sieben Gemeinden versteht, die zu Johannes auf Patmos gekommen seien und jetzt in ihre Heimat zurückkehren sollten mit dem geschriebenen Bericht von den Visionen, die Johannes dort gehabt hatte. Aber die Situation ist gar nicht die, daß die Boten der Gemeinden, die übrigens nach dem Sprachgebrauch der paulinischen Episteln wohl eher *apostoloi* als *aggeloi* genannt sein würden, bei Johannes waren und jetzt das Wort an ihre Gemeinden heimnehmen sollten, sondern gerade diese Engel sind die Angeredeten in den Briefen. Dem Johannes wird nicht der Befehl: Sage dem Engel dann und da, daß er an den oder den Ort gehen soll, sondern dem Engel an dem Ort, wo die Gemeinde ist, soll nach Ephesus, Smyrna usw. geschrieben werden, und ihm wird der geistliche Zustand seiner Gemeinde vom Herrn, dem Herzenskündiger, aufgedeckt, und er wird für den Zustand der Gemeinde verantwortlich gemacht, und ihm werden die nötigen Weisungen für die Besserung usw. gegeben. Die älteste, am allgemeinsten angenommene und einzig haltbare Erklärung ist die: unter „Engeln“ sich die Vorsteher, Lehrer, Bischöfe oder Presbyter, die Träger des Lehr- und Seelsorgeramtes, vorzustellen. So wird Mal. 2, 7 der Priester ein Engel des Herrn Zebaoth genannt, weil er die Lehre bewahren und man aus seinem Munde das Gesetz suchen soll. So heißt Mal. 3, 1 Johannes der Täufer ein Engel des Herrn, der vor dem Herrn den Weg bereiten soll. Die Weimarsche Bibel sagt dafür kurzweg: die Lehrer der Gemeinde. Auch Calov adoptiert die Erklärung des Grotius: *Stellae sunt doctores*. Was Düsterdieck gegen dieses Verständnis geltend macht, daß es den monarchischen Episkopat damals noch nicht gegeben habe, dem stellt Zahn entgegen: der monarchische Episkopat, von dem in der Zeit der Pastoralbriefe noch keine Spur sich finde in dieser Provinz Asiens, habe zu der Zeit, als die

Offenbarung und 3 Joh. geschrieben wurden, schon festen Fuß gefaßt; und die Briefe des Ignatius bezeugen dieselben Zustände um das Jahr 110. Man muß doch sagen: in den Pastoralbriefen wird von den Dienern am Wort in den Gemeinden, ja in der Apostelgeschichte schon vom Apostel Paulus gerade zu den Ältesten der Gemeinde zu Ephesus Apost. 20, 28 so geredet, daß uns das gar nicht fremd und neu vorkommt, was in diesen Sendschreiben von den Engeln gesagt wird: die Gemeinde ist *seine* Gemeinde, sein Leuchter, 2, 5. Er „hat“ in seiner Gemeinde gute oder böse Leute, 2, 14; 3, 4. Es ist des Bischofs Aufgabe, unlauiere Elemente zu versuchen und aus der Gemeinde fernzuhalten, 2, 2. 6. 14. Er soll das Wankende stärken, 3, 2. Er wird ernstlich getadel, wenn er unlauiere Elemente gewähren und ihre Verführung treiben läßt, 2, 20. Zahn meint noch: der Name episkopos scheint noch nicht der reguläre Titel der einzelnen Bischöfe gewesen zu sein, wie das bei Ignatius der Fall ist; sonst würde man die Bezeichnung erwartet haben statt des ungelenten „Engel“. Der Apostel, der sich an dem Tage des HErrn unwillkürlich zu den Gemeinden entrückt vorkam, die zum Gottesdienst versammelt waren, muß sich den Bischof, eine Bezeichnung, die vielleicht den jüdischen Einrichtungen entlehnt ist, so gedacht haben: als den Mann, der im Namen der Gemeinde vor Gott erscheint, sie leitet im Gebet und den Gottesdienst führt. In derselben Weise, wie er die Gebete der Gemeinde Gotte und Christo darbringt, redet andererseits Christus zu ihm, damit die ihm anbefohlene Gemeinde von ihm das Wort des HErrn hören soll. Hengstenberg stimmt dieser Erklärung im allgemeinen zu, will aber keine einzelne Person, „so bedeutend sie auch sein mag“, verstanden wissen, sondern gut staatskirchlich „das gesamte Kirchenregiment“, und schließt ab: „Betrachtet man so die Engel, so wird die Stelle 2, 5 vollkommen begreiflich. Tue Buße. Wo aber nicht, so komme ich dir schnell und stoße deinen Leuchter von seiner Stelle! Wenn alles, was in einer organisierten Gemeinde *beamtet* ist, aus der Art geschlagen, so muß sie selbst tief gesunken und als Gemeinde für das Gericht reif sein. Für die Frage nach dem Alter des Episkopats wird sich aus dem, was hier von den Engeln gesagt wird, nichts gewinnen lassen. Ob wir uns den Zustand noch als fortdauernd zu denken haben, der in Apost. 20 vorliegt, ein Kollegium gleichberechtigter Presbyter, oder ob bereits ein Bischof mit mehr oder minder ausgedehnten Vollmachten an der Spitze steht, das zu entscheiden liegen keine Data vor.“

„Dem Engel der Gemeinde zu Ephesus.“ Ephesus war eine berühmte kleinasiatische Griechenstadt an der Mündung des Indischen Stromes Kaystros, dessen innerer Golf damals noch nicht, wie heutzutage, durch Schutt und Schlamm ausgefüllt war, deswegen für den Handel günstig gelegen. Bekannt war Ephesus besonders durch seinen großen und prachtvollen Dianatempel, der unter die Wunderwerke der Alten Welt gerechnet wird. Unter den Römern war Ephesus die Hauptstadt der neuen Provinz Asia. Längst hatte da eine jüdische Gemeinde

ihren Sitz. In deren Synagoge hat Paulus, nachdem er auf seiner Missionsreise noch nicht in der Provinz Asien gewirkt hatte (Apost. 16, 6), während seines kurzen Aufenthalts in Ephesus auf der Reise von Korinth nach Jerusalem zuerst das Evangelium verkündigt, und das so begonnene Werk wurde dann von seinen in Ephesus zurückgebliebenen Begleitern, dem Ehepaar Aquila und Priszilla, fortgesetzt (Apost. 18, 19 ff.). Aber auch noch von anderer Seite her geschah Bedeutendes zu seiner Förderung. Unter den Fremden, die nach der großen Haupt- und Handelsstadt kamen, waren auch jüdische Johannesjünger, die bei sonst noch mangelhafter christlicher Erkenntnis doch an Jesum als den Messias glaubten. Ein solcher Ankömmling war der Alexandriner Apollos, der durch sein feuriges und erfolgreiches Zeugnis von Jesu in der Synagoge die in Ephesus schon vorhandenen Christen übertratschte und von Aquila und Priszilla vollständiger mit dem Evangelium bekannt gemacht wurde (Apost. 18, 2 ff.). Andere Johannesjünger dieser Art nahm Paulus, als er auf seiner dritten Missionsreise wieder nach Ephesus kam, in die christliche Gemeinschaft auf. Die feste Begründung der ephesinischen Gemeinde war aber erst die Frucht der von da ab beginnenden und gegen drei Jahre (Apost. 19, 8. 10; 20, 31) dauernden Wirksamkeit des Apostels Paulus in Ephesus in den Jahren 52—54, anfangs noch in der Synagoge, dann in der Schule eines gewissen Tyrannus, von dem nicht sicher zu ermitteln ist, ob er ein jüdischer Lehrer oder ein heidnischer Rhetor oder Sophist war, der aber jedenfalls dem Christentum geneigt gewesen sein muß. Von der Hauptstadt aus erstreckte sich die Wirksamkeit des Apostels auf die ganze Provinz Asien. Allbekannt ist der Kampf, welchen Paulus schließlich mit den fanatischen Massen der Dianaverehrer zu bestehen hatte (Apost. 19, 23 ff.), nachdem er schon zuvor mit vielen, auch jüdischen Widersachern zu tun gehabt hatte. Ist auch Paulus später nicht wieder nach Ephesus gekommen, so unterhielt er doch stets die Verbindung mit der rasch aufblühenden Gemeinde lebendig. Nach 1 Tim. 1, 3 hat er Timotheus noch eine Zeitlang dort zurückgelassen. Aus seiner Gefangenschaft schickte Paulus seinen Gehilfen Tychikus zu ihnen und gab ihm den inhaltsreichen Brief an die Epheser mit. Ephesus wurde in der nachpaulinischen Apostelzeit der Mittelpunkt der kleinasiatischen Wirksamkeit des Apostels Johannes, der dort auch nach der Tradition sein Evangelium geschrieben haben und dort gestorben und begraben sein soll. (Nach Niehm.)

Bei seinem Abschied hatte Paulus die Ältesten der Gemeinde versammelt und sie ermahnt, seinem Beispiel nach, ja achtzuhaben auf die ganze Herde. Er hatte ihnen vorausgesagt, daß unter sie kommen würden greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen würden, daß auch aus ihrer eigenen Mitte Männer aufstehen würden, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. „Darum seid wacker und denkt daran, daß ich nicht abgelaufen habe drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen.“ Apost. 20, 31. Das hatten die

Lehrer der Gemeinde zu Ephesus zu Herzen genommen und einen großen Eifer entwickelt in der Bekämpfung der Irrlehren. Das wird rühmend anerkannt. Aber gerügt wird, daß sie die erste Liebe verlassen haben, und darüber wird der Hirt mit der Gemeinde zur Buße ermahnt.

„Das sagt, der da hält die sieben Sterne in seiner Rechten, der da wandelt unter den sieben goldenen Leuchtern.“ Nicht zufällig ist es, daß Christus gerade in dem Briefe, der die Reihe der sieben Briefe eröffnet, sich die Prädikate beilegt, welche seine unumschränkte Gewalt über die ganze Kirche und alle Gemeinden, also auch über die Gemeinde in Ephesus und ihren Engel, ausdrücken. Diese Prädikate bilden die Grundlage für die Drohung wie für die Verheißung. Das erste Prädikat ist aus 1, 16. Nur steht hier das stärkere Verbum *ho kraton*, der festhält die sieben Sterne in seiner Rechten, während es dort nur hieß *ho echon*, der hat. Er hält sie fest, es kann und soll sie ihm niemand aus seiner Hand reißen, Joh. 10, 28. Das zweite Prädikat ist aus 1, 12, aber auch wieder hier verstärkt. Während der Herr dort unter den sieben Leuchtern erscheint, wandelt er hier unter ihnen, ist also tätig, wacht über sie, nimmt Notiz von dem, was sie tun und was ihnen getan wird.

Nun folgt, was der Herr, der sich so eingeführt hat, dem Engel der Gemeinde zu sagen hat. Erst die Anerkennung: „Ich weiß.“ Das sehe ich gar wohl und sehe es gerne, lasse mir es wohlgefallen, und das soll dir unvergessen bleiben. Was denn? „Deine Werke“, *erga*, die Betätigungen, Erweisungen des Glaubens und der Liebe, wie ich sie von meinen Gemeinden und Vorstehern der Gemeinden erwarte. „Und deine Arbeit“, *kopos* im Sinne von *labor*, Arbeit, daß du dich anstrengst und abmühest, es dir einen Ernst sein und sauer werden lässest oder auch Mühsal, daß du dabei viel zu erdulden hast. Und dabei die „Geduld“, die Ausdauer, das Ausharren, daß du in dem Tun nicht ermüdest, in deinem Eifer nicht erlahmst, sondern standhaft und energisch aushälst. Und ein spezieller Erweis der Arbeit und Standhaftigkeit, „daß du die Bösen nicht tragen kannst“. Die Schwachen soll der Christ und auch eine Gemeinde tragen und Geduld mit ihnen haben, Röm. 15, 1. Da soll einer des andern Last tragen, Gal. 6, 2. Das fordert die Lindigkeit und Mildigkeit Christi. Aber die Bösen soll man nicht tragen, ja so gesonnen sein, daß man sie nicht tragen kann. Das fordert der christliche Ernst, der Eifer für Gottes Ehre und für die Reinheit seiner Gemeinde sowie auch die rechte Liebe zu den Bösen. Das ist nicht der gottgemäße Sinn und auch nicht der Liebe gemäß, sie einfach gewähren, sie ungestraft gehen zu lassen, sie ungestraft auf bösem Wege bleiben und zur Hölle fahren zu lassen. Die Bösen sind zu ermahnen, zu strafen und ihnen zu drohen, und wenn sie nicht hören und vom Bösen lassen wollen, ist gegen sie mit Kirchenzucht und Bann vorzugehen. Dann gilt die Weisung: „Tut von euch selbst hinaus, wer da böse ist.“ 1 Kor. 5, 13. Die Bösen hier sind in bezug auf die Lehre böse, falsche Lehrer und Verführer. Sie geben

vor, etwas zu sein, was sie nicht sind. Sie geben sich fälschlich für Christi Apostel und Lehrer der Kirche aus. Das haben sie ihrem Herrn abgelernt. „Denn er selbst, der Satan, verstellt sich zum Engel des Lichts. Darum ist es nichts Großes, wenn sich auch seine Diener verstellen als Prediger der Gerechtigkeit.“ 2 Kor. 11, 15. Da hast du dich recht gegen sie benommen, hast nicht jedem Geist geglaubt, sondern hast die Geister geprüft, ob sie von Gott sind, 1 Joh. 4, 1, warst nicht gleichgültig gegen reine und falsche Lehre. Du hast sie versucht, *epoirasas*, auf die Probe gestellt, ein Examen mit ihnen angestellt, ihre Lehre geprüft nach dem Wort, wie es jetzt in Schriften steht, nach dem Vorbild der heilsamen Worte, 2 Tim. 1, 13. So erwarte ich es von den Vorstehern meiner Gemeinde, daß sie mächtig sind und auch den Mut und guten Willen haben, zu strafen die Widersprecher und den frechen und unnützen Schwärmern und Verführern das Maul zu stopfen, Tit. 1, 9. 10. Du hast sie bei deiner Prüfung als Lügner erfunden, daß sie das nicht sind, wofür sie sich ausgeben, hast ihnen die Larve vom Gesicht gerissen, sie bloßgestellt und meine Christen vor den reizenden Wölfen gewarnt und in den Stand gesetzt, von ihnen unverführt zu bleiben. „Und hast Ausdauer und hast getragen um meines Namens willen, und bist nicht müde geworden.“ Was du tust und kämpfst und dabei und dafür duldest, das wird dir nicht zu lästig und zu lang. Du bist nicht müde geworden und in deinem Eifer erschlaft, sondern hast noch denselben Ernst und Energie. Das kannst du alles und immer noch tragen um meines Namens willen, wie du mich aus meinem Wort und aus meinem Tun kennst und liebst. „Die Werke, die Arbeit, die Geduld oder Standhaftigkeit (nach der richtigen Lesart hat jedes der drei Wörter das Pronomen bei sich) beziehen sich hiernach eben auf den Eifer gegen die Irrlehrer. Wird dies nicht erkannt, so wird W. 4, der Vorwurf, daß die erste Liebe geschwunden, unbegreiflich. Denn wo die erste Liebe nicht mehr ist, da kann wohl noch in einem einzelnen Stück eine Zeitlang sich ein lobenswerter Eifer zeigen, indem dorthin sich konzentriert, was noch an Liebe geblieben ist (die tote Orthodogie würde, so eifrig sie auch wäre, gewiß nicht ein solches Lob vom Herrn erhalten), aber unmöglich können da im allgemeinen die christlichen Werke, Arbeit und Standhaftigkeit gerühmt werden. Mit der Ursache hört auch die Wirkung auf. Ebenso sind auch die geduldig ertragenen Leiden in W. 3 solche, die wegen des Eifers gegen die Irrlehrer über die treuen Bekenner ergingen. In W. 6 wird alles Lob, was in W. 2 und 3 dem Engel zu Ephesus erteilt worden, in dem einen zusammengefaßt, daß er die Werke der Nikolaiten haßt. Die Gefahr liegt nahe, daß, wenn eine einzelne wichtige Aufgabe durch den Drang der Umstände der Kirche gestellt wird, dahin sich alle Kraft konzentriert; die Gefahr liegt auch nahe, daß man die Anklagen des Gewissens über die Vernachlässigung der andern Seiten dadurch beseitigt, daß man unverwandt den Blick auf die einseitige Virtuosität richtet. Alle Einseitigkeit endet damit, daß auch die eine Seite zugrunde geht.“ (Hengstenberg.)

B. 4 und 5. Im scharfen Gegensatz zu dem Lobe kommt nun ein ernstes „aber“, das das vorhergehende Lob fast ganz neutralisiert, die Angabe dessen, was der Herr wider die Gemeinde, an ihr auszusetzen hat. „Aber ich habe gegen dich, daß du die erste Liebe verlassen hast.“ Die erste Liebe. Damit ist jedenfalls nicht gemeint, wie Calob angibt: die Sorgfalt und Wachsamkeit mit Ernst und Eifer für die Reinheit der Lehre. Diesen Eifer hatte der Engel eben nicht verlassen, sondern in einem Maße gezeigt, wie man es bei dem folgenden ernststen Tadel nicht erwarten würde. Das war gerade zuvor anerkennend ausgesagt, daß er mit großem Eifer um die göttliche Wahrheit eifere. Und das war nicht etwa bloß früher einmal, zu besseren Zeiten, gewesen, sondern im Präsens wird als eine lobenswerte Eigenschaft an ihm gerühmt: daß du die Bösen nicht tragen kannst. Aber noch weniger ist richtig die Meinung Eichhorns, daß der Engel im Handel mit den falschen Lehrern es an der Liebe habe fehlen lassen. An seinem Benehmen gegen die falschen Lehrer wird nichts getadelt; es wird nur anerkennend gerühmt. Außerdem werden die falschen Lehrer gar nicht so geschildert als arme irrende Brüder, denen man mit Sanftmut hätte wieder zurechtshelfen sollen. Die falschen Lehrer werden geschildert als Lügner und Betrüger, denen es galt, die Larve vom Gesicht zu reißen und sie unschädlich zu machen. Das ist zu eng gefaßt, bei der ersten Liebe an die Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen zu denken, oder auch überhaupt an die Bruderliebe allein, sondern bei Liebe ohne nähere Bestimmung ist an die Liebe überhaupt zu denken, die Tochter des Glaubens, die Liebe zu Gott und dem Nächsten. Die Liebe zu Gott und dem Heiland und dann natürlich insolgedessen die brüderliche Liebe und die allgemeine Liebe ist nicht mehr, wie sie gewesen ist. Die Gemeinde ist degeneriert, hat an ihrem christlichen Charakter eine gewaltige Einbuße erlitten. Zugrunde liegt die vielgebrauchte Abbildung der Gemeinschaft der Gläubigen mit Gott und Christo als eines bräutlichen oder ehelichen Verhältnisses. So besonders Eph. 5, 25. 30. Weil der Brautstand sich lange hinzieht bis zur Hochzeit des Lammes, da hat diese Braut eine bedeutende Abkühlung gegen ihren Bräutigam erfahren, die Liebe ist nicht mehr, wie sie gewesen ist. Ihr Verhältnis zu Christo ist nicht mehr so brünstig, wie es zu Anfang war. Ihr Glaube, Liebe und Dienst sind nicht mehr so, wie sie waren in der reinsten Glut der ersten Liebe. Ähnlich redet Paulus 2 Kor. 11, 2 zu der korinthischen Gemeinde als zu einer Braut Christi, bei der die bräutliche Liebe sehr abgelaugt ist und die Braut in Gefahr steht, eine untreue Gure zu werden. „Ich eifere über euch mit der Eifersucht Gottes“, mit einer Eifersucht, wie Gott selbst sie hat und zeigt in einem solchen Falle. „Denn ich habe euch vertrauet e i n e m Manne“, nämlich Christo, daß ihr dem allein angehört und lebt, und andere Männer, die um euch werden oder euch verführen wollen, ignoriert und abweist. Mein Absichten ist, ich will als ein Brautwerber Jesu Christi eine reine Jungfrau Christo zuführen und nicht eine solche Braut, die ihrem Bräutigam die

Treue gebrochen, die mit der Welt, dem Teufel, der Sünde und der falschen Lehre gehurt hat, die der Herr dann auch nicht mehr will, wenn er kommt, seine Braut heimzuholen. Da wird auch von einer einzelnen Gemeinde geredet als von der Braut Christi. Und der Apostel bezeichnet es als eine Eifersucht Gottes, eine Eifersucht, wie Gott selbst sie hat, mit der er Christi Braut ihrem e i n e n Manne rein erhalten und als eine keusche Braut zuführen will. Wie sich's anläßt, sagt der Apostel, hat er Grund zu der Befürchtung: „daß doch ja nicht, wie die Schlange Eva betört hat durch ihre Ränke, so auch eure Sinne verderbet werden von der Einfältigkeit auf Christum hin“, daß euer Herz nicht mehr ganz und einfältig auf Christum allein gerichtet ist und ihm anhängt. Er droht ihnen auch mit der gänzlichen Verwerfung. Eine verhurte Braut will er Christo nicht darstellen, und die will Christus nicht. So zeigt sich auch hier die göttliche Eifersucht. Das wird sehr ernst genommen, das Abflauen der ersten Liebe. Das ist eine zu geistlichem Ehebruch, zu gänzlichem Abfall und Verlorengehen abschüssige Bahn. Noch ist der völlige Abfall nicht geschehen, und noch ist Gnadenzeit. Darum wird die Braut noch gewarnt, auf der Hut zu sein gegen die Ränke der Schlange. Noch ist es nicht zu spät, aber es ist auch hohe Zeit, sich zu besinnen und Umzukehren. „Gedenke, bedenke nun, woher du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke.“ Gedenke, komm zu Verstande, bedenke, bleib stehen und überlege das Woher und das Wohin. Das ist eine abschüssige Bahn, die du betreten hast; die endet im Verderben. Du bist schon gefallen, abgefallen, von deinem Seelenbräutigam, das Band zwischen dir und ihm lockert sich — von deinem Bräutigam, dem du allein angehörst, dem du alles zu verdanken hast, was du bist und hast, der um dich geworben, dich erworben hat mit blutsaurer Arbeit. Wo niemand dein jammerte, „da ging ich vor dir über und sah dich in deinem Blute liegen und sprach zu dir, da du so in deinem Blut lagest: Du sollst leben“. Ich habe dich erzogen und groß gemacht, da habe ich dich gereinigt und gekleidet und dann mit dir einen Bund gemacht, daß du solltest mein sein. Hesek. 16, 4—14. Bedenke, woher du gefallen bist. Was warst du dazumal so selig! Und wenn dem Fortschreiten auf der abschüssigen Bahn nicht Einhalt getan wird, dann wird diese Abflauung und anfangende Gleichgültigkeit bald in offene Feindschaft umschlagen. Das ist Sünde und Untreue. Darum tue Buße, werde andern Sinnes, bitte deinem Bräutigam die Untreue und Lieblosigkeit ab. Er ist treu. Er hat sich mit dir verlobt in Gerechtigkeit und Gericht und im Glauben, verlobt auf ewig. Hof. 2, 19. 20. Er ist treu und unwandelbar. Er nimmt dich mit offenen Armen wieder auf, und wenn du auch mit vielen Wühlern gehurt hast. Jer. 3, 1. Zeige den Ernst und die Aufrichtigkeit deiner Buße dadurch, daß du zu dem ersten Stand der Dinge, zur ersten Liebe, zur jungen Brautliebe zurückkehrst. Tue die ersten Werke, alle die Erweise, die ein Ausfluß des ersten Glaubenseifers und der ersten Liebesbrunst sind. Die Ermahnung ist so ernst: „Wo du aber nicht wirst Buße

tun, werde ich dir kommen“, aber nicht zur Hochzeitsfreude, sondern im Zorn und als ein Widersacher, zur Strafe. „Ich werde deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße tust.“ Dein Leuchter ist nach 1, 20 dein Symbol als Gemeinde Christi, nebst den übrigen sechs Leuchtern, unter denen er wandelt, segnend und schützend. Wenn er deinen Leuchter wegstößt, deinen Leuchter, der du selber bist, dann heißt das: ich werde dich verwerfen, daß du keine Gemeinde Christi mehr bist. Das ist eine ernste Warnung an alle Gemeinden, zumal für alte Gemeinden, denen das Evangelium etwas Alltägliches, ein altes gewohntes, wenig geachtetes Ding geworden ist, die anfangen, die Liebe zu Gott und seinem Wort nach und nach zu verlieren, im Dienst des Herrn zu ermüden und laß und träge zu werden. Die sollen die ernste Warnung sich gesagt sein lassen, daß es im Geistlichen keinen Stillstand, kein Ausruhen geben kann, sondern da nur Gesinnung und das Streben am Platze ist, „immer völliger zu werden“. 1 Theff. 4, 6. Dieses Erkalten ist wie eine schleichende Krankheit, die nicht mit einem Male einsetzt, sondern so nach und nach unbermerkt einen Christen oder eine Gemeinde ergreift, dann unheimlich zunimmt und über kurz oder lang den völligen geistlichen Tod herbeiführt. So gibt es in dem Rückgang, dem Fall kein Aufhalten, bis es mit dem gänzlichen Abfall und dem ewigen Verderben endet. Die einzige Rettung ist, daß Gott mit fürchtbarem Ernste sein „Tue Buße!“ in die einschlafenden Gewissen hineinschreit und vielleicht noch mit seinen Strafgerichten nachdrückt. Buße tun wie zum ersten Male, neu anfangen, mit neuer Buße, neuem Glauben, neuer Liebe und Begeisterung im Dienste Gottes. Sonst wird, wo die erste Liebe geschwunden ist, bald überhaupt keine Liebe mehr bleiben. Da verlieren auch noch bleibende gute Werke, wie der Eifer für Rechtgläubigkeit, für Zucht und Sitte, ihren Wert, ihren süßen Geruch vor Gott. Noch einmal wird anerkannt, daß diese Gemeinde in dem einen Stück, im Eifer um die Reinheit des göttlichen Wortes, noch rührig und tätig ist. Aber wenn die erste Liebe gewichen ist, die Hingabe an Gott, die Begeisterung und der energische Stand im Leben für Gott und Christum und seinen dankbaren Dienst, dann sind so einige allein übrigbleibende gute Werke, in die sich eben der ganze Rest der geschwundenen Energie konzentriert, nur noch das letzte Aufglimmen des verlöschenden Dochtes, die letzten Zudungen eines sterbenden Organismus. „Aber das hast du“, das findet sich noch bei dir, das ist ja etwas Gutes und Anerkennenswertes, „daß du die Werke der Nikolaiten hastest, welche ich auch hatte.“

Wer waren die Nikolaiten? So viel geben die Worte und der Zusammenhang: Die Nikolaiten waren falsche Lehrer und Verführer. Und zwar war ihre Lehre nicht sowohl spekulativ als vielmehr praktisch. Deswegen wird nicht ihre Lehre genannt, sondern ihre Werke. Und die waren derart, daß es vor Gott eine Empfehlung ist, sie zu hassen, wie Gott selbst sie haßt. Wir werden uns die Nikolaiten also nicht vorstellen haben als jüdische Gesetzeslehrer, die den Christen das gesetzliche

Joch aufzulegen trachteten, sondern als ethnifizierende Libertiner. Ihre Lehre hatte einen praktischen Ausgangspunkt und ein praktisches Ziel: Fleischfreiheit, Ungebundenheit durch jede Autorität und durch das Gesetz. Die sittliche Strenge des Christentums war es, woran sie besonders Anstoß nahmen. Ihre Lehren selbst waren Werke, Taten, und Werke gingen daraus hervor, das Gözenopferessen, das Huren, das heidnische Leben. Dann werden durch die Werke auch die Verführungskünste der Irrlehrer mitbeseht, ihre Versuche in Ausbreitung ihrer gottlosen Lehre. Es waren jedenfalls Leute desselben Schlages, wie sie die Epistel Judä schildert und bekämpft und der zweite Petribrief, wo sie auch als Leute erscheinen, die sich vom Gesetz emanzipieren und ein freies, ungebundenes Leben führen in Sünde und Schande, „die da wandeln nach dem Fleisch in der unreinen Lust“, 2 Petr. 2, 10, sind wie die unvernünftigen Tiere, B. 12. Sie achten für Bollaust das zeitliche Wohlleben, sie sind Schande und Laster, haben Augen voll Ehebruchs, lassen ihnen die Sünde nicht wehren, loden an sich die leichtfertigen Seelen, haben ein Herz durchtrieben mit Geiz, verfluchte Leute; verlassen den richtigen Weg und gehen irre und folgen nach dem Wege Balaams. B. 13. 14. Sie reden stolze Worte, da nichts hinter ist, und reizen durch Unzucht zur fleischlichen Lust, verheißten ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind. B. 18. 19. „Es ist die Einschwärmung des Heidentums in die Gemeinde Gottes zum Verderben der Letzteren.“ (Hengstenberg.) Alte Kirchenväter haben den Namen der Sekte der Nikolaiten auf den Apost. 6, 5 genannten Diakon der Gemeinde zu Jerusalem zurückgeführt und diesen zum Stifter der Sekte machen wollen. Die einen sagen: Nikolaus sei abgefallen und habe seinen Anhängern gesagt: das sei Christentum im Sinne Pauli und des Apostelkonvents: den Jüngern nicht das Joch des Gesetzes auf den Hals legen, überhaupt nicht nach dem Gesetz fragen, sondern ein ungebundenes Leben in den Lüften führen. Das gebe dann der Gnade Gottes Gelegenheit, die ganze Größe ihrer sündenvergebenden Stärke zu entfalten, mache das Verdienst Christi groß und das Evangelium herrlich. Darauf beziehe sich Paulus mit seinen Selbsteinwürfen Röm. 6, 1. 15; 3, 7. 8. Andere wissen noch Näheres. Nikolaus habe gerade gegen solche Libertiner mit besonderem Ernste geeifert; aber da sei es ihm so ergangen, daß er der Sache nicht mächtig war, er von seinen Gegnern gefangen wurde und aus einem Extrem in das andere fiel. Andere wieder wissen: Nikolaus habe selber nie solche Keßerei betrieben, sondern diese Schwärmer hätten Redeweisen von ihm mißverstanden oder absichtlich mißdeutet und führten so den Ursprung ihrer gottlosen Sekte auf ihn zurück. Diese ganze Ableitung des Sektennamens ist von vornherein verdächtig. Gerade wie man meinte, die Sekte der Ebioniten müßte von einem Manne gestiftet sein, der Ebion hieß, so könnten die Nikolaiten doch nur von einem Manne namens Nikolaus ihren Ursprung und Namen haben. Und weil man von keinem andern Nikolaus wußte, verfiel man auf den unschul-

digen Diakon Nikolaus, der doch Apost. 6 mit größtem Lob erwähnt wird. Ein ähnliches verdächtiges Exempel solch kindlicher Konstruktion und Leichtgläubigkeit haben wir außer diesem noch gerade in diesen Sendschreiben. In Thyatira treibt das Weib Isabel ihr verderbliches Wesen, 2, 20. Merkwürdigerweise kam niemand auf den Gedanken, daß das die alte Isabel, das Weib Abahs, sei. Man sah: Isabel ist eine symbolische Bezeichnung. Aber man mußte doch die Person wissen und nennen können, von der so geredet wird. Weil man in Thyatira niemand kannte, aber Apost. 16, 14 gelesen hatte von der prächtigen Lydia, der Purpurkrämerin aus der Stadt der Thyatirer, so mußte diese Lydia die Isabel sein. Obgleich sie an jener Stelle „ein gottesfürchtig Weib“ genannt wird und am Ende des Kapitels noch erzählt wird, daß sie die Apostel Paulus und Silas nach der Peitschung und Gefangensetzung in Philippi in ihr Haus aufnahm, half ihr das alles doch nichts; man fabelte von ihr: sie sei also in ihre Heimatstadt Thyatira zurückgezogen, sei da ganz abgefallen und habe ihr Unwesen getrieben und der Gemeinde in der Weise greulich entgegengearbeitet. Diese Konstruktionen gehen zu sehr nach der Melodie: Mein Neffe schreibt mir, daß er in Amerika einen Mann in seinem Hause wohnen habe, der Meher heißt. Wir hatten vor Jahren einen Knecht, der Meher hieß. So wohnt der also bei meinem Neffen in Amerika in seinem Hause. Abgesehen davon, daß es für das christliche Gefühl widerlich und empörend ist, Leuten, die in der Schrift ein so schönes Lob haben, einen garstigen Schandfleck anzuhängen. Sonderbarerweise hält Zahn seine Ableitung von dem Nikolaus für glaubwürdig, wie er sagt, wenn aus keinem andern Grunde, dann schon deswegen, weil diese Annahme das Umgekehrte des gewöhnlichen Ganges der kirchlichen Legendenbildung darstelle, indem hier ein Böses zurückgeführt werde auf einen prominenten Christen, der im Neuen Testament nur mit Ehren erwähnt wird. Daß aber die Legendenbildung auch solche Sprünge fertig bringt, zeigt neben andern auch das erwähnte Beispiel der Lydia von Thyatira. Und da beweist das nichts, nachdem die Legende einmal da war, daß da zur Zeit des Klemens von Alexandrien noch Leute den Nikolaus für den Stifter dieser libertinischen Sekte aufführten. Düsterdied schreibt: „über die Nikolaiten, sowohl über ihren Namen als auch über ihr Wesen, zu urteilen, ist nur durch Vergleichung von B. 14 ff. möglich. So ist die Meinung fast allgemein geltend geworden, daß die Bezeichnung Nikolaitai (von nikan und laos) an den hebräischen Namen Bileam (aus bela und am, d. h., Verschlingung, Verderben des Volks) erinnern, mithin das bileamitische Wesen jener Nikolaiten andeuten solle. Hierauf führt B. 14. 15. Doch kann nicht sicher entschieden werden, ob Johannes den Namen in diesem Sinne schon vorgefunden oder selbst erst gebildet habe.“ Hengstenberg sagt: „Der Name der Nikolaiten ist ein rätselhafter. Die Lösung des Rätsels wird in B. 14 und 15 gegeben. Danach sind Nikolaiten solche, die an der Lehre Bileams halten. Der Name Bileam heißt Volksverderber; Nikolaus heißt Volks-

befieger. Gerade diesen Namen zu wählen und nicht einen andern, der den Namen Bileam noch wörtlicher wiedergab, wurde der Prophet dadurch veranlaßt, daß gerade der Name Nikolaus ein unter den Griechen gangbarer Eigenname war. Den Vergleichungspunkt, wodurch der Prophet veranlaßt wurde, die Irrlehrer der Gegenwart Nikolaiten, das ist, Bileamiten, zu nennen, zeigt B. 14.“ Zahn urteilt, daß diese Deutung endlich als unhaltbar, mitsamt jener Übersetzung, „die jedenfalls ungenau und wahrscheinlich falsch“ sei, zu begraben sei. Seine den guten Namen des Apost. 6 vom Heiligen Geiste so gerühmten Diakonen schimpfernde Deutung noch viel mehr, und zwar ohne Ehren.

Geschlossen wird der Brief mit dem Refrain: „Wer Ohren hat, der soll hören, was der Geist den Gemeinden sagt.“ Der Geist ist natürlich der Geist Gottes, der überhaupt durch seine Propheten und Apostel den Gemeinden zu sagen hat. „Den Gemeinden“, alle Gemeinden zu allen Zeiten und an allen Orten sollen daraus die Lehren nehmen: 1. daß der Herr der Kirche Notiz nimmt von ihrem Arbeiten, Tun und Leiden um seinetwillen, 2. daß Ernst und Eifer gegen falsche Lehre und Lehrer etwas Gottgewolltes, Rühmenswertes ist, 3. daß vor allen Dingen es aber gilt, in der ersten Liebe zu bleiben und sie nicht zu verlassen, nicht rückwärts, sondern vorwärts zu kommen im Glauben und in der Liebe. — Weil der Herr erwartet und voraussetzt, daß der Ruf zur Buße nicht vergeblich sein wird, so wird das Schreiben mit der Verheißung geschlossen, die auch allen Christen und allen Gemeinden allezeit und allenthalben gesagt ist: „Wer überwindet, dem will ich geben zu essen von dem Holz des Lebens, das im Paradiese Gottes ist.“ Holz bei den LXX oft in der Bedeutung Baum. Wie im alten Paradiese der Baum des Lebens mitten im Garten stand, so auch im Paradiese Gottes, das z. B. dem bußfertigen Schächer verheißener wurde, Luk. 23, 43. „Ihre Namen führen diese Bäume (des Lebens und der Erkenntnis des Guten und Bösen) nach ihrer Bestimmung für die Menschen, nach der Wirkung, welche der Genuß ihrer Frucht auf das menschliche Leben und seine Entwicklung zu äußern bestimmt war. Die Frucht vom Baume des Lebens verlieh die Kraft zu ewigem, unsterblichem Leben. . . . Auch die Kraft vom Baume des Lebens dürfen wir nicht in der physischen Beschaffenheit seiner Frucht suchen. . . . Die Kraft zur Verklärung der Leiblichkeit in Unsterblichkeit ist geistiger Art. Sie konnte dem irdischen Baume oder seiner Frucht nur durch Gottes Wort, durch eine besondere Wirkung des göttlichen Geistes verliehen werden, durch eine Wirkung, die wir uns nicht anders als sakramentaler Art vorstellen können, wodurch irdische Elemente zu Gefäßen und Trägern überirdischer Kräfte geheiligt werden.“ (Keil zu Gen. 2, 17.) Das irdische Paradies ist ein Bild des himmlischen. Da wirkt Gott nicht mehr durch Wort und sakramentare Zeichen, sondern unmittelbar. Er soll vom Baume des Lebens essen, heißt demnach: er soll das ewige Leben erhalten und behalten. Das wird dem Sieger ver-

heißen. Es kostet also Kampf und Arbeit und Leiden. Aber das gilt es eben aufnehmen und nicht scheuen. Das Ziel ist der Mühen wert. Zur Ermunterung wird es der streitenden und leidenden Kirche vor die Seele gehalten.

Wer hier ermüden will,
Der schaue auf das Ziel;
Da ist Freude.
Wohlan, so seid zum Kampf bereit,
So krönet euch die Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

E. P.

Was Luther 1511 in Rom gesehen und gehört hat.

Die Romreise ist für Luther und das Werk der Reformation von nicht geringer Bedeutung gewesen. Dies jedoch in mehr indirekter als direkter Weise. Zum Reformator ist er dadurch nicht geworden. Wäre am Papsttum weiter nichts als der sittliche Verfall, der sich nirgends stärker als zu Rom offenbarte, zu beklagen gewesen, so würde ohne Zweifel Luther sein Leben lang ein treuer Sohn des Papstes geblieben sein. Sein Gewissen hätte ihn dann nur angetrieben zu um so größerer Loyalität gegen das Papsttum, um es von dem sittlichen Unflut zu reinigen, der es entstellte. Die Erkenntnis, daß es in sittlicher Beziehung überall in der Papstkirche und insonderheit in Rom traurig aussah, hätte Luther nicht zur Opposition gegen das Papsttum als solches geführt, sondern nur zur Bekämpfung derer, die es durch ihr Leben schänden. Solange Luther in den papistischen Lehren das wahre Christentum erblickte, blieb ihm Rom das „heilige Rom“ trotz des unheiligen Wesens, von dem er dort sah und hörte.

Um das eigentliche, innere Verderben der Papstkirche durchschauen zu können, mußte Luther selber zuvor das eigentliche Wesen des Christentums, das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, erkennen lernen. Erst in dem Augenblick war der rechte Reformator der Kirche geboren, als Luther die Erkenntnis aufging, daß das eigentliche Verderben der Kirche nicht sowohl in dem sittlichen Verfall derselben bestand, als vielmehr in dem, was man im Papsttum für das Heiligste und Beste ausgab; nicht in der insonderheit zu Rom herrschenden offenbaren Gottlosigkeit, sondern gerade in der spezifisch römischen Frömmigkeit, der Werkerei und Scheinheiligkeit — eine Religiosität, die mit dem Worte Gottes und dem Wesen des Christentums und der Kirche ebensosehr im Widerspruch stand wie das unchristliche Leben der Päpste und professioneller Vertreter des Papsttums. Die klare Erkenntnis, daß die römische Werklehre dem erschrockenen Gewissen nichts gibt und nichts geben will und kann, was es tröstet und zur Ruhe bringt, ja, daß sie den Trost, welchen das Evangelium von der freien Gnade Gottes darreicht, verwirft und verflucht und auch verwerfen und ver-

fluchen muß, wenn anders das Papsttum nicht sich selbst aufgeben will, dies, und dies allein, hat Luther in unverföhnlichen Gegensatz zu Rom gebracht, hat ihn zum Reformator der Kirche gemacht. Das Evangelium von der freien Gnade Gottes hat die Kluft zwischen Luther und dem Papsttum befestigt, die ebenso tief und unüberbrückbar ist wie die zwischen dem reichen Mann in der Hölle und Lazarus in Abrahams Schoß.

Und von diesem Evangelium, welches dem Papst nur die Alternative ließ, sich selber oder Luther als Erzfeind zu verdammen und aus der Kirche hinauszustoßen, davon hat Luther zu Rom nichts gesehen und gehört. Die Gewißheit um diese Wahrheit hat Gott ihm erst später ins Herz gegeben, als er aus den Briefen Pauli zu der klaren Erkenntnis gelangte, daß der Mensch einen gnädigen Gott, Vergebung der Sünden und die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erlangt allein aus Gnaden durch den Glauben an das Wort von der Vergebung um Christi willen. Ohne die Erkenntnis dieser Wahrheit aber hätte es höchstens zu einer äußerlichen Sittenreform in der Kirche kommen können, nicht aber zu einer wirklichen Wiederherstellung der alten Kirche mit der alten, alleinseligmachenden christlichen Wahrheit. Diesen Lehrgegensatz zwischen sich und dem Papsttum hat denn auch Luther je und je in den Vordergrund gestellt. Gewiß, auch wider die Laster im Papsttum hat er seine Stimme erhoben; aber sein eigentlicher Kampf galt der seelenverderblichen römischen Werklehre, und was damit zusammenhing. Das Evangelium wieder auf den Leuchter der Kirche zu stellen, das war Luthers eigentliches Amt als Reformator der Kirche.

Und indirekt, wie bereits gesagt, hat auch die Romreise diesem Amte Luthers, der Wiederverkündigung des Evangeliums, gedient. Insofern nämlich, als alles, was er in Rom erlebte, schließlich dazu beitragen mußte, in ihm die Überzeugung zu befestigen, daß die Papstkirche kein Mittel hat, ein erschrockenes Gewissen zur Ruhe zu bringen, daß hier vielmehr alle ihre Rathschläge sich erweisen als eitel geistliche Quacksalberei, ja, als Giftmischerei, Seelenmörderei, wie Luther sich ausdrückt. Insonderheit nach seinem Eintritt ins Kloster war das ganze Dichten und Trachten Luthers religiös orientiert. Er lebte und webte gleichsam in der Religion. Er kannte nur eine Frage, nur das eine Verlangen: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Auch in Rom fesselte ihn nicht ein künstlerisches, historisches oder irgendein anderes als das religiöse Interesse. Er trug ein heißes Verlangen nach dem „heiligen Rom“, weil er glaubte, daß er dort als an dem heilskräftigsten Orte in der Welt die heilskräftigsten Mittel für das Heil seiner Seele gebrauchen und so Ruhe für sein Gewissen finden könne. Wie ein Schwindsüchtiger nach jedem Mittel greift, das ihm irgend jemand anpreist, so hat auch Luther alles ausprobiert, was ihm die römische Kirche darbot zur Erlangung des Friedens mit Gott.

Aber alles umsonst! Und eben darin besteht die Hauptbedeutung der Romreise, daß sie ein gut Teil dazu beigetragen hat, Luther von

der völligen Ohnmacht alles dessen zu überzeugen, was die römische Kirche zur Entlastung eines schuldbeladenen Gewissens darbietet. In Rom hoffte Luther durch eine nochmalige Generalbeichte und durch den Erwerb der zahllosen Ablässe endlich aller inneren Not Herr zu werden. Wie aber alle seine früheren eigenen Bemühungen fehlgeschlagen waren, so wurde auch diese seine höchste Hoffnung zerschanden. „Wer gen Rom kam und brachte Geld“, sagte Luther später, im Jahre 1538, „der kriegte Vergebung der Sünden. Ich als ein Narr trug auch Zwiebeln gen Rom und brachte Knoblauch wieder.“ Von andern abgesehen, war die Romreise auch insofern von Bedeutung für Luther, als die Erfahrungen, die er in Rom gemacht, später in dem gewaltigen Ringen, in das er je länger desto mehr hineingebrängt wurde, in ihm das Bewußtsein stärkten, daß er in seiner energischen Polemik dem Papst und der Hierarchie kein Unrecht tue.

So muß denn auch die Romreise Luthers das Interesse aller derer fesseln, die den großen Kampf verfolgen, den der einsame Mönch zu Wittenberg mit dem römischen Oktopus geführt hat. Die letzte Monographie über dieselbe ist die Schrift Heinrich Böhmers: „Luthers Romfahrt“, die wir in dieser Nummer von „Lehre und Wehre“ unter „Literatur“ berücksichtigen, und aus der wir auch hier eine längere Partie folgen lassen. Seinen Stoff behandelt er in folgenden Kapiteln: 1. Die Zeugen für den Anlaß und die Zeit der Reise. 2. Erprobung des Resultates. 3. Egidio Canisio und der Unionsstreit. 4. Die Romfahrt. Aus dem vierten Kapitel, in dem Böhmer die sozialen, sittlichen und religiösen Zustände in Rom unmittelbar vor und nach der Zeit, da Luther seine Reise machte, schildert auch auf Grund der Aussagen von Zeitgenossen Luthers, berücksichtigen wir bloß die Abschnitte, welche sich direkt mit Luthers Reise, seinen Erlebnissen in Rom und seinem Urteil über Rom befassen. In zahlreichen Fußnoten bringt Böhmer für die von ihm angegebenen Tatsachen die Belege aus den Quellen. Die wichtigeren dieser Fußnoten fügen wir in eckigen Klammern dem Texte ein, wenngleich nicht immer wörtlich. Mit Bezug auf die Darstellung bemerken wir noch, daß Böhmer die Römischen eher zu milde als zu scharf beurteilt, und umgekehrt, Luther eher zu scharf als zu milde. Von Schönfärberei im Interesse Luthers kann jedenfalls nirgends die Rede sein. Für historisch falsch halten wir den Gedanken, den Böhmer gegen Ende des vierten Kapitels zum Ausdruck bringt, daß nämlich Luther vornehmlich wegen der „Perversität und abgefeimtesten Verlogenheit“ der Hierarchie das Papsttum für das Antichristentum gehalten und erklärt habe. Nach diesen Vorbemerkungen geben wir nun Böhmer das Wort, wie folgt:

In Wahrheit wissen wir über diese berühmteste aller Romreisen sehr wenig, und das Wenige gibt zu mancherlei Fragen Anlaß, die kaum je eine endgültige Beantwortung finden werden. Was die Reisefroute anlangt, so steht fest, daß Luther auf dem Rückweg Augsburg be-

rührt hat. Weiter, daß er entweder auf dem Hin- oder dem Rückwege Nürnberg, Ulm, Innsbruck, den Allgäu, Mailand, Florenz, Siena passiert hat. Für Padua, Cremona, Bologna, Loreto gibt es dagegen keine sichere Tradition. Hat Luther Ulm berührt, so kann dies nur auf der Ausreise geschehen sein. Er hätte dann also mit seinem Gefährten für den Hinweg eine der westlichen Routen gewählt, also über Ulm, Memmingen und Kempten, die alten Reichsstädte des Allgäu, vielleicht ins Rheintal und von da nach Mailand. [Der communis cursus Romipetarum war Ulm, Memmingen, Kempten, Nesselwang, Vils, Reutte, Inzst, Landed, Reschen-Scheideck, Meran, Trient, Verona, Florenz, Rom. Diesen communis cursus kann aber Luther nicht eingeschlagen haben, da er auf dem Hinweg sicher ein Stück von der Schweiz gesehen hat. Hätte er den communis cursus bis Reschen-Scheideck und Mals gewählt und wäre dann über das Wormser Joch in den Weltlin eingebogen, so hätte er allerdings ein Stück der damaligen Schweiz passiert, aber ein Gebiet von ausgeprägt italienischem Charakter, auf das seine Erinnerungen absolut nicht passen.] Den Rückweg nahm er sicher über den Brenner, denn sonst wäre er nicht über Innsbruck gekommen. Von Innsbruck ging es dann über den Paß von Scharnitz an dem Augustiner-Kloster Seefeld vorbei nach Augsburg. In Italien bot sich für die Hin- und Rückreise nach Rom als nächster Weg die alte Kaiserstraße durch Toskana über Florenz und Siena von selber dar. Einige Schwierigkeiten aber machte die Frage, welchen Paß die Reisenden über den Apennin einschlagen sollten. Die hübsche Route über Bologna, Imola, Fiorenzuola, Scarperia war damals nicht ganz leicht passierbar. Denn in der Romagna standen damals französische und päpstliche Truppen einander gegenüber. Bologna war bis zum 2. Januar 1511 päpstliches Hauptquartier. Dann begab sich der Papst allerdings in eigener Person an die äußerste Front nach Mirandola. Aber am 6. und 7. Februar zog er sich wieder auf Bologna zurück. Erst am 11. rückte er mit seinem Heere für mehrere Monate weiter östlich nach Ravenna. Es ist also sehr fraglich, ob Luther Bologna beide Male passiert hat. Ja für den Hinweg scheint mir diese Route nahezu ausgeschlossen. Die Behauptung, er habe „sicher auch Bologna gesehen“, ist jedenfalls nur dann nicht ganz unsicher, wenn er auf der Heimreise San Benedetto Po berührt hat. Aber das ist vorderhand nur eine gute Hypothese.

Die Reisenden waren im Januar 1511 in Rom. Sie sind also spätestens Mitte November, wahrscheinlich aber noch früher von Deutschland aufgebrochen. Im November ist es diesseits und jenseits des Apennin gelegentlich noch so warm, daß man, wie Luther und sein Gefährte, in Versuchung kommen kann, bei offenen Fenstern zu schlafen, im Dezember geht das schon kaum mehr an. Außerdem war der Winter von 1510—11 in Italien ungewöhnlich hart. In Rom regnete es von Ende Oktober bis Anfang Februar fast unaufhörlich, in Bologna lag am 2. Januar tiefer Schnee, am 6. herrschte heftiges Schneetreiben, am

13. ein förmlicher Schneesturm und dazu eine „fast unerträgliche Kälte“. Auch in Deutschland wandert es sich in diesen Monaten nicht eben angenehm. Da unsere Reisenden außerdem alle Wege per pedes apostolorum zurücklegen [reiten durften die Brüder nur mit spezieller schriftlicher Erlaubnis des Generalvikars] und meist unterwegs auch noch fasten mußten, denn die Hinreise fiel gerade in die Adventszeit und die Rückreise zum Teil in die österliche Fastenzeit, in der das Fasten für die Mitglieder der Kongregation obligatorisch war — so war die Romfahrt für sie nicht gerade ein Vergnügen. Aber eine Unannehmlichkeit, die für den heutigen Romfahrer sehr lästig werden kann, war ihnen doch erspart. Sie brauchten fast niemals lange nach einem guten Nachtquartier zu suchen. Denn da ihre Prioren sie sicher mit litterae testimoniales versehen hatten [sein Bruder durfte ohne litterae testimoniales reisen, in quibus si expedierit causa huiusmodi exprimatur], konnten sie beinahe überall in einem der Klöster ihres Ordens um Aufnahme bitten. In Italien wandten sie sich zu dem Zwecke in erster Linie an die Konvente der lombardischen Kongregation, mit der die deutschen Observanten 1505 eine Art Kartell geschlossen hatten. [Die Kongregation, ca. 1430 gebildet, zählte in Piemont 22 Klöster, in der Lombardei 13, in der Emilia 9, in Toskana 7, in Umbrien 7, in Rom 2, in Apulien 1.] Wo es kein Kloster der Kongregation gab, fanden sie doch meist einen Konvent der Augustinerkonventualen, denn diese besaßen in Italien noch weit über 300 Klöster. Wir können daher wenigstens einige der Stationen des Bruders Martinus noch genau angeben. In Nürnberg blieb er selbstverständlich bei den Brüdern von der Observanz unweit des Frauentors, in Mailand in S. Maria dell' Incoronata oder S. Maria de Castro, in Florenz in dem prachtvollen für Fra Mariano da Genazzano von Lorenzo Magnifico gestifteten Konvent von San Gallo unweit Porta San Gallo und in Rom in S. Maria del Popolo. Er selber gedenkt dieser Klöster freilich nicht. Er erwähnt überhaupt nur eine der vielen Herbergen, in denen er unterwegs rastete, das reiche Benediktinerkloster am Po, in dem auch er sehr splendid traktiert wurde, weil es etwa 36.000 Dukaten jährlich einnahm und davon ein Drittel „auf die Gastung verwendete“. Man hat behauptet, damit könne nur die Abtei San Pisto in Piacenza gemeint sein. [Die Abtei war allerdings sehr reich. Sie ließ eben damals (1497—1511) ihre Kirche neu bauen und etwa 1518 durch Raffael für den Hochaltar die Sixtinische Madonna malen.] Aber „Kloster am Po“ wäre doch für San Sisto, das in der Stadt und ein beträchtliches Stück vom Po abliegt, eine sehr sonderbare Bezeichnung. Auch hätten unsere Reisenden gerade in Piacenza keinen Anlaß gehabt, die Gastfreundschaft der Benediktiner in Anspruch zu nehmen. Denn es gab daselbst sogar 2 Augustinerklöster. Viel besser passen Luthers Angaben jedenfalls auf die Abtei San Benedetto Po bei Mantua, die auch Bellikan als eine Station der Romfahrer bezeichnet.

Von den Erlebnissen Bruder Martins auf der langen Wanderung erfahren wir nicht viel. In Nürnberg fiel ihm eine Uhr besonders auf, welche die Stunden schlug, in Ulm die ungeheure Größe des Münsters, in Schwaben und später auch in Bayern die große Freundlichkeit und Tüchtigkeit der Gastwirte. Das Land der Bayern findet er sehr unfruchtbar. Doch gibt es daselbst sehr gut gebaute Häuser und stark befestigte Städte. Das Volk ist nicht sehr intelligent, aber eben darum redlich, gerad- und dienstwillig. [„Bavari sind auch geradwillig und dienstlich, sed sunt Suevorum stulti.“ „Bavari sunt stulti et non ingeniosi, quae quidem res facit, ut sint probiores.“] Es spricht überall einen so ausgeprägten Dialekt, daß sich die Leute der einzelnen Gegenden nicht einmal untereinander verstehen können. Die Schwaben sind sehr geschwätzig, aber doch von Natur offenherzig, gerade, freimütig und dienstfertig. [„Suevi in his regionibus (Sachsen) propter suam loquacitatem immiscet se in omnes senatus, natura tamen sunt aperti et nescii simulationum, libere sua proferunt.“ „Franci et Suevi sunt simplices et probi officiosi.“] Auch sie sprechen überall so stark Dialekt, daß sie sich untereinander nicht verstehen können. Doch verdient das Alemannische wegen seiner bildlichen Kraft und Ausdrucksfähigkeit den Vorzug selbst vor dem Griechischen und Lateinischen. Das Land der Schweizer ist nicht mehr denn Berg und Thal und sehr unfruchtbar. Ackerbau gedeiht dort nicht. Es gibt nur Wiesen und Weiden. Doch sind die Wege sicher und angenehm. Die Schweizer sind sehr stark, tapfer und redlich, die ersten unter allen Deutschen. Weil sie daheim nicht zur Genüge ihren Unterhalt finden, müssen sie anderswo als Reisläufer ihre Nahrung suchen. Wenn es aber gerade keinen Krieg gibt, schämen sich auch die starken Männer nicht, die Kühe zu melken und Käse zu bereiten. Ihre Häuser fallen durch ihre Stättlichkeit besonders auf. Ihre Sprache ist dadurch ausgezeichnet, daß sie gar keine Diphthonge hat. Von dem Nachbarland Tirol, das auf der Rückfahrt passiert wurde, spricht unser Reisender fast gar nicht. Nur ganz beiläufig erwähnt er einmal, daß Innsbruck eine kleine und überaus gleichmäßig gebaute Stadt sei. Auch von der ersten großen deutschen Stadt, die er auf der Rückfahrt sah, von Augsburg, sagt er nicht viel. Den größten Eindruck machte auf ihn hier jedenfalls das berühmte Wundermädchen, Anna Lamenit, die angeblich weder aß noch trank, aber insgeheim Pfefferkuchen unter der Schürze bei sich trug, von denen sie ganz vernügllich lebte. Sie wurde später des Betrugs überführt, konnte aber, da die Herzogin von Bayern sich ihrer annahm, mit einem Erwerb von 1500 Gulden und — einem jungen Gefellen ungefährdet abziehen.

Ebenso spärlich sind die Äußerungen des Reformators über Land und Leute in Italien. Das Land lobt er sehr. Es ist eine regio iucundissima. Die Weinbeeren sind dort größer als in Deutschland und darum sicher auch die Pflirsche. Selbst aus dem härtesten Felsboden sprossen noch reich tragende Obstbäume hervor, so daß man hier den Psalm

(81, 17) verstehen lernt: „Mit Honig sättigte er sie aus dem Felsen.“ Besonders imponiert hat dem jungen Deutschen die Fruchtbarkeit der lombardischen Ebene und die mächtige Wasserfülle des Po. Auch hat er wohl bemerkt, daß das Maultier in Welschland als Reittier eine viel größere Rolle spielt als das Pferd. Das Klima erscheint ihm sehr subtil, das ist, gefährlich. Bei offenen Fenstern könne man daher dort nicht schlafen. Er und sein Gefährte hätten das zwar einmal versucht, aber sie seien dafür mit einem Malariaanfall bestraft worden, von dem sie nur durch den Genuß von einigen Granatäpfeln sich wieder kuriert hätten. Sehr viel weniger als das Land haben ihm die Bewohner gefallen. Sie sind zwar sehr viel höflicher, feiner, lebhafter, beweglicher, schlauer und verschmizter als die „barbarischen“ Norddeutschen. Auch trinken sie lange nicht so viel und verstehen sich sehr viel besser zu kleiden. Denn während in Deutschland die Schneider alle Hosen über einen Leisten gießen, daß ihre Kunden um die Weine aussehen wie eine rauche Taube, gibt es in Italien Schneider, die nur Hosen und nur Röde und Mäntel machen, was natürlich den Kleidern sehr zugute kommt.

Aber das ist auch das einzige, was zum Lobe der Welschen gesagt werden kann. Ihre lebhaften Gesten muten den deutschen Mönch lächerlich an, ihre Reigen und Tänze erscheinen ihm, obwohl Männer und Frauen dabei nur gemeinsam an einem „Wischtüchlein“ anfassend, höchst laßiv. Auch die Eifersucht, mit der die Männer ihre Frauen bewachen, so daß diese immer mit einem Schleier ausgehen müssen und von niemandem öffentlich angesprochen werden dürfen, ja wohl geradezu eingeschlossen gehalten werden, und das ungesellige, mißtrauische Wesen der Italiener berührt ihn sehr wunderbar. Noch mehr erstaunt er aber über die Ungeniertheit, mit der sie an den Straßeneden öffentlich ihre Bedürfnisse verrichten. Sie machen es in dieser Beziehung nicht besser „wie die Hunde“. Will einer sein Haus gegen solche Ungebühr schützen, so muß er daselbst ein Bild des heiligen Antonius mit der glühenden Lanze anbringen. Denn vor St. Antonius und St. Sebastian haben sie mehr Respekt als vor Christus. Die werden von ihnen genau so verehrt wie einst von den alten Römern die unheilbringenden Götter. Bei alledem halten sie sich für besser als alle andern Völker, insbesondere als die trunkenen, vollen Deutschen, und machen sich über die Frömmigkeit der Nordländer bei jeder Gelegenheit lustig. Denn sie selbst haben absolut keine Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Sie lästern und wickeln in greulicher Weise über Gott und die Heiligen und nennen charakteristischerweise einen Narren einen bon Christian, einen guten Christen. Von den Deutschen können es nur die Niedersachsen und Niederländer an Verschmiztheit mit ihnen aufnehmen, ja die werden, wenn sie in Italien sich niederlassen, noch schlechter als die schlechtesten Welschen, wie das Sprichwort sagt: Tedesco Italizzato e diavolo incarnato. Daher wollen die Welschen selber von den Alemanni bassi (Niederdeutschen) nichts wissen, die Alemanni alti (Oberdeutschen) schätzen und lieben

sie dagegen. Daß das alles sehr einseitige Urtheile sind, darüber war sich der Reformator später nicht immer im unklaren. „Ich verstehe die Italiener nicht, und sie verstehen mich nicht“, sagte er später, „das ist gewissermaßen eine natürliche Ursache zu Hohn und Feindschaft.“ Er denkt dabei in erster Linie an die Sprache. Denn obgleich er unterwegs einige italienische Brocken sich aneignete, fand er doch keine Zeit und Gelegenheit, ordentlich Italienisch zu lernen. Doch hatte er den ganz richtigen Eindruck, daß es auch in Italien sehr viel Mundarten gebe und daher die Welschen das Schriftitalienisch oft nicht verstünden. Von den vielen berühmten italienischen Städten, die er auf der Hin- und Rückfahrt berührte, sagt er nicht viel. Mailand erwähnt er zwar öfter, aber nur um der Tatsache zu gedenken, daß er dort keine Messe habe lesen dürfen, weil in dieser Diözese noch die ambrosianische Liturgie im Schwange sei. Florenz wird auch nicht selten von ihm genannt. Aber den größten Eindruck haben ihm dort nicht die Bau- und Bildwerke gemacht, die heute dem Fremdling zuerst auffallen, sondern die trefflich verwalteten Hospitäler und das berühmte Findlingshaus, ganz in der Nähe von Porta San Gallo, wo er bei den lombardischen Augustinern wohnte. Endlich von Siena erfahren wir nur gelegentlich in der berühmten Auslegung des 101. Psalms von 1534, daß er daselbst von einem Welschen gehört habe: „Wir haben von eurem Kaiser Friedrich viele Sprüche gelernt, sonderlich diesen: Qui nescit dissimulare, nescit imperare.“

Man sieht aus alledem: Bruder Martin hat unterwegs durchaus nichts Besonderes gesehen und erlebt. Er zeigt sich zwar stets als ein sehr guter Beobachter. Aber sein Interesse ist doch auf ganz bestimmte Dinge gerichtet: die äußere Formation und die Fruchtbarkeit des Landes, die Sprache und die Sitten der Bewohner, die Bauart der Häuser, Kirchen und Städte, die religiösen Gebräuche, die Beschaffenheit der Wege und einzelne Karitäten, wie die Schlaguhr zu Nürnberg. Von der Schönheit der durchwanderten Gegenden sagt er dagegen nie ein Wort und schöne Bau- und Bildwerke erwähnt er nie. Daraus darf man natürlich nicht schließen, daß er hierfür überhaupt keinen Sinn gehabt habe, wohl aber, daß anderes viel größeren und bleibenderen Eindruck auf sein Gemüt machte. Was hat der junge Mönch nun in Rom selbst gesehen, gehört und erlebt? [Im folgenden führt Böhmer eine lange Reihe von Zeugnissen darüber vor, wie das „heilige Rom“, das Luther etwa Januar 1511 betrat, auf andere Romfahrer jener Tage wirkte, und fährt dann fort, wie folgt:]

Das war das „heilige Rom“, bei dessen erstem Anblick Martin Luther in überschwenglicher Begeisterung auf die Knie fiel und ausrief: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Freilich ein Hauptstück der erwarteten Herrlichkeit und Heiligkeit, der Papst und die Kardinäle, fehlte damals gerade, und auch sonst traf es der deutsche Mönch im Januar 1511 in der ewigen Stadt nicht eben glücklich. Das Wetter war so

schlecht wie nur möglich. Es goß fast unaufhörlich, und von den alten Heiligtümern und Gnadenstätten waren gerade die allerberühmtesten nicht zugänglich. Was hat er nun in den kurzen vier Wochen, die er in Rom zubringen durfte, unternommen, gehört und gesehen?

Zunächst erlebte er mit seinem Ordensgenossen nach Vorschrift der Regel das Geschäft, das ihn nach Rom geführt hatte; das ist, er meldete sich mit demselben gleich am Tage nach seiner Ankunft in San Agostino bei dem Ordensprokurator, um die Beschwerde der sieben Klöster und das Gesuch um die Erlaubnis zur Appellation zu überreichen. [Um was es sich dabei handelte, wird von Böhmer im dritten Kapitel: „Egidio Canisio und der Unionsstreit“ erörtert.] Der Bescheid ließ vermutlich nicht lange auf sich warten. Denn die Ordensregierung hatte schon so unzweideutig in der Angelegenheit für Staupiß sich erklärt, daß der Prokurator nicht darüber in Zweifel sein konnte, was er den beiden Brüdern zu antworten habe. Bruder Martin hatte somit, obgleich er nach den Ordensstatuten in S. Maria del Popolo, wo er Herberge genommen, auch als Gast an die Hausordnung gebunden und demnach in der Regel auch zur Teilnahme an dem Chordienst verpflichtet war, doch reichlich Zeit, sich die ewige Stadt anzuschauen und zu tun, was ihn sein Herz gelüstete. Vor allem trachtete er danach, wie beinahe alle Romfahrer, möglichst bald die Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen zu unternehmen, die schon damals den ganzen Tag offen standen und immer zugänglich waren. Um sich darauf vorzubereiten, wünschte er zuvörderst durch eine Generalbeichte sein Herz zu erleichtern. Zwar war das nicht gerade nötig, zumal er schon einmal bei seinem Eintritt in das Noviziat und später noch als Mönch eine solche volle Beichte abgelegt hatte. Aber der Gedanke, im heiligen Rom noch einmal sich von allem, was sein Gewissen ängstigte, entlasten zu können, war ihm immer so tröstlich gewesen. Darum zögerte er nicht, zum dritten Male diese Marter sich anzutun. [Schrieb Luther seine Beichte auf, wie es Sitte war, so brauchte er dazu wie Lohola wohl etliche Tage.] Allein er kam dabei zu „bölig ungelehrten Leuten“ [Tunc veni ad indoctissimos homines], das ist, zu Priestern, die sich auf das Beicht hören nicht recht verstanden: eine Erfahrung, die später auch die katholischen Reformer an vielen Orten Italiens machten. Das war die erste und für sein damaliges Empfinden vielleicht die schwerste Enttäuschung, die ihm das heilige Rom bereitete. Danach unternahm er sogleich in üblicher Weise die große Wallfahrt.

Da man alle sieben Kirchen an einem Tage zu absolvieren pflegte und die Wege von unglaublicher Beschaffenheit waren, so war das eine sehr anstrengende Sache, zumal wenn die Pilger, wie es Brauch war, den ganzen Tag über fasteten, um an der Endstation die Kommunion zu empfangen. Man begann in der Regel früh am Morgen mit S. Paolo fuori le Mura weit im Südwesten vor der Aurelianischen Mauer, von San Paolo wanderten die Pilger dann auf der alten Straße delle sette

Giense nach San Sebastiano an der Via Appia, wobei sie gewöhnlich gleich die in der Nähe liegenden Katakomben besichtigten, dann nach S. Lorenzo fuori le Mura, S. Giovanni in Laterano, S. Croce in Gerusalemme, S. Maria Maggiore und endlich quer durch die Stadt nach S. Pietro. Hier nahmen sie in der Regel am Abend, denn einen ganzen Tag etwa waren sie unterwegs, das Abendmahl, und tranken aus dem fließenden Brunnen, der „in des Papstes Garten geleitet wird, weil er durch das Erdreich mit den Gebeinen der Heiligen geht“. Wie alle Pilger, versäumte sodann auch der Mönch Luther selbstverständlich nicht, die 28 Stufen der sogenannten heiligen Treppe, die sich damals an der Nordseite des Lateranpalastes befand, hinaufzurutschen und auf jeder Staffel ein Vaterunser für seinen Großvater Heine Luther von Wöhra zu beten und die Staffel zu küssen. Denn es hieß, daß man durch einen solchen „knienden Gang allweg eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen könne“. Doch kam ihm, als er glücklich droben angelangt war, die skeptische Bemerkung in den Sinn, die er wohl darüber eben in Rom selbst gehört hatte: wer weiß, ob es wahr ist. [Luther in der Predigt vom 15. September 1545 über Kol. 1, 9 ff.: „Sic Romae wolt meum avum ex purgatorio erlosen, gieng die treppen hinauff Pilati, orabam quolibet gradu pater noster. Erat enim persuasio, qui sic oraret, redimeret animam. Sed in fastigium veniens cogitabam, quis scit, an sit verum.“ — „Chi sa, sie vero?“ Dieser Spruch findet sich schon auf einer Kachel mit einer Darstellung der Scala santa aus dem 16. Jahrhundert im städtischen Museum zu Delft: Wie weet, of het wel waar is.]

Sodann las Luther auch „viel Messe“, insbesondere Seelenmessen. Denn es gab an den heiligen Stätten eine ganze Reihe Altäre, an denen man durch eine Messe eine arme Seele sofort aus dem Fegfeuer erlösen konnte. Aber nicht immer glückte es ihm, an diesen in dem Pilgerführer, dessen auch er sich bediente, besonders bemerkten Stellen anzukommen. In San Giovanni im Lateran bemühte er sich z. B., wahrscheinlich mehrere Samstage nacheinander, vergeblich darum. So stark war hier Samstags immer der Zubrang der Priester zu dem berühmten Altar vor dem Gitter der Kapelle Sancta Sanctorum unweit des großen Schwibbogens, in dem die zwei angeblich ältesten Glocken der Welt hingen. [Die Mehrzahl der Priester las solche Messen natürlich für Geld. Luther: „Es ist zu Rom ein Spruch: Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johann Messe hält.“ Auch Muffel und der Pilgerführer erwähnen den Spruch, aber in anderer Form. Muffel 10: „Selig ist die Mutter, die das Kind je getrug, das die Samstagmeh hört singen oder lesen zu Sant Johannis Lateran, denn es erlöst allweg ein Seel aus dem Fegfeuer, die ihm von der 16. Geburt zugehört hat, und wird derselbe Mensch selber auch ledig und los von allen seinen Sünden und seiner aufgesetzten Buße.“ „Wenn man auf dem Samstag — auf dem Altar zwischen der Kapelle Sancta Sanctorum und der Scala Santa — Messe liest, und welche Seele der Priester in seiner

Memoria hat, dieselbige Seele soll auch erlöst werden.“ Pilgerführer: „Selig ist die Mutter, die das Kind gebar, das gen Rom kommt zu der Kirchen und besonders am Samstag durch das ganze Jahr, so ist Statio, zu Sanct Johanni Lateran.“] Besser glückte es ihm, wie es scheint, in San Sebastiano am Sebastiansaltare. Aber an einigen Stellen konnte er auch ohne Messe den gleichen Zweck erreichen. Seinen Großvater Heine Luther erlöste er z. B. dadurch, daß er die 28 Stufen der Scala Santa hinaufkutschte, aus der Flammen Pein. [Ruffel: „Item auf dem hohen Altar, wer mit Andacht da betet, erlöst man auch ein Seel aus dem Fegfeuer.“] Andern Seelen konnte er dadurch helfen, daß er auf dem Hochaltar in S. Giovanni für sie betete oder durch die Katakombe bei S. Sebastiano fünfmal während einer gesprochenen Messe hindurchging. [Ruffel: „Man mag fünf Mal da durch gehen unter einer gesprochenen Messe, da erlöst man auch ein Seel.“] Überhaupt fand er so viel Gelegenheit, etwas für die armen Seelen zu tun, daß „es ihm schier leid tat“, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten. Denn er hätte auch sie gern aus dem Fegfeuer erlöst „mit seinen Messen und andern mehr trefflichen Werken und Gebeten“.

Aber er besuchte nicht nur die sieben Hauptkirchen. Er lief als „ein toller Heiliger durch alle Kirchen und Klüfte“, das ist, alle Katakomben, die damals zugänglich waren. Er hat also wohl nicht nur den so oft erwähnten Friedhof bei S. Sebastiano mit seinen 46 Päpsten und 80,000 Märtyrern, die da in den engen Gängen „schränkt liegen“, gesehen, sondern auch die Begräbnisstätten bei S. Lorenzo und San Agnese fuori le Mura. San Agnese wenigstens nennt er später öfter, allerdings nur um festzustellen, wie sehr dies berühmte Heiligtum durch die Habsucht der Päpste heruntergekommen sei. Überhaupt tauchen nur gelegentlich solche Erinnerungen in seinen Gesprächen, Predigten und Schriften auf. Am häufigsten gedenkt er noch des Pantheon, das auch damals noch als ein Wahrzeichen von Rom galt, zweimal erwähnt er auch die „deutsche Kirche im Spital“, je einmal Santa Maria in Aracoeli und S. Pancrazio auf dem Monte Gianicolo, wo „der Heilige leibhaftig gezeigt wurde und dazu Märtyrer ohne Zahl“. Aber das sind sicher nicht die einzigen Heiligtümer Roms, die er außer den Hauptkirchen in jenen vier Wochen besucht hat.

Was war es nun, was ihn so „toll“ machte, durch alle diese Kirchen und Klüfte zu laufen und alles zu glauben, was daselbst erlogen und erstunken ist? In erster Linie, wie er selbst sagt, das fromme Bestreben, all die riesigen Ablässe richtig zu erwerben, die da zu haben waren. Denn was bot in dieser Hinsicht z. B. allein S. Giovanni im Lateran im Vergleich zu dem Wittenberger Allerheiligentstift! [Mirabilia urbis Romae: „Des Ablass, der da ist zu Sanct Johannes Lateran, ist unzähllich, mag auch von niemand gezählt werden denn von Gott allein.“] Sodann aber war immer wohl auch der Wunsch mit im Spiele, etwas für die armen Seelen teurer Verstorbener im Fegfeuer zu tun, und

endlich die Begierde, all die vielen, großartigen und weltberühmten „Heiltümer“ mit eigenen Augen zu schauen, die Rom sein eigen nannte. Leider waren nur gerade die allerberühmtesten derselben zurzeit nicht zugänglich. Zur Besichtigung des Santo Volto in St. Peter (Schweiß-tuch der Veronika) und der übrigen Passionsreliquien hätte er z. B. einer besonderen schriftlichen Erlaubnis des Papstes bedurft. Aber der weilte zurzeit, ihm unerreichbar, in Mirandola und Umgebung. Er hat also diese Heiltümer sicher nicht gesehen. Was er später von dem Santo Volto erzählt, hat er von andern Romfahrern, wie z. B. dem Dr. Johann von der Wic oder dem Lizentiaten Liborius Magdeburg, aber nicht aus eigener Anschauung. Ebenso erging es ihm mit den Häuptern Petri und Pauli, die Papst Urban V. am 1. März 1368 zur Freude ganz Rom's in der alten Palastkapelle des Laterans Sancta Sanctorum wieder aufgefunden und dann in zwei kostbare goldene Büsten eingeschlossen und in dem von Giovanni di Stefano verfertigten zierlichen Ciborium über dem Hauptaltar der Laterankirche beigesetzt hatte. Er erwähnt diese merkwürdigen Reliquien zwar sehr oft, aber er schildert sie stets ganz falsch als „hölzerne Köpfe“. Er hat sie also, wie er auch selber einmal ausdrücklich sagt, sicher nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern spricht davon nur nach Hörensagen. Denn auch sie wurden nur zu bestimmter Zeit, nämlich am 29. Juni, wie er auch gelegentlich einmal bemerkt, damals ausgestellt. Aber seine fromme Schaulust wurde doch auch schon durch den Anblick der minderen Heiltümer voll befriedigt.

Er sah z. B. in San Paolo die Stätte, wo die halben Leiber Petri und Pauli beigesetzt sind, und die Mauer, hinter der die Gebeine von 300 der unschuldigen Kindlein von Bethlehlem liegen sollen, weiter den Kreuzfigus, der mit St. Brigitta einst gesprochen hatte, die Kette St. Pauli und die Säule, an der der Apostel gepredigt. In San Sebastiano zeigte man ihm unter anderm die Gräber St. Sebastians, des samaritanischen Weibes, der Päpste Fabian und Stefans I., den Brunnen, in dem die Leiber Petri und Pauli 500 Jahre gelegen, den Stein mit den Fußtapfen Christi und bei der Sakristei ein Stück der Säule, an der St. Sebastian gemartert worden war; in Santa Croce den Altar mit dem Stride, an dem Jesus zur Passion geschleppt ward; ferner waren da nicht weniger als elf Dornen von der Dornenkrone, der Schwamm, mit dem der Heiland am Kreuze getränkt ward, ein Nagel, die Inschrift, ein großes und zwei kleine Stücke vom Kreuze Christi, ein Stück vom Kreuze des bekehrten Schächers, ein Saphir mit Wasser und Blut aus der Seite Christi, ein anderer mit Milch und Haar von der Jungfrau Maria usw. In San Lorenzo konnte er unter anderm den Stein betrachten, mit dem Stephanus getötet ward, ferner den blutbesetzten Felsen, auf dem St. Laurentius lag, als er das Martyrium des Rostes überstanden, das Wasserfännlein, dessen sich der Märtyrer beim Laufen bedient hatte, sowie die Gräber des Heiligen und des heiligen Stephanus. In Santa Maria Maggiore kam hinzu das Grab

des Apostels Matthäus und vielleicht auch einige der Reliquien von Unserer Frau, die Kasel und die Stola des heiligen Hieronymus, der Rinnbaden des heiligen Zacharias, der Arm des heiligen Lukas usw.

Aber all diese Heilthümer wurden doch übertroffen durch die Schätze von St. Peter und von S. Giovanni im Lateran. Von dem Münster der letzteren bligte ihm ein Kreuz entgegen, das aus dem Schwerte geschmiedet war, mit dem man St. Paulus enthauptet hatte. Im Münster selbst befand sich z. B. das Grab des Apostels Johannes, der Tisch, an dem er auf Patmos Messe las, der Rock, mit dem er einst zwei Tote auferweckte, der Napf, aus dem er, ohne Schaden zu nehmen, Gift trank, die Schere, mit der man ihm die erste Platte schor, einige Stücke von den fünf Gerstenbroten von der Speisung der 5000, einige Reisklein vom brennenden Busche in der Wüste, die Lade mit den steinernen Tafeln der zehn Gebote, die Rute, mit der Moses Wasser aus dem Felsen schlug, der Tisch, an dem Christus Abendmahl hielt, die Salbenbüchse Maria Magdalenas, aus der sie den heiligen Leichnam Christi salbte, die Haube Josephs von Arimathia, ein Stück von dem Schleier Unserer Frau, item von dem Rohr, damit man Christum schlug, das Messer, mit dem er beschnitten ward usw. In dem daranstoßenden Baptisterium zeigte man zwei kleine Säulen vom Hause der heiligen Jungfrau in Nazareth, zwei Marmorsäulen mit bleiernen Kreuzen, die einst als Fadelhalter am Hause des Pilatus gedient hatten, den roten Steintrog, in dem Konstantin das Blut unschuldiger Kinder sammeln wollte, um den Ausstoß los zu werden. Im Palaste selbst waren drei Türen vom Hause des Pilatus eingemauert, darunter auch die, durch die Christus gegangen; ferner stand da auf vier Säulen der Stein, auf dem Judas Ischariot die dreißig Silberlinge ausgezahlt erhalten, und darunter der Stein, auf dem man die Kleider Christi geteilt hatte. Unter dem Schwibbogen hingen die zwei ältesten Glocken der Welt, daneben befand sich auf der einen Seite die Scala Santa, auf der andern die Kapelle Sancta Sanctorum mit dem Bild des zwölfjährigen Jesus, von Lukas gemalt, und andern noch viel merkwürdigeren, aber zurzeit nicht zugänglichen Heilthümern.

Endlich in St. Peter am Eingang war einer der Silberlinge zu sehen, für die Judas den Herrn verriet. Wer den andächtig anschaute, erwarb gleich 14,000 Jahre und ebensoviel Quadragenen Ablass. Zur Linken war dann die Kapelle, in der Petrus seine erste Messe in Rom gelesen hatte: 7,000 Jahre Ablass. In der Mauer neben der goldenen Pforte saß der Stein, der auf Christi Grab gelegen hatte. Im Münster selbst sah man zur Linken zunächst den Altar Simonis und Judä mit den Gräbern der beiden Apostel; an der Säule daneben hing der Strick, an dem Judas Ischariot sich erhängt hatte; an den Seiten des Tors bezeichneten silberne Kreuze die Stelle an der Wand, hinter der St. Peters und Pauls Heilthum sich befand. Wer die küßte, hatte gleich 17,000 Jahre Ablass. Darüber stand das heilige Sakrament, das sich in Blut

verwandelt hatte, als Papst Gregor Messe hielt. Ferner waren da zu sehen das messingene Waschbecken des Pilatus, der Stuhl St. Peters, das Bronzebild St. Peters, vierzehn Säulen vom Tempel Salomonis, das Grab Petronellas, der Tochter Petri, der Altar mit den halben Körpern Petri und Pauli — die andern Hälften lagen in San Paolo, der Altar, auf dem Papst Silvester die beiden heiligen Leichname einst geteilt hatte, ein mannsgroßes silbernes Kreuz, das einst in die Lüfte entschwebte und redete, als man die armen Leute wegen einer Hungersnot aus Rom trieb. Im ganzen hatte die Kirche wohl auch jetzt noch über fünfzig Altäre, darunter sieben Hauptaltäre mit allen möglichen wunderthätigen Heilthümern. [Diese alte Basilika (St. Peter) hatte fünf Schiffe, offenen Dachstuhl, eine mit Mosaiken geschmückte Tribuna, der Fußboden war opus Alexandrinum. Der Triumphbogen erhob sich über zwei grünen Marmorsäulen. Das Querschiff war sechs Stufen höher als das Mittelschiff. Zum Hochaltar führten acht weitere Stufen. Darüber erhob sich ein Tabernakel von ganz ähnlichem Stile wie das des Giovanni di Stefano im Lateran, nur nicht so hoch. Die Petersstatue stand im rechten Querschiff.]

Dazu kamen nun noch die Heilthümer all der andern mehr als fünfzig Kirchen, welche die Pilger zu besuchen pflegten. [Schmarsow nennt 1510 an hundert bemerkenswerte Kirchen.] Was alles Luther hiervon gesehen, läßt sich nicht mehr feststellen. Er selbst nennt ausdrücklich nur den zwölf Schuh langen, ungeheuer dicken Strick Judas Ischariots in St. Peter, der bei dem Sacco im Mai 1527 von Schärtlin von Wurtenbach erbeutet wurde [er brachte ihn im Herbst 1529 mit nach seiner Heimat Schorndorf an der Rems und ließ ihn dort feierlich wieder aufhängen], und etliche Gemälde, die der Evangelist Lukas gemalt haben soll. Dazu gehörte sicher die berühmte Madonna von S. Maria del Popolo, denn in diesem Kloster wohnte er; vielleicht auch die Madonna von S. Agostino, denn dies von dem Kardinal d'Estouteville kurz zuvor (1479—1483) neu erbaute Heiligtum befand sich ebenfalls im Besitze der Augustinereremiten; und die Madonna von S. Maria in Aracoeli, denn dieser Kirche gedenkt er gelegentlich einmal; endlich möglicherweise auch die Madonna von San Francesca Romana (früher S. Maria Nova), denn diese Kirche liegt nicht weit von Aracoeli an dem alten Forum Romanum. Das berühmteste, den Acheropoita der Kapelle Sancta Sanctorum, hat er dagegen sicher nicht gesehen. Denn diese Kapelle wurde damals schon ebenso hermetisch verschlossen gehalten wie heute. Die zum Teil sehr merkwürdigen Reliquien, die sie birgt, wurden nur ganz selten einmal durch das dicke Gitter gezeigt. Unter Julius II. ist das, soviel wir wissen, überhaupt nie geschehen. Ebensovienig hat Luther, wie es scheint, die vielberehrte Madonna und die andern weltbekanntesten Heilthümer von S. Maria Maggiore, die Krippe, die Windel und das Heu vom Stalle zu Bethlehem, zu Gesichte bekommen. Er erwähnt wenigstens diese Reliquien nie, das ist, er ist

wahrscheinlich erst nach dem 25. Dezember, an dem sie schon damals ausgestellt zu werden pflegten, in Rom eingetroffen. [In einem italienischen Kloster (aber nicht in Rom) sah Luther auch totum habitum papae, sed infula tantum erat episcopalis. Ideo dicebam ad quendam monachum, an haec esset corona papae. At ille: „O non“ et dicebat suam coronam esse triplicem. Es handelte sich wahrscheinlich um die Kleider eines verstorbenen Papstes.]

Genauer als über Luthers Wanderungen von Kirche zu Kirche sind wir über die Stimmung unterrichtet, mit der er die Heiltümer betrachtete. „Er glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist.“ Es kam ihm auch nicht der geringste Zweifel an die Echtheit all der hundert oft recht seltsamen Mirabilia und all der ungeschwungenen Lügen, die von ihnen erzählt wurden. Später hat er freilich über diese Mirabilia anders urteilen lernen. Nur einer der vielen Kirchen der ewigen Stadt bewahrte er immer ein dankbares Gedächtnis, „der deutschen Kirche im Spital“, das ist, der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima hinter Piazza Navona. „Die ist die beste, hat einen deutschen Pfarrherrn“, das ist wohl: die hat ihm den besten Eindruck gemacht, weil hier der Gottesdienst, wie heute noch, nach deutscher Art viel würdiger gehalten wurde und die Kirchgänger sich viel andächtiger benahmten als in den welschen Kirchen. Denn wie den Welschen in Deutschland damals die Andacht des Volkes und die Würde des Gottesdienstes ganz besonders auffiel, so fiel umgekehrt den Deutschen in den welschen Kirchen die Hast und Würdelosigkeit der Zelebranten und die Freverenz der „Andächtigen“ auf. Das Spital, von dem er redet, war damals freilich sehr verfallen, und von den Kaplänen des Priesterkollegiums hören wir gerade aus jener Zeit nicht viel Gutes. Aber ein deutscher „Pfarrherr“, richtiger Sakristan, war allerdings an der Anima vorhanden, er hieß Heinrich Vobe, und außerdem noch etwa ein halbes Duzend deutscher Kapläne. — Die Anima war ein Treffpunkt der in Rom ansässigen Deutschen und Niederländer. Der später so viel genannte apostolische Scriptor Wilhelm von Enkenvoirt war damals gerade Provisor der Kirche, und etwa vierzig andere päpstliche Scriptoren, Abbreviatoren, Notare, Parafrenare meist Landsleute von Enkenvoirt oder Rheinländer und Westfalen, darunter Bernhard Sculteti, Johann Ingentwinkel, Jakob Questenberg, gehörten zu den Freunden und Brüdern, welche das Heiligtum erhielten. Allein Luther hat schwerlich einen von diesen Kurialen auch nur zu Gesichte bekommen. Denn wie ein großer Teil der päpstlichen Famiglia, so war auch die päpstliche Kanzlei mit Sach und Pack dem päpstlichen Heere in die Romagna nachgezogen. Gleichwohl hat der Reformator damals sicher einige deutsche Kurtisanen kennen gelernt und außerdem wohl auch einige deutsche Ordensbrüder. Denn solche befanden sich damals nachweislich in Rom. Ja ein deutscher Bruder begleitete ihn wohl im Anfange auf seinen Wanderungen durch die ewige Stadt. In den Statuten der Kongre-

gation war das wenigstens für solche Fälle ausdrücklich vorgesehen. Auch hätte er sich, obgleich er den gedruckten Pilgerführer *Mirabilia Urbis Romae* bei sich hatte, wohl allein schmerzlich zurechtgefunden.

Aus alledem ergibt sich schon, daß der Mönch Luther in jenen vier Wochen in Rom absolut nichts Besonderes unternommen hat. Er absolvierte einfach an der Hand des gewöhnlichen Pilgerführers das übliche Pilgerpensum. Nur hatte er leider nicht das Glück, all das besichtigen zu können, was jener „Führer“ zu Nutz und Frommen der heilsbegierigen Nordländer verzeichnet. Denn die allerberühmtesten Heiligtümer waren zurzeit gerade nicht zugänglich. Auch Kirchenfeste hat er in der ewigen Stadt nicht viele miterlebt, jedenfalls kein einziges der ganz großen. [Am 28. Dezember fand in San Paolo das Fest der Unschuldigen Kindlein statt, am 6. Januar ward der Dreikönigstag gefeiert, am 17. bei St. Eusebio die Pferdeweihe, am 18. das Fest der heiligen Prisca auf dem Aventin, am 20. der Sebastianstag in S. Sebastiano (Plenarablaß), am 21. in S. Agnese fuori le Mura die Lämmerweihe, am 25. in S. Paolo Pauli Befehrung. Am 30. war Patronstag in S. Martino und Luca am Forum, am 2. Februar Maria Lichtmess usw. Die Fastenzeit, in der das kirchliche Leben sehr viel reger ist, begann erst am 5. März.] Das bedeutendste, das wohl noch in die Zeit seines Aufenthaltes fiel, war die Wallfahrt nach S. Sebastiano an der Via Appia am 20. Januar, an der sich damals noch ganz Rom eifrig zu beteiligen pflegte. Aber auch sonst war das kirchliche Leben in Rom damals nicht sehr rege. Die Adventszeit war eben vorüber, als er in der Stadt eintraf. Er hat also Predigten in römischen Kirchen überhaupt nicht gehört und auch unterwegs in Italien kaum je dazu Gelegenheit gefunden. Er sagt das auch später niemals ausdrücklich. [Die Stellen, die Hausrath, „Romfahrt“, S. 93, dafür anführt, beweisen gar nichts oder das Gegenteil.] Was er von der Art und Unart der italienischen Kanzelredner erzählt, weiß er wahrscheinlich nur von Hörsagen.

F. B.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht. Verhandlungen der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten, versammelt als Sechzehnte Delegatensynode Anno Domini 1920. 254 Seiten. (75 Cts.; in Leinwand gebunden: \$1.50.) — Die Aufgabe einer Synode besteht darin, daß sie das Rechte beschließt und dies dann auch energisch hinausführt. Das erstere ist geschehen, wie davon dieser Bericht Zeugnis ablegt. Freudig sollen sich nun alle Gemeinden, Pastoren und Beamten der Synode an die Arbeit machen, die vortrefflichen Beschlüsse in ebensoviele Taten umzusetzen. Dazu ist aber nötig, daß man sich die Beschlüsse der Synode gegenwärtig hält. Jede Gemeinde (und die Pastoren haben dafür zu sorgen, daß dies geschieht) sollte sich darum diesen Bericht kommen lassen und etwa in ihrem Ber-

sammlungen besprechen, bald diesen, bald jenen Punkt, wie es die Umstände erfordern. Zum Raten hat Gott uns seine Gnade gegeben; nun wollen wir ihn anrufen, daß es auch zu Taten kommt, die ihm wohlgefällig sind.

2. "Robert Barnea." Forty illustrations. By William Dallmann. "Our good, pious table companion and guest of our home, this holy martyr, St. Robertus." Luther." (50 Cts.) — Es ist dies wesentlich ein Abdruck der vorzüglichen Darstellung, die bereits im *Theological Quarterly* und im *Walther League Messenger* erschienen ist.

3. "Manual for Young People's Societies." By Prof. E. H. Engelbrecht. 122 Seiten. (75 Cts.) — Wer nicht recht weiß oder mehr darüber wissen möchte, wie er es anfangen soll, um seine jungen Leute in den Jünglings- und Jungfrauenvereinen nützlich und unterhaltend zu beschäftigen, dem empfehlen wir dies Buch; es wird ihm gute Dienste leisten.

4. "Unto Us." A Christmas cantata. Words by Paul E. Kretzmann. Music by G. C. Albert Kaeppel. (\$1.00.) — Auch wir möchten noch einmal hinweisen auf dies vortreffliche Kunstwerk, das den leistungsfähigen Chören unserer Gemeinden nicht warm genug empfohlen werden kann. F. B.

Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen, hat uns zugehen lassen:

1. „Wer sind und was wollen die Missourier?“ Von P. G. Rümelin. 24 Seiten. (15 Cts.) — Rümelin aus Württemberg, der selber kein Missourier ist, bietet hier einen kurzen Überblick über die Geschichte der Missourisynode und die Sächsisch-Freikirche. Er zeigt, daß man in Deutschland alle Ursache hat, die dort über die Missourier verbreiteten falschen Vorstellungen gründlich zu revidieren. Die missourische Lehre von der Gnadenwahl und Bekehrung betreffend läßt sich der Verfasser also vernehmen: „Die missourische Gnadenwahrlehre lautet: Was Gott in der Zeit an uns Christen tut, daß er uns nämlich aus Gnaden um Christi willen bekehrt, heiligt und im Glauben erhält, das hat er schon seit Ewigkeit an uns zu tun beschloffen. So lehrt die Heilige Schrift, so lehrt unser Reformator D. Martin Luther, so lehren die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Calvinisch ist sie nicht. Denn Calvin lehrt: Gott hat die einen Menschen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis bestimmt. Die Missourier lehren aber den allgemeinen Gnadenwillen Gottes. Die missourische Lehre von der Bekehrung lautet: Wenn ein Mensch gläubig und selig wird, so ist dies allein der Gnadenwirkung Gottes zuzuschreiben; wenn dagegen ein Mensch im Unglauben bleibt und verloren geht, so ist das ganz seine eigene Schuld. Jeder echte Lutheraner wird erkennen, daß diese Lehre der Heiligen Schrift und dem lutherischen Bekenntnis gemäß ist.“

2. „Parias.“ Ein Bild aus der Missionsarbeit in Indien von Heinrich Stammann, Missionar. 40 Seiten. (30 Cts.) — Diese Schrift schildert an einem konkreten Fall in schlichter, aber eindrucksvoller Weise die Arbeit sowie auch die Räte und Freuden unserer Missionare in Indien. Sie leistet vortreffliche Dienste, um das Interesse für die Missionsarbeit in dem Wunderland Indien zu wecken und zu nähren.

3. „Zum 25jährigen Jubiläum unserer Mission unter dem Tamulenvolke Ostindiens.“ Von Missionar Dr. Heinrich Nau. 16 Seiten. (15 Cts.) — Auch dieser Überblick über die Missionsarbeit, wie sie nun von unserer Synode seit einem Vierteljahrhundert unter den Tamulen und Malapalen in Ostindien getrieben worden ist, wird dazu beitragen, die Liebe und den Eifer für dies herrliche und segensreiche Werk wachzuhalten.

4. „Der Ev.-Luth. Hausfreund.“ Kalender auf das Jahr 1921. Herausgeber: D. G. Th. Willkomm. 80 Seiten. (30 Cts.) — Neben vielem andern lehrreichen Material bietet dieser Kalender, der nun seinen 37. Jahrgang angetreten hat, folgende längere Artikel: „Die Familie als Hüterin guter Sitte“; „Der Tag von Worms und wir“; „Eindrücke von der Reise vor Friedensschluß“ (von P. W. Hagen in Detroit).

5. „Von der Freiheit eines Christenmenschen.“ Dritte Auflage. 32 Seiten. (10 Cts.) — Diese Schrift, welche Luther im Oktober 1520 veröffentlichte, eignet sich ganz vortrefflich für das diesjährige Reformationsfest und unsere Zeit überhaupt, in der die selbstfüchtige Freiheit das Ideal schier aller Völker und Indi-

viduen geworden ist. Von Luther kann man lernen, was die allein wahre und segensbringende Freiheit ist, nämlich ein fröhliches Gewissen gegen Gott und dankbarer Dienst Gottes in selbstloser Nächstenliebe. F. B.

Zur Wertung der deutschen Reformation. Vorträge und Aufsätze von D. W. **Walt her**, Professor der Theologie in Rostod. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig.

Dieser Band enthält instruktive und interessante Vorträge und Aufsätze, „die den Gegensatz der deutschen [Lutherschen] Reformation zu den Verirrungen einerseits der römischen Kirche, andererseits der ‚Schwärmer‘ ins Licht zu stellen suchen“, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt. Behandelt werden folgende Thematata: „1. Katholische Versuche aus früherer Zeit, die Psalmen ‚nuzbar‘ zu machen. 2. Die Früchte der römischen Beichte. 3. Die Bedeutung der deutschen Reformation für die Gesundheit unsers Volkslebens. 4. Worin besteht die reformatorische Lebensauffassung? 5. Luthers Bibelübersetzung kein Plagiat. 6. Luthers spätere Ansicht über den Jakobusbrief. 7. Luthers Ende. 8. Melancthon als Retter der Schätzung der Wissenschaft. 9. Der Schweizer Taktiz gegen Luther im Sakramentsstreit. 10. Das Zeugnis des Heiligen Geistes nach Luther und nach moderner Schwärmerei. 11. Die falsche Geistlichkeit der ‚Schwärmer‘.“ Die meisten dieser Artikel haben wir gelesen mit anhaltendem Interesse und nur selten geminderter Freude und suspendierter oder verweigerter Zustimmung. Der Preis dieses Buches ist uns leider nicht angegeben worden. F. B.

Grundriß der Dogmengeschichte. Von **Reinhold Seeberg**. Vierte, vielfach verbesserte Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 9.60; gebunden: M. 12.60 + 200% Valutazuschlag.

In gedrängter Kürze, auf nur 162 Seiten, wird hier die ganze Geschichte der christlichen Lehren von der Apostel Zeit bis zum Vatikanum, 1870, behandelt. Das Buch bildet gleichsam eine Epitome aus dem größeren Werke Seebergs: „Lehrbuch der Dogmengeschichte“, das jetzt in zweiter Auflage in drei Bänden vorliegt. Über seinen „Grundriß“ läßt sich Seeberg also vernehmen: „Nicht eine Darstellung der Dogmengeschichte wollte ich geben, sondern das notwendige Material zu einer solchen zusammenstellen und die Grundlinien der Darstellung andeuten. Das Buch will den Zuhörern akademischer Vorlesungen dienen. Die Quellen und das Wichtigere aus der Literatur, die Grundgedanken der Entwicklung nebst den Hauptbelegstellen sind zusammengestellt worden, um dem Dozenten das zeitraubende Diktieren, dem Hörer das mechanische Nachschreiben zu ersparen und ihm die Möglichkeit zu gewähren, sich auf die Vorlesungen vorzubereiten. Dabei ist die größte Knappheit erstrebt worden. Die Erläuterungen und Ausführungen des Lehrers sind immer vorausgesetzt.“ Seeberg, dessen liberale Stellung den Lesern von „Lehre und Wehre“ bekannt ist, ist hier offenbar bemüht, historisch getreu darzustellen. Daß man bei der Lektüre seines „Grundrißes“ aber die Augen offen haben muß, davon zeugen wenigstens die Partien desselben, die wir gelesen haben. Als Beispiele mögen hier etliche wenige von den Sätzen folgen, die wir angestrichen, resp. angestochen haben: „In Luther kommt die Kritik des deutschen Geistes an dem romanischen System zum Ausbruch. Luther hat unter der Leitung des paulinischen Geistes den reinsten Ausdruck für das deutsche Verständnis des Christentums als Erlösungsreligion gefunden.“ (119.) „Die kirchenrechtliche Auffassung der Schriftautorität hat Luther durch die religiöse ersetzt. Die Schrift war ihm Maßstab, Prüfstein und Elle aller kirchlichen Lehre, aber sie war dies als Ausdruck der erlebten Offenbarung Gottes.“ (133.) „Die Grundlage [der Konkordienformel] war in dem gemeinsamen melancthonischen Luthertum gegeben. Die spezifischen Lutheraner differenzierten eigentlich nur in dem Abendmahl, der communicatio idiomatum und der Willensfreiheit.“ (147.) „Die Konkordienformel stellt allerdings das Evangelium als ‚Lehre‘ dar, aber den Begriff des evangelischen Glaubens hat sie nicht aufgegeben.“ (147.) „Nicht ohne Recht berief sich Osiander [mit seiner Rechtfertigungslehre] auf Luther.“ (146.) „Joh. Apinus lehrte [mit diesen Worten erledigt Seeberg den Hamburger Streit über die Höllenfahrt Christi], daß Christus die Höllenstrafen als nicht zu seiner satisfaktorischen Leistung gehörig nicht ertragen habe.“ (146.) „Artikel XI [der Konkordienformel] lehrt, die Prädestination sei Ursache der Seligkeit der Er-

wählten als der göttliche Wille, daß alle, die an Christum glauben, selig werden. Gott sah aber auch vor der Zeit der Welt vorher, welche von den Berufenen glauben werden. Diese sind von ihm erwählt.“ (149.) — Die Zitate sind im Original gegeben, deutsch, lateinisch, griechisch. Wie sich dabei Lutherzitate (der Weimarschen Ausgabe seiner Werke entnommen) ausnehmen, möge folgende Stelle illustrieren: „Weyss ich aber was ich glewb, sso weyss ich was ynn der schrift stehet, weil die schrift hat nit mehr denn Christum und Christlichen glawben ynn sich.“ (Eine Stelle aus Zwingli sieht also aus: „Darum bedarf es dheines gsatzes, denn Christus ist sin gsatz; uf den sieht er allein, ja Christus zeigt und fñrt jn allein, dass es dheines andern fñrers mee bedarf, denn Christus ist das end des gsatzes.“ J. B.

Die Apostelgeschichte des Lukas. Erste Hälfte, Kap. 1—12, ausgelegt von Theodor Zahn. Leipzig 1919. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. 394 Seiten 6×9. Preis: M. 15.

Bei der Anzeige dieses neuesten Bandes des bekannten Kommentarwerkes dürfte es nicht unangebracht sein, ein Wort über die Bedeutung dieses Unternehmens, das nun seiner Vollendung entgegengeht, zu sagen. Es ist kein Zweifel, daß der „Kommentar zum Neuen Testament. Unter Mitwirkung von Ph. Bachmann, P. Ewald, F. Riggenbach, G. Wohlenberg herausgegeben von Th. Zahn“ die bedeutendste wissenschaftliche Leistung der positiven deutschländischen Theologie der Neuzeit auf dem Gebiete des Neuen Testaments darstellt, ein Werk, das zum eindringenden Studium des Neuen Testaments solchen, die prüfende Augen haben, wohl empfohlen werden kann. Nicht als ob der Kommentar in jedem Punkte rechtgläubig wäre. Es ist den Lesern dieser Zeitschrift aus früheren Mitteilungen bekannt, daß die Verfasser zu den modernen Theologen gehören, deren Stellung zur Schrift keine ungedroffene ist, die vielmehr in bezug auf Inspiration und Irrtumslosigkeit der Bibel bedenkliche Konfessionen machen und auch in andern dogmatischen Fragen nicht auf dem Boden des Bekenntnisses stehen. Aber es muß doch auch gesagt werden, daß sie „positiv“ sind, die moderne, liberale, ungläubige Schriftkritik auf Schritt und Tritt bekämpfen und mit solider Gelehrsamkeit und in gründlicher Unternehmung den Sinn der Schriftworte darzulegen und nach allen Seiten hin zu verteidigen suchen. Und facile princeps unter den Verfassern ist der Begründer und Leiter des ganzen Unternehmens, Prof. D. Theodor Zahn in Erlangen, der bei Freund und Feind als der gründlichste und gelehrteste Kenner des christlichen Altertums gilt, der sein ganzes Leben dem Studium des Neuen Testaments und der Erforschung der ersten christlichen Jahrhunderte gewidmet hat. Schon in hohem Alter stehend, von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbunden, ist er unermüdblich tätig, das große Werk seiner Vollendung entgegenzuführen. Es fehlt jetzt nur noch die Bearbeitung des zweiten Teils der Apostelgeschichte, des Briefes Jakobi, der drei Johannesbriefe und der Offenbarung. Zahn hat nicht nur die wichtigsten Bücher selbst ausgelegt (Matthäus, Lukas, Johannes, den Römer- und Galaterbrief und jetzt die Apostelgeschichte), sondern auch consensu omnium das Beste geleistet, ohne daß dies eine Verkleinerung der Arbeit seiner Kollegen sein soll, von denen Ewald und Wohlenberg schon gestorben sind und Riggenbach schon bei der Ausarbeitung seiner gründlichen Auslegung des Hebräerbriefes das Augenlicht entbehren mußte. Ewald hatte die vier Gefangenschaftsbriefe (Epheser, Kolosser, Philipper, Philemon) besorgt, Wohlenberg Markus, die Thessalonikerbriefe, die Pastoralbriefe, die Petrusbriefe und den Judasbrief und Bachmann die Korintherbriefe. Zahn schreibt nicht immer ganz leicht und flüchtig, namentlich seine Anordnung könnte und sollte übersichtlicher sein; aber alle seine Kommentare zeichnen sich aus durch eine vollständige Beherrschung des Stoffes, durch eine großartige Gelehrsamkeit und Belesenheit, der nichts entgangen ist, durch grammatische und philologische Akkuratess und Akrilie, so daß sie in den Hauptsachen und in sogenannten Kleinigkeiten eine exegetische Schatzkammer bilden, namentlich auch in den wertvollen, ungeheuer viel Stoff zusammenbrängenden Anmerkungen. Und dabei setzt er sich nun nicht mit allen möglichen Exegeten auseinander, was in so vielen Kommentaren oft zum unnötigen Ballast wird, sondern geht, obwohl er auch die neuere Literatur genau kennt, hauptsächlich auf die Ausleger der alten Kirche, die ja dem Neuen Testament in sprachlicher Hinsicht am nächsten standen, zurück. — Diese allgemeinen Bemerkungen gelten nun auch

von dem vorliegenden Teil des Kommentars, der die erste Hälfte der Apostelgeschichte, das apostolische Zeugnis in Palästina, den sogenannten petrinischen oder jüdenchristlichen Teil, behandelt. Kein Geringerer als der Altmeister der modernen Geschichtsschreibung, der durchaus nicht auf bibelgläubigem Standpunkte stehende Leopold von Ranke, hat im ersten Bande seiner Weltgeschichte von der Apostelgeschichte geurteilt: „Leider bricht die Erzählung, der man bisher um so mehr folgen durfte, da sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbindet — wie wir denn ohne sie über die Pflanzungen des Christentums in undurchbringlichem Dunkel sein würden —, hierbei [Kap. 28] ab.“ „Mit der Apostelgeschichte bricht jede glaubwürdige Kunde ab.“ Und Zahn's Auslegung zeigt nun, wie Lukas in Wahrheit der „Geschichtsschreiber des Christentums“ (so Zahn in seiner umfassenden „Einleitung in das Neue Testament“), „a historian of the first order“ (so Ramsay wiederholt in seinen interessantesten einschlägigen Werken) ist. Die speziellen Einleitungsfragen sind freilich hier nicht behandelt. Sie finden sich zum Teil schon im Kommentar zum Lukasevangelium, da eben die beiden Schriftwerke des Lukas in diesen Fragen ganz naturgemäß zusammen berücksichtigt werden müssen. (§ 1. Die Überlieferung über Lukas und seine Schriften. § 2. Über die Quellen des Lukas. § 3. Die Abfassungszeit des dritten Evangeliums.) Aber sehr richtig bemerkt Zahn: „Nur eine vollständige exegetische und historische Untersuchung der Apostelgeschichte kann die dort begonnenen Erörterungen zu einem befriedigenden Ende führen.“ (S. 1.) Deshalb sollen die isagogischen Fragen am Schluß des gegenwärtigen Kommentars abschließend beantwortet werden. Wir können uns darum gleich nach der Versicherung, daß Zahn auch hier zu positiven Ergebnissen kommt, nur in der Frage von der Entstehungszeit etwas weit, nach unserer Überzeugung zu weit heruntergeht, zu der Auslegung wenden. Wir haben noch nicht das ganze Werk durchnehmen können; das erfordert ziemlich viel Zeit. Aber wir haben besonders wichtige Abschnitte herausgegriffen und gelesen und finden da das Obengesagte wieder bestätigt. Überall wird die Geschichtlichkeit und Zuverlässigkeit der lukanischen Berichterstattung anerkannt und gegen alle Einwürfe in gründlichen Untersuchungen verteidigt, die berichteten Wunder werden als solche ohne natürliche Erklärungsversuche angenommen, und oft zeigt sich der tiefgehende Unterschied zwischen Zahn und dem Gelehrten, der gewöhnlich in gleichem Atem mit ihm als Erforscher der Geschichte des Christentums genannt wird, Adolf Harnad. Beide haben früher zusammengearbeitet, aber ihre Wege sind schon längst auseinandergegangen, wiederholt haben sie scharfen Schriftwechsel geführt, und obwohl auch Harnad ein auffehenerregendes Werk über Lukas geschrieben hat und den einheitlichen Ursprung der Apostelgeschichte in eingehenden sprachlichen Untersuchungen anerkannt hat,¹⁾ so hat er doch auch Urteile, die sich nicht über den vulgären Rationalismus erheben.²⁾ Anders Zahn. Eine sehr eingehende, gründliche Darstellung gibt er bei der Pfingstgeschichte, Kap. 2, 1—40, und es würde sich lohnen, die Ausführungen abzudrucken. Wir setzen nur einige Schlusssätze her, in denen er das Pfingstwunder in seinen verschiedenen Teilen rüchhaltlos anerkennt. Er sagt: „Vor Auslegung der Rede des Petrus (Kap. 2, 14—36) wollen noch einige Fragen beantwortet sein: 1. Wie wollte Lukas die ihr vorangegangenen Vorgänge“, also das Pfingstwunder, „aufgefaßt haben? . . . Lukas berichtet in allen Teilen der Apostelgeschichte in Einzeldarstellungen und in zusammenfassenden Versicherungen von zahlreichen Tatsachen, die weder vom Standpunkt der alltäglichen Erfahrung noch von dem bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Naturkunde zu begreifen sind. Er teilt mit Paulus wie mit den weniger gebildeten Schriftstellern des Neuen Testaments und der Gesamtgemeinde ihrer Zeit das Urteil, daß nicht nur durch Jesus in den Tagen seines öffentlichen Wirkens, sondern auch in den Jahrzehnten nach seinem Tode durch die Apostel und andere Christen und an denselben viele Dinge geschehen sind, die

1) Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament: Lukas der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. 1906. Die Apostelgeschichte. 1908.

2) Harnad sagt zum Beispiel: „Er [Lukas] ist glaubwürdig, soweit nicht seine Wunderreligion ins Spiel kommt und seine Eigenschaft als pneumatischer Mediziner.“ Er hat sich mit „kolossalster Leichtgläubigkeit“ Wundergeschichten erzählen lassen, die er dann mit „echt griechischer Lust am Fabulieren“ aufzeichnete.

jedes Versuches einer sogenannten natürlichen Erklärung spotten, nicht nur *σημεία* wie auch bedeutsame Fügungen der göttlichen Vorsehung heißen können, deren Mittelursachen für jedermann am Tage liegen, sondern auch *τέρατα* (*prodigia*, portenta), von denen das Gegenteil gilt.“ (S. 91.) Dabei hat Zahn auch eine gute Ausführung über den oft verwischten spezifischen Unterschied zwischen dem Reden in a n d e r n Zungen (*ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν*) und dem, wie er ganz treffend bemerkt, „gewöhnlich sehr mißverständlich als ‚Zungenreden‘ bezeichneten“ *λαλεῖν ταῖς γλώσσαις* (ohne *ἑτέραις*), von dem die Apostelgeschichte an andern Stellen, namentlich aber der erste Korintherbrief, redet. (S. 98 ff. 103.) Unter der Überschrift: „Ein erfreuliches und ein abschredendes Beispiel“ behandelt er die Geschichte Kap. 4, 36—5, 11. Er sagt: „Reden die Lichtgestalt des Barnabas treten die nach Gesinnung und Schicksal beklagenswerten Gestalten des Ananias und seines Weibes Sapphira mit ihren fromm und erfreulich klingenden Namen (Ananias = Jehovah ist gnädig gewesen; Sapphira = schön).“ (S. 188.) Und zu dem Gottesgericht über die beiden bemerkt er: „Da Ananias in unmittelbarer Folge dieser Worte, ohne ein Wort der Erwiderung sprechen zu können, leblos zusammenbricht, so begreift man, daß alle, die alsbald oder später davon hörten, von großer Furcht befallen wurden.“ Zu der vielverhandelten Behauptung neuerer Kritiker von der Abhängigkeit des Lukas von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus — dann könnte Lukas nicht der Verfasser der Apostelgeschichte sein — äußert sich Zahn folgendermaßen: „Es bleibt noch die Frage, ob in bezug auf den Aufstand des Judas [Kap. 5, 37] zwischen Lukas und Josephus ein literarischer Zusammenhang besteht. Wer aus der Untersuchung der Angaben der Apostelgeschichte über die Person ihres Verfassers und der davon unabhängigen altkirchlichen Überlieferung die Überzeugung gewonnen hat, daß Lukas um das Jahr 40, also zu der Zeit, da Josephus ein dreijähriges Kind war, ein erwachsenes Mitglied der Christengemeinde zu Antiochien gewesen ist und um 75—80 die erste Ausgabe seines zweiten Bandes dem Theophilus zugesandt hat, weiß damit auch, daß er die im Jahre 93/94 herausgegebene jüdische Archäologie vorher nicht gelesen hatte. Es könnte sich nur noch darum handeln, ob ihm die um 75—79 in griechischer Bearbeitung erschienene Geschichte des jüdischen Krieges damals bekannt war, was jedoch gleichfalls, auch schon chronologisch angesehen, wenig wahrscheinlich ist. Ist aber, wie mir scheint (in Forschungen IX, 236 ff.), bewiesen worden, daß vielmehr Josephus sich von der Darstellung des Lukas in Apost. 12, und zwar von der Urangabe der Apostelgeschichte, beeinflusst zeigt, so ist damit überhaupt die Frage im gleichen Sinne entschieden.“ (S. 214.) Wir brechen ab, um nicht den zur Verfügung stehenden Raum zu überschreiten, obwohl wir noch manche treffenden Ausführungen mitteilen könnten. Wir müssen aber auch wiederholt uns ablehnend verhalten. Zahn ist zum Beispiel, wie auch das ebenangeführte Zitat zeigt, ein Anhänger der von dem klassischen Philologen und neutestamentlichen Grammatiker Friedrich Blass aufgestellten und von andern Gelehrten verteidigten „Hypothese Blass“ von einer doppelten Ausgabe der Apostelgeschichte, einer früheren und einer späteren, von Lukas selbst vollzogenen Rezension. So glaubt er mit Blass und andern Forschern die merkwürdigen Textvarianten, die der Codex D bietet, erklären zu können. Diese Annahme läßt sich nicht halten, freitet auch mit der Inspirationslehre. Und so mühten wir noch öfters unsern Dissensus aussprechen. Aber keiner wird von dem Werke ohne den Eindruck hinweggehen, daß hier eine bedeutende egegetische Arbeit vorliegt, und dem Erscheinen des zweiten Teils, der nun die größten Kapitel der Apostelgeschichte, das apostolische Zeugnis in den Heidenländern, zu behandeln hat, entgegensehen. Zahn wird auch etwas über die Missionsreisen Pauli, über das Aposteldekret, über die Aereopagrede usw. zu sagen haben. L. F.

Luthers Frömmigkeit. Gedanken über ihr Wesen und ihre geschichtliche Stellung von Lic. Dr. Hans Preuß, a. o. Professor an der Universität Erlangen. 91 Seiten. M. 5 + 200% Valutazuschlag.

Diese Schrift ist reich an vielen feinen Beobachtungen und ebenso geistreichen wie zutreffenden Bemerkungen. Aber auch an Stellen und zum Teil Grundanschauungen fehlt es nicht, die zum Widerspruch herausfordern, und die wir

beanstanden müssen. Oft wird die Grenze zwischen Natur und Gnade verwischt. Luther, dem Deutschen, wird zugeschrieben, was ihm doch nur eignet als Christen usw. Aus den Stellen, die wir beanstanden, sei nur die folgende besonders hervorgehoben. Seite 34 f. lesen wir: „Luthers Frömmigkeit ist sich wesentlich immer gleichgeblieben. Nur eine kleine Abwandlung ist zu beobachten. Aber auch gerade diese ist wieder naturhaft begründet, nämlich durch das Altern: es ist eine zwar nie überwuchernde, aber doch mit dem Alter zunehmende und in diesem begründete Neigung zum Lehrhaften, die bei Luther bis zur Mitte des fünften Jahrzehntes seines Lebens noch nicht so hervortritt wie nachher. Es fällt z. B. bei fortlaufender chronologischer Lektüre Lutherscher Schriften (namentlich der Briefe) auf, wie sich der Ausdruck *doctrina* mehrt. Freilich zogen hier noch zwei andere Gründe mit. Das waren einmal die trüben Erfahrungen, die Luther mit den Schwärmern gemacht hatte, sodann die nicht minder trüben Eindrücke bei den Visitationen, die ihm die religiöse Unkenntnis des Volkes so schredlich offenbarten, und weiter die zur Aufstellung der *Confessio Augustana* und ihrer *doctrina* führenden kirchenpolitischen Vorgänge. Alles dies schien zu empfehlen, daß der evangelische Glaube auf festumrissene Linien gebracht würde, auf *articuli*. Das geschah dann auch. Damit aber hatte die Reformation breiten Fußes den Weg des Lehrhaften eingeschlagen, und es lag nur in der Logik der Sache, daß es dann der *praeceptor Germaniae*, weniger der *propheta Germaniae* war, der diese Richtung zur Orthodorie in ihrem Intellektualismus verstärkte. Indes wäre es auch wohl ohne alle diese äußeren Umstände zu einer lehrhaften Ausprägung des gehobenen Schazes gekommen; denn noch jede geistige Bewegung hat sich zu konservieren versucht durch theoretisch feste Formulierung ihres Gehalts. Mit Notwendigkeit folgt auf Saat und Ernte die ordnende Arbeit in Speicher und Scheuer, auf den Blumenstrauch das Herbarium. Daß diese Erscheinung aber so bald in Luthers Reformation einsetzte und seine Frömmigkeit selbst bereits bestimmte, hat noch einen allgemeineren Grund: Das 16. Jahrhundert trägt bereits auf seiner Schwelle einen starken Zug zum Doktrinären. Die Fabel, die Allegorie, das Lehrgedicht nimmt den breitesten Raum ein. Wie trocken tritt doch selbst so ein lebendiger Dichter wie Hans Sachs auf mit den Moralien am Ende seiner Schwänke, so ganz schulmeisterlich! Wie lehrhaft sitzt Seb. Brant in seinem Narrenschiff! Die ganze Literatur, das ganze Zeitalter predigt, moralisiert, lehrt, immer mit dem Bestreben, das Wichtigste und Beherrigenswerte in praktisch runde Form zu bringen (wie den Glauben in *articuli*). Daher die Vorliebe für das Sprichwort; selbst Kaiser Max schrieb einen Aufsatz darüber, und Luther hat sich bekanntlich eine Sprichwörterammlung angefaßt. Das ist ein Stich ins Hausbadene, daß Luthers Frömmigkeit nicht abzuspochen ist, ein Viederum, das die Färbung der Zeit trug, der auch der GröÙte nicht entgehen kann.“ Nach Preuß ist also das Lehrhafte in Luther als eine Beeinträchtigung und gleichsam Verderbung seiner ursprünglichen Frömmigkeit zu werten. Dies Urteil ist orientiert an dem modernen, undogmatischen Zug der Zeit (der aber in seiner Konsequenz auf nichts weniger als eine völlige Verleugnung des Christentums hinausläuft) und widerspricht der Wahrheit sowohl wie den Tatsachen der Reformationsgeschichte. Preuß selber bezeichnet „Wirklichkeitsinn und Vertrauen“ als den Grundzug in dem Charakter des Reformators. Was ist aber Wirklichkeitsinn anders als Sinn für die Wahrheit, Entschlossenheit, ohne alle Selbsttäuschung hinter die objektive Wirklichkeit zu gelangen? Mit aller Macht, mit Leib und Seele, hat Luther die Wahrheit, die pure, lautere, reine Wahrheit, gewollt und gesucht, für sich und für andere. Dies führt aber notwendig zur Lehre. Denn was ist Lehre, rechte, reine Lehre, anders wesentlich als der klare, bestimmte, adäquate Ausdruck der Wahrheit, der Wirklichkeit? Preuß widerspricht sich selber, wenn er das Lehrhafte in Luther als eine Art Verderbung seines eigentlichen, ursprünglichen Charakters, nämlich seines Wirklichkeits- und Wahrheitsfinns, hinstellt. Beide schließen einander nicht aus, sondern ein. Aus dem Ersten ergibt sich notwendig das Zweite. Wer die Wahrheit für sich und andere will und sucht, der will auch den korrekten, adäquaten Ausdruck derselben, er will die Lehre, die reine, lautere Lehre. Will er dies letztere nicht, so will er mit Ernst auch nicht das erstere. Der Wirklichkeitsinn, den Preuß mit Recht an Luther rühmt, involviert notwendig das Streben nach reiner Lehre, just so wie wir es auch bei Luther finden, und zwar von Anfang an bis zu seinem seligen Ende. Nicht Luther steht hier im Widerspruch mit sich selber. Eben weil er die

Wahrheit und nichts als die göttliche Wahrheit wollte, darum war er je und je zugleich auch lehrhaft und ernstlich bedacht auf die reine Lehre und die Erhaltung derselben. Wer sich hier widerspricht, ist nicht Luther, sondern Preuß, der erst den Wirklichkeitsinn als den Grundzug im Charakter Luthers preißt und dann die sich daraus mit Notwendigkeit ergebende Folge als eine Verderbung dieses Charakters wertet. Auch stimmt es nicht mit den Tatsachen, wenn Preuß das Lehrhafte als eine spätere Erscheinung bei Luther hinstellt. Tatsache ist, daß Luthers Predigen von Anfang an immer nur und weiter nichts als ein Lehren war. Der Nachdruck, den Luther auf die reine Lehre legt, war ein Zug, der dem Luthertum eignet vom ersten Augenblick seiner Empfängnis und Geburt an, und zwar wesentlich. Die falsche römische Lehre war es, die Luther unerblich unglücklich machte. Die Lehre von der Rechtfertigung dagegen, wie sie Paulus vorgetragen, befreit von aller Verfälschung; diese reine Lehre war es, die ihm sein Kloster in ein Paradies verwandelte. Und im Interesse eben dieser durch die reine Lehre von der Vergebung der Sünden gewonnenen seligen Heilsgewißheit hielt Luther nun auch auf Reinerhaltung der Lehre, aller Lehren. Und dies nicht bloß aus Gehorsam gegen Gottes Befehl, sondern im Interesse der Lehre, mit welcher sie alle verbunden waren, und die alle affizierten: der Lehre von der Vergebung der Sünden allein aus Gnaden durch den Glauben, die eben nur so lange und in dem Maße Trost spendet, aufrichtet, rettet, als sie rein und unverfälscht erhalten wird. Wenn also Preuß das Lehrhafte und den Ernst um die reine Lehre, wie er sich bei Luther findet, als etwas dem Luthertum und wahren Christentum Fremdartiges oder weniger Ursprüngliches hinstellt, oder, wie man sich früher auszudrücken pflegte, als eine Art Verkünderung desselben, so liegt dem eine mangelhafte Auffassung von Christentum, von Evangelium zugrunde, das wesentlich der Ausdruck einer seligen Wirklichkeit oder Wahrheit ist und somit nichts anderes als eben eine selige Lehre, die um jeden Preis rein zu erhalten ist.

J. B.

Grundriß der Symbolik. Konfessionskunde. Von D. Gust. Plitt. Sechste, vermehrte Auflage von D. Dr. Viktor Schulze. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Dr. Werner Scholl, Leipzig. M. 8; gebunden: M. 11.80.

Obwohl diese Symbolik nicht alle Sekten umfaßt, so ist sie doch eine recht brauchbare. In kurzem Umfang, auf nur 192 Seiten, bietet sie ein reiches, gut-gewähltes Material. Den gedrängten Lehrzusammenfassungen werden überall die Belege aus den Bekenntnisschriften der behandelten Kirchen und Sekten in den Fußnoten beigelegt, und zwar im Original. Ausführlich behandelt werden 1. die orthodoxe Kirche; 2. die römisch-katholische Kirche; 3. die altkatholische Kirche; 4. die lutherische Kirche; 5. die reformierte Kirche. Im Anhang werden dann noch folgende, in Deutschland vertretene und als „Sekten“ und „außerkirchliche Gemeinschaften“ bezeichnete kirchliche Verbindungen berücksichtigt: die Mennoniten; die Gesellschaft der Freunde (Quäker); die Baptisten; die Methodisten; die Heilsarmee; die Apostolische Gemeinde (Irvingianer) und die Neuapostolische Gemeinde. Mit wenig Ausnahmen und abgesehen von etlichen unebenen Ausdrücken und unzutreffenden Wendungen, ist auch die Darstellung eine korrekte. Bekanntlich findet man in modernen lutherischen Schriften selten eine richtige Darstellung der Lehre von der Belehrung, selten selbst eine historisch richtige Wiedergabe der Lehre der lutherischen Symbole über diesen Punkt. In vorliegender Symbolik wird die Lehre der Konkordienformel über den freien Willen richtig also zusammengefaßt: „Der natürliche Mensch hat eine gewisse Freiheit für das äußere, natürliche Leben. Aber nach der Schrift ist er gänzlich unermügend zu allem geistlichen Leben. Er ist blind, von Gott abgelehrt, ihm feind, dem Bösen zugewendet. Daher ist der Mensch in diesem Falle [?!] vergleichbar einem Blinden. Ihm kommt nur eine *capacitas passiva* zu; der Unwiedergeborene ist *subjectum (hypokeimenon) convertendum*. Der Vernunft widerstrebt dies; es ist der Schrift zu glauben. . . . Gott allein kann den Menschen belehren; er tut es durch den heiligen Geist. Der heilige Geist wirkt nach der Schrift nicht ohne Mittel; seine Mittel sind das Wort und die Sakramente. Wo das Wort ohne Wirkung wird, da wirkt gewiß der heilige Geist. Dies ist nach der Verheißung zu glauben. Gott zwingt nicht zur Belehrung, aber er wirkt

kräftig, bricht den Willen, erleuchtet den Verstand, schafft ein neues Herz. So steht der neue Anfang allein bei Gott, aber danach kann und soll der Mensch, der wiedergeborene, mitwirken, wiewohl noch in großer Schwachheit und auch jetzt nicht mit seinen natürlichen Kräften, sondern mit den vom Heiligen Geist gewirkten.“ In zehn Fußnoten werden zu obiger Zusammenfassung die Belege aus den Symbolen gebracht. — Über die Prädestination wird folgende Zusammenfassung geboten: „Sie ist, wenn richtig behandelt, eine tröstliche und heilsame Lehre. Scharfe Unterscheidung zwischen praescientia und praedestinatio. Die Vorsehung Gottes (praescientia, praevisio) geht über alle Kreaturen, gute und böse. Gott sieht alles, was geschieht, und ordnet auch das Böse; aber das Böse kommt nicht von ihm. Die ewige Wahl Gottes (praedestinatio) geht allein über die Kinder Gottes und ist die wirksame Ursache ihrer Seligkeit. Sie ist durch aus freier Beschluß Gottes, durch nichts im Menschen bedingt, ausgeführt durch Christus und verkündigt im Worte und in den Sakramenten. Gottes Gnadenanerbieten ist ein allgemeines; jeder, an den es ergeht, soll sich des getrösten, daß er ewig von Gott erwählt ist, und daß Gott das angefangene Werk in ihm vollenden will, wenn er in Kraft des Geistes im Glauben beharrt. Wer dann doch verloren geht, trägt selbst die Schuld in seinem eigenen verkehrten Willen. Dies ist es, was Gott vom Geheimnis der ewigen Wahl im Wort uns offenbart hat. Daran sollen wir uns genügen lassen. Dann ist weder zum Kleinmut noch zum frechen Leben Anlaß vorhanden. Dagegen bringt weiteres Grübeln über das von Gott verborgene Gehaltene und darum Unergründliche des Geheimnisses der Seele Gefahr.“ In den Fußnoten wird dabei auch verwiesen auf die Partien der Konfessionsformel, die von der gleichen Schuld handeln. (Müller 717, 64.) — Was den angegebenen Preis betrifft, so ist natürlich ein Valutazuschlag von 200 Prozent hinzuzufügen, wobei aber immer noch der wirkliche Preis im Verhältnis zu amerikanischen Preisen ein überaus niedriger ist. F. B.

Luthers Romfahrt. Von Heinrich Böhmcr, Professor in Marburg. U. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig. 183 Seiten. M. 9.60 + 200% Valutazuschlag.

„Die jüngsten Lutherbiographen MacGiffert (New York 1911) und Grisfar tun die Romreise sehr kurz ab. Um so ausführlicher haben sich darüber die beiden Gelehrten vernehmen lassen, die zuletzt ex officio mit diesem Thema sich beschäftigt haben, George von Grävenitz in seinem Buch ‚Deutsche in Rom‘, Leipzig 1902, S. 134—152, und Adolf Hausrath, Luther 1, S. 56—71. Der letztere namentlich weiß so viel von den Erlebnissen und Gefühlen des Reformators in der ewigen Stadt und auf dem Wege dahin zu sagen und so plastisch auch im Detail davon zu erzählen, daß man beinahe vermuten möchte, er sei in einem prähistorischen Dasein etwa als der leider immer noch unbekannte ‚eigentliche litis procurator‘ von Anfang bis zu Ende mit dabei gewesen. Diese Fülle und Plastik hat für den harmlosen Leser etwas höchst Anziehendes, ja Bestechendes. Aber den minder Harmlosen mutet sie von vornherein etwas verdächtig an. Und in der Tat, sie ist zum guten Teile unecht oder, höflicher gesagt, auf nicht ganz legitimem Wege zustande gekommen. Was andere Romfahrer, wie der Doktor Johann von der Wid, Liborius Magdeburg, Heinrich Schneidewin, nachweislich über Rom und die Welschen am Tische des Reformators im Schwarzen Kloster zu Wittenberg berichtet haben, wird vielfach ohne weiteres auf Luther selber zurückgeführt, und was Luther bloß andern nachzählt, wie die Geschichte von dem Gebären der italienischen Prediger auf der Kanzel, für eine eigene Beobachtung von ihm ausgegeben. Dazu werden ganze Szenen rein erdichtet, wie z. B. der Besuch des ‚thüringischen Bauernjohns‘ in den Seebädern von Ostia, eine Reihe von Stellen falsch gedeutet, andere gar nicht genügend bewertet und der Rompilger Luther immer so dargestellt, als hätte er in der ewigen Stadt von Rechts wegen mit den Augen und Interessen eines deutschen Professors herumspazieren müssen, der, mit dem Bädeler in der Hand, plündernd alle Galerien, Kirchen und Ruinen abläuft und, nachdem er diese saure Arbeit tagsüber im Schweife seines Angesichts absolviert, des Abends wieder nach Vorschrift auf dem Pincio oder Gianicolo sich ergeht, sowie auch, wenn es das Wetter irgend erlaubt, nicht versäumt, nach Ostia und Fiumicino zu fahren, um die Szenerie des ‚Octavius‘ an Ort und Stelle nachzuprüfen, fintemalen sich dabei leicht Stoff zu einer neuen

Abhandlung über den immer noch nicht genug abgehandelten Minucius Felix ergeben kann. Von dem, was Ranke schon 1824 in seiner Kritik neuerer Geschichtsschreiber (Werke 34, S. 24) fordert: „nackte Wahrheit, ohne allen Schmutz, gründliche Erforschung des einzelnen, das übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinn“, ist dieser Historiker, wie in all seinen ob ihrer Plastik und Darstellungskunst so viel gerühmten Werken, auch hier noch sehr weit entfernt. Ingeniosius quam verius, besser kann seine Manier auch hier wohl nicht charakterisiert werden. In Wahrheit wissen wir über diese berühmteste aller Romreisen sehr wenig, und das Wenige gibt zu mancherlei Fragen Anlaß, die kaum je eine endgültige Beantwortung finden werden.“ „Ich beabsichtige daher nicht, den Mönch Luther auf seiner Reise von Deutschland nach Rom und wieder zurück in die Heimat zu begleiten und lang und breit zu erzählen, was er unterwegs und in Rom selbst möglicherweise alles erlebt hat. Ich will einfach nur feststellen, was man von jener berühmten Episode aus dem Leben des jungen Luther wirklich weiß, und zu dem Zweck zunächst die Zeugen, die über den Anlaß und die Zeit der Reise aussagen, erneut einem Verhör unterziehen.“ Damit hat Böhmer selbst seine höchst interessante Schrift genugsam charakterisiert. Nackte Tatsachen, ohne allen Schmutz, werden uns hier geboten, und zwar mit den Belegen. Überall fühlt man, daß man sich auf wirklich historischem Boden bewegt. Dabei ist die Darstellung durchaus keine trodene, sondern im höchsten Maße fesselnd. Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: „1. Die Zeugen für den Anlaß und die Zeit der Reise. 2. Erprobung des Resultats. 3. Egidio Canisio und der Unionsstreit. 4. Die Romfahrt. 5. Die Bedeutung der Romfahrt für Luthers Entwicklung.“ Die Beilagen bringen: „1. Die Bulle Carvajals. 2. Schreiben des Nürnberger Rates an Egidio Canisio vom 2. April 1511. 3. Derselbe an das Kölner Kongregationskapitel, 27. April 1512. 4. Sittenbilder aus dem päpstlichen Rom.“

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. In bezug auf unser Gemeindefchulwesen in Argentinien sagten wir in der Julinummer dieser Zeitschrift auf Grund von Berichten, die während der Detrouiter Synode vorlagen: „In Argentinien war die Predigt in deutscher Sprache (während des Krieges) nicht verboten. Es bestehen dort aber gegenwärtig Schulgesetze, bei denen die Gemeindefchule kaum aufkommen kann.“ Aus dem Organ unserer argentinischen Brüder, dem „Ev.-Luth. Boten“, erfahren wir nun Näheres über die argentinische Schulsache. Die Lage scheint etwas günstiger zu sein, als wir annahmen, und nicht ungünstiger als in manchen Staaten unsers Landes. Ein ganzliches Verbot der Gemeindefchulen, wie es von einem Verein in Michigan angestrebt wird, scheint in Argentinien nicht zu existieren. In Buenos Aires und in den Territorien wird aber von vorneherein Akkreditierung aller Privatschulen verlangt. In Provinzen, wie in Entre Rios, scheint die Forderung zu bestehen, daß der Religionsunterricht in der spanischen Sprache erteilt werden muß. Zur Vergleichung mit der Lage in den Vereinigten Staaten teilen wir aus dem „Boten“ folgendes mit: „Unsere Konferenz hatte ein Schulkomitee erwählt, das sich genau über den Stand der Gemeindefchulen in Argentinien erkundigen sollte. Obwohl dies Komitee noch verschiedene weitere Erkundigungen einzuziehen will und muß, ist es doch in der Lage, den Gemeinden etwas Auskunft zu geben. Und zwar kommt diese Auskunft von dem Inspektor für Privatschulen in Buenos Aires und in den

Territorien, wie Pampa Zentral usw. Privatschulen, also auch Gemeindegeschulen, sind durchaus nicht verboten. Die Schulgesetze sagen wörtlich: „Die Schulverpflichtung kann erfüllt werden in den öffentlichen Schulen, in den Privatschulen oder im Hause.“ über die Privatschulen, mit andern Worten, über Gemeindegeschulen, an denen es uns Lutheranern gelegen ist, gibt nun das Büchlein noch Anweisungen. Man beachte, daß dieses gilt für die Stadt Buenos Aires und die Territorien; die Provinzen haben alle ihre eigenen Schulgesetze, und deren Autonomie geht so weit, daß sie alles selbst anordnen können, was sie für gut befinden, auch in der Schulfrage, wenn sie nur nicht gegen die Föderalkonstitution verstoßen. Die Anweisungen lauten: „Die Direktoren oder Lehrer der Privatschulen haben die Pflicht: 1. dem Consejo Escolar ihres Distrikts mitzuteilen, daß sie sich entschlossen haben, eine Privatschule ins Leben zu rufen und zu erhalten, und auch zugleich den Ort, wo sie sich befindet und den Zustand des Hauses, in dem sie gehalten werden soll, anzugeben. 2. Mit dieser Mitteilung sollen sie auch zugleich die Zeugnisse des Lehrers, den man anstellen will, einschicken, damit auch die Regierung sieht, ob der Mann die nötigen Fähigkeiten besitzt.“ Wie uns der Inspektor General de Escuelas Particulares in Buenos Aires mitteilte, würden unsere Pastoren, die in seinem Gebiete sind und Schule zu halten gedächten, keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden, wenn sie auf diesem Wege um „Autorizacion“ einkämen, da ihm bekannt sei, daß sie wohl fähig seien, eine gute Schule zu führen. Und alle in der Pampa Zentral stehen unter seiner Aufsicht. Er hat gebeten, daß wir ihm die Unterrichtspläne von unsern Gymnasien und Seminaristen besorgen möchten, damit er für solche „Autorizacion“ auch die Belege hätte. Unsere Gemeinden mögen ja nicht zögern, die nötigen Angaben bei dem Schulinspektor ihres Distrikts zu machen, damit sie ihre von Gott gewiesene Pflicht an den Kindern erfüllen: „Zieheth eure Kinder auf in der Zucht und Vernehmung zum Herrn.“ 3. Es sollen auch die statistischen Angaben, die vom Schulinspektor gefordert werden, auf gratis gelieferten Formularen gemacht werden. Ferner müssen die Schulen sich auch der Schulinspektion unterwerfen, die die verantwortlichen Personen vornehmen können, wann es ihnen beliebt. Und schließlich müssen die Hauptfächer der öffentlichen Schule auch in Privatschulen gelehrt werden. Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt werden, dann kann jederzeit zur Schließung der Schule geschritten werden, ja, die Direktoren einer solchen Schule, die die Bedingungen nicht erfüllt haben, können sogar in eine Strafe von \$20 bis \$100 genommen werden. — In den Provinzen, wie schon erwähnt, muß man sich dann mit den Provinzialbehörden abfinden. Da wird die Schwierigkeit in einigen Provinzen größer werden. Besonders in Entre Rios scheinen die Behörden den Gemeindegeschulen ungünstig gesinnt zu sein, wenn die Kinder ihre Pflicht gegen die Staatschule erfüllt haben. Da will der Inspektor General sogar, daß auch die Religion mittels der spanischen Sprache gegeben werden soll. Doch hat uns der Inspektor General in Buenos Aires gesagt, daß wir die Kinder in unsern Schulen unterrichten dürften, wenn sie die Zeit, die die öffentliche Schule innehält, ausgetauft haben. Wo also die Kinder morgens in die öffentliche Schule gehen, dann dürfen sie, ohne von jemandem gehindert zu werden, nachmittags in unsere Schule gehen.“ So weit der Bericht. Das sind freilich keine Verbote von Gemeindegeschulen, aber doch Verhältnisse, unter denen die Existenz der Schulen schließlich von der Stimmung der staatlichen Schulaufsichter abhängt. Aber

es steht bei uns in Nordamerika in mehreren Staaten geradeso. Ein wahres Glück ist es bei uns, daß es von Zeit zu Zeit Wahlen gibt. Das Resultat der Ershawahl für Senator Stone im Staat Missouri hatte die Wirkung, daß eine gegen die Gemeindefschulen gerichtete Bill fast einstimmig fallen gelassen wurde.

F. P.

Über das westliche Canada, das einen eigenen Synodalbistrikt bilden wird, entnehmen wir dem vorliegenden Bericht das Folgende: „Unser Konferenzkreis, die Provinzen Manitoba und Saskatchewan umfassend, zählt jetzt 79 Gemeinden und 60 Predigtplätze mit 1360 stimmberechtigten Gliedern, 4629 Abendmahlsberechtigten und 9860 Seelen. Und von diesen Christen wurden im letzten Jahr \$7393.88 für verschiedene Zwecke des Reiches Gottes außerhalb derjenigen der eigenen Gemeinden kollektiert, davon \$2366.19 für die Innere Mission. Der Mangel an Arbeitern macht sich besonders auch im canadischen Nordwesten fühlbar. Wir brauchen mehr Arbeiter und haben sie nicht, und junge Kräfte, die uns zugesandt werden, ziehen oft bald wieder von dannen. Wir haben darum hier eine Lehranstalt nötig, um Knaben aus unserer eigenen Mitte für das Predigt- und Schulamt heranzubilden zu können. Die sollen wir, will's Gott, nun auch erhalten. Die Allgemeine Synode zu Detroit hat unsere Bitte gewährt und beschloffen, \$50,000 für eine höhere Lehranstalt im canadischen Nordwesten zu bewilligen. Dazu hat das letzte Jahr von uns eingesetzte Komitee, das unsere Bitte vor die Allgemeine Synode zu bringen und vor derselben zu vertreten hatte, in unserm Kreise schon durch Unterschriften einen Fonds von etwa \$10,000 für diesen Zweck gesammelt, der mit Gottes Hilfe noch größer werden soll. Da auch die Brüder von Alberta für diesen Zweck gesammelt haben, handelt es sich nur noch um den Ort der zu errichtenden Anstalt. Die Allgemeine Synode hat die Entscheidung darüber der Verwaltungsbehörde überlassen, die gemäß unsere Wünsche nach bestem Ermessen berücksichtigen wird. Die Schulsache wurde gründlich besprochen und die Pastoren ermuntert, da wir jetzt nur wenige Gemeindefschulen haben, so viel als irgend möglich Schule zu halten, damit wir fähiges und wohl vorbereitetes Material erhalten, unsere zu errichtende Lehranstalt zu füllen.

F. P.

Die Synodalkonferenz war dieses Jahr zu Milwaukee vom 18. bis zum 23. August versammelt. P. C. Gausetwik von der Wisconsinynode wurde als Präses wiedergewählt. Das Vizepräsidium war schon seit einiger Zeit vakant. Bei der Versammlung resignierte der bisherige Sekretär, Prof. J. Meyer, Mitglied der Allgemeinen Synode von Wisconsin. Ebenso resignierte wegen hohen Alters Herr S. A. Christiansen, Mitglied der Missouriynode, der seit 1879 Kassierer der Synodalkonferenz war. Gewählt wurden: als Vizepräses Prof. L. Fürbringer, als Sekretär P. G. M. Jörn, als Kassierer Herr Albert Grütt, sämtlich aus der Missouriynode. Aufgenommen wurde in die Synodalkonferenz eine aus 30 Pastoren und 20 Gemeinden bestehende Minorität der alten Norwegischen Synode. Diese Minorität konnte den Merger, den die Majorität der alten Norwegischen Synode auf Grund des „Opgjör“ vollzog, gewissenshalber nicht mitmachen. Zur Synodalkonferenz gehören jetzt die folgenden Synoden: die Synode von Missouri, Ohio u. a. St., die Synode von Wisconsin u. a. St., die Slowakische Ev.-Luth. Synode von Amerika, die Norwegische Synode der Amerikanischen Ev.-Luth. Kirche. Die Verhandlungen in Milwaukee bezogen sich auf die Gemeindefschulen.

Wie die Delegaten der Missourisynode in Detroit, so traten auch die Delegaten der Synodalkonferenz in Milwaukee einstimmig für die Aufrechterhaltung und Pflege der Gemeindefschulen ein. Über die Frage aber, ob die staatliche „Akreditierung“ der Gemeindefschulen unter den obwaltenden Verhältnissen wünschenswert sei, kamen die Verhandlungen nicht zum Abschluß und sollen bei der nächsten Versammlung wieder aufgenommen werden. Weil die Synodalkonferenz die Negermission gemeinschaftlich betreibt, so wurde eingehend der Bericht der Kommission für Negermission besprochen. Empfohlen wurde: „Ein Dormitorium für Negermädchen im College zu Greensboro, N. C., zum Preise von \$30,000 zu erbauen und bei der Anstalt noch eine dritte Professorenwohnung zu errichten. Ferner den von der Alabama Lutheran Commission gemachten Vorschlag anzunehmen, eine Hochschule für Neger in Alabama zu errichten und im Südosten unfers Landes noch an mehreren Plätzen Schulen zur Ausbildung der Neger erbauen zu lassen. Was die Erbauung des Dormitoriums zu Greensboro betrifft, so wurde dazu bemerkt, daß im nächsten Schuljahre 150 bis 200 Negermädchen dort eintreten würden. Bislang seien diese Schülerinnen in zwei gemieteten Häusern notdürftig untergebracht worden. Von den Schülerinnen würden sich ein Teil zu Lehrerinnen ausbilden lassen und dann der Negermission von großem Nutzen sein beim Unterrichte in den Negerfschulen. Für das Gesuch der Alabama Lutheran Commission, in diesem Staate eine Hochschule für Neger zu errichten, wurde geltend gemacht, daß gerade Alabama der Staat sei, in dem die Negermission in den letzten Jahren die größten Fortschritte gemacht und auch in Zukunft die besten Aussichten habe. — Es wurde von der Konferenz beschlossen, den Bau des Dormitoriums und der Hochschule in Angriff zu nehmen, sobald zwei Drittel der Bau summe vorhanden oder durch zinsfreie Darlehen gedeckt sind. Auch sollen mehrere Negerfschulen errichtet werden, sobald die Mittel dafür vorhanden sind.“

F. P.

Der Unionismus schließt stets Separatismus in sich. Treffend weist das Blatt unserer nordwegischen Glaubensbrüder *Luthersk Tidende and Lutheran Sentinel*, darauf hin, daß die Sünde des Unionismus stets mit der Sünde des Separatismus verbunden sei. Das ist eine richtige Darstellung der Sachlage. Wer mit dem Irrtum kirchliche Gemeinschaft macht, sondert sich eo ipso kirchlich von denen ab, die auf Gottes Befehl dem Irrtum die kirchliche Gemeinschaft versagen. Freilich hat die Sünde des Unionismus sich je und je darin vollendet, daß sie einen unwahren Sprachgebrauch geschaffen hat. Sie hat die Sünde des Separatismus denen zugeschoben, die sich nicht mit dem Irrtum unieren wollen. Abass Anklage gegen den Propheten Elias: „Wißt du, der Israel verwirret?“ bildet hierfür den Typus. So sollen auch die „Missourier“ „the disturbing element“ in der lutherischen Kirche Amerikas sein.

F. P.

Zur bevorstehenden Pilgrimfeier. In der Januarnummer der *Bibliotheca Sacra* beklagt G. F. W. den Abfall vom Christentum, der sich in den theologischen Seminaren der Sektengemeinschaften vollzieht, und setzt im Hinblick auf die bevorstehende Feier der Ankunft der *Mayflower* hinzu: „We submit that the millions of dollars now being raised to garnish the sepulchers of the Pilgrim Fathers will be of little avail to promote the interests for which they sacrificed so much, unless something adequate is done to restore

the faith for which they endured such untold hardships." Die eigentliche Intention der Pilgrimfeier liegt auch gar nicht auf religiösem, sondern auf politischem Gebiet. Es ist ausdrücklich angekündigt worden, daß die politische, ökonomische und soziale Wirkung „der Pilgrimväter-Bewegung“ herausgestellt werden soll. Deshalb soll auch der englische Gesandte, Ausland Geddes, reden und eine Botschaft vom König von England verlesen werden; ferner soll Rudyard Kipling ein Gedicht machen und James A. Macdonald von Canada über „North America's Civilized Internationalism“ sich verbreiten. Neugierig kann man darauf sein, wie Charles R. Tompson (vom International Committee of the Y. M. C. A.) „the spirit of the Pilgrims in terms of democracy“ deuten wird. Die Pilgrimväter waren bekanntlich ihrem „spirit“ nach fanatische Staatskirchler, und unsere Landesverfassung lautet auf das Gegenteil, nämlich auf die Trennung von Kirche und Staat. So wird wohl als höhere Einheit weiter nichts übrigbleiben als angelsächsische politische, ökonomische und soziale Herrschaft unter dem Deckmantel der pilgrimväterlichen „Frömmigkeit“. Die Amerikaner schlechtweg als Angelsachsen zu klassifizieren, macht den Leuten, die vornehmlich hinter der nationalen Pilgrimfeier stehen, gar keine Schwierigkeit. F. P.

In der Richtung der politischen und sozialen Vereinigung liegt auch ein Aufruf, der kürzlich von Bischöfen der englischen Staatskirche erlassen wurde. Der Aufruf richtet sich an die griechisch-katholische Kirche des Ostens, die römisch-katholische Kirche des Westens und an die Freikirchen der Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und Kongregationalisten. Zweck des Aufrufs ist, die genannten Gemeinschaften in eine, große, wahrhaft katholische Kirche zu vereinigen. Aber der Aufruf enthält eine Einschränkung. Er ist gerichtet an die Freikirchen „which have grown to maturity among the Anglo-Saxon races“, an „those of our kith and kin“. Um diese angelsächsische Vereinigung zustande zu bringen, ist der Erzbischof von Canterbury sogar bereit, die „apostolische Sukzession“ als *conditio sine qua non* der Vereinigung fallen zu lassen. „The plans of reunion whereby the Anglican Church might hope to absorb other communions are frankly abandoned.“

F. P.

Die deutsche Sprache in New York. Der „New Yorker Herald“ berichtet: Die New Yorker öffentlichen Schulen werden beim Beginn des neuen Schultermins wieder einen Lehrgegenstand einführen, der seit mehr als zwei Jahren vom Lehrplan abgesetzt worden war. Die deutsche Sprache wird wieder regelrechte Anfängerklassen haben und nicht länger in Acht und Bann getan sein.

Zur Sozial- und Moralkstatistik. Einer politischen Zeitung entnehmen wir die folgende Mitteilung: Sehr interessante Aufschlüsse gibt eine vom Zensusbureau in Washington dieser Tage veröffentlichte Geburtenstatistik. Ihr zufolge entfallen auf je zehn in unserm Lande geborne Mütter durchschnittlich 31 Kinder, und davon sind 27 am Leben; dagegen entfallen auf je zehn in Deutschland geborne Mütter durchschnittlich 46 Kinder, und davon sind 39 am Leben. Die in Deutschland gebornen Mütter haben also nicht bloß die größeren Familien, sondern sie ziehen von den ihnen geschenkten Kindern auch mehr auf als die andern Nationalitäten angehörenden Mütter. Nach den deutschen Frauen haben die Italienerinnen die zahlreichsten Familien. Auf je zehn amerikanische Mütter, die in Italien geboren wurden, ent-

fallen 44 Kinder. Es folgen der Reihe nach die Polen mit durchschnittlich 42 Kindern, die Oesterreicher mit 39, die Ungarn mit 38, die Neger mit 38, die Skandinavier mit 36, die Canadier mit 35, die Briten, Schotten und Irländer mit 33 und schließlich die eingebornen Amerikaner mit 31 Kindern für je zehn Familien. Unter zehntausend Müttern gibt es 929 Mütter deutscher Herkunft mit fünf Kindern und nur 681 Mütter amerikanischer Herkunft, die es auf dieselbe Kinderzahl bringen. Noch günstiger gestaltet das Verhältnis sich für die deutschen Mütter bei den höheren Kinderzahlen. Von je zehntausend Müttern haben 800 deutsche Mütter sechs Kinder, während nur 482 Amerikanerinnen mit sechs Kindern in der Liste stehen; siebenmal haben geboren 675 Deutsche und 334 Amerikanerinnen; zehnmal 209 Deutsche und 101 Amerikanerinnen; vierzehnmal 640 Deutsche und 9 Amerikanerinnen; siebenmal und öfter 15 Deutsche und 3 Amerikanerinnen. Von den in Deutschland geborenen Frauen ist beinahe die Hälfte — 481.50 von 1000 — mit eingewanderten Deutschen verheiratet, 362 von je tausend haben sich Amerikaner zu Lebensgefährten gewählt. Die unerbittliche Statistik widerlegt die vielfach gehegte Ansicht, daß die Amerikanerin viel sittenstrenger sei als ihre eingewanderte Schwester. Unter zehntausend eingebornen amerikanischen Müttern weißer Hautfarbe gibt es nämlich nicht weniger als 140, die nicht verheiratet sind. Noch um vieles schlimmer steht es bei den Negerinnen, von denen 1110 unter zehntausend Mütter werden, ohne vorher zum Traualtar gegangen zu sein. Auf je 1000 Canadierinnen entfallen zehn illegitime Geburten. Zunächst kommt dann die Irländerin mit 9.5 und die hochmoralische Engländerin mit 6.5 illegitimen Kindern per tausend Mütter; dieselbe Ziffer gilt für die Skandinavierin; auf die Oesterreicherin entfällt die Zahl 6.8. Und nun erst erscheint das deutsche Gretchen auf der Bildfläche, das in fünfundfünfzig von zehntausend Fällen nicht vorher zum Traualtar gegangen ist.

Begehren „amerikanische Lutheraner“ der Merger-Synoden fremdes Gut? Der „Vote aus Zion“ berichtet, daß das Christliche Waisenhaus mit seinen ausgedehnten Besitzungen noch von einer amerikanischen Gesellschaft (Commission for Relief in the Near East) verwaltet wird, daß aber der Präsident dieser Gesellschaft, Dr. Barton, die Zurückgabe des Eigentums in Aussicht gestellt hat. Nun aber kommt dem „Vote aus Zion“ der Verdacht, daß amerikanische Lutheraner — gemeint sind Lutheraner aus den Merger-Synoden — ein begehrlisches Auge auf das Waisenhaus und das dazu gehörende Land geworfen haben. Die Sache sieht allerdings verdächtig aus. P. W. Young von New York hat nämlich im *Lutheran Survey* vom 10. März u. a. folgendes geschrieben: „Hervorragend unter den verschiedenen christlichen Unternehmungen ist das Christliche Waisenhaus. Dr. J. Barton, der Präsident dieser Gesellschaft, die dasselbe jetzt verwaltet, sagte mir, daß er das Christliche Waisenhaus für die schönste Pflanzung ansehe, die irgendwo im nahen Orient gefunden werden kann. Nach meinen Beobachtungen stimme ich ihm rückhaltlos zu. Das Christliche Waisenhaus ist umgeben von einer Farm von 91 Aekern, hat ausgezeichnete Gebäude, eingerichtet für etwa 500 Zöglinge. Dazu gehört die landwirtschaftliche Kolonie Bir Salem mit 1250 Aekern, acht Gebäuden, 28,000 Apfelsinenbäumen, 50 Kindern und 40 Ziegen. Fünfzig Beduinen arbeiten auf der Farm, die in der berühmten Ebene Saron, im fruchtbarsten Gebiete des Landes, liegt. Es war mir eine Lust, diese Tausende von Apfelsinenbäumen Bir Salems zu sehen, schwer

beladen mit goldenen Früchten. Offenbar kann dieser Boden die großartigsten Ernten hervorbringen. Eibäume, Granatapfelbäume, Feigenbäume und alle Arten subtropischer Frucht bäume gedeihen hier in üppiger Fülle. Bei meinem Gang über das große Besitztum mußte ich immer wieder denken: Was könnten wir“ (amerikanische Merger=Lutheraner) „aus diesem Gelände machen, wenn wir neuzeitliche Maschinen und Arbeitsweisen einführen! Hier müßte eine landwirtschaftliche Hochschule entstehen, wo die Jugend des ganzen Landes für neuzeitlichen Ackerbau vorgebildet wird. Dann aber gäbe es im ganzen Orient keinen Ort, der dafür so glänzende Vorbedingungen böte wie Bir Salem, welches auch der englische kommandierende General Allenby während seines Feldzuges in Palästina zu seinem Hauptquartier gemacht hat. Eins der schönsten Gebäude Jerusalems ist die lutherische Kirche (gemeint ist die deutsche evangelische Erlöserkirche). Ihr Turm ragt hoch über die ganze Stadt und ist viele Meilen sichtbar. P. Theodor Schneller bedient die Gemeinde von noch etwa 200 Seelen. Daneben ist das Hospiz, das ursprünglich für die Studenten des Deutschen Archäologischen Instituts bestimmt war und wunderbar schön ausgestattet ist. Das große Deutsche Hospital mit seinen trefflichen Einrichtungen sowie die Mädchenschule Talitha Kumi sind in englischen Händen. — Was soll nun in Zukunft aus alledem werden? So mußte ich mich immer wieder fragen, wenn ich von einem schönen Gebäude zum andern ging. Nach sorgfältigen Erkundigungen erfuhr ich, daß nur eine geringe Möglichkeit besteht, daß den Deutschen das wertvolle Eigentum zurückgegeben wird. Werden die Engländer das Syrische Waisenhaus, die Bir Salem-Farm, das Deutsche Hospital übernehmen? Das ist sehr unwahrscheinlich. Wird 'The Near East Relief', die augenblicklich das Syrische Waisenhaus in Verwaltung hat, es für immer behalten? Wir können mit aller Bestimmtheit sagen, das liegt nicht in ihrer Absicht! Was wird denn mit dem Eigentum geschehen? Die amerikanische Vereinigte Lutherische Kirche“ (die Merger-Synoden) „könnte wohl am besten das Syrische Waisenhaus und all das große und wertvolle Eigentum, das direkt oder indirekt dazu gehört, übernehmen. Ganz gewiß ist das eine Gelegenheit, wie wir sie nur begehren können! 'Assuredly the opportunity is one that we might well covet.' . . . Dies ist eins der seltenen Privilegien, der außergewöhnlich günstigen Gelegenheiten, wie sie nur einmal in einem Jahrhundert kommen, vielleicht nur in tausend Jahren. Soll die Stunde uns schlafend finden, oder sollen wir nicht in ganzer Kraft den Vorteil aus dieser goldenen Stunde ziehen, um dem Reiche Gottes einen Dienst zu leisten, der von größter Bedeutung ist?“ — Der „Vote aus Zion“ fügt hinzu: „So weit der Aufsatz des *American Lutheran Survey*. Wir haben ihn mit tiefem Bedauern gelesen. Der Verfasser gebraucht zwar wiederholt Ausdrücke vom Bau des Reiches Gottes, das er durch Wegnahme unsers Eigentums fördern möchte. Seine Darlegungen halten sich aber nicht im mindesten mit Risikomöglichkeiten auf, sondern befassen sich nur begeistert mit den prächtigen Apfelsinen- und Zitronenpflanzungen und Häusern in Bir Salem und den schönen deutschen Gebäuden und Kirchen in Jerusalem. Ist ihm das die Hauptsache? Und hat er auch daran gedacht, wieviel Sorge, Mühe, Kosten und saure Arbeit diese verachteten Deutschen sechzig Jahre lang daran gewendet haben, um das Syrische Waisenhaus zustandezubringen und Bir Salem aus einer seit vielen Jahrhunderten wüste liegenden Einöde zu einem Garten Gottes zu machen? Ist das wohl der rechte Weg, das ‚Reich Gottes‘

zu bauen, wenn man dem Nächsten sein Gut wegnimmt?“ — Demgegenüber weist der „Bote aus Zion“ auf einen Artikel im „Deutschen Lutheraner“ von Philadelphia hin. Dieser Artikel ist gegen P. Young gerichtet und trägt die Überschrift: „Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses.“ Zur teilweisen Entschuldigung P. Youngs, jedenfalls zur Erklärung seiner Stellung dient folgendes: Die Merger-Synoden, deren Glied P. Young ist, sind, zum Teil, ohne es zu wissen, vom reformierten Geist durchtränkt. Nach echt reformierter Anschauung aber ist das Reich Gottes zugleich ein Reich von dieser Welt. Es ist zugleich ein politisches Reich und kommt mit äußeren Gebärden. Deshalb deutet das Blatt *Jerusalem News*, das jetzt im Christlichen Waisenhaus erscheint, die Besetzung Palästinas durch die Engländer, resp. durch die Amerikaner, als die Erfüllung der Weissagungen der alten Propheten. Nun ist Palästina das geweissagte „Reich Gottes“ geworden. P. Young hat sicherlich bei seinem „Reich Gottes“ auch an Missionsarbeit gedacht. Aber zu seinem Reich Gottes gehören auch die 91 und die 1250 Ader und die prächtigen Gebäude des Christlichen Waisenhauses sowie die Apfelsinenbäume, Rinder und Ziegen. F. P.

II. Ausland.

Das Programm des „Ev.-Luth. Boten von Argentinien“. Dieses Kirchenblatt unserer Brüder in Argentinien, das uns jetzt erst zu Gesicht kommt, schreibt im Wortort zum dritten Jahrgang: „Die Aufgabe des Blättchens soll nicht etwa sein, neue Ideen zu verbreiten oder Menschenweisheit an den Mann zu bringen, sondern echt lutherische Lehre zu verkündigen, kurz, das alte, teure, reine Gotteswort zu predigen, das uns Gott gegeben hat, zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Und das soll unser Programm auch in diesem Jahre wieder sein! Und damit ist auch schon der Inhalt des ‚Boten‘ für den neuen Jahrgang angegeben: Gottes Wort lauter und rein, wie es in den lutherischen Bekenntnissen bekannt und verkündigt wird! Damit ist aber auch schon der Stand des ‚Boten‘ gegen die falsche Lehre gegeben; denn wird er bei der Lehre des göttlichen Wortes bleiben, wozu Gott seine Gnade geben möge, dann wird und muß er auch mit demselben Nachdruck gegen alle falsche Lehre auftreten, wie Gottes Wort selbst es tut. Dann darf er aber auch keine Vereinigung auf kirchlichem Gebiete, bei der die Lehre des Wortes Gottes preisgegeben wird, anpreisen und treiben; er darf nicht mit denen zusammenarbeiten wollen, die dem Worte Gottes widersprechen: er muß einen festen und unbeweglichen Stand einnehmen, wie es das Wort unsers Gottes auch tut! Will er Gottes Wort predigen, dann hat er aber auch kirchliche und politische Dinge streng zu scheiden, wie auch das Bekenntnis es tut, denn das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Gerade auch in unsern Tagen will man sich kirchlicherseits gar zu gerne in die Staatsangelegenheiten mischen; die Trennung des Staates von der Kirche, die nach Gottes Wort das einzig Richtige ist, will man aufheben in manchen Ländern, wo sie durch Gottes Gnade besteht, und wo sie eingeführt werden soll, will man sich derselben widersetzen. Staatsangelegenheiten wollen wir dem Staate überlassen, und kirchliche Angelegenheiten soll derselbe wiederum ganz der Kirche überlassen. Das ist der Standpunkt des ‚Boten‘ und wird es auch bleiben durch Gottes Gnade.“

St. Joseph soll helfen. Politische Zeitungen berichten aus Rom unter dem 30. Juli: „Der *Osservatore Romano* veröffentlicht ein *Notuproprio* des

Papstes, worin angeordnet wird, daß anläßlich des 50. Jahrestages der Ausrufung des heiligen Joseph zum Schutzheiligen der katholischen Kirche in der ganzen Welt feierliche Zeremonien veranstaltet werden sollen. Das *Motuproprio* weist auf die Gefahren und die Verwüstungen hin, die weit schlimmer als die des Krieges der Welt durch jene Lehren drohten, welche die Menschen allein zur Eroberung materieller Güter antrieben, die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gegeneinander stellten und so Unordnung und Unheil unter den Menschen hervorriefen. Der Papst verurteilt das Nachlassen der Sittlichkeit und fordert die Christen auf, für den Kult des Kirchenpatrons St. Joseph zu werben und die Arbeiter unter seinen Schutz und Schirm zu stellen, damit sie vor den schweren Gefahren des Sozialismus bewahrt würden, der der größte Feind der christlichen Lehre sei. Der Papst fordert die Gläubigen auf, die Verehrung der heiligen Familie zu verbreiten, deren Oberhaupt der heilige Joseph sei; denn die Familie sei die Grundlage der menschlichen Gesellschaft.“ — Hierzu einige Bemerkungen: 1. Der Papst ist ein noch gefährlicherer Feind der christlichen Lehre als alle offenen Bekämpfer des Christentums, weil er (der Papst) unter Christi Namen und als angeblicher Stellvertreter Christi die christliche Lehre nicht bloß verwirft, sondern auch verflucht, nämlich die Lehre, daß der Mensch allein durch das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, die Christus den Menschen erworben hat, Vergebung der Sünden und die Seligkeit erlangt. — 2. Was die „Sittlichkeit“ betrifft, so verdirbt der Papst alle Sittlichkeit prinzipiell dadurch, daß er die Gewissen der Menschen, anstatt sie allein an Gottes Wort und Willen zu binden, unter seine menschliche Autorität zwingt. — 3. Indem der Papst die Arbeiter auffordert, St. Joseph anzurufen und sich unter seinen „Schutz und Schirm“ zu stellen, fordert er die Arbeiter zum Götzendienste auf. St. Joseph ist, wie Abraham, tot und im Himmel und weiß von den Arbeitern nicht und kennet sie nicht, Jes. 64, 16. F. P.

Deutschland. Uns ist eine kleine Broschüre zugegangen: „Wer sind und was wollen die Missourier?“ von Pfarrer Gustav Rümelin in Hausen am Bach bei Bredheim (Württemberg), 24 Seiten. Iwidau, bei Johannes Herrmann. 1920. Preis: M. 1. Nachdem wir die kleine Schrift gelesen haben, stimmen wir dem bei, was die „Freikirche“ darüber sagt: „Das Besondere an diesem Heftchen ist, daß in demselben ein deutscher Theolog, der selbst kein Missourier ist, aber die Missourier schon seit Jahren kennt und ihre Publikationen fleißig studiert hat, kurz und sachlich über die Geschichte, die kirchliche Stellung und die Arbeit dieser vielgeschmähten Vertreter des alten Luthertums Aufschluß gibt. Es kann dazu dienen, manches Vorurteil gegen Missouri zu beseitigen und manchen Irrtum, der sich in deutschländischen kirchlichen Kreisen aus Mangel an Information hinsichtlich der Missourier festgesetzt hat, zu beseitigen. Wir wünschen ihm weite Verbreitung und rechte Beachtung, nicht um unsertwillen, sondern um der Ehre unsers Gottes und seiner seligmachenden Wahrheit willen, um die es uns zu tun ist.“ Auch der Unterzeichnete hat auf seiner Europareise vor neun Jahren mehrfach die Erfahrung gemacht, daß nur eine Bekanntschaft mit unserer Lehre und Praxis nötig ist, um die Vorurteile gegen die „Missourier“ zu heben. F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Oktober 1920.

Nr. 10.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

(Fortsetzung.)

Das Schreiben nach Smyrna.

2, 8—11.

Smyrna war zur Zeit des jugendlich aufblühenden Christentums, jedenfalls während der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte, die schönste und reichste griechische Stadt des kleinasiatischen Festlandes. Das alte Smyrna lag an einem prachtvollen Hafen an der innersten Spitze des Hermäischen Golfs. Es war schon im Altertum, wie heute noch, ein bedeutender Handelsplatz. Nachdem Alt-Smyrna von den Hybern zerstört, seiner Mauern beraubt und zum Dorf herabgedrückt war, wurde Neu-Smyrna von Alexander dem Großen oder von seinem berühmten Diadochen Antigonos und namentlich nach dessen Tode vom König Phsimachus zwanzig Stadien von der alten Stelle entfernt zu einer sehr schönen Stadt erbaut. Die Römer, unter deren Herrschaft Smyrna als ein Teil des pergamenischen Reiches wurde und zu der neuen Provinz Asia im Jahre 133 v. Chr. trat, zeichneten die Stadt vielfach aus. Der hohe Rang, welchen Smyrna bei Gruppierung der zugehörigen Festaufzüge einnahm, wurde durch den Titel „die Erste“ bezeichnet, den sie mit Ephesus und Pergamon teilte. Durch lebhaften Verkehr und Handel wurde es eine überaus reiche und blühende, überaus prächtige und imposante Stadt. Wie alle diese großen Handelsplätze, so hatte auch Smyrna einerseits eine namhafte jüdische, andererseits in verhältnismäßig früher Zeit eine ziemlich starke christliche Gemeinde, welche, an irdischen Gütern arm, aber in Gott reich, in von den Juden ausgehenden und angestifteten Verfolgungen ihre Treue zu bewähren hatte. Von dem christlichen Wesen zu Smyrna haben wir erst durch die Apokalypse Kunde und dann durch die ignatianischen Briefe im Anfang des zweiten Jahrhunderts. Zu der Zeit war Polycarp Bischof der Gemeinde, von dessen Märtyrertod unter Mark Aurel im Jahre 168 die smyrnaische Gemeinde selbst Nachricht gegeben hat. Viele, besonders

katholische Ausleger, haben den Gemeindeengel unsers Briefes für Polykarp gehalten, was die Vertreter der Ansicht, daß die Apokalypse unter Galba verfaßt wurde, für unmöglich, diejenigen, welche die Abfassung in die Zeit Domitians verlegen, für möglich und glaubbar halten, weil Polykarp bei seinem Martyrium sagte, daß er sechsundachtzig Jahre lang dem Herrn gedient habe. Der Brief ist ein durchaus freundlicher und tröstlicher. Dementsprechend sind auch die Bezeichnungen, die sich der Herr beilegt. „Dies sagt der Erste und der Letzte, der tot war und lebendig wurde.“ So hat der Herr sich 1, 17. 18 bezeichnet. Ist Christus der Erste und der Letzte, so braucht seine Gemeinde um das Ende, um den Ausgang, nicht besorgt zu sein. So wird auch seine bedrückte, treue Gemeinde mit ihm siegen, triumphieren und herrschen, wenn auch zurzeit die Verfolgung schwer drückt, und der Ausblick trübe ist. So hat auch Christus sich in seiner Passion erwiesen, als der Erste und Letzte, der da steht als Sieger, kräftiglich erweist als Sohn Gottes, Röm. 1, 4, durchs Leiden des Todes gekrönt mit Preis und Ehre, Hebr. 2, 9. Alle Feinde liegen zu seinen Füßen, alles, was ihm entgegen war, ist Verschlungen in den Sieg. Durch den Tod hat er die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel, Hebr. 2, 14. Er lebt wieder nach dem Tode, in einem neuen göttlichen, unvergänglichen Leben, ist die Auferstehung und das Leben selbst. Ist er tot gewesen und wieder lebendig geworden, so dürfen auch die Seinen sich nicht scheuen, treu zu sein bis zum Tode. Der Tod kann ihnen nicht schaden und kann sie nicht halten. Wie und weil er vom Tode erstanden ist, so kann auch für sie der Tod nur Durchgang zum ewigen Leben sein; denn „sterben wir mit, so werden wir mitleben; dulden wir, so werden wir mitherrschen“, 2 Tim. 2, 11. 12. Also getrost und unverzagt! „Ich weiß deine Trübsal und deine Armut, aber du bist reich, und die Lästerung, die von denen ausgeht, die da sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sie sind des Satans Schule.“ Die Angabe „deine Werke“ fehlt in neueren kritischen Ausgaben, ist jedenfalls in gleichmacherischem Streben aus dem vorigen Schreiben herübergenommen. Im folgenden wird auch nichts von Werken, weder guten noch bösen, gesagt, sondern nur von Leiden und Trost und Stärkung im Leiden. Trübsal hat die Gemeinde erfahren und trägt noch sehr schwer daran, und noch mehr steht ihr bevor. Die Trübsal, die Verfolgung, hat die Armut im Gefolge. An dem Reichtum der reichen Handelsstadt hat die Christengemeinde kein Teil. Die Verfolgung hat ihr noch genommen, was sie hatte. So litten auch die Gemeinden in Mazedonien durch die Verfolgung „bodenlose Armut“, 2 Kor. 8, 2. So haben auch die Hebräergemeinden den Raub ihrer Güter mit Freuden hingenommen, Hebr. 10, 34. So hat Gott überhaupt erwählt die Armen dieser Welt, die im Glauben reich sind, Jak. 2, 5. Eine solche Gemeinde ist die in Smyrna auch, arm im Sinne dieser Welt, arm am Irdischen, aber in Wirklichkeit reich, reich im Glauben, reich in Gott. Daran erinnert sie

der Herr. Er hat sie selbst reich gemacht. Das ist eben „die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um eurerwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet“, 2 Kor. 8, 9. Sie haben „Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben noch stehlen“, Matth. 6, 20. Sie haben ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe im Himmel, das ihnen da in Gottes treuen Händen bewahrt wird, 1 Petr. 1, 4. Ihre Verfolgung und Armut weiß der Herr wohl, er weiß und sieht das schon. Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht, Ps. 121, 4. Das geschieht nicht ohne ihres Gottes und Heilandes Wissen und Willen. „Solches geschieht auch vom Herrn Zebaoth; denn sein Rat ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus“, Jes. 28, 29. Er läßt dem Teufel und seinen menschlichen Helfershelfern die Zügel schießen, gibt ihnen Raum und Gelegenheit, den Seinen Leiden anzutun, ihnen zum Heil, zur Läuterung und zur Bewährung. Er weiß ihr Leiden und vergißt sie nicht darin. Er hat es den Seinen gesagt, daß er darum weiß und darauf acht hat, wenn ein Sperling vom Dach fällt oder ein Haar von ihrem Haupte, daß sie in seinen Augen teuer geachtet sind, besser als viele Sperlinge, Luk. 12, 7. Er weiß um ihr Leiden. Er ist langmütig, aber zu seiner Zeit sucht er's an den Feinden fürchtbar heim. Er ist ein gerechter Richter. Gerade daß ihr leidet, zeigt euch an, „daß Gott recht richten wird und ihr würdig werdet zum Reiche Gottes, über welchem ihr auch leidet; nachdem es recht ist bei Gott“ (eiper, wenn es denn, es müßte denn sonst nicht das Rechte sein in Gottes Augen, was es natürlich, selbstverständlich ist), „zu vergelten Trübsal denen, die euch Trübsal anlegen, euch aber, die ihr Trübsal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird offenbart werden vom Himmel samt den Engeln seiner Kraft und mit Feuerflammen, Rache zu geben über die, so Gott nicht erkennen, und über die, so nicht gehorsam sind dem Evangelio unsers Herrn Jesu Christi, welche werden Pein leiden, das ewige Verderben, von dem Angesicht des Herrn und von seiner herrlichen Macht“, 2 Thess. 1, 6—9. Und gerade von solchen Leuten wird euch das Leid angetan, die Gott nicht erkennen und dem Evangelium nicht gehorsam sind. Und obendrein sind sie verblendet und gehen mit Lug und Trug um. „Sie sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind des Satans Schule.“ Sie waren ja wirklich Juden, dem Fleische nach. Die Juden hatten die traurige Auszeichnung, daß sie die ursprünglichsten und wütigsten Feinde der Christen waren. Die Apostelgeschichte berichtet ja, wie die Juden von allem Anfang ihrem Haß gegen Christum und seine Christen Luft machten, und wenn irgend in einer Stadt der Heiden Verfolgung sich erhob gegen die Christen, dann steckten die Juden dahinter, die den heidnischen Pöbel oder auch die heidnische Obrigkeit gegen die Christen aufhetzten. Aber wenn die Juden sich ihrer Rationalität rühmten, dann meinten sie besondere Vorzüge, die sie als Juden hätten. Sie rühmten sich, Hebräer, Israeliten,

Abrahams Same zu sein, 2 Kor. 11, 22. Damit rühmten sie sich: ihrer Nationalität, als Hebräer; ihrer theokratischen Stellung, als Israeliten, als das Bundesvolk der Wahl, als Gottes Volk; ihrer Sonderstellung zu den Offenbarungen und Propheten des Alten Testaments, zu den Verheißungen, zu dem Messias und dem messianischen Reich. Die gerühmten Vorzüge Israels zählt Paulus auf: „Ihnen ist vertrauet, was Gott geredet hat“, Röm. 3, 2. Ihnen „gehört die Kinderschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen; welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch“, Röm. 9, 4. 5. Aber er sagt da auch gleich dabei: „Es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind; auch nicht alle, die Abrahams Same sind, sind darum auch Kinder“, 9, 6. 7. Er hat vorher schon gesagt: „Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist, welches Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott“, Röm. 2, 28. 29. So hatte Johannes der Täufer den selbstgerechten Juden, die da meinten, wenn sie nur sagten: „Wir haben Abraham zum Vater“, dann verschone man sie mit der Bußpredigt, gesagt: Die äußere, fleischliche Abstammung von Abraham verschlägt nichts; „Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken“, Luf. 3, 8. So hatte Christus selbst in den Tagen seines Fleisches sicheren, ungläubigen Juden diesen Ruhm benommen und ihnen gesagt, daß sie zu deutlich zeigten, daß sie nicht Abrahams Kinder seien, weil sie so gar nichts von der Art und Gefinnung Abrahams zeigten, sondern daß sie zu deutlich offenbarten, wer ihr Vater sei, nämlich der Teufel, daß sie nach dieses ihres Vaters Lust tun wollten, der ein Mörder ist von Anfang, Joh. 8, 39—44. Die ungläubige, Christusfeindliche Art, die das Evangelium von sich stoßen und sich selbst des ewigen Lebens nicht wert achten, Apost. 13, 46, die haben den Ruhm verschärzt, wirklich Juden, Abrahams Kinder und Gottes Volk zu heißen und zu sein. Den Ruhm haben die wirklichen Israeliter, „die des Glaubens Abrahams sind, das sind Abrahams Kinder“, Gal. 3, 7. Jene sind auch nicht die Beschneidung, sie sind höchstens die Verschneidung, oder mit um so bitterem Spott, die Verschneidung, katatome. „Denn wir sind die Beschneidung, die wir Gott im Geist dienen und rühmen uns von Christo Jesu und verlassen uns nicht auf Fleisch“, Phil. 3, 3. Wenn die ungläubigen Juden den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, so lügen sie und narren nur sich selbst. Sie sind die Synagoge des Satans, wie Christus ihnen bereits ihren Vater genannt hatte, Joh. 8, 44. Sie haben ihren Messias verworfen und sich die Verdammnis zugezogen. Sie erfüllen nur noch mit ihrem Haß gegen die Gemeinde Gottes das Maß ihrer Sünde, und dann kommt das Gericht mit gesteigerter Wucht.

Das Leiden wird fürs erste auch noch nicht aufhören. Das weiß der Herr und sagt es den Christen zu Smyrna im voraus. Aber er bricht gleich dem Leid die Spitze ab, indem er von vornherein ermuntert:

„Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst“, was dir zu leiden bevorsteht. Schon die Tatsache, daß er es vorherweiß und sagt, dient dazu, daß sie sich nicht wundern und ärgern, wenn es nun geschehen wird, Joh. 16, 1. 4. Und nun sagt er es mehr spezifiziert vorher: „Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet Trübsal von zehn Tagen haben.“ Der Teufel steckt dahinter, der treibt seine Kinder zu ihrem mörderischen Werk, das nach seiner Art ist, der er ein Mörder von Anfang ist, Joh. 8, 44. Und er wird die heidnische Obrigkeit zur Verfolgung der Christen reizen. Es werden Leute von ihnen ins Gefängnis geworfen werden. Das tut nicht eine aufgeregte Volksmenge und der vernunftlose Pöbel, sondern die Obrigkeit nach regelrechtem Prozeß. Und der Teufel meint es bitterböös damit, „damit ihr versucht werdet“. Als eine Versuchung zum Guten, zur Prüfung und Läuterung läßt Gott es geschehen. Aber so meint es der Teufel nicht, er will in der Weise euch versuchen, woher er seinen Namen der Versucher, Matth. 4, 1, hat; er will euch sichten wie den Weizen, Luk. 22, 31. „Trübsal von zehn Tagen“, das ist auch mancherleiweise gedeutet worden: als eine lange und als eine kurze Zeit, zehn Tage als zehn Jahre, oder zehn Tage die zehn Christenverfolgungen bedeutend oder zehn besondere Abschnitte oder Perioden in der Verfolgung, oder auch so, daß die zehn Tage den zehn Geboten entsprechen und bedeuten, die Verfolgung (der Gesamtkirche) werde dauern, solange der Dekalog gültig sei, das heißt, bis an der Welt Ende, und was dergleichen wilde Deutungen mehr sind. Vernünftige Erklärung ist, daß durch die zehn Tage die Trübsal als eine kurze bezeichnet werden soll. Hengstenberg: „Zehn Tage, unter den kurzen Zeiträumen ein längerer; vgl. 1 Sam. 25, 38; Dan. 1, 12; 1 Mos. 24, 55, wo die zehn Tage ohne Zweifel ebenso wie hier als runde Zeitbestimmung vorkommen. Die Kürze wird dadurch bezeichnet, daß von Tagen die Rede ist, und daß das Gebiet der Zehner und der Hunderte nicht betreten wird, die Länge in der Kürze dadurch, daß die Zahl gesetzt wird, welche die Einer abschließt.“ Der Herr nennt die Länge; denn er setzt sie; er setzt dem Übel Zeit und Ziel, wie lange es währen soll. Er hat auch das Übel in der Hand, und als aus seiner Hand kommend nimmt der Christ es an. Der Herr hat die Weise, daß er die bösen Zeiten verkürzt zu der Seinen Seligkeit, Matth. 24, 22. Er verschafft mit der Versuchung einen solchen Ausgang, daß die Seinen es ertragen können. — Die Verfolgung wird so intensiv sein, daß es für einige von ihnen bis zum Sterben kommt; es wird Christenblut fließen. Es wird Gelegenheit geben, sich als treu und standhaft zu beweisen bis zum Tode. „Bis zum Tode“, wie Phil. 2, 8, „bis zum Tode am Kreuz“, wird nicht bloß der zeitliche Zielpunkt bezeichnet, sondern die höchste Spitze, der höchste Grad. Hier eine Treue in dem Maß und Grade, daß sie auch im Tode besteht, wie dort bei Christo ein Gehorsam von solcher Höhe, der auch nicht versagte und zurückschreckte vor dem

schmachvollen Tode am Kreuz. Wer bis zum Tode getreu ist, hat die Anforderung der Treue vollständig erfüllt; denn mit dem Tode hört diese Anforderung auf. Halte die Treue! Dann soll der Tod dir auch keinen Schaden, sondern ewigen Gewinn bringen. „Sei getreu bis zum Tode, und ich werde dir die Krone des Lebens geben.“ Die Krone des Lebens, Genitiv der Apposition. Das Leben, das ewige Leben, das Leben für den Tod, das ist eben die Krone. Die Krone ist die Siegerkrone für den Überwinder, wie der nächste Satz zeigt. Die werde ich dir geben, ich, der sie erworben und verheißten hat, ich, der tot war und lebendig ist, der der Erste und Letzte ist, der Heiland und der Richter, der überhaupt zu geben hat im Reiche Gottes. Da ist doch der Tod nicht zu fürchten, wo er Durchgang zu so herrlichem Leben ist. Da ist es wohl geraten, treu zu sein bis zum Tode. Diese Verheißung ist allgemein gemeint, allen, die die Erscheinung des Herrn liebhaben, 2 Tim. 4, 8. Da soll jeder, der ein Ohr, Gehör hat und hören kann, ja hören, was der Geist den Gemeinden allen, zu aller Zeit und an allem Ort sagt. „Wer siegt, überwindet, dem wird durchaus kein Leid werden von dem zweiten Tode.“ Der zweite Tod wird 20, 14; 21, 8 erklärt durch den Feuersee, die Hölle. In der Schrift ist der Ausdruck unserm Buche eigentlich, ist aber der jüdischen Theologie nicht unbekannt, wie: *improbi moriuntur morte secunda et adjudicantur Gehennae*. Der Tod, den die Bösewichter unter Gottes Verhängnis sich antun können, ist nur ein solcher, da sie den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Der zweite Tod ist der, da Leib und Seele verderbt wird in die Hölle, Matth. 10, 28. Der Tod soll euch nicht anrühren, sondern ich gebe euch das ewige Leben, Joh. 10, 28. „Gott Lob, wir sind versöhnt! Daß uns die Welt noch höhnt, Währt nicht lange; Und Gottes Sohn hat längstens schon Uns beigelegt die Ehrenkron.“

Das Schreiben nach Pergamus.

2, 12—17.

Pergamus oder Pergamum in Mysien war eine altberühmte Bergfestung auf dem nördlichen Ufer des schiffbaren Kaihos, etwa drei Meilen vom Strande des Ägäischen Meeres entfernt. Durch das Testament des letzten, kinderlosen Königs Attalus war der reiche Staat den Römern zugefallen. Pergamus war eine der herrlichsten Städte Kleinasiens, berühmt durch ihre stattliche Bibliothek und die Erfindung des Pergaments, lebhaft durch Handel und Industrie, obwohl der Sitz des römischen Statthalters von Asia nach Ephesus verlegt wurde. Besonders war Pergamus berühmt als Hauptsiß des Askulapkultus, durch seinen Askulaptempel, der als Asyl galt, der viel besucht wurde und an Ruhm mit dem Dianatempel zu Ephesus und dem Heiligtum des Apollo zu Delphi wetteiferte. Von der christlichen Gemeinde in Pergamus haben wir in der Apokalypse die älteste Kunde. Das Sendschreiben an sie enthält „mehr Lob als Tadel; nur weniges nicht ganz so, wie es sein sollte.“

Die Gemeinde ist unter den schwierigen Verhältnissen, worin sie lebt, ausgezeichnet treu. Dennoch gibt es auch dort Bileamiten-Unfug, wogegen gewarnt und der Warnung eine Drohung beigefügt wird". (Zülig.)

„Dem Engel der Gemeinde zu Pergamus schreibe: Das sagt, der da hat das scharfe, zweischneidige Schwert.“ Dieses Prädikat ist aus 1, 16. Diese Bezeichnung Christi zielt auf die Drohung in V. 16. Die Schärfe dieses Schlachtschwertes sollen die Unbußfertigen erfahren, wie auch die äußeren Feinde der Gemeinde. „Ich weiß, wo du wohnest, da des Satans Stuhl ist.“ Der Herr urteilt rücksichtsvoll und gerecht. Wenn er an seine Gemeinde in Pergamus denkt und über sie urteilt, dann weiß und bedenkt er und nimmt Rücksicht darauf, welch schweren Stand sie hat. Die schwierigen Verhältnisse schreiben sich her von dem Ort, wo sie wohnt. Das ist ein Ort, wo der Thron des Satans ist, das Satansregiment seinen Sitz hat. Was heißt das? Hengstenberg hält dafür, daß Pergamus so genannt werde als ein Hauptsitz der Christenverfolgungen oder vielmehr als der Hauptsitz in Asien. Denn als Urheber der Verfolgung ist der Satan noch in V. 10 vorgekommen, und in gleicher Beziehung wird des Thrones des Satans auch in 13, 2 gedacht. „Weshalb aber gerade in Pergamum sich die verfolgende Bosheit konzentrierte, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Man hat den Grund darin gesucht, daß in Pergamum der Sitz eines Obergerichts war. Allein damit reicht man nicht aus, denn auch andere bedeutende Städte Asiens hatten ein solches Obergericht. Man hat gemeint, Pergamum sei dem Götzendienste über alle Maßen vor allen Städten Asiens ergeben gewesen. Allein dafür fehlt es an jedem Beweise, trotzdem daß zu Pergamum ein berühmter Tempel des Askulap war. Am einfachsten wird man den Grund in einzelnen Persönlichkeiten suchen, die von heidnischem Fanatismus besonders stark erfüllt waren, wie ja auch in dem Vorhandensein und dem Fehlen bedeutender von dem Geiste Christi durchdrungener Persönlichkeiten der Grund der inneren Unterschiede in den Gemeinden Asiens zu suchen ist.“ Düsterdieck urteilt: „Durch nichts indiziert ist die Meinung, daß in Pergamus als dem Hauptsitze des Kultus des Askulap, dessen Symbol die Schlange war, des Satans Thron gefunden werde. Denn wenn Johannes den Askulap um seiner Schlange willen hätte bezeichnen wollen, so würde das mindestens durch den Ausdruck *ho thronos tou drakontos* angezeigt sein.“ Oder ob Pergamus so heiße wegen seiner ausgezeichneten Blüte des Götzdienstes überhaupt oder als Wohnort der Heiden und der Nikolaiten oder als Sitz des Obergerichts oder wegen einzelner besonders feindseliger Personen — „das alles ist nicht zu entscheiden“. Zahn hält energisch dafür, daß gerade der Tempel und Kult Askulaps es war, der Pergamus den Namen „Thron des Satans“ einbrachte. Der Ausdruck: „wo der Satan wohnt“, zeige, daß nicht von etwas Äußerlichem die Rede sei, etwa von einem prominenten Tempel oder Kunstwerk, sondern von einer

Einrichtung oder einem Gebrauch, der da im Schwange ging und in dem die Christen eine auffällige Verkörperung und Ausübung der Wirksamkeit des Satans erblickten. Dies war der Grund für den Märtyrertod des Antipas und die stehende Gefahr für die Befenner Christi. Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Verfasser den Kult des Askulap, des Gottes der Heilung, meinte, der da im Schwange ging wie sonst nirgends. Die Schlange, die den Christen seit dem Sündenfall als ein Abbild des Satans galt, war auch das Hauptfinnbild Askulaps. Sein Hauptbeiname war soter, auch soter ton holon. In Pergamos vereinigte er in sich die Namen und den Dienst aller Götter; er wurde auch mit dem Kaiser identifiziert. Es war daher unvermeidlich, und die Tatsache ist geschichtlich bezeugt, daß er, mehr als irgendeiner der vorgeblichen Söhne Gottes, als eine teuflische Karikatur des wahren Gottessohnes und des soter tou kosmou erschien. Unter Diokletian verfertigten christliche Steinhauer nicht nur Säulen und Bäder, sondern auch ohne besondere Gewissensbisse Sieges- und Liebesgöttinnen, ja sogar den Sonnengott auf seinem Wagen. Aber sie weigerten sich unbedingt, eine Bildsäule des Askulap zu machen. Dafür wurden sie getötet als Anhänger des Antipas von Pergamus. Wie leicht konnte es da sich ereignen, daß im täglichen Leben oder bei der Feier des Festes des Askulap die Christen mit der heidnischen Bevölkerung in Konflikt kamen, und daß ein Christ, der seinen Abscheu an einem solchen Kult aussprach, von den fanatischen Verehrern seiner Gottheit getötet wurde! Antipas wurde jedenfalls nicht auf das Urteil eines Gerichts, sondern von einem wütenden Pöbelhaufen erwürgt. Daß die Juden jener Zeit es verstanden, durch ihre Lästerungen die Heiden gegen die Christen aufzuheizen, ist ja bekannt.

An einem so bösen Ort, unter so schwierigen und gefährvollen Verhältnissen, lebt die dortige Christengemeinde. Das weiß der Herr. Und deswegen wiegt sein Lob um so schwerer, wenn er sagt: „Und“ (dabei, trotzdem) „hältst du fest an meinem Namen und hast meinen Glauben nicht verleugnet, und in den Tagen war Antipas mein treuer Zeuge, der bei euch getötet wurde, wo der Satan wohnt.“ Du hältst fest an meinem Namen, wie du mich kennst, wie ich mich geoffenbart habe. Krateis, im Präsens; das tußt du bis auf diese Stunde. Du hast meinen Glauben nicht verleugnet. Die grammatische Härte löst sich am leichtesten so auf, wie wir übersetzt haben; dann ist nur ein „war“ zu ergänzen. Es ist zweckvoll, daß das Lob der Gemeinde noch gehoben wird durch den beigefügten Umstand, daß ein Zeuge in den Tagen, da die ganze Gemeinde treu zeugte, selbst bis zum Tode treu war. Über den Märtyrer Antipas ist nichts Historisches bekannt. Nach der gewöhnlichen Annahme soll Antipas Eigenname eines Mannes sein, der in der damaligen Verfolgung hingerichtet wurde. Man hat dagegen erinnert, daß alle andern Namen in der Apokalypse symbolischen Charakter tragen. Aber da geht dann die willkürlichste Materie los. Man hat

erklärt: Antipas heißt einer, der gegen alle ist, und hat auf Timotheus geraten, der als ein Fürstgott auch ein Gegenall sein müsse. Man hat auch Antipas geedeutet = Anti-papa. Coccejus wollte in dem Antipas den Bekenner des Athanasianums finden, indem Antipas gleich isopatron, dies aber gleich homoousion sei. Vitringa fügte noch hinzu, daß das mystische Pergamos, wo dieser mystische Antipas getötet worden sei — nämlich wiederum mysticoe, durch Verbannung oder überhaupt durch Verhinderung am Bekenntnis —, Alexandrien, der Sitz des Athanasius, sei. Kein Wunder, daß man am liebsten es dabei bewenden läßt: Antipas war eben Antipas. — So hat also die Gemeinde das schönste Lob der Treue im Bekenntnis bis zum Tode.

Doch hat der Herr auch an dieser Gemeinde zu klagen und zu rügen: „Aber ich habe wenig es wider dich, daß du dort [Leute] hast, die an der Lehre Bileams festhalten, der den Balak lehrte, ein Ärgernis aufzurichten vor den Kindern Israels, Götzenopfer zu essen und Hurerei zu treiben. So hast auch du [Leute], die in gleicher Weise an der Lehre der Nikolaiten halten; das hasse ich.“ Der Tadel betrifft eine Laxheit des Engels im Vorgehen gegen die falschen Lehrer. Bengel: „Damit wird angezeigt, daß, wenn der Engel der Gemeinde das Seine getan hätte, die ärgerlichen Bileamiten entweder nicht aufgekomen oder wirklich wieder gedämpft worden wären. O wenn ein Vorsteher heutzutage gedenkt, was er für Leute hat, so sollte er erschrecken.“ Das „ein Kleines“ mildert den Tadel. Der Plural *oliga* steht nicht deshalb, weil die Duldung der Irrlehrer für mehr als ein Mangel angesehen werde, sondern bezeichnet, ohne die Vorstellung der Wahrheit als solche zu markieren, in einer gewissen abstrakten Weise nur den allgemeinen Begriff „weniges“. Erst das Folgende zeigt, daß in der Tat nur eine einzige Sache gemeint sei. Als gering wird aber der Gegenstand der Rüge bezeichnet, nicht in einer Litotes (*graviter de te conqueror*), auch nicht mit Rücksicht auf die Versöhnung (die Sünden seien greulich genug, aber Christi Gnade und Vergebung mache sie dem treuen Engel klein), sondern weil die Gemeinde nicht sowohl selbst von den Irrlehrern angesteckt war, als vielmehr nur gewisse Anhänger derselben unter ihren Mitgliedern zählte (Düsterdick). Das *echeis* ist nicht gleich *anecheis*, *toleras*, enthält aber nach dem Zusammenhang die Nebenvorstellung, daß der unbeirrte eigentliche Kern der Gemeinde in der Zurechtbringung der Abirrenden lässig gewesen sei; jedenfalls wird die Gemeinde als solche und der Gemeindeengel dafür, daß sie die nikolaitischen Irrlehrer überhaupt noch in irgendeiner Weise „hat“, verantwortlich gemacht. Denn der rechte Glaube ist seiner Natur nach exklusiv gegen die Irrlehre. Die Irrgeister werden beschrieben als Leute, die an der Lehre Bileams hielten. Und Bileams Treiben wird so geschildert, daß er den Balak lehrte, Ärgernis aufzurichten, ihnen Anstoß und Veranlassung zum Fall und zur Verführung gab. Worin oder wozu er sie verführte, war das Essen der Götzenopfer und das Hurereitreiben, also heidnischer Götz-

dienst, zu dessen Ausrichtung auch grobe unzüchtige Gebräuche gehörten. Das lehrte Bileam den Balak. Die minder bezeugte Lesart *en to Balak* übersezt Luther „durch den Balak“, die Weimarsche Bibel mit: „im Balak“, in dem Stück der Bücher Moses, welches die Parasche Balak heißt. Der Dativ „dem Balak“ ist nicht für eine ungewöhnliche Konstruktion statt des Akkusativ zu halten, sondern für einen *dativus commodi*, dem Balak zu Dienst und Gefallen. Schon Bengel hat darauf aufmerksam gemacht, daß dieser *dativus commodi* in der Geschichte Bileams besonders häufig vorkomme: „Verfluche mir das Volk“ usw. Auch im Briefe Juda wird von diesen Irrgeistern gesagt: „Sie fallen in den Irrtum des Balaam um Genießes willen.“ 4 Mos. 25, 1 wird die Hurerei der Israeliten mit den Töchtern der Moabiter, die sie zu den Opfern ihrer Götter einluden, gemeldet, und 31, 16 wird das auf „Bileams Rat“ zurückgeführt. B. 15 wird die nikolaitische Unart mit dem Vorbilde der bileamitischen Sünde verglichen. So wie unter der alten Gemeinde die Bileamiten waren, so hast auch du deine Nikolaiten, die dieselben Ärgernisse und Verführungen verbreiten. Der Herr hat gedroht: er kommt mit dem Schwert, der Bileamsschuld wird die Bileamsstrafe folgen. Bei diesen Wüstlingen ermahnt Judas seine Christen: „Haltet diesen Unterschied, daß ihr euch etlicher erbarmt, etliche aber mit Furcht selig macht und rüdet sie aus dem Feuer und hasset den besleckten Rod des Fleisches“, 22. 23. Das sind schmutzige Gefellen, die man mit der Zunge anfassen muß. Rettet, was zu retten ist, reißt sie gleichsam gewaltsam aus dem Feuer, haßt auch den vom Fleische her besleckten Rod; an ihren Kleidern haftet der Schmutz von ihrem hurerischen Treiben; hütet euch, daß ihr nicht durch Verührung von ihnen selbst verunreinigt werdet! An diesem verabscheuenden Ernst hat der Engel und seine Gemeinde es fehlen lassen. Deswegen werden sie aufgefordert, Buße zu tun, mit der Drohung: „Wo aber nicht, dann komme ich dir schnell und werde Krieg mit ihnen führen mit dem Schwert meines Mundes.“ Ich werde „dir“ kommen. Weil der Engel nicht mit Paulo sagen kann: „Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut“, Apost. 20, 26, deswegen kommt der Herr ihm, der Herr wird selbst dazwischensfahren mit seinem Schlachtschwert, das B. 12 aus seinem Munde fährt. Die Weimarsche Bibel erklärt das: „Ich werde durch solchen neuen, eifrigen Lehrer mit meinem Wort wider sie streiten und, wo sie sich nicht bekehren, sie töten mit dem Odem meiner Lippen, gleichwie der Engel des Herrn dem Bileam mit einem bloßen Schwerte widerstand, 4 Mos. 22, 22. 23, und er hernach mit dem Schwert getödet wurde, 4 Mos. 31, 8.“ Das letztere ist jedenfalls hauptsächlich gemeint: der Herr will nicht sowohl mit seinem Worte sie strafen, als mit seinem Gericht und zumal mit seiner Parusie ihnen den Garaus machen. Bengel: „Wenn die Menschen, sonderlich Vorsteher, das Böse bestrafen, so ersparen sie es dem Herrn Jesu, daß

er nicht straft; wenn aber die Menschen hinlänglich und kaltfinnig sind, da kommt der Herr Jesus desto schärfer.“

Den Treuen wird Verheißung gegeben, und die ist allen Gemein- den vermeint. „Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Ge- meinden sagt. Dem Überwinder werde ich zu essen geben des ver- borgenen Manna und werde ihm geben einen weißen Stein; und auf den Stein einen neuen Namen geschrieben, den niemand weiß außer dem, der ihn bekommt.“ Die genauere Erklärung des einzelnen hat viel Schwierigkeit gemacht. Das Richtige, alles, was wohl zu sagen ist, hat Dürsterried: „Ganz ungehörig ist in betreff des verborgenen Manna die Erinnerung an die jüdische Meinung, daß vor der Zer- störung des Tempels durch Nebukadnezar der Prophet Jeremias oder der König Josias die Bundeslade samt den darin enthaltenen Heilig- tümern gerettet und verborgen habe, und daß erst der Messias bei seiner Erscheinung dieselbe wieder an das Licht bringen werde. Falsch ist die Ansicht, daß Christus selbst das verborgene Manna sei (Joh. 6). Chri- stus gibt daselbe. Vielmehr, wie der Sieger insbesondere auch darin sich bewährt hat, daß er der Versuchung, von dem Götzenopfer zu essen, widerstanden hat, so erhält er einen entsprechenden Lohn, indem der Herr himmlische, göttliche Speise darreicht, nämlich Manna, Him- melsbrot (Ps. 78, 24; 105, 40), eine solche Speise, welche, ähnlich der Frucht vom Baum des Lebens, B. 7, das himmlische, selige Leben nähren wird. Verborgen ist dies Manna, weil es erst in der zukünftigen Herr- lichkeit offenbar werden wird, indem es genossen wird.“ Bengel: „über diesem Himmelsbrot sollte man den Appetit zum Götzenopfer verlieren. In der Welt sind die Menschen auf mancherlei Weise vorwitzig, daß man auch dieses und jenes versuchen und erfahren möchte; wer aber sich, in der Verleugnung seiner selbst, der Fleischesweide, begibt, der bekommt hingegen in geistlichen, himmlischen, übernatürlichen Dingen vieles zu kosten, wobei hernach andere zurückstehen müssen.“ Auch Hengstenberg will das Manna mit auf das gegenwärtige Leben beziehen. Er sagt: „Die Schrift weiß nichts von einem absoluten Gegensatz des Diesseits und des Jenseits. Nach ihrer Anschauung wird überall dort nur voll- endet, was hier begonnen worden, und nur wer hier bereits hat, dem wird dort gegeben werden. Den Vorschmack dieses verborgenen Manna haben die Gläubigen schon in diesem Leben.“

Ebenso hat die nächste Verheißung des weißen Steines und des darauf geschriebenen neuen Namens mancherlei Deutungen erfahren, besonders wenn man die zwei Dinge, den Stein und die Aufschrift, trennte und jedem eine separate Bedeutung gab; da hat man schier alles geraten, was man von einem Gebrauch des weißen Steines bei Juden, Griechen und Heiden überhaupt wußte, und dann bei dem Namen wieder so. Ohne allen Grund ist die Erklärung des N. de Thyra, nach welcher der weiße Stein der verklärte Leib sei und der darauf ge-

geschriebene neue Name besagen soll: der so Ausgezeichnete wird der Bürgerschaft des Himmels beigezeichnet. Im Anschluß an die Erwähnung des Manna suchte man auch die Erklärung des weißen Steines in der jüdischen Fabel, daß in der Wüste neben dem Manna auch Edelsteine und Perlen sich gefunden hätten; oder man dachte auch an den zur Zeit der Mannaspendung geordneten Schmuck des Hohenpriesters, der auf zwölf Edelsteinen — die aber nicht psephos heißen — die Namen der Stämme Israels trug, so daß hier also die priesterliche Würde der vollendeten Sieger angedeutet werde. Andere haben die heidnischen Sitten durchsucht, z. B. daß die Sieger bei den Nationalspielen zu festlichen Mahlzeiten geführt und sonst mit mancherlei Gütern belohnt wurden. Die römischen Kaiser richteten gleichfalls derartige Feiern ein, bei welchen die Sieger in die Vaterstadt einzogen und dann die ausgesetzten Belohnungen empfangen. Titus pflegte sogar hölzerne Kügelchen in die Arena zu werfen, auf welchen Anweisung zu Nahrung, Kleidung, Geld usw. geschrieben war; der Kämpfer erhielt dann, was die von ihm erbeutete Anweisung besagte. Hiernach erklärte man den weißen Stein als die Anweisung auf den himmlischen Lohn, als „Einlaßbillet“ zu der himmlischen Mahlzeit. Andere erinnerten an den Gebrauch des Loses bei den Juden oder an den Gebrauch der Griechen und Römer, welche mit weißen Steinchen oder Bohnen, auf die man Namen schrieb, eine Wahl veranstalteten. Noch andere verglichen den klassischen Gebrauch, mit weißen Steinchen ein günstiges Urteil im Gerichte abzugeben; das sollte die Freisprechung, die Rechtfertigung oder den beseligenden Spruch Christi bezeichnen. Düsterdied: „Aber gegen alle jene bestimmten antiquarischen Beziehungen spricht der entscheidende Umstand, daß die Darstellung unserer Stelle mit keiner einzigen derselben wahrhaft übereinstimmt. Richtig sagt Hengstenberg und schon Wengel: ‚Das hier in Betracht kommende Moment ist allein das, daß man im Altertum manches auf kleine Steine schrieb.‘ Dabei behält die weiße Farbe des dem Sieger gegebenen Steins, die an sich selbst den Glanz des Sieges abbildet und dem reinen Wesen der Seligen im Himmel entspricht, ihre volle Bedeutung. Was aber dem weißen Steine eigentlich erst seinen Wert gibt, ist die Inschrift, die er trägt. Christus gibt dem Sieger einen neuen Namen auf den Stein geschrieben, einen Namen, den niemand weiß, als wer ihn empfängt. Teils nach dem Vorbilde der altprophetischen Verheißung eines neuen Namens (Jes. 62, 2; 65, 15), teils nach Analogie von 19, 12, wo von dem eigenen Namen Christi die Rede ist, teils nach Maßgabe der Bestimmung: Niemand kennt den Namen usw., kann der auf den gegebenen Stein geschriebene neue Name keinesfalls der Name Gottes sein. Die Vorstellung in 3, 12; 14, 1 ist ganz anderer Art. Auch die Meinung, daß der Stein die Inschrift: ‚Gott und dem Lamm heilig‘ trage, welche neu heiße im Gegensatz zu dem alten jüdischen Glauben an Gott ohne das Lamm, ist abzuweisen. Den obigen Namen entspricht allein die

von den meisten Auslegern vertretene Ansicht, nach welcher von des Siegers eigenem Namen die Rede ist. Neu ist der Name, weil er die neue, das heißt, erst in dem zukünftigen Leben offenbar werdende (1 Joh. 3, 2; 1 Kor. 13, 9 f.) Herrlichkeit der Gläubigen bezeichnet; und nur der denselben Empfangende kennt ihn, weil — wie ähnlicher Weise schon in diesem Leben der Fall ist — das Wissen von der Seligkeit des ewigen Lebens nur in der eigenen Erfahrung sich erschließt. Wie aber jener neue Name lauten werde, darf dem Texte gemäß nicht einmal gefragt werden. Die von den meisten gegebene Antwort, daß filius Dei oder electus der Name sei, trifft nur insofern zu, als darin der allgemeine Inhalt der christlichen Hoffnung ausgedrückt ist, Röm. 8, 17; 1 Joh. 3, 2.“ Hengstenberg: „Das Wort ‚neu‘, neuer Name, neues Lied, neuer Himmel, neue Erde, neues Jerusalem, alles neu, hat einen süßen Klang für die, auf welchen das Alte mit schwerem Drude lastet. Der neue Name ist aus Jes. 62, 2: ‚Und es sehen Heiden deine Gerechtigkeit und alle Könige deine Ehre, und genannt wirst du mit einem neuen Namen, den der Mund des Herrn aussprechen wird‘; vgl. 65, 15: ‚Und seinen Knechten wird er einen andern Namen geben.‘ Es ist hier wie an der Grundstelle kein bestimmter Name gemeint, sonst würde er eben genannt worden sein. Es genügt, daß der Name ein neuer, daß er viel herrlicher ist als der frühere, daß der Zustand, den er bezeichnet, mit dem früheren voll von Trübsal, Hunger, Durst, Hitze und Tränen nichts gemein hat. Parallel ist 3, 12: ‚Und ich werde schreiben auf ihn den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalems, und meinen Namen, den neuen.‘ Dort, wem der Sieger in der neuen Ordnung der Dinge angehört, hier der neue Name, den er selbst erhält. In 1 Joh. 3, 2 wird der neue Zustand, den der neue Name ausdrückt, mit den Worten bezeichnet: ‚Wir wissen aber, daß, wenn es erscheinen wird, wir ihm ähnlich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.‘ Den neuen Namen kennt niemand, denn der ihn empfängt. Das ist ein Geheimnis unendlich trefflicher als die gepriesenen und doch so faden Geheimnisse der Nikolaiten. Entsprechend ist der Name Christi, den niemand kennt als nur er selbst, in 19, 12. Auch nach 1 Joh. 3, 1. 2 ist der selige Stand der Christen, der gegenwärtige und noch viel mehr der zukünftige, der Welt unverständlich, die bei aller ihrer gerühmten Erkenntnis doch so wenig weiß, die weder Gott kennt, Joh. 15, 21, noch Christum, Joh. 16, 3, noch seine Gläubigen.“

Das Schreiben nach Thyatira.

2, 18—29.

Thyatira war in dem letzten Jahrhundert der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit eine der blühendsten griechischen Städte im nördlichsten Teile der in älterer Zeit Lydien genannten kleinasiatischen Landschaft. Als ein wichtiger Platz der römi-

schen Provinz Asia, über den die Römer in der Kaiserzeit die Heerstraße von Pergamon nach Sardes führten, war sie einer der Münzorte, wo die Landesmünzen geprägt wurden. In Sitte, Brauch und Freude an theatralischen und athletischen Spielen vollständig hellenisch, waren ihre Einwohner besonders berühmt durch ihre Purpurfärberei und -weberei. Die fromme Purpurchändlerin Thyia, Apost. 16, 14, stammte von hier. Von einer christlichen Gemeinde des Orts haben wir in der Apokalypse die erste Nachricht.

„Und dem Engel der Gemeinde in Thyatira schreibe: Das sagt der Sohn Gottes, der Augen hat wie Feuerflammen, und seine Füße sind ähnlich dem Messing.“ Der Herr, der 1, 13 einem Menschensohne gleich erscheint, ist, wie die ganze Schilderung im 1. Kapitel ergibt, der Sohn Gottes. Hier nennt er sich geradezu mit dem Namen seiner Majestät. Durch die Beschreibung seiner Augen und Füße wird er als der strenge und untäuschbare Richter gekennzeichnet. Den Augen kann nichts entgehen und verborgen bleiben oder sie täuschen; und wo diese feuerglühenden Füße hintreten, 1, 15, vertilgen sie alles Leben. „Ich weiß deine Werke und deine Liebe und deinen Glauben und deinen Dienst und deine Geduld und deine Werke, die letzten mehr als die ersten.“ Die Werke, die rührige Tätigkeit der Gemeinde, werden zuerst genannt, dann vier Betätigungen, dem allgemeinen Begriff untergeordnet. Die agape, weil sie ohne nähere Bestimmung ist und voransteht, ist ganz allgemein die Liebe zu Gott und den Brüdern. Die pistis, der Glaube, diese Fundamentaltugend. Die diakonia, die Dienstleistung gegen alle Hilfsbedürftigen, insbesondere die Armen. Die hypomone, die Standhaftigkeit, das geduldige Ausharren und Ertragen der Anfeindungen von seiten der argen Welt. Und dazu noch zu dem Ganzen: „Das letzte mehr als das erste.“ Die Redensart ist das Gegenteil von Matth. 12, 45: „Es wird danach mit demselben Menschen ärger denn vorher“; desgleichen 2 Petr. 2, 20. Hier ein stetiges Wachsen und Zunehmen, das sich selbst nicht genug tun kann. Wie der Gemeinde in Ephesus ein Rückschritt, ein Verlassen der ersten Liebe, vorgeworfen wurde, sie hat bessere Zeiten gesehen und hat den früheren blühenden Zustand nicht aufrechterhalten, so wird an dieser nur blühendes, erfreuliches Wachstum konstatiert und gelobt. Das weiß und sieht der Herr wohl, bemerkt es mit Wohlgefallen und vergißt es seiner Gemeinde nicht.

Aber der Herr hat an ihr eins auszufehen; es ist derselbe eine Mangel, den er an der Gemeinde zu Pergamus tadelte: der mangelnde Ernst in der Bekämpfung der falschen Lehre. Und zwar ist die Verführung auch dieselbe, die in jener Gemeinde grassierte. „Aber ich habe wider dich, daß du lässest das Weib Isabel, die da spricht, sie sei eine Prophetin, und lehrt und verführt meine Knechte, Hurerei zu treiben und Gößenopfer zu essen.“ Also dieselben Stücke der Verführung, die vorher den Nikolaiten zur Last gelegt wurden. Die betreibt hier be-

sonders ein Weib mit Namen Isabel. Manche haben Isabel für eine symbolische Bezeichnung genommen und darunter das ganze Judenvolk oder die ganze jüdische Synagoge verstanden. Aber der Irrwahn, der den Nikolaiten zugeschrieben wurde, war gar kein jüdischer, sondern ein heidnischer Wahn, eine libertinische Sekte, ein Einschwärzen des Heidentums in die christliche Gemeinde. Jedenfalls hieß das Weib nicht Isabel, sondern der Name der alten Isabel, des Weibes Ahab, der Verfolgerin und Mörderin der Propheten Gottes, gab, wie vorher Bileam, den Typus für das schändliche Treiben der Nikolaiten. Von Ahab heißt es, daß er „mehr tat, den Herrn, den Gott Israels, zu erzürnen, denn alle Könige Israels, die vor ihm gewesen waren“, 1 Kön. 16, 33. Das wird 1 Kön. 21, 25 darauf zurückgeführt: „Denn sein Weib Isabel überredete ihn also.“ Von ihrer Hurerei und Zauberei, die immer größer wird, weiß Jeshu zu sagen, 2 Kön. 9, 22. Wir haben uns unter Isabel nicht ein Kollektivum zu denken, etwa wie Hengstenberg „die personifizierte Heberei“. Die Beschreibung deutet etwas Individuelles an, ein bestimmtes Weib. An die Ehefrau des Bischofs ist nicht zu denken. Aus textkritischen und exegetischen Gründen ist die Lesart ohne sou vorzuziehen, die viele Minuskeln haben. Zahn will gerade diese Lesart festhalten und meint, gerade so passe der Typus der alten Isabel. Isabel, die phönizische Königstochter, das Weib des schwachen Königs Ahab, die den mit Unzucht gepaarten Baalsdienst einführte und selbst der Hurerei geziehen wird, sei ein passender Typus, eines Bischofs Weib zu beschreiben, das die Lehren der Nikolaiten fördere, ohne Skrupel Unzucht und Teilnahme an heidnischen Opferfesten empfehle und selbst Hurerei treibe. Isabel bezeichnet irgendein Weib, welches unter dem Vorgeben, eine Prophetin zu sein, die nikolaitischen Lehren geltend machte und eben deshalb als eine neue Isabel bezeichnet wurde, wie vormalig Ahab's Weib in der alttestamentlichen Gemeinde durch Einführung des Baalsdienstes und durch Hurerei, die mit dem Baals- und Astartedienst verbunden war, das schwerste Ürgernis gab. Das wird dem Engel vorgeworfen, daß er dieses Weib gewähren ließ. Apheis wird durch die Variante eas richtig erklärt. Er hätte ihr das schändliche Handwerk legen können und sollen. Wengel bemerkt zur Charakterisierung dieses Engels: „Es gibt Leute, die eine herzliche Liebe zum Guten haben und sich mit alle dem, was löblich ist, einlassen, sich dessen freuen und dem Herrn Jesu für ihr Teil alles zu Gefallen tun. Aber das Böse kann ihrerthalben seinen Fortgang haben.“ Er kontrastiert diesen Engel mit dem der Gemeinde zu Ephesus: „Jener konnte die Bösen nicht tragen und haßte die Werke der Nikolaiten, verließ aber die erste Liebe und die ersten Werke. Dieser aber war lieblich und hatte immer völliger Werke, widerstand aber dem Bösen nicht mit gehörigem Nachdruck. Jenem, nicht diesem, wird ein Fall verwiesen und Buße befohlen, wiewohl der Herr wider beide etwas hat.“ Tatsache ist: Buße befiehlt der Herr beiden, und daß er den Engel zu Ephesus härter

anfacht und mit Verwerfung droht, kommt daher, daß das Verlassen der ersten Liebe ein so tiefgehendes Übel ist und die ganze Gemeinde davon angekrankt war, daß nicht viel mehr als der äußere energische Schein übrigblieb. Hier ist nicht die ganze Gemeinde ein gottloses Nikolaiten-nest, aber sie duldet ein solches Nest in ihrer Mitte und stört und zerstört es nicht genügend in göttlichem Eifer. Deswegen droht der Herr, daß er in seinem Eifer zwischen sie fahren und die Verführer selbst heimsuchen werde. Er hat schon die einleitenden Schritte getan und Geduld und Langmut geübt. „Ich habe ihr [der Isabel] Zeit gegeben, daß sie Buße tun solle, aber sie will nicht Buße tun für ihre Hurerei.“ Sie mißdeutet, mißbraucht und verachtet den Reichtum der Güte, Geduld und Langmütigkeit Gottes und bedenkt nicht, daß Gottes Güte sie zur Buße leitet. Da muß der Herr andere, unmißverständliche Saiten aufziehen. „Siehe, ich werfe sie in ein Bett, und die mit ihr Hurerei getrieben haben, in große Trübsal, wenn sie nicht werden Buße tun für ihre Werke, und ihre Kinder will ich zu Tode schlagen.“ Sie selbst, die Verführerin, soll vor allen Dingen dem Herrn in die Hände fallen und alle, die mit ihr gemeinsame Sache gemacht haben. Das soll aber kein Lust- und Hurenbett sein, wie sie sich's vorstellt und wünscht; im paralytischen Satz wird ohne Bild gesagt: „in große Trübsal“. Sie soll erfahren, was es heißt, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Ihre Kinder sind natürlich nicht ihre und des Bischofs Kinder, sondern Kinder der Hurerei, ihres hurerischen Treibens, zumal ihrer geistlichen Hurerei, also ihre Verführten und Betörten. Die will der Herr zu Tode schlagen. Wenn man das Bild von dem Bette überhaupt deuten will, da zählt Calov solche Deutungen auf: Verstoßung in die Hölle, Kriege oder auch Sicherheit und Straflosigkeit beim Sündigen, die sie dann um so kühner macht und das Gericht um so furchtbarer. Gewöhnlich deutet man: sie sollen vom Greuelbette auf ein schmerzliches Siechbett kommen. Der Herr wird so augenscheinlich und handgreiflich dreingreifen, daß „alle Gemeinden erkennen sollen, daß ich der bin, der Nieren und Herzen erforschet und euch geben werde einem jeden nach seinen Werken“. An den Verführern wird der Herr ein Exempel statuieren, und das wird dazu reichen, daß die andern sich fürchten und den Gott scheuen, der sich als gerechter Richter der ganzen Welt erzeigt. Der Gemeinde selbst, die sich mit der greulichen Verführung nicht besleckt hat, sagt der Herr zum Troste und zur Ermunterung: „Euch aber sage ich, den übrigen in Thyatira, allen, die ihr diese Lehre nicht habt, die ihr nicht erkannt habt die Tiefen des Satans, wie sie sagen: ich werfe nicht auf euch eine andere Last. Aber was ihr habt, das haltet, bis daß ich komme.“ Diese Rede gilt den übrigen zu Thyatira, der Gemeinde, abgesehen von den Nikolaiten, den faulen Gliedern. Sie haben jene Lehre nicht, haben sie nie angenommen und wollen das auch nicht tun. Die Lehre ist ihnen fremd geblieben, sie kennen sie nicht aus Erfahrung. Sie kennen diese Tiefen Satans nicht. Streitig

ist, ob das Subjekt in hos legousin zu suchen ist, „die übrigen“, oder ob es die Nikolaiten sind. Jedenfalls die Nikolaiten; so erscheint der Ausdruck „Tiefen des Satans“ auch weit schlagender. Jedenfalls ist das „die Tiefen“ direkte Rede der Nikolaiten, während die weitere Bestimmung „des Satans“ als Zusatz des redenden Herrn zu fassen ist. Die Meinung ist: sie reden von Tiefen und Geheimnissen, die sie ergründen und lehren. Aber das sind nicht göttliche Tiefen (1 Kor. 2, 10) und Geheimnisse, sondern damit narret sie der Teufel. So Bengel: „Die falschen Lehrer sagten, das, was sie lehrten, wären tiefe Dinge. Dies gesteht der Herr, aber mit dem Beifügen, es seien keine göttlichen, sondern satanische Tiefen; eben wie er den Juden den Namen einer Synagoge, aber einer satanischen Synagoge, läßt, B. 9.“ Andere Ausleger halten den ganzen Ausdruck „Tiefen des Satans“ für direktes Zitat. So Hengstenberg: „Die Gnostiker führten, wahrscheinlich ausgehend von 1 Kor. 2, 10, stets die Tiefe im Munde, versprachen überall, in die Tiefen einzuführen, bei dem Satan nicht weniger als bei Gott. Aber nur beim Satan gelang es ihnen in gewisser Weise. Indem sie den Satz aufstellten, man müsse, um die Tiefen des Satans zu erkennen (es handelt sich von der Erkenntnis des Satans selbst, nicht von der rechten Weise, den Satan zu bekämpfen, wie Neander in dem Apostolischen Zeitalter, S. 532, annimmt), alles Schändliche durchmachen, ihrer Neigung den Philosophenmantel umhängend, gelangten sie wenigstens praktisch zu einer intimen Bekanntschaft mit dem Satan. Die Beschaffenheit dieser satanischen Studien des ältesten Gnostizismus wird uns durch dasjenige veranschaulicht, was Eusebius (II, 13) von den Simonianern sagt: Ihre inneren Geheimnisse, wovon sie sagen, daß der, welcher sie zuerst höre, sich darüber entfesse und in Erstaunen gerate, sind in der That voll von Dingen, worüber man erstaunen muß, voll Berrückung und Unsinn. Sie sind so beschaffen, daß ein züchtiger Mensch sie nicht schreiben und über seine Lippen gehen lassen kann wegen der abscheulichen Garstigkeit und Schmutzigkeit.“ Das war der theoretische Ertrag ihrer praktischen Forschungen. . . . Die Pointe kann nur in dem ‚erkannt haben‘ liegen, was die Irrlehrer im Sinne einer erhabenen und löblichen Erkenntnis nahmen, der Apostel im Sinne einer niedrigen und schändlichen braucht. Daß nur ihrer Erkenntnis der Tiefen Satans gedacht wird, erklärt sich daraus, daß hier der Pferdefuß bei ihnen besonders sichtbar war.“ Eine selige Unwissenheit, daß die Christen zu Thyatira von der falschberühmten Kunst nichts wußten und nichts wissen wollten! Ihnen sagt der Herr zu: „Ich will nicht auf euch werfen eine andere Last.“ Das wird verschieden gedeutet, je nachdem man „Last“ faßt als Plage oder als Vorschrift. Die meisten verstehen es von neuem Leiden. Ihr habt an eurer Last mit Isabel und den Nikolaiten genug zu schleppen. Da lege ich euch kein ander Kreuz mehr auf. Andere fassen es von Geboten. Hengstenberg hält

sogar das Wort als eine an die Abtrünnigen adressierte Drohung. „Die andere Last, die ihnen nicht aufgeladen werden soll, muß also den Gegensatz bilden gegen das, was sie jetzt haben und festhalten sollen.“ So nennt die Schrift wohl Gesetzesauflagen „Last“. So sagt Matth. 23, 4 der Herr von den Pharisäern: „Sie binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals.“ In Apost. 15, 10 fährt Petrus die Judaisiten an: „Was versucht ihr denn nun Gott mit Auflegung des Joches auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben mögen tragen?“ Diese Gesetzeslosen sahen in allem, was ihrem Fleisch einen Zaum anlegen wollte, eine unerträgliche Last. Sie suchten für sich und versprachen ihren Anhängern Freiheit, mißbrauchten die Freiheit zum Dedel der Bosheit. Wenn ihnen irgendein Gotteswort vorgehalten wurde, dann waren sie immer zur Hand mit dem Vorwurf jüdischen und geschlichen Wesens. Das Apostelkonzil hatte beschlossen: „Es gefällt dem Heiligen Geist und uns, euch keine Last (baros) mehr aufzulegen denn nur diese notwendigen Stücke, daß ihr euch enthaltet vom Gößenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei; von welchen so ihr euch enthaltet, tut ihr recht“, Apost. 15, 28. 29. So sagt Hengstenberg dann den nächsten Satz: Eine neue Last will ich nicht auf euch legen; aber das, was euch da aufgelegt ist als nötige Stücke, das haltet, bis ich komme. Jedenfalls ist hier Last der Plage gemeint, und der Schlußsatz: „Was ihr habt, das haltet fest, bis ich komme“, fügt einen ganz neuen Gedanken ein. Plen macht einen tiefen Einschnitt in den Satz, schneidet das Vorige ab, und das ho echete braucht nicht derselben Art zu sein wie das, von dem zuvor die Rede war, Last. Die ganze Rede ist ja an die Treuen, Unverführten, an die wirkliche Gemeinde zu Thyatira, gerichtet. Die soll, bis der Herr wiederkommt, festhalten, was sie hat. Damit ist gemeint das Wort Gottes und alle die geistlichen, ewigen Güter, die sie sich nicht aus der Hand reißen lassen soll.

Nun wieder zum Schluß die verallgemeinerte Verheißung, die alle Gemeinden hören und beherzigen sollen: „Wer überwindet und hält, bewahrt meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden, und er soll sie mit einem eisernen Stabe weiden, wie eines Töpfers Gefäße soll er sie zerschmeißen, wie ich von meinem Vater empfangen habe; und will ihm geben den Morgenstern. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Die Überwindung der Feinde kostet Kampf, und ein Festhalten ist nötig, wenn man zu so bösen Zeiten nicht alles verlieren will. Aber scheut den Kampf nicht, haltet meine Werke, meinen treuen Dienst fest, bleibt unverführt! Ich bin bei euch und stehe ewig zu euch. Euer Lohn soll groß sein. Die Heiden, die euch alles Leid antun, sollen euch zu Füßen liegen. Ihr sollt ein hartes Regiment über sie führen, sollt sie mit eisernem Stabe weiden (nach der Übersetzung der LXX, Ps. 2, 9) und sollt sie so leicht und so gründlich zugrunde richten, wie man Töpferwaren zerbricht.

Und so kann ich reden, so kann ich euch, meinen Freunden, verheißten; denn gerade so hat mein Vater (Pfl. 2) zu mir geredet. Alles Gericht hat der Vater dem Sohne übergeben, Joh. 5, 22. Und ihr seid meine Freunde und Brüder, ihr sollt mit mir richten die zwölf Geschlechter Israels, Luk. 22, 50, über die Welt und über die Engel, 1 Kor. 6, 2. Das Blättlein wird sich mit der Welt bald und gründlich wenden. Nur fröhlichen Muts! — Was der Herr am Ende noch seinen Siegern geben will, ist der „Morgenstern“. Was heißt das? In egegetischer Ratlosigkeit ist ganz willkürlich drauflosgeraten worden. Calov fragt: Warum nicht den einfachen Sinn festhalten, da Christus sich 22, 16 selbst den Morgenstern nennt? Der wird sich selbst seinen Auserwählten ganz hingeben. Aber hier ist der Morgenstern die Gabe Christi. Andere haben aus der übelverstandenen Stelle Jes. 14, 12 den Teufel verstanden, und was dergleichen Katerie mehr ist. „Die kühne dichterische Vorstellung scheint vielmehr diese zu sein, daß der Sieger eben deshalb in dem Glanze des Morgensternes strahlt, weil er den Morgenstern selbst in seinem Besitze hat, wie etwa ein Edelstein demjenigen, der ihn trägt, seinen Glanz verleiht.“ (Düsterdieck.) Jedenfalls würden wir den Ausdruck sehr gut verstehen, wenn wir mehr wüßten von den Irrlehrern, auf welche Bezug genommen wird. Gewiß hat Hengstenberg recht: „Es scheint, daß auch hier eine Beziehung stattfindet auf die Vorspiegelung der Nikolaiten. Diese versprachen ihren Zuhörern ein neues Licht, das Morgenrot (man denke nur an Jak. Böhmes ‚Aurora‘) oder den Morgenstern der Erkenntnis, nannten sich auch wohl selbst leuchtende Sterne, bestimmt, die Finsternis der christlichen Kirche zu erhellen. Statt dieses elenden Morgensternes wird den Treuen der wahrhaftige verheißt. Eine ähnliche Anspielung findet sich, wie es scheint, auch schon in dem Brief des Judas in B. 13 (vgl. 2 Petr. 2, 17), wo die Irrlehrer bezeichnet werden als ‚irrende Sterne‘, welchen behalten ist das Dunkel der Finsternis in Ewigkeit. Sie nannten sich leuchtende Sterne. Dagegen wird ihnen, nachdem sie das Prädikat der irrenden erhalten haben, ähnlich wie wenn die ‚Lichtfreunde‘ Irrlichtfreunde genannt werden, die tiefste Finsternis angezündigt.“

Ein schöneres Lob kann kaum einer Gemeinde gegeben werden als das, welches hier der Gemeinde zu Thyatira zuteil wird. Wenn nun sogar an einer solchen Gemeinde so ernstlich getadelte wird, daß sie nicht etwa sich hat verführen lassen, sondern nur, daß sie gegen die falsche Lehre nicht den ganzen, vollen Ernst bewiesen hat, dann wird uns vor die Seele geführt, welch ein Greuel Gotte und Christo falsche Lehre ist.

(Schluß folgt.)

E. P.

Was Luther 1511 in Rom gesehen und gehört hat.

(Schluß.)

Dafür hörte er von den Brüdern in S. Maria del Popolo und von deutschen Kurialen mancherlei Seltsames, was zu seinen Anschauungen von dem heiligen Rom nicht recht stimmen wollte. Insbesondere erfuhrt er allerlei höchst Gravierendes über Papst Alexander VI. und seine Kinder, so z. B. daß dieser Papst ein Marrane, das ist, ein getaufter Jude, gewesen sei und plane nihil geglaubt habe, daß er mit seiner Tochter in Blutschande gelebt und bei dem Versuche, die Kardinäle von der Fraktion der Kolonna zu vergiften, versehenlich sich selber vergiftet, daß Alessandro Farnese seine eigene Schwester, die bella Giulia, ihm preisgegeben habe und dafür Kardinal geworden sei, alles mehr oder weniger übertriebene Geschichten, die aber damals in Rom von aller Welt, selbst von dem Nachfolger Alexanders, steif und fest geglaubt wurden und daher auf den arglosen jungen deutschen Mönch den allergrößten Eindruck machen mußten; vgl. Schlaginhausen, Nr. 371; Cordatus, Nr. 1536 f.; Mathesius, Tischreden, Nr. 742; Colloquia 3, p. 232 f. [Daß Farnese (Papst Paul III.) sein Kardinalamt zum guten Teile dem Verhältnis seiner Schwester zu dem Papst verdankt, steht fest (Pastor 3, S. 320). Daß er aber seine Schwester dem Papste preisgegeben habe, ist eine Legende. Legende ist ebenfalls die Behauptung, Alexander sei ein Marrane gewesen, er habe plane nihil geglaubt, er habe mit seiner Tochter in Blutschande gelebt, er sei an Gift gestorben (ebd., S. 475 f. 498 ff.). — Paris de Grassis, Döllinger Beiträge 3, p. 383: Am 26. November 1507 nimmt Julius II. in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung, weil er nicht zu jeder Stunde das Gesicht seines Vorgängers und Feindes Alexander sehen wollte, den er einen Marran, einen Juden und Beschnittenen, nannte. Als ich mit einigen Hofbeamten über dies Wort lachte, da nahm er mir es übel, daß ich ihm nicht glaubte, daß Alexander beschnitten gewesen sei.] Auch von dem regierenden Papst Julius hörte er mancherlei seltsame Stücklein: daß er schon früh um 2 aufstehe und bis 5 und 6 dann für sich arbeite, hierauf als ein rechter Weltmensch sich unausgesetzt mit weltlichen Geschäften, Krieg, Bauen, Prägung neuer Münzen, beschäftige (vgl. Colloquia 3, p. 226), daß er den ganzen reichen Nachlaß des Kardinals Melchior von Medau, Bischofs von Origen, ohne weiteres eingezogen habe (vgl. Förstemann 1, S. 256), überhaupt ein ungeheuer habgieriger Mensch sei, daß er die Wappen seines Vorgängers, den er aufs bitterste haßte, an allen Türen und Fenstern habe zerbrechen lassen (Schlaginhausen, Nr. 371, S. 100). Auch diese Geschichten stammen wohl von den Kurialen, die in der Anima verkehrten. Mit dem Münzwesen, speziell mit der Münzreduktion, beschäftigte sich der Papst in der That sehr intensiv. Die päpstliche Münze war kurz zuvor den Fuggers verpachtet worden, die in der Gesellschaft der Anima, wie wir schon

wissen, eine große Rolle spielten; dafür mußten die Fugger freilich ein neues Münzhaus bauen, zu dessen Kosten der Papst nur teilweise beitrug. Was Luther hiervon berichtet, ist also ganz richtig. Nicht gerade unrichtig ist auch, was er von den Nachenschaften des Papstes mit dem Nachlaß des Kardinals Medau erzählt. Der Kardinal war in der Tat ein sehr reicher Mann. Auch in Venedig wollte man wissen, daß er bei den Fuggers allein über 200,000 Dukaten zu 5 Prozent stehen habe. Zur Universalerin hatte er nach einer Urkunde Julius' II. die Anima eingesezt, nach einer andern Version hätte dies Vermächtnis jedoch nur 1000 rheinische Gulden betragen. Jedenfalls erhielt die Anima bloß 1000 Gulden und auch diese nur auf einem sehr langwierigen und eigentümlichen Umwege. Der Papst legte wirklich, wie Luther erzählt, seine Hand auf den ganzen Nachlaß. Aber war das ein Raub? Nein. Denn die Kardinäle hatten an sich nicht das Recht der *testamenti factio activa*. Falls sie nicht ausdrücklich das Testierprivileg erhalten hatten, fiel ihr Nachlaß ohne weiteres an die Kurie. Julius brauchte an sich nicht einmal die von dem Erblasser ausgezehten Legate anzuerkennen. Das tat er aber doch, freilich beeilte er sich nicht gerade damit. Erst auf sehr energisches Drängen der Provisoren sprach er im Sommer 1510 der Anima ein Legat von 1000 Gulden zu, zahlte dasselbe aber nicht direkt aus, sondern gab den Provisoren bloß eine Anweisung auf „die Annaten und Servitien sämtlicher Benefizien, Klöster und Kirchen deutscher Nation!“ Noch im Juli 1513 hatte die Anima daher ihr Geld nicht oder doch lange nicht ganz erhalten! Aber der Papst verwandte das Geld doch nicht ausschließlich für sich, wie Luther in der Anima hörte. Er schenkte wenigstens 20,000 Gulden davon an den allzeit geldbedürftigen Kaiser Maximilian, mit dem er damals politisch noch Hand in Hand ging.

Im Zusammenhang mit dieser in der Anima viel besprochenen Geschichte von der Medauschen Erbschaft hörte Luther wahrscheinlich auch allerlei von dem ungeheuren Reichtum der Fugger und der Fügigkeit ihres römischen Faktors, Johann Zink, der unter Leo X. sogar *Alexiker* und *Magister* wurde und den Pfründenhandel ebenso großartig betrieb wie andere lukrative Finanzgeschäfte. Denn die Beziehungen des großen Bankhauses zu dem Pfründenmarkt waren zur Zeit, als Luther in Rom war, längst im Gange: Markus Fugger der Jüngere, ein Neffe des derzeitigen Chefs des Hauses, war z. B. trotz seiner noch nicht zwanzig Jahre schon apostolischer Skriptor und Protonotar und zugleich Dompropst von Regensburg, Propst von St. German in Speyer, von St. Stephan in Bamberg, von Neumünster bei Würzburg, von St. Peter und Gerlach in Augsburg und Archidiafon zu Liegnitz; außerdem besaß er auch noch eine Pension auf zwei Pfarrkirchen im Passauer Sprengel. Noch mehr Pfründen und Pensionen hatte aber allem Anschein nach damals schon ein anderer den Fuggers sehr nahestehender Kuriale zusammengebracht, der apostolische Protonotar Johann Ingen-

winkel, den wir schon als hochangesehenes Mitglied der Anima kennen gelernt haben. Er verfügte zum mindesten schon über die Propsteien St. Severin in Cöln und St. Walburg in Arnheim, die Dekanei von St. Martin in Emmerich, Kanonikate an St. Cassius in Bonn, in Münster, St. Viktor in Mainz, Pensionen auf ein Kanonikat an St. Severin in Cöln, die Propstei St. Georg in Limburg, die Pfarrkirchen zu Straelen und Goch, Diözese Cöln, Daelen, Diözese Lüttich, Bocholt, Diözese Münster, und er war unablässig und mit recht gutem Erfolge bemüht, die Zahl dieser Pfründen und Pensionen zu vermehren. In den Registern Julius' II. figurirt er über dreißig, in denen Leo X. über fünfzigmal als Empfänger von Pfründen, Pensionen, Kommenden usw. [Diese Pfründen, Pensionen, Kommenden behielt er natürlich nicht alle. Er gab sie zum Teil wieder ab, um andere zu bekommen. Denn die Pfründen wurden von den Kurtisanen genau so hin und her geschoben und gehandelt wie heute die Börsepapiere.] Nicht weniger als achtundsechzig dieser päpstlichen Anweisungen lauten auf deutsche und niederländische Propsteien, Dekaneien, Kanonikate und Pfarrkirchen, nur fünf auf italienische Pfründen und nur eine auf eine Pfründe in Rom selbst. Und doch erkreute sich dieser Kuriale, der überdies bis zum April 1518 von der Pflicht, sich zum Priester weihen zu lassen, Dispens erhielt, eines so guten Rufes, daß selbst der Reformpapst Adrian VI. ihm eine bevorzugte Stellung in seinem Räte einräumte! Man kann danach ungefähr sich eine Vorstellung davon machen, wie sehr bei den Kurialen gewöhnlichen Schlags sich alles Interesse auf den Pfründenmarkt konzentrierte. Die Transaktionen, die da tagaus, tagein sich vollzogen, verfolgten sie mit eben demselben Eifer wie die Leute, die heute das „einzig geniale Geschäft des Geldverdienens“ betreiben, die Transaktionen an der Börse. Sie betrachteten daher ganz unwillkürlich auch alle Fremden, die nach Rom kamen, zunächst mißtrauisch als Konkurrenten und ließen das die Neulinge, wie noch die Jünger Loholas erfuhren, oft recht scharf entgelten. Daß Luther von diesem Treiben schon 1510—11 mancherlei zu sehen und zu hören bekam, ist sicher. Aber Genaueres erfuhr er darüber doch erst später 1520 von dem alten Kurialen Johann von der Wid. [Von ihm stammt wahrscheinlich auch die Geschichte von dem Kurtisanen, der 22 Pfarren, 7 Propsteien und 44 Pfründen dazu hat (An den Adel 1520, B. A. 6, S. 424). Wenn man unter Pfründen Pensionen auf Pfründen mit verstehen darf, so ist diese Geschichte durchaus nicht unwahrscheinlich.]

Damals, 1510—11, machte einen größeren Eindruck auf ihn jedenfalls, was ihm die deutschen Kurtisanen von dem frivolen Unglauben der römischen Priester, von dem Lebenswandel der Kardinäle und von den Weissagungen, die seit Savonarola in ganz Italien über Rom umliefen, erzählten. Das Bild, das er dergestalt von den Spitzen der römischen Gesellschaft erhielt, war nicht eben tröstlich. Aber auch von dem gemeinen Volk vernahm er nicht gerade viel Gutes. „Von

wüstem Leben, Wesen und Morden“ war öfter die Rede, als er wohl in der Heiligen Stadt erwartet hatte, daneben freilich auch von dem „trefflich harten Regiment“, das Sier Niccolò Fieschi in den engen Gassen der bewohnten Stadt hielt. Seltener kam das Gespräch auf heitere Vorfälle aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte, wie z. B. auf die Historie von dem bösen Grafen Deifobo von Anguillara und seinem Kampfe gegen Papst Paul II. im Jahre 1465, deren Humor wohl schon der junge Mönch empfand. Aber im ganzen war das, was unser Reisender in der ewigen Stadt, insbesondere von deutschen Landsleuten über die Kurie, die Römer und nicht zuletzt über die deutschen und niederländischen Kurtisanen selber zu hören bekam, doch höchst unerbaulich und unerfreulich. Man könnte denken, das sei persönliches Mißgeschick gewesen. Allein allen Romfahrern jener Tage, die wir kennen, ist es im Grunde ebenso ergangen. Sie sind alle enttäuscht von dem heiligen Rom, entsetzt, bekümmert oder wenigstens verwundert über das, was sie da gesehen und gehört haben.

Aber wenn der Reformator in Rom nicht viel anderes gesehen und gehört hat als andere Romfahrer auch, hat er dann nicht vielleicht innerlich dort manches erlebt, was der Durchschnittspilger nicht erlebte, oder doch Eindrücke aus der ewigen Stadt mit fortgenommen, die wir bei andern Romfahrern jener Tage nicht finden? Auch diese Frage muß verneint werden. Das sogenannte Erlebnis an der Scala Santa gehört der Legende an. Die Reifseeindrücke aber, die er später mitteilt, gleichen im wesentlichen den Eindrücken anderer nordischer Romfahrer des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts. Sie sind ebenfalls durchaus typisch.

Wie den meisten Fremden, so fiel auch ihm im Gesamtbilde der ewigen Stadt vor allem die ungeheure Ausdehnung der damals noch sehr beträchtlichen Ruinenfelder auf, vgl. Colloquia 1, S. 163, Lauterbach, S. 9: *civitas, quae hodie cernitur, plane est cadaver priorum monumentorum*. Ganz ähnlich äußert sich Erasmus, der etwa zwei Jahre zuvor in Rom sich aufhielt, Opp. 1, p. 1016 f.: *Roma Roma non est, nihil habens praeter ruinas ruderaque, priscae calamitatis cicatrices ac vestigia — Tolle pontificem, cardinales — quid erit Roma?* Wie treffend dies Urteil ist, haben wir schon gesehen. Die Römer betreten diese Ruinen in der Regel bloß, wenn sie Steine für irgendeinen Neubau brauchten, auch Fremde kamen nur selten dahin. Der Wanderer stieß daher hier kaum auf irgendein lebendes Wesen, und wenn doch, so empfand er das in der Regel nicht sehr angenehm. Denn gerade weil der Bargell in den engen Gassen der bewohnten Stadt ein „trefflich hart Regiment hielt“, suchte das Gefindel einen Unterschlupf in jenen verlassenem Winkeln. Wenn daher Luther später erzählt, daß er *cum summo periculo* hier herumspaziert sei, Colloquia 1, S. 162, so denkt er wohl an „Fährlichkeit durch Mörder“ und andere dunkle Ezigstengen des dunkelsten Roms, die da hausten.

Wie seine Bemerkungen über die Stadt im allgemeinen, so sind aber auch seine Urtheile über einzelne Denkmäler und Bauwerke durchaus typisch. Den größten Eindruck von allen Merkwürdigkeiten Roms machte auf ihn jedenfalls die Katakombe bei St. Sebastian. Und warum? Weil hier nach dem Pilgerbüchlein 80,000 Märtyrer und 46 gemarterte Päpste beigelegt sein sollten. Nächstdem das Pantheon, zu dem man damals auf einer Treppe hinabsteigen mußte, das Kolosseum und die Thermen Diokletians. Von antiken Bildwerken erwähnt er nur ein einziges: die bekannte Statue, welche die angebliche Päpstin Johanna darstellen sollte, und den dazu gehörigen merkwürdigen Marmorfessel. Hausrath scheint daher recht zu haben, wenn er S. 84 mit einem gewissen Bedauern schreibt: „An den antiken Statuen ging der strenge Mönch mit geschlossenen Augen vorüber. Des statuenberühmten Belvedere gedenkt er und des Campo di Fiore beim Ponte Sisto mit seinem schönen Brunnen, aber nur um zu erinnern, für welche Dinge die Gelder der Christenheit in Rom verschleudert wurden. Ich schweig auch noch zur Zeit, wo solchs ablas gelt hin kummen ist: ein ander Mal wil ich darnach fragen, den Campofiore und Belvidere und etlich mehr ortte wissen wol etwas drum!“ (An den Adel, 1520, B. A. 6, S. 427). Was waren ihm der Apollo von Belvedere und die Laokoongruppe? Das ist gewiß sehr schön gesagt, aber leider völlig unhistorisch. Der Hof des Belvedere, in dem die Statuen standen — es waren überdies noch kaum mehr als drei, die Laokoongruppe, der Herakles und der Tigris; der berühmte Apollo wurde erst im Juli 1511 aufgestellt, der Tiberinus und die Kleopatra erst 1512 — war noch nicht zugänglich. Erst Leo X. hat ihn dem Publikum geöffnet. Der „thüringische Bauernsohn ist also weder mit geschlossenen noch mit wachen Augen an diesen Wundern vorübergegangen“. Er hat sie überhaupt nicht gesehen. Er hätte aber auch sonst, wenn er sich für schöne antike Statuen interessiert hätte, im damaligen Rom kaum Gelegenheit gehabt, solche kennen zu lernen. Was an besseren Stücken schon ausgegraben war, befand sich im Privatbesitz, war also für gewöhnliche Leute nicht sichtbar; und was aller Welt sichtbar aufgestellt war, wie die beiden Flugschütten; die kapitolinische Wölfin und die Testa di Nerone vor dem Konservatorenpalast, der Marforio in der Via di Marforio östlich vom Kapitol, die beiden Rossbändiger auf dem Quirinal, der Pasquino an der Piazza Pasquino, die Reiterstatue des Mark Aurel vor dem Lateran — gehört, von der letzteren abgesehen, doch mehr in die Rubrik der archäologischen Merkwürdigkeiten als in die der „schönen Statuen“. An diesen Merkwürdigkeiten ist Luther in der That, wie es scheint, genau so wie der heute so oft ihm als höherer, freierer und reicherer Geist gegenübergestellte Erasmus von Rotterdam mit „geschlossenen Augen vorübergegangen“. Auch der gedenkt nämlich, obwohl er berufsmäßig das Altertum studierte und wochenlang mit den Antiquaren der ewigen Stadt verkehrte, zum großen Scherz der Philologen niemals auch

nur mit einem Worte des Laotoon oder sonst eines antiken Kunst- und Bauwerkes. Und warum? Weil er nur Philolog war und, wie die meisten Humanisten, für alles, was nicht in der Rede dargestellt und darstellbar ist, nicht das mindeste Interesse besaß. [Das Gegenstück dazu ist Goethes Blindheit in Florenz und Assisi.]

Bei dem Worte Belvedere denkt der Reformator also sicher nicht an den weltberühmten Statuen-„Hof“, sondern an den päpstlichen Palast dieses Namens, in dem auch Leo X. im Sommer so oft residierte. Aber betreten hat er diesen Palast natürlich ebensowenig wie den Vatikan oder die großen Kardinalspaläste, dagegen hat er das Campo di Fiore sicher oft gesehen. Denn das war damals das eigentliche Forum Roms, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, des Geschäfts- und des Fremdenverkehrs. Aber warum nennt er gerade diesen Platz und den Belvedere als Orte, wo das Geld der Deutschen verpraßt werde? Weil sie Hauptstätten päpstlicher und kurialer Festlichkeiten waren. Aus eigener Anschauung wußte er das freilich kaum, denn im Januar 1511 war der Belvedere verödet, und große öffentliche Lustbarkeiten fanden bei dem schlechten Wetter und wegen der schlechten Zeiten kaum statt. Die Anspielung bezieht sich daher sicher auf die unmittelbare Gegenwart, in der die Stelle geschrieben ist, auf die Zeit Leos X., unter dem ein Fest das andere jagte, und der Gewährsmann, dem der Reformator die Kenntnis dieser Dinge verdankt, war wohl wieder der Doktor Johann von der Wied, auf den so viele der Angaben über römische Verhältnisse in dem Adelsbüchlein zurückgehen (Lauterbach, Tagebuch vom 2. Februar 1538, S. 19 f.; vgl. die Briefe vom 10. und 17. Juli 1520, Enders 2, S. 432. 443). [Nahe bei Campo di Fiore im Vicolo del Gallo an der Ecke der Via de' Cappellari, Nr. 12—13, liegt die Casa di Banozza, das noch heute mit dem Stier der Worja geschmückte Heim der Mätresse Alexanders VI., Banozza (= Giovanna) de Cantaneis, die, als Luther in Rom weilte, daselbst noch lebte, denn sie starb erst am 26. November 1518. Sie war damals freilich schon eine Greisin von über 68 Jahren (geb. am 13. Juli 1442). Aber es scheint nicht, daß Luther das gewußt hat.]

Im selben Zusammenhang ergeht sich Hausrath in allerlei mild herablassenden Betrachtungen über das beliebte Thema „Der Mönch Luther und das Rom der Renaissance“, vgl. Luthers Romfahrt, S. 34: „Die Bauten und Bilder des Cinquecento strahlten im Glanze ihres ersten Schöpfungsmorgens. Am hellsten Tage dieser hellen Zeit — betritt der größte Mann dieses Jahrhunderts die Stadt Rom, der reiche Blumenteppeich der Renaissance ist vor ihm ausgebreitet, er aber eilt nach den dunkelsten Kapellen, Grüften, Gräbern“ usw. Wieder sehr schön gesagt, aber ist es auch wahr? Nein! Michelangelo und Raffael waren allerdings im Vatikan schon an der Arbeit. Allein die Decke der Sixtina wurde erst am 31. Oktober 1512 enthüllt und die Fresken in der Camera della Segnatura erst im Hochsommer 1511 vollendet, die

in der Stanza d'Elodoro, in den übrigen Stanzen und in den Loggien aber waren noch nicht einmal in Auftrag gegeben. Die Bilder des Cinquecento, an die jeder zuerst denkt, wenn das Schlagwort Renaissance erschallt, waren also für die Öffentlichkeit überhaupt noch nicht vorhanden. Und mit den Bauten stand es nicht anders. Von den großen Schöpfungen der neuen Architektur waren nur sehr wenige schon vollendet. Die Cancelleria war noch der hervorragendste fertige Bau, und wenigstens der ist dem Mönche mit dem düster gebundenen Sinne sogar sehr aufgefallen. Auch die alte Peterskirche war dem Vandalismus des Ruinanten, wie man Dramante mit Recht allgemein nannte, noch nicht ganz zum Opfer gefallen, so daß Luther von ihrer ursprünglichen Größe und Gestalt noch einen Eindruck gewinnen konnte. Die Stadt im ganzen hatte jedenfalls noch ein typisch mittelalterliches Aussehen. Die schillernde Antithese: „Der reiche Blument Teppich der Renaissance ist vor ihm ausgebreitet, er aber eilt nach den dunkelsten Kapellen“ usw., ist also nichts weiter als eine greuliche Phrase. Der „reiche Teppich“ war 1510—11 erst im Werden begriffen und selbst für Leute noch nicht vorhanden, die, anders als der Mönch Luther, etwas von seinem Werden hätten merken können, wenn sie für solche Dinge ein Auge gehabt hätten. Ich nenne wieder nur Erasmus von Rotterdam.

Allein das sind alles schließlich nur Quisquilien. Die Hauptfrage ist: sind auch die Eindrücke, die Luther von dem Zustande des religiösen und sittlichen Lebens im damaligen Rom gewonnen hat, und die Urteile, die er darüber später fällt, typisch, oder verrät sich darin wenigstens etwas Besonderes, eine „kritische Anlage“, eine Neigung, „nur die Schatten zu sehen“? Grisar bemerkt hiezu, Luther 1, S. 24: „Statt sich immerhin an dem vielen Guten, das ihm entgegentreten mußte, und an der großen Idee der über die Schatten erhabenen Kirche zu erbauen, ließ sich Luther, ganz empfänglich in der entgegengesetzten Richtung und kritisch angelegt, wie er war, allzusehr von den Eindrücken des Sittenverfalls einnehmen.“ Also es mußte Luther viel Gutes in Rom entgegentreten. Woher Grisar das weiß, sagt er nicht. Vielleicht nennt er aber einmal zu Nutz und Frommen der unwissenden Menschheit seine Gewährsmänner. Die Zeugen, die man kennt, Philipp von Burgund, Erasmus von Rotterdam, die ungenannten spanischen Gelehrten, von denen die merkwürdigen Gutachten für das Laterankonzil vom 17. Dezember 1511 und aus dem Jahre 1512 herrühren, der Poet Battista Spagnolo Mantovano, der Augustinergeneral Egidio Canisio, der Mönch Francesco de Montepulciano, der 1513 in Florenz als Prediger auftrat, und die andern italienischen Mönchspropheten dieser Zeit, der spanische Dichter Bartolomé Torres de Naharro, Michelangelo, Pico della Mirandola, Sigismondo Tizio, Giovanni Andrea Prato, Bartolommeo Cerretani, Francesco Vettori, Guicciardini, Macchiavelli, der ungenannte Kurtisan vom Rhein, Mutian, Gutten, Friedrich Fischer, der ungenannte Dominikaner, dessen Brief in Spalatin's Papiereu sich findet, Crocus Rubeanus,

Jakob Biegler, und wie sie sonst heißen mögen, gehören jedenfalls nicht dazu. Denn ihnen allen ist „dies viele Gute“, das ist, die Frömmigkeit und Heiligkeit, die in Rom damals zu finden gewesen sein soll, nicht aufgefallen. Sie erzählen alle nur „Schandgeschichten“ und veraten dabei auch nicht das mindeste Talent, sich mittelst der „großen Idee der über die Schatten erhabenen Kirche“ über die schlimmen Eindrücke, die sie in Rom überwältigt haben, hinwegzutrusten, während das Luther trotz Grisar doch noch Anfang 1519 recht gut fertiggebracht hat, wie der „Unterricht auf etliche Artikel“ klassisch zeigt.

Aber immerhin — hat der Reformator später nicht zu stark aufgetragen, ja in der Hitze der Polemik etwas gefabelt? Es ist klar, daß man darüber nur ein Urteil gewinnen kann, wenn man die „ganze Anzahl Schandgeschichten“, die er später erzählt, genau kennt und, so gut es geht, feststellt, was daran ist. Lassen wir dieselben daher alle einmal Revue passieren und vergleichen wir damit die Eindrücke anderer Romfahrer jener Tage! [Hier läßt Böhmer alle wichtigeren Aussprüche Luthers in seinen Predigten, Schriften und Tischreden folgen, die die römischen Polemiker als „Schandgeschichten“ zu bezeichnen pflegen. Um was es sich dabei handelt, und in welchem Maße sich Luthers Aussagen mit den Tatsachen decken, zeigt Böhmer, wenn er also fortfährt:]

In einigen dieser Äußerungen gibt der Reformator nur fremde Urteile wieder, die er in Rom oder über Rom gehört hat, in andern formuliert er auf Grund eigener Anschauung oder Erfahrung ganz bestimmte Anklagen. Zu den ersteren gehört die von dem ehemaligen Kurialen Liborius Magdeburg, der 1517—1527 Notar der Rota gewesen war, als ein altes Vatizinium bezeichnete Sentenz: „Es kann so nicht stehen, es muß brechen.“ Derartige Weissagungen waren in der Tat seit Savonarola in Italien ständig in Umlauf. Ende des Jahres 1500 trat z. B. zu Florenz Martino da Brozzi mit der Ankündigung eines furchtbaren Strafgerichts über Rom, Florenz und Italien auf. 1502 wurde der Papst der Frateschen (der Anhänger Savonarolas), Pietro Bernardino, weil er ähnliches weis sagte, verbrannt. 1508 sah Florenz wieder einen Propheten dieser Art in seinen Mauern, den Eremiten Girolamo von Bergamo. Ihm folgten im Juni 1513 zwei weis sagende Mönche von Ognissanti und im Dezember der Minorit Francesco di Montepulciano, der ganz offen predigte, Rom werde binnen kurzem untergehen. Auch im Februar, März, Juli und Dezember 1514 machten solche Propheten von sich reden. [Vgl. auch Battista Mantovano an Julius II. und Leo X., Opp. Francofordiae 1573, 1 f. 237 f.: *Respublica Christi labitur aegrotatque fides, jam proxima morti*, und das Urteil des Kanonikus Sigismondo Tizio von Siena bei Pastor 4, 1, S. 5.] Diese apokalyptische Stimmung ist aber nicht nur bei Angehörigen des Dominikaner- und Minoritenordens bezeugt, sondern auch in dem Orden Luthers, ja sie war so allgemein in Italien, daß das Laterankonzil am 19. Dezember 1516 den Predigern

das Weissagen ausdrücklich verbieten zu müssen glaubte. Daß solche Weissagungen auch Luther zu Ohren kamen, ist daher sehr wohl möglich.

Den gleichen Kreislauf entstammt wohl ursprünglich auch das andere proverbium, das er in Rom gehört haben will: „Ist eine Hölle, so steht Rom darauf.“ Denn es besagt dasselbe, was schon Savonarola über Rom als das neue Babylon, die *sentina et cloaca omnium flagitiorum* verkündigt hatte (vgl. Pico, *Vita Savonarola*, ed. Batesius, *Vitae select. virorum*, p. 118), was auch die Propheten nach ihm, wie z. B. Francesco di Montepulciano, ständig wiederholten (vgl. Parenti, S. 302 ff.), und ist der gleichen apokalyptischen Stimmung entsprungen. Natürlich darf man hieraus nicht sofort weiter schließen, daß Luther in Italien mit Frateschen zusammengetroffen sei, obwohl es Leute, die ihnen nahestanden, nachweislich auch in Rom gab: es genügt, einen großen Namens zu nennen: Michelangelo. Denn das wäre, da der Reformator erst seit 1521 Kenntnis von Savonarola verrät, so unwahrscheinlich wie nur möglich. [Matthesius, 3. Predigt, S. 55: Ein Raumburger Priester sendet Luther unterwegs auf der Reise nach Worms des frommen christlichen Savonarola Bildnis und vermahnt ihn, er solle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuß aushalten. 1523 schrieb Luther eine Vorrede zu der lateinischen Einleitung von Savonarolas *Meditatio pia*, B. A. 12, S. 245 ff.] Er kann auch diesen Spruch recht wohl von den deutschen Kurtisanen haben, die in der Anima verkehrten. Denn darunter befanden sich doch auch ernste Leute, die sich über die Zustände in Rom Gedanken machten, wie z. B. Wilhelm von Enkevoirt, der schon erwähnte Freund und Vertraute Adrians VI., und der ungenannte Rheinländer, den Francesco Vettori später in Deutschland kennen lernte.

Ebenfalls als *proverbia* führt der Reformator die Sätze an: „Je näher Rom, je ärgerer Christen“ und: „Wer das erste Mal gen Rom geht, der sieht einen Schalk“ usw. Dieser letztere Satz wird auch in dem Pasquillus von 1520 als ein proverbium zitiert (Hutten, *Opp.*, ed. Boecking 4, p. 466). Den andern führt Luther auch später als Sprichwort an, und zwar in Anwendung auf Wittenberg. Er findet sich aber auch sonst erwähnt, und das entsprechende italienische Sprichwort: *Roma veduta, fede perduta*. Wie verbreitet die Anschauung war, die diesem proverbium zugrunde liegt, zeigen die Belege, die wir dafür nicht nur aus Deutschland und Ungarn, sondern auch aus Spanien haben. „Was, nach Rom wollt Ihr“, sagte dort 1523 eine Dame in Barcelona zu dem Pilger Lohola, „woher alle, ich weiß nicht wie, wiederkehren?“ „Sie wollte damit andeuten“, fügt Lohola höflich hinzu, „daß man in Rom in geistlichen Dingen wenig profitieren könne.“ [Rutian an Urban aus Gotha nach dem 26. Juni 1515 (Briefwechsel 2, S. 176): „Diu delibero, an Romam mittendus sit Nepotianus. Habes aestimationem meam, tuum iudicium impedio. Romae tales pueri fiunt lixae, lenones, asinari, interdum atrienses et coci. Multi pessum eunt, multi tamen, ne mentiar, ad divitias promoventur et veluti glande

sues laeti redeunt.“] Das Sprichwort gab also, wie auch eine ähnliche Äußerung Papst Adrians VI. in seiner ersten Ansprache an die Kardinäle zeigt, die öffentliche Meinung Europas wieder. Man dachte wirklich damals von Rom allgemein schlimmer als im 19. Jahrhundert von Paris und jetzt von Berlin.

Aber wichtiger ist, entsprechen die speziellen Anklagen des Reformators den Eindrücken, die andere Beobachter von dem Rom und Italien Julius' II. gewonnen haben? Er hebt besonders hervor die Unwissenheit der römischen, überhaupt der italienischen Klerisei. Wie begründet dieser Vorwurf war, dafür besitzen wir die allerstärksten Zeugnisse. Viele italienische Kleriker konnten überhaupt nicht einmal lesen. Noch mehr standen mit dem Latein auf gespanntem Fuße und hatten, was Luther besonders im Auge hat, keine Kenntnis von der sakramentalen Form der Weichte und von den *casus reservati*, und wenigstens neun Zehntel waren in der Theologie absolute *Idiotae*. Weiter fiel dem Reformator die profane Eilfertigkeit der Priester beim Zelebrieren der Messe sehr auf, überhaupt das profane Betragen der Kleriker während des Gottesdienstes. Auch für diese Beobachtung haben wir eine Fülle ergänzender und bestätigender Belege und eine hübsche Gegenprobe in dem Urteil gleichzeitiger welscher Reisender über die große Langsamkeit der niederdeutschen Priester beim Messelesen und die große Würde und Andacht aller Gottesdienste in deutschen Ländern. Viele römische Priester zelebrierten schon darum so rasch, weil sie des besseren Verdienstes halber gleich mehrere Messen hintereinander zu lesen pflegten. Zwar erhielten sie dafür, als man die Zügel strenger anzuziehen begann, wenn sie ertappt wurden, die auch von Luther erwähnte „Strappeschorde“, das ist, sie wurden gewippt. Aber unter Julius war von solcher Strenge noch keine Rede. [In Spanien konnte man noch im 19. Jahrhundert in den Sakristeien angeschlagen finden: „Die Messe soll wenigstens zwölf Minuten dauern. Rauchen verboten!“] Einen noch größeren Eindruck machte auf den jungen Mönch, was man ihm von dem frivolen Unglauben der römischen Priester erzählte. Daß auch das nicht später von ihm erfunden oder übertrieben ist, beweist die Tatsache, daß Erasmus fast zur selben Zeit in Rom das gleiche hörte und Philipp von Burgund zwei Jahre zuvor bei der Vorzeigung der Passionsreliquien in St. Peter fast noch Ärgeres erlebte.

Ferner klagt der Reformator über die Verlotterung der Klöster. Mit welchem Rechte, zeigt wieder das *consilium de emendanda ecclesia*, die Denkschrift Pietro Carafas vom 4. Oktober 1532, und zahllose andere Urkunden dieser Zeit. Oft hebt er auch hervor, daß so viele Klöster von den Päpsten in Kommende gegeben und dadurch zerstört worden seien. Er nennt speziell die berühmten römischen Klöster S. Agnese fuori le Mura, S. Pancrazio, S. Sebastiano an der Via Appia und S. Paolo fuori le Mura (C. A. 282, S. 152). S. Sebastiano war in der Tat damals allem Anschein nach kommandiert; ob auch S. Agnese und

S. Paolo, ist dagegen sehr zweifelhaft. Es ist möglich, daß Luther S. Agnese mit S. Lorenzo und S. Paolo mit Trefontane vertauscht, oder daß sein Gedächtnis ihn einmal im Stiche gelassen hat. Dieser Punkt bedarf also noch einiger Aufklärung. Aber die Tatsache selbst, von der er ausgeht, steht fest. Alexander VI. kaufte sich die Stimmen der Kardinäle bei seiner Erhebung nachweislich nicht zuletzt durch Verleihung reicher Abteien. Julius II. verschenkte für gute Dienste „gute Klöster“, ähnlich wie spätere Machthaber „gute Dosen mit guten Diamanten“, wie Fürst Gortschakoff so schön zu sagen pflegte, und so taten auch seine Nachfolger bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, obwohl schon Leo X. offiziell diesen Mißbrauch rügte und die Verfasser des *consilium de emendanda ecclesia* dagegen aufs schärfste protestierten.

War nicht erst zu beweisen braucht man weiter die Klagen des Reformators über die Habgucht und Simonie der römischen Klerisei vom Papste bis hinunter zu dem letzten der „geheimen Befehlshaber“ und Stallknechte Seiner Heiligkeit. „Ohne Geschenke und Verehrung ist in Rom nichts zu erreichen.“ „Ohne Geschenke können wir dieses Hofes Brauch nach nichts“, sagt treffend ein guter, selbst für Geschenke sehr empfänglicher Kenner der Kurie, Johann von Blankensfeld aus Berlin, am 18. März 1513, und zwar durfte man nicht etwa mit Kleinigkeiten aufwarten. Einem Kardinal weniger als 50 Dukaten, etwa 2500 bis 3000 Mark, zu verehren, „war nicht ansehnlich“. Alles wurde gekauft und verkauft, sogar, wie die Vorgänge bei der Wahl Alexanders VI. und Julius' II. zeigen, das Papsttum. Battista Mantovano konnte daher es wagen, öffentlich der Kurie vorzuhalten: *venalia nobis templa, sacerdotes, altaria, sacra corona, ignes, thura, preces, coelum est venale Deusque!* [Mutian, Briefwechsel 2, S. 104, von 1514: „Romae quid non venale?“ Blankensfeld bei Schnöring, S. 15: „Zu Rom ist nichts schlimmer, geringer und wiederum mehr geachtet denn Geld.“] Diese Habgucht war zum Teil eine Folge des sattfam bezeugten ungeheuerlichen Luxus der Kardinäle und anderer hoher Prälaten. Der Mönch Luther konnte davon freilich im Januar 1511, wo keiner dieser Herren in Rom Hof hielt, eine vollständige Anschauung nicht erhalten. Aber er sah doch die kolossalen neuen Kardinalspaläste, insbesondere den Palazzo Venezia, den Palazzo Riario und die Paläste an der Piazza Scossa Cavalli, und schloß von diesen prachtvollen Behausungen ganz zutreffend auf die Lebensweise der vornehmen Lebenskünstler, die sich den Senat der Kirche nannten. Endlich hat der Reformator auch allerlei von der Unsittlichkeit der römischen Klerisei gehört. Manches davon war zweifellos übertrieben. Ganz so schlimm waren Alexander VI. und die Vorjars doch nicht gewesen, wie alle Welt jetzt behauptete, und ganz so übel stand es kaum mit den Lebensgewohnheiten der Kardinäle, wie man dem jungen Deutschen zuraunte. Aber die Zustände waren doch derartig, daß die wildesten Gerüchte nicht unglaubwürdig erschienen. [Papst Julius II. trug dazu nicht wenig bei. Er ging in seinem Tod-

haß gegen die Vorjas so weit, daß in seiner Gegenwart ein Prediger öffentlich Alexander VI. als ein mit allen erdenklichen Lastern behaftetes Ungeheuer schildern durfte (Pastor 3, S. 754.) Es kann daher recht wohl sein, daß in Rom in den Kreisen, in denen Luther verkehrte — es werden wohl meist Deutsche gewesen sein —, die Kardinäle, qui mulierum consuetudine fuerint contenti, geradezu gelobt wurden, denn an der allgemeinen Surenwirtschaft nahmen diese Kurialen gar keinen Anstoß. Auch wer sich mit verheirateten Frauen abgab, hielt sich, wie das Beispiel Meanders zeigt, entschieden für besser und anständiger als die „vielen von den Unsrigen, qui puerilia sectantur“. [Meander, Brief vom 25. Januar 1518: „In Venere expendi — potuissem et alias conducere amicas, sed Neapolis me deterret neque aliter potest Romae fieri. Sic cardinales, sic severissimi rotae auditores, sic omnes faciunt praeter eos, qui puerilia [das griechische Laster] sectantur, quos Diabolus capiat. Ego enim, *etsi Italus* [!], semper tamen sum id vitium abominatus, in quo doleo multos hic ex inferioribus et *nostratibus*, ut audio, esse oculis tenus infectos.“ Also Meander meint: wer nicht wie er mit Weibern sich zu schaffen macht, puerilia sectatur. — Die Dirnenwirtschaft der Päpste, Kardinäle und Aleriker in Rom um die Zeit der Romreise Luthers sowie auch die weite Verbreitung des griechischen Lasters und der Lustseuche behandelt Böhmer in dem Abschnitt dieses Kapitels, der die Zeitgenossen Luthers über die sittlichen und religiösen Zustände in Rom zu Worte kommen läßt.]

Daß es in dieser verlotterten Gesellschaft auch anständige und pflichttreue Priester gab, hat auch Luther nicht bestritten. Er nennt selbst mit Auszeichnung mehrere Prediger, die noch vor dem Wiederaufgang des Evangeliums mutig der herrschenden Verderbnis entgegengetreten seien, darunter den General seines eigenen Ordens, Egidio Canisio, und den Minoriten Ludwig (von Fossombrone?). Allein diese wenigen ernstern und sittenstrengen Männer konnten, wie er richtig bemerkt, damals nichts ausrichten. Sie verschwanden noch ganz, nicht nur für das Auge der Fremden, sondern auch der Italiener, wie die charakteristischen Urteile Bembo's [Bembo von Luther, Mathesius, Tischr. 711 d, zitierte Verse: Vivere, qui sancte vultis, discedite Roma! Omnia hic licent, non licet esse probum], Vettori's, Sigismondi Tizios, Cerrertanis, Giovanni Andrea Pratos und Michelangelo's zeigen, hinter der Überzahl der scurrae, goliardi, concubinarii, lenones cinaedi, mangoes, simoniaci. Diese waren es, welche in den Tagen Julius' II. und Leo's X. völlig die geistliche Physiognomie der ewigen Stadt und Italiens bestimmten. Die Reformer gewannen erst seit dem Sacco di Roma (Mai 1527) allmählich Raum, aber sehr allmählich. Noch Lohola klagt 1538 beweglich in einem Briefe aus Rom, wie ausgehörnt hier der Boden für gute Früchte sei, wie überreich an bösen, und inzwischen war doch schon manches besser geworden, insbesondere an der Kurie selber. Man könnte hiergegen vielleicht einwenden, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts

eigentlich überall in der Kirche so traurig aussah. Daran ist etwas Nichtiges. Die Zustände waren in der That überall schlimm. Aber nirgends war das öffentliche Gewissen doch so stumpf, nirgends das Laster so frech, die Frivolität, die Pflichtvergessenheit und moralische Verkommenheit des geistlichen Standes so ungeheuerlich, wie in Italien und hier wieder speziell in dem „heiligen Rom“. [Ein Beweis dafür ist doch auch, daß der Arzt Girolamo Fracastoro mit seinem Lehrgedicht über die Syphilis, welche er dem mit so vielen Pfründen bedachten päpstlichen Notar Bembo widmete, unter Leo X. einen solchen Erfolg davontragen konnte, daß selbst Sannazaro erklärte: Ich bin besiegt. Dieser „Dichter“ spielte überdies auch unter Paul III. noch eine gewisse Rolle als Arzt des Konzils von Trient.]

Man kann mithin nicht sagen, daß die Eindrücke, die Luther aus Rom mit nach Hause gebracht hat, falsch oder auch nur einseitig gewesen seien. Sie entsprechen vielmehr durchaus den Tatsachen und zugleich, was für uns noch wichtiger ist, den Eindrücken anderer, namentlich anderer nordischer Romfahrer jener Tage. Philipp von Burgund, Erasmus, Friedrich Fischer, der ungenannte Rheinländer, den Francisco Bettori in Deutschland kennen lernte, Bartolomé Torres de Naharro und noch die Gewährsmänner, denen der Prior Kilian Leib von Rebdorf seine Kenntnis der römischen Dinge verdankt, urteilen ebenso. Auch Kochläus und Ed äußern sich sehr viel schärfer, als man für möglich hält. Es war wirklich so, wie Papst Adrian VI. am 1. September 1522 den Kardinalen vorhielt: die ganze Welt sprach von den Lastern Roms.

So weit Böhmer, der schließlich noch hintweist auf die Tatsache, daß nicht alle Mitteilungen und Urteile Luthers über Rom und Italien auf seine eigenen Erlebnisse zurückzuführen sind, sondern zum Teil auf das, was er später über Rom gelesen und gehört hat, insonderheit von Tischgenossen seines Hauses, von denen sich manche jahrelang in Italien aufgehalten hatten. Zu diesen gehörten: Licentiat Liborius in Magdeburg; der Edelmann Eustach von Schlieben, der fünf Jahre in Italien geweilt hatte; Corbatus, der etwa zur selben Zeit wie Erasmus in Rom und Ferrara studiert hatte; der Bremer Synodus Dr. Johann von der Wied, der als ein besonders guter Kenner der Kurie galt; Dr. S. Schneidewin, Dr. Basilius Monner und andere. Diese erzählten neben harmlosen Historien von Land und Leuten auch „grauenhafte Geschichten von der Unsitlichkeit, der Frivolität, dem religiösen Nihilismus, der Ignoranz, der Habsucht, der Treulosigkeit der Welschen, insbesondere der welschen Alerisei“. Heinrich Schneidewin behauptete z. B. geradezu: „In Italien darf jeder glauben, was er will. Die Italiener huldigen entweder dem finstersten Aberglauben, oder sie sind ‚Epikureer‘, das ist, religiöse Nihilisten, die von einer Auferstehung der Toten und von einem ewigen Leben nichts wissen wollen.“ Auch in gutkatholischen Kreisen kursierten diese Erzählungen. Sagte man doch selbst Leo X. nach, daß

er die Beweisführung eines Philosophen gegen die Unsterblichkeit lobend anerkannt habe usw. Und sachlich paßten diese Erzählungen ganz zu dem, was Luther selber erlebt hatte, und fanden zudem ihre Bestätigung durch die Beschlüsse des Laterankonzils vom 19. Dezember 1513, in welchem die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele förmlich als Glaubensartikel definiert wird. Luther hatte also keinen Grund, an der Zuverlässigkeit der Berichte seiner Gewährsmänner auch über den offenbaren Unglauben in Italien zu zweifeln. Und obwohl Böhmer der Ansicht ist, daß hier manche Übertreibungen vorliegen mögen, so muß er doch auch mit Bezug auf diesen Punkt bekennen: „In der Tat! es stand in dieser Beziehung schlimm in Italien, schlimm zweifellos auch in Rom.“ (S. 155 ff.) — Vielleicht werden wir später einmal die Gelegenheit wahrnehmen, in „Lehre und Wehre“ auch einige Auszüge mitzuteilen aus den oben erwähnten interessanten Berichten der Zeitgenossen Luthers über die sozialen, sittlichen und religiösen Zustände in Rom unmittelbar vor und nach der Zeit, als Luther in dem „heiligen Rom“ seine Erfahrungen machte.

F. B.

Waren die Patriarchen Fettschbiener?*)

Über die neueren Verhandlungen auf dem Gebiete der alttestamentlichen Religionsgeschichte ist auch in weiteren Kreisen dies bekannt geworden, daß ein Hauptpunkt des Streites sich um die Frage gedreht hat, ob die Propheten des achten Jahrhunderts die eigentlichen Schöpfer der wahren Religion Israels gewesen sind. Nachdem in bezug auf diesen Streitpunkt der Angriff abgeschlagen, diesen Propheten die Stellung von Reformatoren zurückgerobert und Moses wieder seine grundlegende Stellung zurückgegeben worden ist, ist die religionsgeschichtliche Verhandlung sofort in eine neue Debatte eingetreten. Die brennendste

*) „Die Patriarchen waren Fettschbiener.“ Das ist eine der jüngsten Behauptungen der ungläubigen „Wissenschaft“. Dr. Ed. König, Professor in Bonn, der zwar nicht an der altchristlichen Lehre von der Inspiration der Bibel, wohl aber an ihrem Offenbarungscharakter festhält, hat sich die Bekämpfung dieser wie mancher andern rabikalen Anschauungen zur Aufgabe gemacht. Mit Bezug auf seinen Kommentar zum ersten Buch Moses, „Die Genesis, eingeleitet, übersetzt und erklärt“ (erschienen bei Bertelsmann in Gütersloh), bemerkt König selber: „Da ist es mir ein Hauptanliegen gewesen, auch das geschichtliche Dasein der Erzväter und die religionsgeschichtliche Bedeutung Abrahams und der andern großen Träger der wahren religiösen Erkenntnis in das richtige, das heißt, biblische, Licht zu stellen.“ Wie Dr. König die Frage, ob die Patriarchen Fettschbiener waren, behandelt, zeigt die folgende Ausführung, die wir mit nur etlichen in eckigen Klammern beigelegten Fragezeichen der „Evangelischen Kirchenzeitung“ von diesem Jahre, Nr. 9, entnehmen.

F. B.

Frage der Gegenwart ist die, ob die wahre Religion Israels in der Patriarchenreligion ihre erste Stufe be-
fassen hat. Ein Versuch, diese Frage zu beantworten, wird gewiß
auch bei den Lesern dieser Blätter auf Interesse hoffen dürfen.

Die neuesten Darsteller der Religionsgeschichte Israels oder über-
haupt der Geschichte dieses Volkes schreiben einfach, daß die Patriarchen
„die altfemitische Religion“ befaßen hätten, wie es in Martis Geschichte
der israelitischen Religion dem Berichte von Jos. 24, 2 f. usw. zum
Troße heißt, oder sie lassen die Patriarchen auf der Stufe des Ahnen-
kultes und des Fetischismus stehen, wie Stade und Kauffsch in
ihren Biblischen Theologien, § 14, hzw. S. 13 f., sich ausdrücken, wenn
man es nicht vorzieht, über Abrahams religiöse Stellung ganz zu
schweigen, wie es Alb. C. Knudson in „The Religious Teaching of the
Old Testament“ (New York 1919) tat. Aber wie kommt man denn zu
der besonders auffallenden Behauptung, daß die Patriarchen Fetische
angebetet hätten? Diese meint man auf den Vorgang aufbauen zu
sollen, der in der Geschichte Jakobs nach seinem Traum von der Him-
melsleiter berichtet ist (1 Mos. 28, 16 ff.). Untersuchen wir also diese
Erzählung!

Nun, nach ihr hat Jakob den Stein, den er während jener Nacht
bekanntlich zu seinem Kopfplatz gemacht hatte, als eine Säule auf-
gerichtet. Aber genau ebenso wird erzählt, daß er einen Stein als ein
Zeichen der Erinnerung an den mit Laban geschlossenen Vertrag auf-
stellte, und dieser Stein ist im Texte ganz ebenso wie der von
28, 18 genannt in 31, 45. Folglich braucht auch die Säule von 28, 18
nur ebenso ein Denkstein der Erinnerung an ein außer-
ordentliches Erlebnis zu sein.

Ferner goß Jakob Öl oben auf den Stein. Aber dies ist bloß
ein Ausdruck für „salben“, weil dieses anderwärts (1 Sam. 10, 1 bei
der Salbung Sauls) auf genau dieselbe Art ausgedrückt wird, und weil
in der Parallelstelle zu 28, 18 für „und er goß Öl oben auf den Stein“
geschrieben ist „und er salbte ihn“ (31, 13). Das Salben bezeichnet
aber auch an andern Stellen einen Akt der Weihung, wie z. B. in
2 Mos. 29, 36 gesagt ist, daß Moses „den Altar salben soll, daß er ge-
weiht werde“. Folglich ist es willkürlich, wenn man das Salben von
1 Mos. 28, 18 nicht als ein Mittel des Weihens auffaßt. Höchstens
könnte in dem Aufgießen von Öl auch ein Opfer gesehen werden, weil
Jakob nach 35, 14 auf eine Säule bei Bethel ein Trankopfer aus-
gegossen hat. Dann wäre der Stein von 28, 18 als ein solcher primi-
tiver Altar betrachtet, wie er in Richt. 6, 20 usw. erwähnt wird, und
das Opfer würde dann der Gottheit gegolten haben, die sich Jakob im
Traum enthüllt hatte. Auch dieses Opfer würde nicht etwa einem Gotte
dargebracht worden sein, der in jenem Stein als seinem Fetisch gewohnt
hätte. Denn während kein Bestandteil des Textes für diese feti-
schistische Auffassung jenes Steines gesprochen hat, wie soeben gezeigt

worden ist, erheben mehrere Bestandteile des Textes ausdrücklich ihre Stimme gegen die Beurteilung jenes Steines als eines Fettsches.

Vor allem lautet ja der Ausruf Jakobs nicht: „Wie fürchtbar ist dieser Stein!“ sondern: „Wie fürchtbar ist dieser Ort!“ (B. 17.) Ferner: mit dem nächsten Satz: „Und dies ist das Thor des Himmels“ drückte er seine Freude darüber aus, daß er an diesem Orte einen Blick in die jenseitige Welt habe tun dürfen. Mit diesem „Thor des Himmels“ kann aber natürlich nicht der Stein gemeint sein. Sodann benannte Jakob auch nicht den Stein, sondern „diesen Ort“ als Bethel (B. 19), wie der Text auch weiter durch den Zusatz bezeugt, daß dieser Ort früher den Namen „Luz“ besessen habe. Der Stein ist aber endlich auch in B. 22 nicht „Haus Gottes“ genannt, obgleich dies z. B. in dem „berühmten“ Buche „Die Religion der Semiten“ (von William Robertson Smith), S. 155, ausdrücklich behauptet wird. Vielmehr steht in B. 22: „und dieser Stein soll zu einem Gotteshaus werden“. Denn wenn die Meinung des Textes wäre, daß eine Gottheit in diesem Stein wohne, wie es doch Smith und mit ihm viele Neuere voraussetzen, so würde die Aussage von B. 22 unsinnig sein. Denn nach dieser Voraussetzung würde dieser Stein schon und stets ein Gotteshaus sein, und der Text könnte also nicht mit Marti übersetzt werden: „dieser Stein soll ein Gotteshaus sein“. Der Stein würde ja nicht erst dann ein Gotteshaus sein, wenn Jakob glücklich zurückkehrte. Als „Fetisch“ würde er ja schon damals ein Gotteshaus gewesen sein.

Die richtige Übersetzung jener Worte ist einzig diese: „Dieser Stein soll ein Gotteshaus werden“, und diese Übersetzung kann nicht mit Raubsch in seinem Bibelwerk gedeutet werden mit: „die Stätte soll dann als Wohnsitz Gottes von mir verehrt werden“. Denn erstens ist damit der Stein beiseitegeschafft, und zweitens ist auch das „werden“ umgedeutet, ist mit der fettschistischen Auffassung jenes Steines erfüllt worden, die nachgewiesenermaßen durch keinen Bestandteil des Textes ausgesagt, aber durch so viele Bestandteile desselben verhindert wird.

Dies geschieht ja ferner auch durch den Parallelbericht in 35, 14, wonach Jakob auf eine Säule bei Bethel ein Trankopfer ausgegossen hat, in dem die Säule als ein einfacher Altar, wie sie in der älteren Zeit mehrfach erwähnt werden, betrachtet ist. Ein ebensolches Hindernis bietet endlich auch noch der Abschnitt 35, 1—4. Da wird nämlich erzählt, daß Jakob bei seiner Rückkehr aus Mesopotamien die Gottesbilder und sonstige Dinge sich von seiner Familie und dem Gefinde hat ausliefern lassen, die etwa mit dem Götzendienste oder mit der Bauberei zusammenhängen. Diese Dinge aber hat Jakob dann vergraben. Nun gehört jene Stelle 28, 17 ff. auch überdies mit 35, 1—4 zu ebender selben Quellenströmung [?] in den Büchern Moses, wie z. B. auch in Raubsch' Bibelwerk anerkannt ist. Da ist es doch ein offenes Unrecht, wenn ebendemselben Erzähler, der nach 35, 1—4

den Patriarchen die auf den Götzendienst bezüglichen Besiztümer seiner aus Mesopotamien kommenden Familie vergraben hat, die Meinung zugeschrieben wird, daß der Patriarch selbst in 28, 17 ff. einen Fetisch verehrt habe.

Was nun mag, trotzdem daß nach dem Wortlaut des Textes 28, 17 ff. und nach seinem Zusammenhang der fetischistische Sinn jenes Steins ausgesprochen ist, doch neuerdings manche zu der Meinung veranlassen, daß jener Stein von Jakob als ein Fetisch betrachtet worden sei? Dieser Anlaß wird uns enthüllt werden, wenn wir hören, was man neuerdings zum mindesten sagt, nämlich: „der Olguß in V. 18“ ist kein Trankopfer mehr. Die naive ältere Auffassung blickt aber noch deutlich (V. 22 und besonders 35, 7) durch. So ist die gegenwärtig weithin herrschende Meinung z. B. von Raußsch in seinem Bibelwerk und in seiner Biblischen Theologie, S. 14, formuliert worden. Aber prüfen wir doch diese Behauptung!

Inwiefern denn soll erstens aus 28, 22 noch deutlich eine ältere Auffassung durchblicken? Raußsch meint, es beweisen zu können, indem er die Aussage „dieser Stein soll ein Gotteshaus werden“ in den Satz „diese Stätte soll dann als Wohnsiß Gottes von mir verehrt werden“ umwendet. Aber dies ist, wie schon oben einmal berührt werden mußte, eine ganz unerlaubte Wegschaffung des Steines, eine Umdeutung, die nur mit Gewalt den vorausgesetzten fetischistischen Sinn jener Stelle zur Geltung bringen will.

Sodann, inwiefern soll zweitens aus 35, 7 die ältere Anschauung noch hervorblicken? Dort lesen wir von Jakob: „Und er baute dort einen Altar und nannte den Ort ‚Der Gott von Bethel.‘“ Aber dies bedeutet: „der Gott, der sich in Bethel kundgegeben hat“, wie die Fortsetzung: „denn dort hatte sich ihm die Gottheit enthüllt“ es verlangt. Diese Benennung der erwähnten Opferstätte mit „Der Gott von Bethel“ enthält nur die dankbare Erinnerung daran, daß Gott einstmals diesen Ort — aus Erbarmen mit dem so einsam in die Fremde wandernden Jüngling — als Erscheinungsstätte gewählt hatte. Aber eine Gleichsetzung des Ortes mit der Gottheit darf dem Erzähler, der Gott vom Himmel her sich enthüllen läßt (21, 17 usw.), nicht zugestrahlt werden. Also bemerkt Raußsch mit Unrecht in seinem Bibelwerk bei 35, 7, diese Stelle „zeige, daß das *numen loci* 28, 17 ff. auch für den Elohisten noch unvergessen“ sei. Nein, der Erzähler wollte nicht von einem „Lotalgott von Bethel“ sprechen. Vielmehr beruht die von Neueren, wie z. B. Raußsch, beliebte Gleichsetzung jener Opferstätte mit der Gottheit nur auf der Voraussetzung, daß die Patriarchenreligion auf der Stufe des Fetischismus gestanden habe.

Endlich mag drittens das moderne Dogma über Jakob als einen Fetischdiener auch durch den Ausdruck *massébe*, was bei Raußsch und andern durch das undeutliche Wort „Malstein“ ersetzt wird, veranlaßt worden sein, indem die Aufstellung einer *massébe* später ver-

boten wurde, und es scheinen könnte, als wenn eine massébe früher etwas Irreligiöses oder Heidnisches gewesen sei. Aber die Untersuchung, die über diesen Gegenstand mit Berücksichtigung aller Stellen und der gesamten neueren Literatur in meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion (1915), S. 115 ff., geführt worden ist, hat folgendes Ergebnis zutage gefördert: Eine massébe oder Säule, die auch bei den Phöniziern eine Säule, und zwar meistens eine Grabsäule ist, hatte ursprünglich einen religiös gleichgültigen Sinn. Sie bezeichnet einen Denkstein, den die dankbare Erinnerung an eine bedeutsame Erfahrung auf dem weltlichen oder dem religiösen Gebiete wach erhalten sollte. Deshalb sind solche Säulen in der elohistischen Strömung [?!] der Bücher Moses noch oft und als ganz unanstößig erwähnt. Aber später wurde eine solche Säule von denen, die zum kanaanistischen Kultus hinüberneigten, leicht wie ein Obelisk als ein Strahl des Sonnengottes Baal gedeutet und mußte deshalb von den Vertretern der zu Recht bestehenden Religion Israels vermieden werden, wie wir es in den Abschiedsreden Moses sehen, wo es heißt: „Du sollst dir keine Säule aufrichten, welche der Herr, dein Gott, hasset“ (5 Mos. 16, 22).

Folglich kann auch der Umstand, daß in jener Stelle 1 Mos. 28, 17 ff. von einer Säule die Rede ist, nicht einen Anlaß bilden, jener Erzählung einen fettschistischen Sinn zuzuschreiben. Der dort schreibende elohistische [?] Erzähler hat in der Säule nur einen von den zu seiner Zeit noch unverbodenen Denksteinen gesehen.

Von dem in den alttestamentlichen Quellen vorliegenden Sinn eines solchen Steines aber in eine vorgeschichtliche Zeit zurückzugreifen, das ist eine von den falschen Auslegungsmethoden, die leider jetzt vielfach beliebt sind. Diese Methode ist natürlich ebenso zu verwerfen wie das Verfahren, die in den alttestamentlichen Schriften auftretenden Erscheinungen aus dem jetzt genannten Milieu zu erklären, also nach dem zurechtzuschneiden, was in der allgemein semitischen oder sonstigen Kultur des Altertums gefunden wird. Denn dieses Verfahren setzt voraus, daß die wahre Religion Israels keine Eigenart besessen haben könne. Diese Voraussetzung ist aber der Ruin der kulturgeschichtlichen Forschung. Denn wenn nicht mehr das Eigenartige in den Quellenberichten beachtet und geschützt werden soll, dann braucht man gar keine Quellen für die Geschichtsschreibung mehr. Dann kann man sich den Geschichtsverlauf selbst nach einer vorausgesetzten Schablone konstruieren, wie es neuerdings auch wirklich oft in bezug auf Israels Religionsgeschichte geübt worden ist und immer noch weiter geübt wird.

Dieses Bestreben hängt mit der darwinistisch angehauchten Grundrichtung der neueren Kulturgeschichtsforschung zusammen, die sich auch in der Wellhausenianischen Richtung mancher Gelehrten auf dem Gebiete des alttestamentlichen Schrifttums eine energische Jüngerschaft erworben hat. Nach deren Grundanschauung soll die Entwicklung durchaus von unten nach oben gegangen sein und soll auch in der wahren

Religion Israels nicht ein Lichtstrahl von oben her aus der jenseitigen Welt aufgeleuchtet sein. Infolgedessen sind diese Gelehrten geneigt, immer hinter den Text zu blicken, um angeblich ursprüngliche Anschauungen zu entdecken und die wahre oder mosaisch-propheetische Religion aus einer sogenannten „Volkreligion“, die in der Bibel als Abfall von Gott bezeichnet wird, abzuleiten.

Literatur.

John Wiclif. „The Morning Star of the Reformation.“ Illustrated. *William Dallmann.* Third Printing. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Cloth. (50 cts.)

In dieser kurzen, trefflichen, mit 12 Bildern geschmückten Biographie heißt es mit Bezug auf Wiclifs Lehre vom Abendmahl: „In the spring of 1381 he [Wiclif] put forth his powerful Theses on the Eucharist, in which he denies that the bread is destroyed after consecration; it does not cease to be bread, though Christ's body is present, really, not locally, but sacramentally, as really as the bread, in 'a sacramental coexistence,' 'as Christ is at once God and man, so the Sacrament is at once Christ's body and bread, bread in a natural manner, Christ's body in a sacramental manner.'“ Dieser interessante Punkt in der Lehrstellung Wiclifs verdient eine ausführlichere Darstellung und Begründung. F. B.

American Lutheran Publicity Bureau (22—26 E. 17th St., New York) hat uns folgende Traktate zugehen lassen: 1. „Am I Converted?“ By Theo. Graebner.—2. „Baptism.“ By Theodore Kuehn.—3. „The Bible Church.“ By Arthur Brunn.—4. „What is This Evolution?“—5. „The Glories of the Lutheran Church.“ By Arthur Brunn.—6. „This Do! How Often?“ A Communion Tract.—Den Preis betreffend lesen wir: „As God supplies our need, we publish our tracts and send them out free to those who will prayerfully and carefully distribute them. Friends who wish to do so may send postage for mailing.“ F. B.

Lutheran Book Concern, Columbus, O., hat uns zugesandt: 1. „Fröhliche Weihnacht!“ Weihnachtsliturgie für christliche Gemeinde- und Sonntagsschulen. 2. „Sweet Fields of Bethlehem.“ A Christmas service for Sunday-schools. (Preis: Je 6 Cts.; Dugend: 60 Cts.; 100: \$4.50.) F. B.

Johannes v. Hoffmann. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Grundprobleme, der kirchlichen und der politischen Bewegungen im 19. Jahrhundert von Lic. Dr. Paul Wapler, Oberlehrer in Ragdeburg. Mit Hoffmanns Bildnis. V. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 18; geb. M. 20. 200% Valutazuschlag.

Auch in unserer Mitte ist Hoffmann keine unbekannte Größe. In den dogmatischen, exegetischen und andern Vorlesungen, wie sie seit Ursprung unsers Seminars in St. Louis gehalten worden sind, ist auch Hoffmanns Name immer wieder genannt worden. Auch ist „Lehre und Behre“ wiederholt und zuweilen ausführlicher auf Hoffmann und seine Theologie eingegangen. Als ein treuer Vertreter des genuinen Christentums und ein rechter Repräsentant des alten Luthertums wurde dabei freilich Hoffmann nicht gewertet. Während in Deutschland seine Theologie von vielen bewundert wurde als ein genialer und großartiger theologischer Fortschritt und eine gewaltige Fortentwicklung der lutherischen Lehre, fand Hoffmann in Walthar, Stöckhardt und andern entschiedene Kritiker, die der lutherischen Kirche die unüberbrückbare Kluft, die zwischen Hoffmanns „wissenschaftlicher Theologie“ und der alten lutherischen Schrifttheologie bestand, nicht verüllten. Waren es doch, von andern abgesehen, gerade die beiden Grundpfeiler, auf welchen das ganze christliche Gebäude ruht, die Hoffmann ins Wanken und Schwanken zu bringen suchte, nämlich die lutherische

Lehre vom Schriftprinzip und von der stellvertretenden Genugtuung Christi. Wer sich nun mit dem Leben, dem Wirken und den Schriften v. Hofmanns etwas eingehender bekannt machen möchte, der wird nach dieser Biographie greifen. Alle, die sich interessiren für die deutschländische lutherische Theologie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Gegensatz zu welcher die Missourisynode bemüht gewesen ist, das echte alte Luthertum zu verteidigen und aufrechtzuerhalten, werden auch diese Darstellung Dr. Waplers, die freilich nicht vom missourischen Standpunkte aus geschrieben ist, willkommen heißen. Der Inhalt des Buches zerfällt in folgende Kapitel: 1. Die Nürnberger Heimatsjahre; 2. Der Student; in Erlangen 1827—1829, in Berlin 1829—1832; 3. Lehrtätigkeit in Erlangen 1832—1842; 4. Lehrtätigkeit in Kostod 1842—1845; 5. Die Zeit des Aufstiegs in Erlangen 1845—1851; 6. Der Schriftbeweis; 7. Die Blütezeit der Erlanger Fakultät 1851—1863; 8. Der Politiker 1863—1869; 9. Tätigkeit von 1870—1877. F. B.

Das Deuteronomium, eingeleitet, übersetzt und erklärt von E d m u n d K ö n i g, Dr. litt. Semit., phil., theol., ordentlichem Professor und Geheimem Konfistorialrat in Bonn. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 15; geb. M. 20 + 200% Valutazuschlag.

Es ist dies der dritte Band des von D. Ernst Sellin in Kiel herausgegebenen Kommentars zum Alten Testament. Neben König und Sellin arbeiten an demselben auch folgende, zu den Konservativen gerechneten Professoren und Doktoren: G. Alt in Basel; Brühl in Groningen; Fr. Vuhl in Kopenhagen; W. Caspari in Breslau; J. Herrmann in Kostod; G. Hölscher in Halle; R. Kittel in Leipzig; D. Prodsch in Greifswald; W. Rothstein in Münster; W. Stärk in Jena; P. Volz in Tübingen und Fr. Wille in Wien. Selbstverständlich vertritt keiner von diesen Theologen (auch D. König nicht) den altlutherischen und biblischen Standpunkt, nach welcher die ganze Heilige Schrift in allen ihren Theilen das irrtumslose Wort Gottes selber ist. Mit Recht gelten jedoch diese Exegeten als konservativ, insofern nämlich als sie den Offenbarungscharakter der Bibel festhalten und entschiedene Front machen gegen die radikalsten Geister, die jeden Zensurheitszug aus der Bibel auszumergen sich bemühen und absolut alles in der Bibel und in der Geschichte Israels diesseitig und natürlich orientiert sein lassen oder einfach für Fabeln und Mythen erklären, wie der berühmte Friedrich Delitzsch früher in seinem „Babel und Bibel“ und jetzt in seiner noch bedeutend radikalern Schrift „Die große Täuschung“. In welcher Weise D. König in seinen Kommentaren gegen diese Geister vorgeht, zeigt z. B. seine Antwort auf die Behauptung, daß die Patriarchen Fetischdiener waren, die wir an einer andern Stelle dieser Nummer bringen. F. B.

Rudolf von Bargula, der Schenk zu Saarled. Ein thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Johannes Renatus. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 370 Seiten. M. 10.65 + 200% Valutazuschlag.

Es ist dies eine edle, interessierendere und fesselnde Erzählung, berechnet für die reifere Jugend. Sie verjetzt uns lebhaft in das bürgerliche, politische und kirchliche Leben und Treiben des Mittelalters. Auch Walthar von der Vogelweide spielt eine Rolle in dem hier entworfenen Kulturbilde, dessen eigentlicher Zwiad offenbar die Schilderung uralter, echt deutscher Art und Sitte ist. F. B.

Der Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen, macht insbesondere aufmerksam auf die herrlichen Erzählungen für Jugend und Volk von Marg. Vent († 30. Oktober 1917), der „Königin der Jugendliteratur“. Zu diesen Schriften, die sich auch vortrefflich eignen für den Weihnachtstisch, gehören die folgenden: 1. Der Findling. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation. 3. Aufl. Neu-Auflage. (\$1.50.) 2. Des Pfarrers Kinder. Erzählung aus der Zeit des 30jähr. Krieges. 5. Aufl. 3. Aufl. (\$1.50.) 3. Des Goldschmieds Töchterlein. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. 2. Aufl. (\$1.50.) 4. Lenas Wanderjahre. 2. Aufl. 3. Aufl. (\$1.50.) 5. Treue Herzen. 3. Aufl. 3. Aufl. (\$1.50.) 6. Des Waldbauern Friedel. 2. Aufl. 3. Aufl. (\$1.) 7. Sturm und Sonnenschein. 3. Aufl. (\$1.) 8. Kinderherzen. 4. Aufl. 3. Aufl. (\$1.20.) 9. Seemöwen u. and. Erzählungen. 2. Aufl. (\$1.) 10. Licht und Schatten. 2. Aufl. (75 Cts.) 11. Die Zwillinge. 4. Aufl. (75 Cts.) 12. Aus meiner Kindheit. Jugenderinnerungen. 2. Aufl. (75 Cts.) 13. Fünfzehn Jahre in Amerika.

(75 Cts.) 14. Drei Wünsche. 3. Aufl. (\$2.) 15. Siegmund. — Auf Seckönigs Thron. (\$1.) 16. Im Dienst des Friedesfürsten. 3. Aufl. (75 Cts.) 17. Ein Kleeblatt. 4. Aufl. (85 Cts.) Die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ schreibt: „Die Lent'schen Schriften, die in der That zum Besten zu rechnen sind, was für deutsche Kinder geschrieben worden ist, enthalten einfache Geschichten, in denen Kindergestalten den Vordergrund einnehmen, fesselnd durch inneres Leben, durchweht von echtem, gesundem Christensinn und einer herzlichen Poesie. Episch behagliche, doch niemals langweilende Erzählung, eine in aller Schlichtheit sprachlich vollendete Darstellung, liebenswürdiger Humor, warmes Gefühl und eine ganz hervorragende Gabe der Charakterisierung — das alles erhebt diese Dichtungen einer deutschen Pfarrersfrau zu Meisterstücken, die gar wohl geeignet sind, armen und reichen Kindern auf den Tisch gelegt zu werden. Auch zur Anschaffung für Volks- und Schulbibliotheken eignen sie sich vortrefflich.“ Zugesandt ist uns von obigen Schriften „Des Pfarrers Kinder“, die wohl zum Besten gehört, das Marg. Lent geschrieben hat. Auch von der Presse in Deutschland ist diese Schrift in jeder Hinsicht empfohlen worden. „Die Schreiberin“, sagt selbst „Daheim“, „kennt offenbar das kindliche Gemüt gar gut und versteht es, mit feinem Seelenverständnis zu schildern.“ Das „Frankfurter Journal“ bemerkt: „Wer unserer Jugend mit gediegener, Geist und Herz in gleicher Weise bildender Lektüre dienen will, wird diesen Zweck mit Marg. Lent's Schriften voll und ganz erreichen.“ — Erhalten haben wir vom Herrmannschen Verlag noch folgende kleine Erzählungen: 1. „Dummerchen.“ Von Berta Mercator. 2. „Das stille Kind.“ Von Berta Mercator. 3. „Die kleinen Meistersänger.“ Von Marg. Lent. 4. „Man bittet, stark zu klingen!“ Von Marg. Lent. (Preis: Je 8 Cts.) Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Wir fürchteten, und wir haben dieser Befürchtung auch in „Lehre und Behre“ Ausdruck gegeben, daß die reichlichen und finanziell günstigen Arbeitsverhältnisse manche jungen Leute vom Eintritt in unsere kirchlichen Lehranstalten abhalten würden. Unsere Befürchtungen haben sich, Gott sei Dank, nicht bewahrheitet. Es sind, von Porto Alegre und den Negercolleges abgesehen, über 500 neue Schüler eingetreten, so daß die Zahl der Schüler und Studenten auf den synodalen höheren Schulen wieder 2000 überstiegen hat. Nur etwa sechs Prozent von dieser Gesamtzahl bereiten sich nicht auf Predigtamt oder Schulamt vor. Daß in St. Louis dieses Jahr etwa zehn Studenten weniger als letztes Jahr das Studium der Theologie begonnen haben, braucht uns nicht zu entmutigen, zumal wir einige der diesjährigen College-Abiturienten noch nächstes Jahr für das theologische Studium erwarten können. Weil die Detrouiter Synode Privatarbeit der Studenten außerhalb der Anstalt zum Zweck der Bestreitung der Studienkosten verboten hat, so haben solche College-Abiturienten, die finanziell unbemittelt sind, aber auf eigene Kosten studieren möchten, temporär einen bürgerlichen Beruf ergriffen. Sie erklären aber, daß sie das Predigtamt im Auge behalten. — Der zukünftige Platz für die St. Louiser Anstalt ist noch nicht endgültig bestimmt. Der Verwaltungsrat der Synode (Board of Directors) war zwar vor einigen Wochen in St. Louis und hat sich etwa ein Duzend Plätze in und bei St. Louis angesehen. Wir begreifen aber, warum er die endgültige Entscheidung noch um einige Wochen hinausgeschoben hat. Es handelt sich nicht bloß um die Preise der Plätze, sondern es handelt sich

um die sorgfältige Ermägung der Vorteile und Nachteile, die die einzelnen Plätze für unsere theologische Lehranstalt darbieten würden. Vorläufig können wir auch noch an der südlichen Jefferson-Avenue unser Leben fristen, da etwa ein Fünftel der Studenten, namentlich zur Aushilfe in der Schule und im Predigtamt, abwesend ist. J. P.

Unsere Schulsache im Staat Michigan. Wir berichteten zuletzt (Augustheft, S. 380), daß die Wayne County Civic Ass'n gegen die Entscheidung des Generalanwalts Großbeck bei der Supreme Court des Staates Berufung eingelegt habe. Großbeck hatte die Entscheidung abgegeben, daß das Verbot von Privat- und Kirchenschulen der Verfassung der Vereinigten Staaten widerspreche und daher nicht der Abstimmung des Staates Michigan unterliege. über die neueste Entwicklung berichtet P. S. Frinde von Monroe, Michigan: „Endlich ist die Entscheidung des Obergerichts in Sachen des Amendments betreffs unserer Gemeindeschulen gefallen. Sie geht dahin, daß das Volk erst darüber abstimmen muß, ehe das Gericht über die Konstitutionalität verhandeln kann. Vertwirft das Volk das Amendment, so ist nichts verloren. Wird es angenommen, so wird es dadurch ein Teil der Konstitution, und erst dann kann das Gericht darüber entscheiden, ob es hinein gehört oder nicht. Alle acht Richter waren bei den Verhandlungen zugegen. Drei stimmten dafür, daß das Amendment gar nicht zur Abstimmung gelangen solle, da es doch nicht stehen bleiben werde. Fünf waren der oben angeführten Meinung. Nun gilt es für uns in Michigan kämpfen, beten und siegen. Aber wenn wir wissen, daß unsere Brüder in der Synode allenthalben unser im Gebet gedenken, wird das uns stärken. Wir bitten um ihre Fürbitte. Unser Kampf ist ihr Kampf, unser Sieg ihr Sieg.“ Nach einem Bericht St. Louiser Zeitungen hat sich der Gouverneur des Staates Missouri letzten Monat so ausgesprochen: “Personally I am a strong advocate of the public school. Yet I would be opposed to any amendment to the Missouri Constitution providing for the abolition of the parochial schools. This is a great, free country of ours, and people have a right to send their children to any schools they please or to any church they wish. I should disapprove the idea of the State attempting to dictate to parents as to whether they should send their children to public or parochial schools.” Wenn man auch geneigt ist, solche Aussprüche in der Zeit bevorstehender Wahlen zu diskontieren, so sind sie doch nicht ohne Wert. J. P.

Unsere kirchliche Arbeit unter den Litauern in den Vereinigten Staaten. In Chicago wird das litauische Monatsblatt *Pasiuntynys* herausgegeben. Wir teilen in „Lehre und Wehre“ mit, was P. Magat darüber für den „Lutheraner“ mitteilt: „Die litauische Zionsgemeinde in Chicago und deren Pastor, J. J. D. Razofas, haben es übernommen, dieses Blatt herauszugeben. Es soll der fremdsprachigen Mission unter den Litauern dienen und ist der Nachfolger des *Pasiuntynystes Paslas*, der drei Jahre lang, bis zum Frühjahr dieses Jahres, herausgegeben worden ist. Wir brauchen dieses Blatt nicht nur unserer neun Gemeinden und Predigtplätze, sondern auch der vielen in diesem Lande zerstreut wohnenden Litauer wegen, um sie auf unsere Mission aufmerksam zu machen und sie für dieselbe zu gewinnen. Wir brauchen es auch der vielen litauischen römischen Katholiken wegen, die, mit dem Glauben und der Lehre ihrer Kirche zerfallen, jetzt Umschau halten, wo sie einen besseren Unterricht in der christlichen Lehre erhalten können. Wir

schicken dies Blatt auch nach Litauen, wo es von vielen mit Freuden aufgenommen und gelesen wird. Süben und drüben ist dies lutherische Kirchenblatt das einzige seiner Art. Um überall besseren Eingang zu finden, wird es mit lateinischen Buchstaben und nach der neuen litauischen Schreibweise gedruckt. Neben geistlich-lutherischem Lesestoff bringt es auch allerlei Nachrichten aus hiesigen litauischen Kreisen und aus dem alten Vaterlande Litauen. Da dies Blatt innerhalb und außerhalb unserer Synode einem guten Zwecke dient, aber auch der kräftigsten Unterstützung bedarf, so möchten wir alle Leser des ‚Lutheraner‘, die auch der litauischen Sprache mächtig sind, bitten, es zu bestellen. Besonders den Pastoren, welche Litauer in ihren Gemeinden haben, wären wir zu großem Dank verpflichtet, wenn sie bei solchen Mitgliedern Fürsprache für unser Blatt einlegen würden.“

Moses und Elias auf dem Berge der Verkündigung. In der Dogmatik des Unterzeichneten ist Band III, S. 578, gegen den Spiritismus gesagt, daß nach stehender Regel und göttlicher Ordnung (Luk. 16, 27—31) die Geister der Abgeschiedenen auf Erden nicht erscheinen, und daß Moses und Elias, die auf dem Berge der Verkündigung erschienen und mit Christo redeten, den Auferstandenen zuzuzählen seien. Dies meint ein wohlwollender Kritiker beanstanden zu müssen. Die Streitfrage ist aber durch Luk. 9, 31 geschlossen, wo ausdrücklich gesagt wird, daß Moses und Elias im Zustande der Herrlichkeit (*δοξίας* *ἐν δόξῃ*) erschienen, also in den verkörperten Leibern, die den Auferstandenen eigen sind. Moses ist zwar nach 5 Mos. 34, 5, 6 wirklich gestorben und von Gott selbst begraben worden; aber nach Luk. 9, 31 erscheint er und redet er mit Christo auf dem Berge in verkörperter Gestalt, *ἐν δόξῃ*. So muß Gott ihn erweckt haben. Wann dies geschehen sei, berichtet die Schrift nicht ausdrücklich, auch nicht Judä, V. 9. Aber daß es geschehen sei, ist hier, Luk. 9, 31, gesagt. Was Elias betrifft, so ist er, ohne den Tod zu sehen, nach Leib und Seele in einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen in den Himmel versetzt worden (2 Kön. 2, 1 ff.). Es ist mit Elias etwa das Geschehen, was mit den Gläubigen geschehen wird, die der jüngste Tag lebend antrifft. Jedenfalls erscheint er auf dem Berge der Verkündigung neben Moses in verkörperter Gestalt. Luther sagt von der Erscheinung auf dem Berge, daß Moses und Elias mit Christo verkörpert zugegen waren (St. L. VII, 326). In der Evangelienharmonie (Kap. 87) heißt es von Moses und Elias, daß sie in verkörperten Leibern (in glorificatis corporibus) mit Christo geredet haben. Stod sagt in seinem Kommentar zum Neuen Testament zu Matth. 17, 3: „Ille [Moses] revera mortuus ejusque corpus a Deo ipso sepultum et postea . . . resuscitatum et in coelestem subvectum fuit gloriam; hic vero [Elias] vivus corpore et anima et ignis flammeis in turbine ac tempestate in coelum raptus fuit.“ Meher (zu Matth. 17) hält zwar für seine Person die leibliche Erscheinung „wenigstens des Mose, dessen Auferstehung nach Deut. 34, 5 f. vorausgesetzt sein mußte“, für unmöglich, fügt aber gegen Delišký u. a., die an einen bloßen „Seelenleib“ denken, hinzu, daß sie dem *μετ' αὐτοῦ οὐλαλοῦντες* nicht gerecht werden, „was jedenfalls eine verkörperte leibliche Erscheinung voraussetzt oder aber auf ein bloßes Phänomen hinauskommt“, wie Bezä annehmen möchte (ecstatica visio). Aber Lukas, den Meher in diesem Stück nicht für glaubwürdig hält, habe (Luk. 9, 30, 31) „den Hergang seines visionären Charakters entkleidet“. An eine bloße „ekstatische Vision“ scheint

auch der freundliche Kritiker gedacht zu haben, wenn er schreibt: „Ist es nicht so, daß der Heiland seinen Jüngern auf dem Berge der Verklärung einen Blick in den Himmel der Seligen gewährte? Dort oben sind Moses und Elias zu Hause. Dazu stimmt auch der Verklärungsglanz, das herrliche Licht, die Stimme Gottes des Vaters und das traumhafte Schauen der Jünger sowie ihr Schreden, sobald sie Gottes Stimme hören.“ Diese Auffassung steht im Widerspruch zum Text der Schrift. Nach dem Bericht aller drei Evangelisten (Matth. 17, Mark. 9, Luk. 9) spielt sich der Vorgang, auch nicht teilweise, im Himmel, sondern ganz auf Erden, auf einem „Berge“, ab. Es steht nicht da, daß der Heiland den drei Jüngern „einen Blick in den Himmel der Seligen gewährte“, sondern es steht da, daß der Heiland die Jünger auf einen Berg, einen hohen Berg, führte und dann mit den Jüngern vom Berge wieder herabging. Auch dabon, daß inzwischen der Schauplatz verlegt worden sei, findet sich keine Andeutung im Text. Freilich waren Moses und Elias im Himmel „zu Hause“; aber sie traten in den Gesichtskreis der drei Jünger, nicht auf die Weise, daß die Jünger, wenn auch nur mit ihrer Vision, in den Himmel gerückt worden wären, sondern: in der Weise, daß Moses und Elias auf den Berg kamen und die Jünger beide neben Christo auf dem Berge stehend (*οπισθῶρας αὐτῶ*) sahen, und zwar nicht im „Traumgesicht“, sondern in wachem Zustande, wie der Bericht ausdrücklich sagt: „Da sie aber aufwachten (*διαγρηγορήσαντες*), sahen sie seine [Christi] Klarheit und die zwei Männer bei ihm stehend“ (Luk. 9, 32). Auch der Verklärungsglanz, das herrliche Licht, die Stimme Gottes des Vaters, und der Schreden veranlassen uns nicht, den Vorgang der Anschauung nach in den Himmel zu verlegen. Diese Umstände finden wir auch bei der Verkündigung der Geburt Christi (Luk. 2, 9 ff.) und bei der Taufe Christi erwähnt (Luk. 3, 21 f.; Matth. 3, 17), und doch dürfen wir diese Vorgänge der Anschauung nach nicht in den Himmel verlegen, sondern müssen sie auf dem Felde zu Bethlehem und am Jordan bleiben lassen. F. P.

„Baptistische Theologie in der neuen Weltordnung.“ Unter dieser Überschrift veröffentlicht Dr. Mullins vom Southern Baptist Theological Seminary in *The Review and Expositor* einen Artikel, der darlegen soll, „that the Baptist conception of the Christian religion contains elements which in the highest degree are adapted to meet the needs of the modern world“. Er führt den größten Teil der übel in Kirche und Staat auf die Praxis der Kindertaufe, auf die Unterlassung der Untertauchung und auf die Auffassung der Taufe als Gnadenmittel zurück. Er sagt: „It was a great error when baptism was converted into a sacrament and saving power attributed to it.“ Daß es „in the old civilization“ so viele Namenchristen in der Kirche gegeben hat, „has been due to the practise of infant baptism“. Dr. Mullins gibt daher den Rat: „Abolish infant baptism, emphasize the responsibility of the individual for personal faith, postpone baptism until the infant has grown to an age when it is capable of exercising personal faith, and at once the whole enterprise of the church is changed.“ Die Kindertaufe ist auch schuld daran, daß es Staatskirchen gibt: „Infant baptism logically goes with a state church, because an unregenerate church-membership cannot have the spiritual motive which will lead to self-assertion against tyranny.“ Wir haben hier einen Ausbruch der Schwärmerei, der Vermischung von Staat und Kirche und der Verachtung der Schriftausagen über die Taufe, der einst

die Kirche im 16. Jahrhundert zerrüttete. Daß nach der Schrift die Taufe ein Mittel der Sündenvergebung ist (Apost. 2, 38) und selig macht (1 Petr. 3, 21) und die Kinder sehr wohl eigenen Glauben haben können (Matth. 18, 6; Ps. 8, 3), darum kümmert sich Dr. Mullins nicht. F. P.

Zur Vermischung von Staat und Kirche seitens der Selten. Die Young Men's Christian Association hat sich dazu hergegeben, revolutionäre Schriften in Rußland und Deutschland zu verbreiten. Daß dies Tatsache ist, beweisen Dokumente, die neuerdings veröffentlicht worden sind und in politischen Blättern abgedruckt werden. Edward Sisson, Vertreter des Committee on Public Information, kabele aus Rußland am 13. Januar 1918 an George Creel, den Vorfiser des Komitees: „Präsidentenrede“ (die vierzehn Punkte) „heute morgen in Petrograd an den Mauern angeschlagen. Hunderttausend Exemplare werden binnen drei Tagen auf diese Weise verwendet werden. Dreihunderttausend Flugblätter kommen binnen fünf Tagen hier zur Verteilung. Verbreitung in Moskau in entsprechendem Umfang Ende der Woche. Young Men's Christian Association erklärte sich bereit, Million russische und Million deutsche Exemplare längs der Heeresfront zu verteilen. Deutsche Übersetzung befindet sich jetzt in Händen des Druders.“ Fünf Tage vorher hatte Sisson an Creel die folgende Depesche gesandt: „Wenn der Präsident anti-imperialistische Kriegsziele und demokratische Friedensfordernisse der Amerikaner in tausend Worten oder weniger, in kurzen, beinahe plakartartigen Sätzen, kurzen Redewendungen nochmals zusammenfassen könnte, so könnte ich Deutschland mit großen Mengen davon in deutscher Übersetzung füttern und kann russische Übersetzung wirksam in Armee und überall bewerten. Auszüge früherer Reden würden nicht den Zweck erfüllen. Für Inland ist Beweis notwendig, daß Präsident an das gewöhnliche Volk Rußlands und Deutschlands in deren gegenwärtiger Situation denkt, und daß er zu diesen Leuten spricht. Deutsche Übersetzung und Druck kann ich hier besorgen.“ Diese Tätigkeit der Young Men's Christian Association hat in einigen Kreisen Verwunderung hervorgerufen. Allein sie steht völlig im Einklang mit der „Reformation“, wie von allem Anfang an ein Zwingli sie aufsaßte. Zwingli wollte nicht die Gewissen vor Gott füllen — er selbst hatte noch ein schlafendes Gewissen, als er die Reformation in Zürich begann —, sondern Zwingli wollte die Welt nach seinen (Zwingli's) religiösen Prinzipien reformieren und die widerstrebenden Obrigkeiten „mit Gott entsezt“ wissen. Opp. I, 369. Ebendasselbst S. 371: „Hütend ouch, ir tyrannen! das evangelium wirt fromm lüt ziehen. Werdend ouch fromm! so wirt man ouch uf den händen tragen. Thünd ir das nit, sunder rhyssend (wüet), so werdend ir mit füßen getreten.“ F. P.

II. Ausland.

„Theologische Hilfs- und Beratungsstelle“ in Leipzig. In der „Freikirche“ vom 19. September d. J. lesen wir die folgende Mitteilung von P. G. B. Stallmann in Allendorf a. d. Lumba, Kreis Gießen, Hessen: „Wie bereits im kurzen Bericht über die diesjährige Synodalversammlung erwähnt wurde, bin ich von ihr beauftragt worden, mich unserer Theologie-Studierenden in Leipzig mit Rat und Tat anzunehmen. Zweck dieser Hilfeleistung ist die Befestigung der jungen Leute im Glauben an das göttliche Selbstzeugnis der Heiligen Schrift von ihrer Unverbrüchlichkeit und wörtlichen Eingebung gegenüber allen Einwendungen und Angriffen der modernen Theologie

und menschlichen Vernunft gegen diese alleinige Quelle und Richtschnur aller christlichen Lehre. Zugleich bin ich im Auftrage der Synode gern bereit, auch allen andern, die im angegebenen Sinne irgendwelche Auskunft oder Rat von mir begehren, nach besten Kräften zu dienen. Um nun von vornherein eine möglichst genaue Übersicht über den Umfang dieser Arbeit zu haben, bitte ich alle lieben jungen Freunde, die sich im bevorstehenden Winterhalbjahr studienhalber in Leipzig aufzuhalten gedenken und an unsern gemeinsamen Arbeiten und Besprechungen teilnehmen wollen oder sonst Rat begehren, sich unter Angabe ihres bisherigen Studienganges, Verzeichnis der gehörten Vorlesungen usw. schon jetzt bei mir zu melden."

Deutschland. Die „Gemeinschaftsleute“ in Mecklenburg haben beschlossen, einerseits Glieder der „Volkskirche“ zu bleiben, andererseits eigene Abendmahlsfeiern bei Landeskonzferenzen und viermal im Jahr zu veranstalten. Auf Wunsch des Oberkirchenrats sind sie bereit, den „kirchlichen“ Ortspastoren von der Zahl der Abendmahlsfeiernteilnehmer Mitteilung zu machen. Das ist einerseits Separation von der „Volkskirche“, weil ausdrücklich erwähnt wird, daß mit den gesonderten Abendmahlsfeiern „Gewissensnöten“ begegnet werden soll, andererseits ist es das Gegenteil von Separation, weil hinzugefügt wird, daß es Gemeinschaftsleuten freistehe, auch an den volkskirchlichen Abendmahlsfeiern teilzunehmen. Wenn der Teil der Gemeinschaftsleute, welcher aus Gewissensgründen sich von den volkskirchlichen Abendmahlsfeiern fernhält, in Lehre und Bekenntnis seine Schuldigkeit tut, so könnten die gesonderten Abendmahlsfeiern eine Veranlassung werden, mehr Klarheit in die verworrenen kirchlichen Verhältnisse zu bringen.

F. P.

Gerade wie bei uns. Die „Thüringer Lehrerzeitung“ in Deutschland hat nach dem Bericht der Luthardt'schen „Kirchenzeitung“ sich dahin geäußert: „Es handelt sich um eine neue Religion, die der eigentliche lebendige Kern der verschiedenen Bekenntnisreligionen ist. Es gilt, uns endlich von den Spinnweben jüdisch-christlicher Scheinreligion freizumachen.“ Das stimmt genau mit dem religiösen Programm unsers amerikanischen Interchurch Movement. Auch dieses wollte alle Glaubenssätze, inklusive Himmel und Hölle, abschaffen. Übrigens dürfen wir nicht meinen, daß nach dem vorläufigen äußeren Zusammenbruch des Interchurch Movement das religiöse Programm desselben aufgegeben sei. Die Majorität der amerikanischen „Protestanten“ ist unitarisch geworden und schiebt naturgemäß mit der Gottheit Christi und der *satisfactio vicaria* auch Himmel und Hölle beiseite. Auch die Glieder unsers Ministeriums werden ein Pamphlet erhalten haben, das den Titel trägt: „The Facts in the Case of the Interchurch World Movement.“ In diesem Pamphlet wird das religiöse Programm der „Bewegung“ sehr gelobt. Es war „a noble cause“ „for the restoration of Christianity“. Aber das edle Unternehmen „was wrecked on the rocks of impractical enthusiasm; its collapse hastened by the interjection of radicalism into certain of its fundamental activities“. Der „Radikalismus“ und „Bolschewismus“ der Bewegung bestand darin, daß die Leiter derselben durch eine besondere Abteilung auch das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter untersuchen wollten. Dabei sind Grundsätze aufgestellt worden wie diese: „Recognition of the right of collective bargaining and of labor's right to share in the control of industry and in its profits. Also the recog-

dition that labor's right to be heard at this time is fundamentally greater than capital's." Dies entzog dem Interchurch Movement die Unterstützung der großen Gelbleute. F. P.

Die Deutschen in Litauen. Weil unsere kirchliche Arbeit hierzulande sich auch auf Litauer erstreckt, so wird eine Mitteilung über das freundschaftliche Verhältnis, das zwischen Deutschen und Litauern in Litauen selbst besteht, von Interesse sein. In einem politischen Blatt wird berichtet: „Die deutsche Kolonie in Kowno hat einen alten Bestand von Familien, die vor dem Kriege schon hier ansässig gewesen sind, manche schon in der dritten und vierten Generation. Die großen Fabriken in Kowno sind deutsche Unternehmungen und haben eine Menge deutscher Angestellter und Arbeiter. Viele von ihnen sind während des Krieges vertrieben gewesen und jetzt zurückgekehrt. Dazu kommt dann noch eine ganze Anzahl Deutscher, die sich erst nach dem Kriege hier niedergelassen hat, teils Reichsdeutsche, die das Land als Soldaten kennen und lieben lernten, und von seiner wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit überzeugt sind, teils Rückwanderer aus Rußland. Vor dem Kriege hat es im Gouvernement Kowno rund 21,000 Deutsche gegeben, und man rechnet, daß diese Zahl auch jetzt ungefähr erreicht werde. Die politische Lage dieser Deutschen hat sich durch die Errichtung des litauischen Staates bedeutend gehoben. Ihre Zahl ist im Verhältnis so groß, daß sie einen Abgeordneten in die Landesversammlung, den Seim, haben entsenden können; in die Kownosche Stadtvertretung sogar drei. Dabei ist die politische Organisation der Deutschen hier noch recht jungen Datums; erst kurz vor den Wahlen zur konstituierenden Versammlung wurde sie begonnen, und die weiten Entfernungen haben sie natürlich nicht erleichtert. Trotzdem der erfolgreiche Anfang. Man kann sagen, daß etwa 75 Prozent der Deutschen ihr Wahlrecht ausgeübt haben. Die litauische Regierung hat dem deutschen Element gegenüber nicht immer die gleiche Stellung eingenommen; wie es bei neu entstehenden nationalen Staaten leicht geht, so war es auch hier; zuerst kam eine nationalistische Welle auf, und es bestand einmal, kurze Zeit hindurch, die Gefahr einer Deutschenverfolgung; sie ist jetzt behoben, und man kann wohl annehmen, daß sie damit endgültig beseitigt ist. Überall, wo genügend deutsche Kinder vorhanden sind, errichtet der Staat jetzt selbst deutsche Volksschulen mit deutscher Unterrichtsprache, deutschen Lehrern. Nur ist Vorschrift, daß auch die litauische Landessprache so gelehrt werden muß, daß die Kinder bei Abgang von der Schule sie sprechen, lesen und schreiben können. Auch eine höhere Schule, die in Kowno von den Deutschen gegründet werden soll, wird der Staat mit demselben Betrage unterstützen, den er für gleiche Fälle andern Nationalitäten gegenüber festgelegt hat. Also eine vollkommene und sehr kluge Politik. Die Deutschen, die immer loyale Bürger des Staates gewesen sind, in dem sie lebten und arbeiteten, werden aus dieser Haltung ihre Folgerungen ziehen und werden freudig mitarbeiten, diesen jungen Staat nach jeder Richtung hin zu festigen und zu entwickeln. Denn auch die Staatsämter sind ihnen durchaus nicht verschlossen. Beim Militär, in der Polizei und in einigen andern Verwaltungszweigen befinden sich Deutsche in einflussreichen Stellungen.“

Des Papstes Billigung der Trennung von Kirche und Staat. Aus Prag meldet die Affoziierte Presse: „Die Tschecho-Slowakia' kündigt positiv an, daß der Papst zu einer Trennung von Kirche und Staat in der Tschecho-

Slowakei zugestimmt hat, sagt aber, daß der Pontifex nicht wünsche, daß die Angelenheit in der Legislatur besprochen werde.“ Hier liegt eine falsche Nachricht oder eine Täuschung zugrunde. Das Papsttum hat gerade auch in den letzten Jahrzehnten die Trennung von Kirche und Staat als ein „Verbrechen“ und als eine böse Frucht der Reformation ausdrücklich verdammt. So auch in dem Rundschreiben „Immortale Dei“ 1885 (L. u. B. 32, 12ff.). Die römischen Polemiker geben eine „Unterscheidung“, aber keine Trennung von Kirche und Staat zu. Sie gebrauchen als Beispiel das Verhältnis zwischen Seele und Leib im Menschen. Man müsse Seele und Leib freilich unterscheiden, dürfe sie aber nicht trennen. Ohne die einwohnende Seele sei der Leib tot. So sei auch der Staat ein toter Leib, wenn nicht die Kirche — nämlich die Papstkirche — ihren „heilsamsten Lebenssaft in alle Adern des Staatswesens einführe“. So Leo XIII. in der eben angeführten Enzyklika. Geradeso übrigens auch Zwingli und Calvin und alle echten Reformierten, inklusive der Pilgerväter von 1620. F. P.

Esperanto und Sozialismus. Seit dem Waffenstillstand breitet sich die Esperantosprache unter den Arbeiterorganisationen Europas ganz außerordentlich aus. Der gemäßigte und der radikale Sozialismus hat darin ein brauchbares internationales Verständigungsmittel gefunden. Die Bolschewikeregierung unterstützt kräftig radikale Esperanto-Zeitschriften. Eine lange Zeitschriftenliste in Amerika, *Esperantisto* (West Newton Sta., Boston, Mass.), aus aller Herren Ländern weist auffällig viele Arbeiter- und Sozialisten-Zeitschriften auf. Auch in nichtsozialistischen Esperanto-Zeitschriften trifft man sozialistische Korrespondenzen an. Ein Zeichen der Zeit! S.

Südafrika. Im Parlament von Südafrika ist es zu Verhandlungen über die deutschen Missionen auf diesem Gebiet gekommen. Nach vorliegenden Berichten haben die burischen Abgeordneten im Parlament sich sehr entschieden dahin geäußert, daß sie einer Störung der deutschen Missionen nicht zustimmen würden. Im Gegensatz zu der Behauptung, daß die deutschen Missionare die Eingebornen nicht zu behandeln verständen, wurde im Parlament ausgeführt, daß gerade diese Missionare ein besseres Verständnis für die Behandlung der Eingebornen gezeigt hätten als irgendeine andere Bevölkerungsgruppe in Südafrika. Auch soll der Vertreter der britischen Regierung, General Smuts, sich gegen eine Störung der deutschen Missionen ausgesprochen haben. Wenn die britische Regierung davon Abstand nimmt, die deutschen Missionen in Südafrika zu stören, so wird sie das aus politischen Interessen tun, näher, aus Furcht vor Unruhen in Südafrika. Daß Gründe der Gerechtigkeit und Billigkeit für sie nicht maßgebend sind, geht aus ihrer Behandlung der deutschen Missionen in andern Erdteilen hervor. F. P.

Australien und das Bächer-Verbot. Der Import christlicher Bücher in deutscher Sprache, die Bibel eingeschlossen, ist in Australien verboten. Unsere Glaubensbrüder daselbst haben bei der britischen Regierung eine Petition eingereicht, worin sie um Aufhebung oder Milderung des Verbots nachsuchen. Man erwartet auch, daß die Britische Bibelgesellschaft sich der Petition anschließen wird. Über den Erfolg der Petition ist uns bisher noch nichts bekannt geworden. Unsere australischen Glaubensbrüder bitten nicht sowohl im Interesse des heranwachsenden Geschlechts, das der englischen Sprache mächtig sei, als im Interesse ihrer alten Glieder, die nur durch das Medium der deut-

sehen Sprache recht versorgt werden könnten. Deutschland handelt anders als Australien. Uns kam kürzlich eine von der gegenwärtigen deutschen Regierung aufgestellte Importliste zu Gesicht. Unter den Gegenständen, die „ohne besondere Erlaubnis“ eingeführt werden dürfen, werden genannt: „Bücher in allen Sprachen, einschließlich gedruckter oder geschriebener Gebetbücher mit Bildern; Bücher für Blinde.“ Mit dem Befehl Christi, allen Völkern das Evangelium zu verkündigen, hat die christliche Kirche auch den Auftrag, sich aller Sprachen zu bedienen, die die Leute, an die ihr Beruf lautet, verstehen oder doch am besten verstehen. Verbietet nun der Staat den Gebrauch einer Sprache, die die Kirche zur Ausrichtung ihres Berufs für nötig hält, so greift er über auf das kirchliche Gebiet und gerät er eo ipso in Konflikt mit Christo, dem Haupt der Kirche und dem Herrn des Universums. Die Christen machen zwar nie Revolution, sondern sie leiden das Unrecht. Aber sie klagen das Unrecht ihrem Gott und Heiland. Und das ist dem Staat nicht gut. Dies gilt nicht nur von der australischen Regierung, sondern auch von denjenigen unserer Staaten, die den kirchlichen Gebrauch der deutschen Sprache unterdrückt oder eingeschränkt haben. J. P.

Eine neue Religion in Japan. Aus Tokio wird unter dem 13. September gemeldet: „Die Behörden in Japan sind wegen des Umherschweifens einer neuen Religion, welche „Omototho“ heißt, nicht wenig besorgt geworden. Den Presseberichten gemäß haben die Staatsautoritäten begutachtet, daß die Verbreitung des neuen Kultus den Staatsinteressen und der Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung gefährlich zuwider sei. Nach den Berichten in den Zeitungen ist Omototho eine Verquickung von Schintoismus, Chauvinismus, Größenwahn und Mesmerismus und hat eine Frau zur Gründerin, welche keine Bildung hatte und Deguch heißt. Sie wurde im Jahre 1836 geboren und starb 1918, zehntausend japanische Bände hinterlassend, die sie in einem Zustand der Ekstase geschrieben und von denen ein jeder 2000 Worte enthält. Die neue Religion hat Apostel, welche sie verkünden, und nach den Presseberichten verbreitet sie sich wie ein Lauffeuer, besonders unter den gebildeten Klassen, viele Universitätsstudenten einschließend. Die Prediger des neuen Kultus erklären, daß Japan die ganze Welt nach einem großen Kriege beherrschen werde. Die Osaka-Zeitung, die „Taissi Nichinichi“, die neulich ihr Erscheinen einstellte, ist zwecks Verbreitung des neuen Kultus angekauft worden. Wie einige Pressestimmen sagen, wird in einigen Kreisen die Behauptung aufgestellt, daß Omototho die Erfindung der Militaristen ist, welche die Macht der religiösen Organisation in die Dienste zu nehmen beabsichtigen, um ihre aggressiven Bestrebungen zu fördern.“ So weit der Bericht aus Japan. Die beschriebene Religion ist durchaus nicht neu. Weltherrschaft unter religiösem Deckmantel steckt auch den Leitern des Interchurch World Movement im Kopfe. Ferner: Die Reformjuden wollen, wie bei der Grundsteinlegung der jüdischen Universität am Ölberg verkündigt wurde, geistig die Welt beherrschen, die orthodoxen Juden erwarten noch eine handgreifliche leibliche Herrschaft, wenn ihr Messias erscheint. Dasselbe Prognostikon stellen sich unter den Christen diejenigen, welche vor dem jüngsten Tage eine tausendjährige Herrschaft der christlichen Kirche über die Welt erwarten. So kann man es auch an den Japanern nicht sonderbar finden, wenn sie sich auch zu Herrschern der Welt berufen glauben. Übrigens ist es historisch nicht richtig, daß erst Frau Deguch auf die Idee von Japans Weltherrschaft gekommen sei. J. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

November 1920.

Nr. 11.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

(Schluß.)

Das Schreiben nach Sardes.

3, 1—6.

Sardes war die alte Hauptstadt der Lydischen Könige, deren letzter Krösus war. Die feste Zitadelle mit dem Schloß der Könige lag auf einem steilen Vorberge des Imolos; die von dem Paktolos durchströmte, weitläufige Unterstadt mit ihren Prachtbauten und ihrem Aheletempel in der näher zum Fluß Hermas sich senkenden Ebene. Dieses Sardes, der dominierende strategische Platz im westlichen Kleinasien, war nach dem Falle des Lydischen Reiches jahrhundertlang der Sitz der persischen Satrapen, später der seleukidischen Statthalter in diesem Lande. Zur Zeit der Könige von Pergamon begann Sardes hinter der letztgenannten Stadt erheblich zurückzutreten. Unter den Römern gehörte Sardes zu der Provinz Asia und hatte den Rang einer Metropolis. Die Stadt zeichnete sich durch Reichtum und Lippigkeit aus. Es wohnten auch Juden da. Von der christlichen Gemeinde daselbst haben wir in der Apokalypse die erste Notiz. Erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts tritt Sardes wieder hervor als Bischofssitz des Apologeten Melito.

Der Brief nach Sardes ist voll heftigen Tadel's. Es wird kein besonderes Symptom des geistlichen Leidens angegeben, sondern dem Engel wird bei christlichem Schein das geistliche Totsein zum Vorwurf gemacht. Düsterdied meint, an eigentliche, das heißt, absichtliche Heuchelei sei nicht zu denken, „sondern an eine Lebensweise, welche mit dem äußerlich festgehaltenen Bekenntnis des rechten Glaubens nicht übereinstimmte. Sie hatten einen toten Glauben; sie schlofen in ihrem Glauben, und es fehlte an den Werken und an dem heiligen, reinen Wandel, welcher aus der lebendigen Kraft des wahren Glaubens hervorgeht“. Daß von Leiden und Verfolgung und weder lobend noch ermahnend etwas von der Geduld gesagt wird, beweist nicht, daß die Gemeinde etwa um ihres heidnischen Lebens willen von den Heiden nicht

belästigt worden sei. Der Tadel, welcher der Gemeinde zuteil wird, ist so durchgreifend, so umfassend, daß, wo alles krank ist, einzelne Symptome kaum von Bedeutung sind. „Dies sagt, der da hat die sieben Geister Gottes und die sieben Sterne.“ Christus wird abgemalt als der Herr der Kirche. Er hält die sieben Sterne, nach 1, 20 die sieben Engel der Gemeinden. Die hält er, er hat sie in seiner Gewalt. Wenn er sie hält und schützt, kann niemand ihnen Schaden oder sie ihm entreißen. Aber auch wenn er sie strafen will, kann niemand sie aus seiner Hand erretten. Und wenn er sie wegwerfen will, dann steht das eben in seiner Macht. Ebenso hält er die sieben Geister Gottes, den Geist Gottes in seinem Vollmaß mit all seinen Wirkungen, Gaben und Erweisungen. „Der Herr bezeichnet sich überhaupt als den, von welchem die geistlichen Lebenskräfte der Gemeinde ausgehen, und welcher so in seinen Gemeinden fortwährend waltet, die sieben Geister als seinen Geist sendend, durch denselben redend, strafend, warnend, tröstend, verheißend.“ (Düsterdieck.) „Ich weiß deine Werke, daß du den Namen hast, daß du lebst, und bist doch tot.“ Der Name ist weder der zufällige persönliche Eigenname noch der Amtsname des Engels. Es wird auch schwerlich auf des Bischofs persönlichen Eigennamen angespielt, wie viele gemeint haben, daß der Bischof Vitalis oder Josimus geheißten habe, oder auf sonst einen Namen, der in irgendeiner Sprache von „Leben“ abgeleitet sei. So meint Bengel: „Es mag wohl dieser Gemeindegengel einen solchen schönen Namen gehabt haben; und da nimmt der Herr Jesus Gelegenheit, ihm das Gegenteil vorzuhalten.“ Hengstenberg begnügt sich mit der Bemerkung: „Jedenfalls ist aber unsere Stelle trefflich geeignet, uns einen heiligen Schauer zu erwecken vor allem, was bloßer Name ist.“ „Du hast den Namen“ bezeichnet in allen Sprachen den Ruf und das Ansehen, das der Engel hat, aber in dem sogleich ausdrücklich hervorgehobenen Gegensatz wird die gegenteilige wirkliche Wahrheit ausgesagt. Tot sein heißt, des geistlichen Lebens entbehren, ohne Glauben und Liebe sein. Düsterdieck meint: „Dies ist allerdings nicht unbedingt zu verstehen, sondern nach dem Folgenden, schon nach V. 2, wo der Ruf zum Wachen erschallt, mithin das Totsein als ein Schlafen vorgestellt ist (vgl. Eph. 5, 14), so zu beschränken, wie es die geistliche Bedeutung der Ausdrücke zes und nekros ei gestattet. Vgl. Jak. 2, 17.“ Aber tot sein heißt nicht, zum Teil noch leben. Leben und Tod sind Gegensätze, schließen sich gegenseitig aus. Daß Gott dem Toten zuruft: „Werde wachend!“ hindert nicht. Gott kann aus geistlichem wie aus leiblichem Tode auferwecken, und gerade sein Auferweckungsruf, sein Wort, ist das Mittel, wodurch er in beiden Fällen das Leben wiederruft. Daß nachher geredet wird von dem „übrigen, das sterben will“, zeigt nur, daß in der Gemeinde noch Leute sind, die nicht des geistlichen Todes gestorben sind. Aber von dem Bischof und von dem größten Teil der Gemeinde, dem Teil, nach dem sie beurteilt wird von Menschen, wird von dem Herzenskundiger gesagt: sie heißen lebendig und sind in Wirk-

lichkeit tot, sie heißen Christen, Kinder Gottes, sind es aber nicht mehr. Dem Bischof wird fürs erste zugerufen: „Werde wachend!“ Tue Buße und werde so wieder lebendig! Das ist das erste, die Voraussetzung. Dann soll er und kann er auch an sein Amt denken: „Stärke das andere, das übrige, was sterben wollte.“ „Das Imperfektum emellon (Plural, weil es Personen sind) kann vom Standpunkte des Brieffschreibers aus, ähnlich wie der Morist emartyrese, 1, 2, verstanden werden; wahrscheinlicher aber ist, daß, wie in dem sogleich folgenden heureka, der Herr selbst, welcher ja redet, auf die von ihm vorgenommene Untersuchung der Gemeinde zurückblickt.“ (Düsterdieck.) Um seines Amtes willen gilt dem Bischof der Ruf, wie er dem Petrus wurde: „Wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder“, Luf. 22, 32. Wenn du selbst wach und lebendig bist, dann kannst du das tun, ja dann wirst du es nicht lassen können. Aber erst mußt du dich selbst befehlen. So habe ich dir vor allem zugerufen: „Denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gott.“ Vor Menschen mögen deine Werke, mag dein Tun und Treiben nicht so verzweifelt aussehen, aber vor Gott sind deine Werke nicht völlig erfunden, da bestehen sie nicht. Da zeigen sie den geistlichen Tod an. „So gedenke nun, wie du empfangen und gehört hast, und bewahre und tue Buße!“ Gedenke, bedenke, halt mal inne und komme zu Verstand, denke an die früheren, besseren Zeiten, wo du das warst, wovon du jetzt nur noch den Namen hast. Denke an die Zeit, da du bekehrt wurdest, im fröhlichen Glauben, in der ersten Liebe standest. Was hast du da überkommen und gehört! Nämlich das Wort des Evangeliums und alles, was es dir gebracht hat. Eine Beschreibung des pos sowohl in betreff der apostolischen Verkündigung als auch der Annahme von seiten der Hörenden gibt Paulus: „Daß unser Evangelium ist bei euch gewesen nicht allein im Wort, sondern auch in der Kraft und in dem Heiligen Geist und in großer Gewißheit . . . und ihr habt das Wort aufgenommen unter vielen Trübsalen mit Freuden im Heiligen Geist“, 1 Theff. 1, 5—9. Daran denke, tue Buße, bekehre dich und nimm das Evangelium, das dich immer noch retten kann und will, mit derselben Inbrunst auf wie das erste Mal. Und dann behalte, bewahre es, verliere es nicht wieder! Der Ruf ist dringlich: Hab' du es eilig und schieb die Buße nicht auf! „Wenn du nicht wirst wachen, werde ich kommen wie ein Dieb, und du wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.“ Das sind wieder Worte, wie sie der Herr in den Tagen seines Fleisches geredet hatte. So hatte er Matth. 24, 42, 43 gesagt: „Wachet also, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommt! Das sollt ihr aber wissen, wenn der Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte, so würde er ja wachen.“ Wie tief sich das Wort den Aposteln eingepägt hat, zeigen die wiederholten Anspielungen auf dasselbe, z. B. 2 Petr. 3, 10; 1 Theff. 5, 2, 4. Für dein Stärken ist auch Bedürfnis genug vorhanden. Es scheint, es will alles hinsterven. Das „übrige“ ist nicht viel, und das ist in sehr

schwachem Zustande. „Aber du hast wenige Namen in Sardes, die ihre Kleider nicht besudelt haben, und sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern; denn sie sind's würdig.“ Das „du hast“ zeigt, daß diese wenigen sich nicht abgesondert hatten, sonst hätte sie der Bischof nicht mehr, wie Bengel richtig bemerkt. „Du hast wenig Namen“, heißt, wie auch sonst: einzelne nennbare Personen, *homines nominatim recensiti*. Der bildliche Ausdruck von der Befleckung der Kleider darf nicht gepreßt werden. Er läßt sich je im einzelnen deuten. „Man hat überall nicht zu fragen, was unter den Kleidern eigentlich gemeint sei, sondern das ganze Bild von der Verschmutzung der Kleider ist eine Bezeichnung des unlauteren und unheiligen Lebens und Wandels.“ (Düsterdieck.) Die sollen mit ihm in weißen Kleidern wandeln. Die weißen Kleider sind den Himmlischen eigen. Die wenigen Treugebliebenen sollen vor dem Stuhl Gottes und des Lammes, im vollen, seligen Genuß seiner Gemeinschaft leben in himmlischer Herrlichkeit. Das Urteil: „Sie sind's wert“ hilft den Papisten nichts für ihre Lehre vom Verdienst. Es ist das Urteil Christi, und wie der zum Verdienst der Seligkeit steht, sagt er oft und deutlich genug. So urteilen nicht diese Seligen selbst, sie machen kein Verdienst geltend. Sie wissen, wem sie alles von Anfang bis zu Ende zu verdanken haben. Der Heiland selbst spricht das Urteil, er will ihnen in Gnaden lohnen, und sie sind solche Leute, denen er das weisen will, was er verheißt. So erklärt Grotius: *Johannes bezeichne damit nur congruentiam quandam inter actus et honorem actibus redditum, etiamsi honor superet actum.*

Wieder die allgemeine, auf alle Gemeinden bezogene Verheißung: „Wer überwindet, der soll so mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Das Subjekt ist, wie in allen Schreiben, gezeichnet als Überwinder. Wer den lebendigen Glauben hat und festhält und im siegreichen Kampf gegen alle Feinde und Hindernisse bewahrt, der soll das haben, was der Saß verheißt. *Houtos*, also, nicht zu *nikon* zu beziehen, sondern zum folgenden Verbum. Die Verheißung kommt in drei Sätzen zum Ausdruck. Der soll so, wie im vorigen Verse gesagt, mit weißen Kleidern angetan werden, mit himmlischem Schmuß. Das andere: „Ich will seinen Namen gewiß nicht“ (die verdoppelte Negation) „austilgen aus dem Buch des Lebens.“ Die Verheißung ruht auf Ps. 69, 29: „Aus dem Buche des Lebens müssen sie getilgt werden und mit den Gerechten nicht angeschrieben.“ Zugrunde liegt die Vorstellung von den Bürgerlisten, wie die Obrigkeit sie führt. So hat Gott auch ein Verzeichnis der Himmelsbürger für das ewige Leben. Die sind angeschrieben zum Leben, wie es Jes. 4, 3 auch heißt; sie sind prädestiniert zur Seligkeit. Der gleiche Sinn wie Apoft. 13, 48. „Es wurden gläubig, wieviel ihrer zum ewigen Leben berordnet waren.“ Gottes Erwählung ist ja un-

wandelbar. Aber der Mensch, der Gotte nicht in seine heimlichen Bücher blicken kann und soll, soll für sich, für seine Person, Fleiß tun, seinen Beruf und Erwählung fest zu machen, 2 Petr. 1, 10. Deswegen braucht der Christ fleißig die Gnadenmittel, betet, kämpft gegen die Sünde, ist fleißig in der Gottseligkeit, weil er weiß, daß Gott auf dem Wege seine Ausgewählten zum seligen Ziele führt. Da erhebt sich dann auch das Bitten: Werwirf mich nicht, streich meinen Namen nicht aus deinem Buch! Das verheißt nun der Heiland: Ich werde seinen Namen nicht austreichen aus dem Buch des Lebens. Er ist ein Himmelsbürger, seine Bürgerschaft ist jetzt schon im Himmel, Phil. 3, 20. Das soll er bleiben. Ich führe und geleite ihn heim, händige ihm ein das Reich, das ihm bereitet ist, Matth. 25, 34. „Und ich werde seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“ Ich bekenne ihn, bekenne mich zu ihm, bekenne ihn als den Meinen, und wenn auf Erden niemand ihn kennen will. Das sind wieder bekannte, herrliche Worte, die der Herr im Fleisch schon seinen Jüngern zum Trost und zur Ermunterung gesagt hatte, Matth. 10, 32. 33; Luf. 12, 8. 9.

Das Schreiben nach Sardes stellt eine Gemeinde vor in denkbar traurigster Verfassung. Das geistliche Leben ist schier allgemein geschwunden. Aber auch einer solchen Gemeinde geht der Herr noch nach und mahnt sie zur Buße. Es ist hohe Zeit für die Buße; sein Kommen kann jeden Augenblick sich ereignen. Aber noch ist Gnadenzeit, noch heißt es heute, noch hört man seine Stimme. Und solange man die noch hört, ist sie ernst gemeint, gültig und kräftig. Und wer den Namen des Herrn anruft, soll nicht zuschanden werden, sondern der Herr hält ihm alle seine teuren Verheißungen, die er den Seinen gegeben hat.

Das Schreiben nach Philadelphia.

3, 7—13.

Philadelphia, eine namhafte griechische oder besser hellenistische Stadt in Lydien, nach dem Gründer, dem König Attalus Philadelphus von Pergamus benannt, lag südöstlich von Sardes, gleichfalls am Fuße des Imolos. Es war eine reiche, blühende, glänzende Stadt, welche die Alten Klein-Athen nannten. In römischer Zeit gehörte Philadelphia zur Provinz Asia, war Mittelpunkt eines Steuerbezirks und eines römischen conventus oder Gerichtsprengels und gehörte zu den großen Plätzen, wo abwechselnd die Festgemeinschaft der Provinz sich versammelte. Von der dortigen Christengemeinde haben wir in der Apokalypse die erste Nachricht. Die Gemeinde wird geschildert als klein und arm, aber in den namentlich vom ungläubigen Judentum ausgehenden Verfolgungen bewährt. Auch einer der sieben Ignatianischen Briefe ist an sie gerichtet.

„Und dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia schreibe: Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der auftritt und niemand zuschließt, der zuschließt und niemand auftritt.“

Christus führt sich ein mit Prädikaten, die ihn bezeichnen als den, der messianische und göttliche Autorität, schlechtthin alles Recht und jegliche Macht im Reiche Gottes hat. Er ist „der Heilige“ schlechtthin und unbedingt und ausschließlich, wie Gott der Heilige, der Heilige Israels heißt. „Als der Heilige ist Gott der schlechtthin über die Welt Erhabene, der Erhabene und Einzige, der in seiner überweltlichkeit und Abgezogenheit von der Kreatur eben der sein selbst Eigene, der sich in seinem von der Kreatürlichkeit abgezogenen Wesen stets bewahrt.“ (Nach Ehler, Theologie d. N. Ts.) Als der Heilige ist er der von aller Sünde und Schwachheit Abgesonderte, der Anbetungswürdige, der mit heiliger Scheu zu verehren ist. Ein ausschließlich göttliches Prädikat ist ebenso auch „der Wahrhaftige“. Alethinos bezeichnet nicht sowohl seine Verheißungstreue, daß er nicht lügt und nicht lügen kann, sondern sein Wort hält; es heißt wahrhaftig im Sinne von wirklich, echt, seiner Idee, seinem Namen entsprechend. Christus ist von nichts ein Sogenannter, sondern der Eigentliche und Wirkliche. Bei ihm hat kein vom Sein verschiedener Schein statt, keine Täuscherei und Verstellung. Bei diesem Prädikat ist an die Lästerungen der Juden gedacht, die Jesum als einen Pseudomeffias versöhrien, von ihm redeten als von dem „Gehängten“, Betrüger und Prätendenten. Er ist der wahrhaftige, wirkliche Messias; darauf sollen die Seinen sich verlassen und seine Feinde auch. Den lästernden Juden gegenüber wird Christus als der schlechtthin Heilige und, was damit zusammenhängt, als der Wahrhaftige, das heißt, als der wirkliche und echte Messias, Erbe und Herr der echten, bleibenden Theokratie bezeichnet. Dasselbe besagt auch der Zusatz: „der da hat den Schlüssel Davids“. Grundlos ist die vorgeschlagene Konjektur: klein Tapheth (Topheth), den Schlüssel des Totenreichs, nach 1, 18. In den Zusammenhang paßt nicht die Deutung, die Thyra hat, daß Christus der authentische Schriftausleger ist, der die Schrift öffnet, die dann niemand durch falsche Auslegung verschließen darf. Da gibt schon das parallele Glied vom Schließen des Herrn keinen brauchbaren Sinn. Auch die Erklärung vom Auflösen, Vergeben der Sünde, und umgekehrt vom Schließen, Behalten und Zurechnen derselben, ist ein Raten. Die einzige Stelle, die den Wortlaut unserer Stelle dem Hauptbegriff nach enthält, ist Jes. 22, 22; auf die wird angespielt. Da wird über Eliakim gesagt: „Ich will die Schlüssel zum Hause Davids auf seine Schulter legen, daß er auf tue und niemand zuschließe, daß er zuschließe und niemand auf tue.“ Von Christo gilt das in unendlich anderm und höherem Maße als von Eliakim. Man darf nicht von Christo reden als von dem „der gleichsam, wie bei Jes. 22, 22 Eliakim, der Haushofmeister des Reiches Gottes ist“. Der Herr wird hier nicht als ein antitypus des Eliakim, als zweiter Eliakim, dargestellt, sondern er erscheint in einer Reihe mit dem Könige David selbst als Erbe seines Königtums, wie er Luf. 1, 32 schon vorgestellt wird. Das zeigen auch die gebrauchten Worte. Es heißt nicht nur wie bei Eliakim: Er hat den Schlüssel zum

Hause Davids, sondern „die Schlüssel Davids“, die Schlüssel, die Macht und Gewalt, wie der König David selbst sie hat in seinem Reiche. So ist er ein zweiter David. Christus hat Eigentumsrecht und Gewalt im ganzen davidischen Reich. Das gilt von dem neuen David in seinem neuen geistlichen, ewigen Reich in unbedingter Weise, weil der alte David mit seinem theokratischen Reiche nur ein weissagendes Vorbild des HErrn und seines ewigen Reiches gewesen ist. So haben die Apostel schon den ungläubigen Juden bezeugt, Apost. 2, 29 ff.; 13, 22 ff. 33 ff. Da ist dann gar nicht einmal nach dem Objekt zu fragen bei Aufschließen und Zuschließen, sondern alles, was er auf- und zuschließt, ist damit endgültig und unwiderrufbar getan. Das gehört mit dazu: „Wem er aufschließt mit dem Schlüssel Davids, vor dem verschließt er den Tod und die Hölle; denn wer im Hause Davids, im Reiche Gottes ist, der ist vor Tod und Hölle geborgen; wem er verschließt mit dem Schlüssel Davids, für den öffnet er den Tod und die Hölle.“ (Hengstenberg.) Mit der ganzen Selbstdarstellung wird zum Ausdruck gebracht die unumschränkte Macht des HErrn. Das war Trost für eine arme kleine Christengemeinde in ihren Verfolgungen durch die hochmütigen Juden, die sich rühmten, Gottes Volk zu sein, sich mit großen Namen wie David brüsten konnten und dabei die armen Christen mitsamt ihrem Christus höhnten und lästerten. Die Christen haben aber den auf ihrer Seite, der Davids Thronerbe ist, auf den David ein Vorbild war, und den David selbst seinen HErrn nannte.

Was der HErr seiner bedrängten Gemeinde zu sagen hat: „Ich weiß deine Werke.“ Ich sehe das wohl, wie treu du arbeitest und kämpfst für mich und mein Reich. Das vergesse ich dir nicht. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.“ Die offene Tür bezeichnet den ungehinderten Eingang ins Reich Gottes. Wenn die stolzen Juden euch auch verachten und verdammen, euch das Recht absprechen, euch Gottes Kinder und Erben des Reichs zu nennen, so laßt euch das nicht anfechten. Ich, der ich im Reiche Gottes zu sagen habe, des das Reich ist, ich habe euch den Eingang eröffnet. Und ich habe den Schlüssel Davids. Wenn ich aufschließe, dann ist es offen, und das verschließt niemand. Du hast zwar eine kleine Kraft. Damit ist nicht angedeutet, daß die Gemeinde arm war an geistlichen Wunderkräften, sondern es bezeichnet die Kleinheit der Gemeinde und ihre Dürftigkeit den reicheren Juden gegenüber. Du hast aber die Allmacht auf deiner Seite und das Mittel, durch welches die allmächtige Gnade wirkt zum ewigen Heil: das Wort Gottes, das Evangelium, die Kraft Gottes zur Seligkeit, Röm. 1, 16. Das hast du bewahrt, festgehalten allen Lügen und Verfolgungen zum Troß. Du hast mich, den Heiland und den Richter der Welt. Du hast mich und meinen Namen nicht verleugnet. Du verläßt dich auf mein Wort; so stehe ich zu dir und helfe dir aus.

Das soll man auch merken, daß ich bei dir bin. Deine Feinde selbst sollen es erfahren und auch bekennen. „Siehe ich will geben aus des Satans Synagoge heraus, von denen, die sagen, daß sie Juden sind und sind's nicht, sondern lügen — siehe, ich will machen, daß sie kommen werden und anbeten zu deinen Füßen und erkennen, daß ich dich geliebet habe.“ Ich habe dich geliebt. Du bist meine Braut. Deswegen sollen sie, die jetzt so hochmütig dich verachten, aus des Feindes Lager, aus Satans Synagoge, kommen und vor dir als der Braut und Hausehre des wahren Messias anbeten als vor einer Respektsperson und werden wünschen, von dir dem Messias und seinem Reiche zugeführt zu werden. „Weil du das Wort meiner Geduld bewahrt hast, will ich auch dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die da kommen soll über die ganze Welt.“ Ich lohne dir deine Treue, daß du mein Wort bewahrt hast; so will ich dich auch bewahren. „Das Wort meiner Geduld“ ist hebräisch geredet für: mein Wort der Geduld. Das hypomones ist Genitiv der charakteristischen Eigenschaft. Mein Wort redet viel von Geduld, Ausdauern, Ausdauer. Es fordert Ausdauer, weil es viel Leiden in Aussicht stellt. Es richtet das Auge und die Hoffnung auf das Zukünftige, das ewige Leben, und übt so die Geduld. Es gibt und wirkt auch die Standhaftigkeit. Du läßt es dich nicht verdrießen, daß mein Wort immer wieder ins ewige Leben verweist, mit dem himmlischen Erbe tröstet. Das Wort hast du bewahrt, so bewahre ich dich auch, wenn das Warten zu Ende geht und zugleich die Sehnsucht aufs höchste steigt. Zu der Stunde, „wenn Christus wird die Welt erschrecken“, wenn dieser Schrecken kommen wird über alle, die auf dem ganzen Weltkreis wohnen, die hier zu Hause sind, im eigentlichsten Sinne zur Welt gehören, keine andere Heimat hoffen und wissen, wenn denen der Boden unter den Füßen schwindet. Dann bin ich dir nahe. Dann kommt der Freudenblick, wenn das Zeichen des Menschensohnes sichtbar wird. Dann gerade kommt eures Leibes Erlösung. Dann setzt auf und hebt eure Häupter auf! Seid nur gerüstet! Seid nur wacker und bereit, daß ihr würdig werden möget, dem allem zu entfliehen und zu stehen vor des Menschen Sohn! „Ich komme bald! Halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme!“ Kämpfe frisch den letzten Rud! Bald ist's vorbei. Ich komme bald, ehe du dich's versiehst. Halte ja fest, was du hast, deinen ganzen geistlichen, himmlischen Schatz, den ich, dein Heiland, dir erworben habe. Laß doch nicht im letzten Moment noch die Krone dir rauben, deinen Siegerkranz, den Königsschmuck, den ich bereits aufgehoben und schon in die Hand genommen habe, um ihn dir auszuhandigen.

Die Verheißung ist wieder allgemein an alle Gemeinden gerichtet. „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und heraus wird er nicht mehr gehen; und ich will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem, die vom Himmel, von meinem

Gott, herabkommt, und meinen Namen, den neuen. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Wie in allen diesen Verheißungen, die am Schluß dem Sieger gegeben werden, vom ewigen Leben, von Zuständen nach der Parusie, die Rede ist, so kann auch hier der Tempel Gottes nur die triumphierende Kirche im Himmel sein. Das neue Jerusalem kommt vom Himmel, von Gott. In jenen Tempel Gottes soll der Sieger eingeführt werden und wohnen im Hause des Herrn immerdar, Ps. 23, 6. Da soll er eine Säule, ein Pfeiler sein. Das Bild soll nur ausdrücken, was ja gleich dabeisteht: „Er soll nicht wieder herausgehen“, sondern ewig da bleiben, als ob er ein Pfeiler wäre, der den Tempel hält und trägt. Auf ihn, den Sieger, nicht auf den Pfeiler — das Bild ist aufgegeben —, auf den Sieger soll der Name Gottes und des neuen Jerusalem und Christi eigener neuer Name, der ihn bezeichnet in dem neuen himmlischen Zustand, geschrieben werden. Der Aufdruck dieser Namen ist Versiegelung und unverlierbare Bewahrung. Er ist Gottes teures Eigentum, das ihm ewig bleiben soll; er gehört dem neuen Jerusalem an, damit ist er gezeichnet als ein Himmelsbürger. Er trägt Christi neuen Namen, wird mit ihm regieren in Ewigkeit.

Ein schönes Lob der Gemeinde zu Philadelphia! Sie leidet viel, ist eine Kreuzträgerin. Das soll ihr Schade nicht sein. Sie hält an ihrem großen Heilande fest; der verläßt sie nicht. Auch in den erschreckendsten Zeiten, bei dem Einbruch der Schrecken des Jüngsten Tages, ist sie bei ihm wohlgeborgen. Gerade dann gibt es den Eingang zu dem seligen ewigen Wohnen im Jerusalem und Tempel Gottes droben.

Das Schreiben nach Laodicea.

3, 14—22.

Laodicea, im südwestlichsten Teile Phrygiens, in dem Talgebiet des zum Mäander strömenden Flusses Lykos, gelegen, war eine Gründung des seleukidischen Königs Antiochus II., von diesem zu Ehren seiner Gemahlin Laodike benannt. Die Fruchtbarkeit ihres Gebiets, reiche Wollproduktion, hochentwickelter Gewerbesleiß, blühender Handel und Geldverkehr waren die Grundlage des Wohlstandes von Laodicea, wo sich auch die Kunst und die Wissenschaft keineswegs ausgeschlossen sahen. In der römischen Zeit war Laodicea Hauptort einer der römischen Gerichtsbezirke in der Provinz Asia. Es wohnten da auch viele Juden. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Laodicea, ähnlich wie die benachbarten Plätze Kolossä und Hierapolis, schon frühzeitig ein Hauptherd des Christentums für Kleinasien wie auch seinerzeit Sitz eines Bistums geworden ist. Als Stifter der phrygischen Gemeinden gilt Epaphras. Paulus hatte einen großen Kampf um die zu Laodicea wie auch um die Kolosser sowie um alle, die seine Person im Fleisch nicht gesehen hatten, Kol. 2, 1.

Ihr Ruhm ist um diese Zeit nicht fein, sondern der Herr hat bitter zu klagen über ihre Trägheit, geistliche Erstorbenheit und hochmütige Selbsttäuschung.

„Und dem Engel der Gemeinde zu Laodicea schreibe: Das jagt Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Kreatur Gottes.“ Gott heißt Wahrlich; so hier auch Christus. Er ist das leibhaftige Wahrlich, ja, gewiß. „Bei allem, was er sagt, in Aufdeckung der verborgenen Tiefen des Herzens, in Drohung und Verheißung, kann man stets mit vollem Recht das Wahrlich hinzufügen, während allem, was ein kurzsichtiger Mensch spricht, überall ein Fragezeichen zur Seite geht, und zwar um so mehr, je zübersichtlicher er redet.“ (Hengstenberg.) Der treue, zuverlässige Zeuge ist Christus. Auf sein Wort ist Verlaß, seine Drohungen und seine Verheißungen sind keine leeren Worte. Der wahrhaftige Zeuge, *alethinos*, ist er, der wirkliche, echte Zeuge. Er weiß, wovon er redet, und kann deswegen zeugen. „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben“, Joh. 3, 11. Er ist ferner „der Anfang der Kreatur Gottes“. Der Wortlaut an sich läßt zwei Auffassungen zu: entweder wird Christus als „der Anfang der Schöpfung Gottes“, das heißt, als das erste Geschöpf Gottes, bezeichnet, wie die Arianer gern glaubten; oder der Herr wird als das *principium activum* der Schöpfung gedacht. „Unbedingt entscheidend für die letztere Fassung, welche nur nicht durch Beziehung auf die geistliche Neuschöpfung verwirrt werden darf, ist die Grundanschauung von Christo, welche in der Apokalypse wie in jedem andern Buche des Neuen Testaments ausgesprochen ist. Wie könnte Christus nur den vorliegenden Brief schreiben lassen, wenn er selbst ein Geschöpf wäre? Wie könnte ihn jedes Geschöpf im Himmel und auf Erden anbeten (5, 13), wenn er selbst eins derselben wäre (vgl. 19, 10)? Man braucht nur die Bezeichnung des Herrn, daß er das A und das O sei (22, 13; vgl. 1, 8), in der notwendigen Energie zu denken, so liegt in dem A, daß Christus die Arche der Schöpfung ist (vgl. Kol. 1, 15, 16; Joh. 1, 3), wie in dem O liegt, daß er kommt, um der sichtbaren Schöpfung ein Ende zu machen.“ (Düsterdieck.)

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt bist noch heiß.“ *Zestos*, Verbaladjektiv von *zeo*, kochen, sieden, also heiß, heißblütig. Am nächsten kommen ihm solche Ausdrücke wie *zeonto pneumat*, Apost. 18, 25 von Apolos gebraucht: brünstig im Geist redete und lehrte er vom Herrn. Desgleichen wie Röm. 12, 11: *to pneumat* *zeontes*, brünstig im Geist. So ist klar, daß Heißsein ein Lob ist; das ist der Gläubige, der mit Eifer und Begeisterung dem Herrn anhängt, für ihn tätig und rührig ist, sich von ihm nichts abbringen läßt, ihm anhängt und nach nichts anderm fragt. Ein solches Glühen für seinen Herrn bezugte Paulus, der für Christum zu allem willig war, dem kein Leiden zu groß und keine Arbeit zu sauer war, der um Christi willen alles verachten und preisgeben konnte und willig war, daß er nur Christum gewinne, Phil.

3, 8 f. Demgegenüber kann der Kalte nur der Lieblose und Feuerlose, weil Glaublose, sein „außer allem Einfluß des göttlichen Geistes wie der Ungläubige, der Heide“. (De Wette.) Mit Laodicea steht es so, daß man von ihm weder das eine noch das andere aussagen kann. Es ist weder kalt noch heiß, sondern lau. Da spricht der Herr den Wunsch aus: „O daß du kalt oder warm wärest!“ Daran hat man sich gestoßen. Man hat gemeint: Lau ist doch heiß näher als kalt, laues Wasser kann schneller heiß gemacht werden als kaltes. Dazu sagt Dürstertied mit Recht: „Das aus der Physik entnommene Bedenken, daß das Laue schneller heiß werde als das Kalte, hätte billigerweise nie ausgesprochen werden sollen.“ Hengstenberg versteht ein solches Kaltsein, „welches mit dem schmerzlichen Bewußtsein verbunden ist, daß man kalt ist, mit dem herzlichen Verlangen, warm zu werden. Dem ‚Selig sind, die arm am Geist sind‘, geht das ‚Selig sind, die kalt am Geist sind‘, in ihrem eigenen Bewußtsein, zur Seite. Man muß, um warm zu werden, erst kalt gewesen sein, und auch wenn man warm geworden ist, verliert das Kaltsein noch seine Bedeutung nicht; jeder Fortschritt ist durch das Kaltsein bedingt und richtet sich genau nach dem Maß desselben. Ähnlich wie hier das Kaltsein, kommt in Joh. 9, 41 das Blindsein vor: ‚Wäret ihr blind‘ (so viel als: fühltet ihr euch blind), ‚so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprecht: Wir sind sehend, bleibet eure Sünde.‘ Hiernach ist das Kaltsein dem Lausein absolut vorzuziehen“. Allerdings. Aber solche, die sich selbst für kalt halten, die klagen: „Das ist mein Schmerz, das kränket mich, Daß ich nicht g'nug kann lieben dich, Wie ich dich lieben sollte“, die sind nicht kalt, sondern heiß in der Liebe und können sich selbst darin nicht genug tun. Da wäre freilich keine Schwierigkeit zu verstehen, warum solche „Kalte“ den Lauen absolut vorzuziehen sind. Aber Leute, die der Herr kalt nennt, sind das Gegenteil von denen, die brünstig sind im Geist, Leute, in denen kein Affekt für den Herrn vorhanden ist. So wünscht sich der Herr die Gemeinde zu Laodicea lieber als lau. Ganz richtig sagt Hengstenberg: „Das Lausein ist Entartung, Krankheit, in vielen Fällen eine Krankheit zum Tode.“ Eine ähnliche Redeweise haben wir, wenn der Herr ausruft: „Die Böllner und Hurer werden eher ins Himmelreich kommen denn ihr“, Matth. 21, 31. So hätte der Herr auch im Ernste jenem Pharisäer, der im Tempel Gott dankte, daß er nicht sei „wie dieser Böllner“, Luk. 18, 11, zurufen können: Wollte Gott, du wärest ein Böllner oder Hurer; dann wärest du eher zur Buße zu bringen, könntest eher ins Himmelreich kommen. Und gar, wenn wir daran denken, daß der Herr hier redet zu einer abgestorbenen Gemeinde, die eine bessere Erkenntnis, die das Evangelium gehabt hat, dann wird das verständlicher, daß dem Herrn vergleichsweise ein offener, ehrlicher, wüster Ungläubiger nicht so zuwider wäre wie eine Gemeinde, die erstorben ist, die einen Ekel hat vor der „losen Speise“ mitsamt dem Herrn selbst. Da ist das hier ähnlich geredet, wie wenn

es heißt: „Es wäre ihnen besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, denn daß sie ihn erkennen und sich kehren von dem heiligen Gebot, das ihnen gegeben ist. Es ist ihnen widerfahren das wahre Sprichwort: Der Hund frisst wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot“, 2 Petr. 2, 21 f. Das sind „kahle, unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt“, Judä 12. Es steht eben so: „Es ist im geraden und einfachen Gegensatz zu der ‚heißen‘, unbedingten Liebe zum HErrn die ‚Kälte‘ als Feindschaft und Widerstand zu denken. So war Saulus ‚kalt‘, solange er den HErrn verfolgte. Weil aber, wie aus dem Saulus ein Paulus, aus einem Kalten leichter als aus einem Lauen ein Heißer werden kann, deshalb hat der Wunschsaß sein gutes Recht.“ (Düsterbied.) Du bist weder heiß noch kalt, sondern lau, „bezeichnet die Unentschiedenheit und Halbheit des Verhältnisses zum HErrn, da man ihn weder ganz annehmen noch ganz verwerfen will, eine Stellung, die nicht ohne innere Unlauterkeit, Trägheit und Selbstverblendung sein kann“. Wer unentschieden bleiben will, ist eben nicht neutral. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich“, Matth. 12, 30. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon, Matth. 6, 24, Gott lieben und die Welt zugleich, 1 Joh. 2, 15; Jak. 4, 4. Wer das doch mit Wissen und Willen zu tun versucht, nachdem er vorher die Erkenntnis der Wahrheit gehabt und dem HErrn angehört hat, der ist eben abgefallen. Vor solchen hat der HErr einen doppelten Abscheu. Da droht er: „Ich will dich ausspeien aus meinem Munde.“ Wie laues Wasser zum Erbrechen reizt, so will der HErr solche Lauen ausspeien als ihm zum Erbrechen widerlich. Und das mello drückt aus: er hat vor, er kommt bestimmt und bald, er ist schier schon daran, sie auszuspiesen, sich ihrer ganz zu entledigen, wenn nicht zuvor noch Buße und Umkehr folgt.

„Weil du sprichst: Ich bin reich und habe mich bereichert und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du bist der Elende und Jämmerliche, arm, blind und bloß.“ Hengstenberg wird wohl recht haben, daß dieser Weilsaß nicht als Vorderfaß zu B. 18 zu fassen ist, weil ein so langer Saß nicht zu der Erregtheit der Rede paßt und überhaupt dem hebräisch-artigen Stil der Apokalypse weniger angemessen ist. „Der Wortwurf der Lauheit wird hier begründet. Es wird hier eine Bestimmung der Lauheit gegeben, die für demütige und angefochtene Seelen sehr tröstlich ist. Das strenge Urteil des HErrn über die Lauheit trifft nicht die Mängel und Schwachheiten an sich, mit denen der HErr unendliches Erbarmen hat; es trifft sie nur in Verbindung mit der hochmütigen Einbildung, der Satttheit, dem Mangel an schmerzlicher Erkenntnis der Sünde, an herzlichem Verlangen der Vergebung und Heiligung.“ Es liegt eine furchtbare Verblendung vor, ein gänzlicher Mangel an Selbstkenntnis und Buße. Elend liegt genug vor, aber es wird nicht erkannt, sondern im Gegenteil, man kommt sich ganz reich und wohlversorgt vor. Der Jammer der Gemeinde wird stark gemalt, die Abjektive

werden gehäuft, und der Artikel davor drückt in schneidender Schärfe gegen den selbstgerechten Wahn aus: gerade du bist der Elende, Bedauernswerte.

Weil der kommende Richter weiß, wie ein solcher Zustand ewigen muß, weil er aber noch der Heiland ist und die Gnadenzeit noch währt, er auch den Tod dieser Sünder nicht will, so gibt er ihnen einen überaus nötigen und beherzigenswerten Rat: „Ich rate dir, daß du dir kaufest von mir Gold, das durch Feuer durchgeläutert ist, damit du reich werdest, und weiße Kleider, damit du dich anust und nicht offenbar werde die Schande deiner Blöße, und Augensalbe, zu salben deine Augen, daß du sehen mögest.“ Also alles, was du trügliehertweise zu haben meinst, aber nicht hast, das kaufe von mir, dann steht es mit dir gut. Aus der Aufforderung zu kaufen ist nichts für die römische Lehre vom Verdienst zu holen. Wie Gott geistliche Güter verkauft, sagt deutlich genug Jes. 55, 1: „ohne Geld und umsonst“. Der Kaufpreis ist gerade die Buße, gerade das Aufgeben eigener Vortrefflichkeit, des schon erreichten Zieles. Laß mich deine Augen recht salben mit meinem Geiste, dann wirst du erkennen, wie nötig du das hast, was ich dir biete, und du wirst es gern nehmen. Der Herr will die Gemeinde noch nicht verwerfen. Er hat die Hoffnung für sie noch nicht aufgeben. Er arbeitet noch an ihr. Ja, er liebt sie nach der erbarmenden Liebe, die sie retten will. „Welche ich liebhab, die strafe und züchtige ich. So sei nun eifrig und tue Buße!“ Er hilft zur Befolgung seines Rufes auch nach mit der Rute, mit strafenden Heimsuchungen. Damit will er retten; das sind heilsame Schläge. Aber da gilt es, die Züchtigung zu verstehen und zu Herzen zu nehmen. Beweise Fleiß und Eifer, spüte dich mit der Buße! Die Gnadenzeit geht schnell zu Ende. „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand auf meine Stimme hören wird und die Tür aufthun, da werde ich zu ihm eingehen und das Mahl mit ihm halten und er mit mir.“ Düsterdied will die ganze Zusage eschatologisch fassen: Ich stehe vor der Tür mit meiner Parusie. Wer mir die Tür aufthut, wer mich bewillkommt und bereit und wachend ist, mit dem gehe ich zu dem Mahl der ewigen Freude. Gewöhnlich faßt man sie von Befeligung im Gnadenreich und dann im Ehrenreich. Holzmann: „Wird in einem Hause geschwärmt und geschwelgt, so hört man den pochenden Warner nicht. Wahrscheinlicher noch liegt die stehende Ideenassoziation der Gleichnisse von den Anekten und dem von oder zu der Hochzeit kommenden Herrn zugrunde, Luk. 12, 36. Wenn jemand meine Stimme hören wird (Joh. 10, 3) — was voraussetzt, daß er diese Stimme kennt —, zu dem werde ich eingehen und mit ihm Mahlzeit halten und er mit mir, das heißt, für ihn werde ich nicht zum Gericht kommen, sondern um innigste gegenseitige Gemeinschaft zu pflegen.“ Wieder wird am Schluß „dem Sieger“ eine Verheißung gegeben: „Wer überwindet, dem will ich geben zu sitzen mit mir auf meinem Thron, wie auch ich überwunden habe und habe mich

gesezt mit meinem Vater auf seinen Thron. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!" Wer überwindet im Christen-kampf, der soll als Sieger mit mir ewig regieren nach meinem und kraft meines Sieges, Luf. 22, 30; Matth. 20, 21.

In allen Sendschreiben redet der Herr der Kirche, der Heiland und zukünftige Richter. In jedem Falle zeigt er, daß er auf dem Thron der Freuden noch so gesonnen ist, wie er war unter Schmach und Leiden. Er will selig machen, was verloren ist. Er ermahnt die Trägen, tröstet die Angefochtenen, schreckt die Schlafenden und Toten, ermahnt die Selbstgerechten zur Buße. Dabei hält er allemal seine nahe Parusie vor Augen, um den Bußruf und die Ermahnung dringlich zu machen und die lassen Hände zu kräftigen und die müden Knie zu stärken. Es soll alles wader und bereit sein, es soll alles das Haupt erheben und fröhlich ausschauen nach seines Leibes Erlösung. Alle Gemeinden sollen schon ausholen zu dem Bewillkommungsruf: „Kun komm, du werthe Kron', Herr Jesu, Gottes Sohn! Hosanna! Wir folgen all' Zum Freudenfaal Und halten mit das Abendmahl.“

E. P.

Der Lutherische Bund.

Als vor nun schon mehr als zwölf Jahren die Vereinslutheraner in Preußen in die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz“ aufgenommen wurden, bildete sich der Lutherische Bund als Protest gegen diese Verleugnung der Wahrheit der Union gegenüber, zu der eben die aufgenommenen Vereinslutheraner gehörten. Seine diesjährige Versammlung hielt der Lutherische Bund in Kassel. Neben manchen Fragen äußerlicher Natur, vornehmlich die Weiterexistenz des „Evangelisch-Lutherischen Zeitblattes, Organs des Lutherischen Bundes“, betreffend, war die Bekenntnisstellung des Lutherischen Bundes ein Hauptgegenstand der Besprechung. Obwohl nämlich auch die Glieder des Bundes in ihrer lutherischen Stellung bisher nicht konsequent waren, so ist doch der Eifer, mit dem sie um die Erhaltung des lutherischen Bekenntnisses bemüht sind, nicht zu verkennen. Wie dies in Kassel zum Ausdruck kam, zeigen folgende im „Evangelisch-Lutherischen Zeitblatt“ mitgeteilten Aussprachen:

Pfarrer Martin aus Marburg sagte in einer Ansprache über Hebr. 12, 2: „Wir haben uns im Lutherischen Bund zusammengefunden zu gemeinsamem Eintreten für die lutherische Kirche. Die Kirche, welche Luthers Namen trägt, ist für uns nicht eine ehrwürdige Größe der Vergangenheit, ein absterbender Zweig, ein Gebilde, das noch eine Weile geduldet werden kann, bis es von selbst verschwindet. Sie ist uns auch nicht eine Kirchenpartei oder sektenhafte Bildung. Sie ist uns die Stadt des lebendigen Gottes, die Stiftung des Herrn Jesu, die Welt-

stätte des Heiligen Geistes, ausgerüstet mit dem Reichtum Gottes; aus ihrem Brunnen fließt das Wasser des ewigen Lebens rein und klar wie in keiner andern Kirche. Wir wollen ihre Mauern nicht niederlegen und ihre Lebensquellen nicht verstopfen — an dem Werk sehen wir heute viele. Unglaube und Christushaß draußen, falsches Prophetentum im Innern gehen auf die Zerstörung der lutherischen Kirche aus. Es genügt uns aber auch nicht, sie in dem Zustande, in dem wir sie überkommen haben, zu belassen, von ihr zu erhalten, was noch vorhanden ist — dadurch unterscheiden wir uns von vielen treuen Christen, die persönlich dem lutherischen Glauben zugetan sind. Wir wollen die Kirche, in der das Evangelium lauter und rein gelehrt wird und die Sakramente nach der Einsetzung des Herrn Jesu verwaltet werden, bauen. Wir wollen auf dem kirchlichen Gebiete vorwärtskommen in der Richtung, in die unser lutherisches Bekenntnis uns weist. Das ist uns keine Liebhaberei, keine Sache bloß des Geschmacks, die wir auch lassen könnten. Wir sind in unserm Gewissen an die lutherische Kirche gebunden, weil wir an Gottes Wort, das sie lauter und rein bekennet, mit unserer Seelen Seligkeit gebunden sind. Wir halten an ihr fest, weil sie uns unsern Heiland, den lebendigen Herrn Christus, in Wort und Sakrament bringt. Wir sind an sie gebunden nicht durch eigentwilliges Wünschen und Wählen, sondern durch die Bande des Gehorsams und der Treue. Wir können nicht von ihr weichen, obwohl sie heute in geringerer Erscheinung sich darstellt. Der Lebensbrunnen bleibt, was er ist, wenn auch viele sein Wasser verschmähen. Die Wahrheit bleibt unwandelbar die Wahrheit, auch wenn viele sich dem Irrtum in die Arme stürzen.“

Der zweite Vorsitzende, Superintendent Anthes, ließ sich also vernehmen: „Wir stehen in schwerem Kampf um das Bekenntnis unserer Kirche, damit aber um sie selbst und um das, was wir nur in ihr haben können, um unsern christlichen Glauben. In dieser Zeit der Entscheidung, die auch eine Zeit der Scheidung sein wird, gilt es nicht hier einen Rat und dort einen Rat annehmen, sondern Treue und Gehorsam zeigen, allein auf Jesum sehen, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens. Und es gilt nicht selbst etwas Neues machen wollen, um so dem Kampfe zu entgehen, sondern in Geduld darin ausharren, bis uns die Scheidung, die wir nicht suchen, aber auch nicht fürchten, von den andern aufgenötigt wird. Nur so werden wir den vollen Segen des Kreuzes empfangen.“

P. Hübener aus Satow hielt einen Vortrag über den 10. Artikel der Konkordienformel. Das „Zeitblatt“ berichtet: „Die vortreffliche Einleitung zeigte dem geschichtsfeindlichen Geschlecht unserer Tage wieder einmal, wieviel aus der Geschichte zu lernen ist. Geradezu überraschend wirkte es, wie ähnlich die durch das Leipziger Interim geschaffene Lage und die Stimmung der Theologen, die es befürworteten, dem war, was wir heute wieder erleben: dasselbe Sinken auf beiden

Seiten, dieselbe vergebliche Hoffnung, durch Aufgabe dessen, was man für Außenwerke hielt, um so sicherer das Kernwerk halten zu können. Und demgegenüber die mannhafteste Tapferkeit eines Glacius Illyricus, eines Andrea, die Gesinnung, die schließlich im 10. Artikel der Konfessionsformel mit seiner großartigen evangelischen Freiheit und seiner zarten lutherischen Gewissenhaftigkeit ihren Ausdruck fand. Wir haben sie auch heute bitter nötig gegen die Kompromißsucht, die immer weitere Kreise des landeskirchlichen Luthertums einem neuen Interim geneigt macht. Auch in dem, was zu andern Zeiten als Mittelthing erträglich wäre, können und wollen wir heute nicht nachgeben; denn wir leben wieder in casu confessionis, „zur Zeit der Verfolgung, wann ein rundes Bekenntnis des Glaubens von uns erfordert, in solchen Mittelthingen den Feinden nicht zu weichen“. Das wurde im Vortrag selbst und in der anschließenden Besprechung im einzelnen gezeigt für den sogenannten Schutz der Minderheiten, die Gestaltung des kirchlichen Wahlrechts und die Durchführung der Kirchenzucht, alles Dinge, in denen man heute dem vermeintlichen Zeitgeist schwächlich nachzugeben geneigt ist. Demgegenüber bedeuteten die Verhandlungen und insbesondere P. Hübeners Vortrag ein klares und entschiedenes Zeugnis dafür, daß wir wenigstens den Feinden nicht weichen wollen, und aus dieser Überzeugung heraus fand der Vorschlag des Herrn von Hohenberg, den Vortrag als ein mannhaftes Bekenntnis in einem Sonderdruck möglichst weit zu verbreiten, allgemeine Zustimmung und in einigen reichen Gaben auch sofort tatkräftige Unterstützung.“ P. Hübeners Vortrag ist bereits unter dem Titel „Was wird aus unserer lutherischen Kirche?“ erschienen.

Wir können, wie bereits bemerkt, nicht sagen, daß der Lutherische Bund bisher wirklich konsequent für das lutherische Bekenntnis eingetreten ist gegenüber der unionistischen Strömung in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz und den Theologen gegenüber, die ebenfalls, wie sie sich ausdrücken, „v o r w ä r t s kommen wollen in der Richtung, in die unser lutherisches Bekenntnis uns weist“, dabei aber in Wirklichkeit die lutherischen Lehren, wie sie im Bekenntnis vorliegen, preisgeben. Trotzdem freuen wir uns von Herzen über solche Aussprüche, wie wir sie hier haben mitteilen können, und wünschen dem Lutherischen Bunde, daß er in dem Eifer um das lutherische Symbol immer zunehmen möge. Denn was der Kirche in Deutschland helfen kann, ist einzig und allein die alte Wahrheit, wie sie Luther, der Prophet der Deutschen, wieder ans Licht gebracht und gelehrt hat, und wie sie goldlauter in den lutherischen Bekenntnissen niedergelegt ist. Im vergangenen Jahr sind dem Lutherischen Bund 82 neue Mitglieder aus verschiedenen lutherischen Kirchengebieten Deutschlands beigetreten, so daß die Mitgliederzahl sich gegenwärtig auf 625 beläuft. Der Verlust durch Todesfall betrug in dem vergangenen Jahr 13. —

Obiges war schon für die vorige Nummer von „Lehre und Wehre“ geschrieben. Seitdem ist uns nun auch der Vortrag P. Martin Hübe-

ners: „Was wird aus unserer Lutherischen Kirche?“ zugegangen, aus dem wir zur Charakterisierung des „Lutherischen Bundes“ noch etliche Stellen hier folgen lassen. Was zunächst das Schlagwort „kirchlicher Neubau“ belangt, das jetzt in allen deutschen Landeskirchen und Kirchenblättern kursiert, so lesen wir bei Hübener: „Für uns lutherische Christen handelt es sich überhaupt nicht um eine neue Kirchenbildung, denn die Kirche ist vorhanden, sondern nur um die Bewahrung dessen, was die Kirche zur Kirche gemacht hat und immer wieder macht. Das Wort vom ‚kirchlichen Neubau‘ ist nicht von uns, sondern von den stolzen Bauherren geprägt, die heute auf den Synoden und Kirchentagen das Wort führen. Solchen kühnen Neubau-Plänen gegenüber berufen wir uns auf Gottes Wort und auf die Bekenntnisse unserer evangelisch-lutherischen Kirche, durch die ein Neubau der Kirche überflüssig, ja völlig ausgeschlossen ist. Und eine Berufung auf das Bekenntnis, das unsere Kirche zur Kirche macht, wird doch wohl jedem Glied und jedem Diener der Kirche, wird auch der kleinsten Versammlung gestattet sein. Gerade der 10. Artikel der Konkordienformel zeigt uns nun aber, daß die kühnen Baumeister einer neuen Kirche in unsern Tagen schon in vielen Dingen, wo sie gar nicht daran denken, das Wesen der Kirche verletzen und ihrem Bekenntnis entgegenarbeiten. Sieht es so schon im Kleinen aus, dann mag sich jeder die unabsehbaren Folgen der kirchlichen Neuerungen im Großen selber ausmalen.“ (3 f.)

Der Neubau der Kirche, wie er jetzt von den Landeskirchlichen so gut wie allgemein befürwortet wird, soll auch den liberalen Geistern Licht und Luft, Raum und Berechtigung nicht verweigern. Mit Bezug auf diese Duldung und Anerkennung liberaler Minoritäten läßt sich Hübener weiter also vernehmen: „Auch heute [wie einst zur Zeit des Leipziger Interims die Papisten den Lutherischen] stehen uns in kirchlichen Fragen, und zwar mitten in den sogenannten ‚evangelischen‘ Kirchen, Feinde des Evangeliums gegenüber, mit denen wir uns in der Lehre und in der Auffassung der Sakramente nun und nimmer vergleichen können, ja mit denen man auch einen Vergleich in der Glaubens- und Weltanschauung gar nicht mehr versucht und erhofft. Und doch verlangt man von uns aus kirchenpolitischen Gründen, daß wir uns weiter mit ihnen vereinigen lassen in einer Kirche, die dadurch die Irrlehre als gleichberechtigt mit der Wahrheit tatsächlich anerkennt, und daß wir uns mit ihnen vergleichen in allerlei kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen, von denen man uns immer wieder versichert, daß es nur Mittel Dinge seien, und daß wir darin mit gutem Gewissen nachgeben könnten. — Ein Hinweis auf diese unserer evangelisch-lutherischen Kirche drohende Gefahr ist um so nötiger, als auf dem ersten deutschen Evangelischen Kirchentage in Dresden dieser falsche Friede mit den Gegnern des Evangeliums bereits geschlossen ist. D. Laible schreibt in dem Neujahrsartikel der ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.‘ 1920, Sp. 4: ‚Es war nicht zu verkennen, daß die neuprotestantischen [neurationalisti-

schon, liberalen] Anschauungen viel Gunst hatten und die Gleichberechtigung der Richtungen bereits durchgeführt sei.' Da ist doch ein weiteres Schweigen unmöglich für jeden, der seinen Glauben nicht verleugnen will. — Ganz wie damals zur Zeit des Interims die Absicht des Kaisers Karl V. dahin ging, beide widerwärtigen Religionen zu vergleichen und ein Korpus' zu bilden, so sind auch heute wieder Unionsversuche an der Tagesordnung, nur daß an Stelle der katholischen Kirche uns der moderne Unglaube gegenübersteht. Neuerdings betreibt man diese Unionsmacherei unter dem Aushängeschild: Schutz der Minoritäten [der Liberalen in den Landeskirchen]! Bildung von Minoritätsgemeinden! und im Kleinen und kleinsten Maßstabe unter dem Titel: Aufhebung des Parochialzwangs! Um mit dem letzteren zu beginnen, so kann nicht geleugnet werden, daß der Parochialzwang in dem Sinne, daß jedes Gemeindeglied bei allen kirchlichen Handlungen und in allen seelsorgerlichen Fragen an einen bestimmten Geistlichen gebunden war, eine gewisse Härte enthielt. Innerhalb der Bekenntniskirche sollte eine Lockerung des Parochialzwangs möglich sein. Ganz etwas anderes aber ist es, wenn es sich nicht um persönliche Beziehungen zu diesem oder jenem Pastor, sondern um die Lehre und um das Bekenntnis handelt. Da löst sich bei der Lockerung oder gar Aufhebung des Parochialzwangs die Gemeinde als solche auf. Eine weitere Zugehörigkeit derer, die eine andere Lehre und Predigt wünschen, zu der alten Gemeinde und Kirche ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Vorschläge des evangelischen Kirchenausschusses in Nr. 20 der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.“ von 1920 betreffend die „Bildung von Minoritätsgemeinden“ zur „Aufrechterhaltung der Einheit der Landeskirche“ und zur „Befriedigung des religiösen Bedürfnisses ihrer Mitglieder“ sind für lutherische Gemeinden unannehmbar, und wir verstehen nicht, wie der Vertretertag des „Allgemeinen Positiven Verbandes“ am 21. und 22. Juni in Eisenach die Hoffnung aussprechen konnte, das Gesetz des Minoritätenschutzes [das auch den Liberalen in den Landeskirchen volle Berechtigung zusichert] werde noch weiterhelfen, die Kirche Christi innerhalb des Protestantismus zu bauen. (Ebendort Nr. 29, Sp. 578.)“ (13 ff.)

Zu den lutherischen Theologen, die es für eventuell geboten halten, wenigstens temporär auch mit den Liberalen in einem Stalle zu bleiben und sich mit ihnen kirchlich zu vergleichen, gehören auch D. Deschey und D. Hmels und D. Laible. Ihnen gegenüber spricht sich Hübenner also aus: „Gewiß soll es jedermann freistehen, sich seinen Pfarrer und seine Kirche zu wählen. Aber dann soll auch jeder aus seiner Wahl die Konsequenzen ziehen; die einzelnen neugebildeten Gruppen und Gemeinden sollen schieblich friedlich ihres Weges gehen und nicht mehr den Schein einer kirchlichen Einheit vorpiegeln wollen, wo keine Glaubenseinheit mehr vorhanden ist. Daß der deutsche Evangelische Kirchentag in Dresden für eine solche Allweltskirche (wie sie durch das Gesetz des Minoritätenschutzes sich ergeben würde) sich aus-

gesprochen hat, kann uns nicht wundernehmen. Unter dem von Dresden ausgehenden Einfluß hat wohl auch Privatdozent D. Lesche (in Nr. 52 der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.“ von 1919) für Berücksichtigung der Minderheiten [der Liberalen] innerhalb der Bekenntniskirche als Volkskirche eintreten zu müssen geglaubt. „Auch ich halte — so schreibt er — an der vollen Bekenntnismäßigkeit von Lehre und Unterricht fest. Aber wenn ich auch um des Glaubens willen das: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns, spreche, in der Liebe ist für uns, wer nicht wider uns ist.“ Wir können darauf nur antworten: Welch eine traurige Auseinandersetzung von Glaube und Liebe! Als ob das wahrer Glaube sein könnte, der die Liebe vergiftet, und als ob das wahre Liebe wäre, die vor falscher Lehre nicht mehr warnt, sondern sie als gleichberechtigt mit der Wahrheit offen anerkennt! — D. Lesche spricht auch von der vielleicht bald eintretenden Möglichkeit, daß die Bekenntnisgemeinden sich in der Minorität befinden werden. „Dann“, so schreibt er, „wollen wir das Minderheitsrecht nützen, wollen es tun, solange es geht.“ Erst an einem bestimmten Punkte tritt nach seiner Meinung das „non possumus“ ein („wir können nicht mehr mit“) und erst dann soll es heißen: „Wer die Landeskirche mehr liebt als die Kirche, ist der Kirche nicht wert.“ — Da wird es doch wohl richtiger sein, sich auf das System der Minoritätsgemeinden lieber gar nicht einzulassen, denn ihre Einrichtung ist eine offizielle Aufgabe des Bekenntnisses. Eine Landeskirche, die sich für das Prinzip der Minoritätsgemeinden erklärt, hört damit auf, eine Bekenntniskirche zu sein. Sie ist nur noch ein bloßer Verwaltungsapparat, ein religiöser Zweckverband, oder wie man sie sonst nennen mag. Erfreulich ist, wenn D. Gilbert-Rostock (in Nr. 41 der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.“ von 1919) erklärt, daß sich auf diesem Wege die Volkskirche [zu der alle Bewohner einer Gegend gehören, einerlei was sie glauben] nicht retten läßt: „Wir dürfen die Hand nicht bieten zur Aufhebung des Bekenntnischarakters der Kirche.“ Aber leider hat nun auch D. Nhmels auf der „Engeren Konferenz“ am 27. und 28. Mai dieses Jahres in seinen „Zielen und Aufgaben“ („Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.“ 1920, Nr. 24) die „Fürsorge für Minoritäten, die Bildung von Zweckverbänden und ähnliches“ — wenn auch nur als Übergang, also ein neues „Interim“ — als berechtigt anerkannt. Das Hauptmotiv zur Anerkennung dieser Neuerung liegt wohl in der leidigen Geldfrage [die Vertreter der Volkskirchen und des Minoritätenschutzes, i. e., der Berechtigung auch der Liberalen in den Landeskirchen, fürchten für den Unterhalt der Pastoren, wenn die staatliche Befoldung durch allgemeine Tagierung wegfällt. Werden die Liberalen aber tagiert, so kann man ihnen auch die Berechtigung in der Landeskirche nicht absprechen nach dem Prinzip: No taxation without representation. F. B.]. Man scheut den ganzen schweren Verwaltungsapparat, der die Folge einer eigenen Kirchengründung sein würde, wie P. Schnieber in seinem Heft „Auf dem Wege zur deutschen evangelisch-lutherischen

Bekenntniskirche' z. B. von den positiven Gemeinschaftsschriften bemerkt. Aber er hat auch sehr recht, wenn er (S. 39) ausführt: „Eine Kirche, die darauf verzichtet, ihre Kräfte zu regen im Ausbau ihres Verfassungsleibes und in der Opferwilligkeit ihrer Glieder, bringt sich selbst um Betätigungen, die zu ihrer Gesunderhaltung und Erstarbung dringend notwendig sind.“ Und S. 10: „Die Freude an unserer Kirche wird kommen in dem Maße, in dem wir an ihr bauen und für sie opfern, wenn erst wieder in jeder Hinsicht ihre Sorge unsere Sorge geworden ist.“ — Wenn D. Laible in seinem obengenannten Neujahrartikel (Sp. 30) schreibt: „Gott der Herr kann sein Werk am Volk treiben mit jeder Art Kirchenform, mit Volkskirche, mit Freikirche, mit Minoritätenkirche“, so können wir das nicht gutheißen, kommen vielmehr bei dieser ersten Frage zu dem Resultat: Die Einrichtung von Minoritätsgemeinden, das heißt, von Gemeinden verschiedenen Glaubensbekenntnisses innerhalb derselben Kirche, ist kein Axiom, sondern schlechthin gegen Gottes Wort. — Kann die Kirche als Bekenntniskirche keine Gemeinden andern Bekenntnisses in sich beherbergen, so kann sie auch als vollberechtigte Glieder der Einzelgemeinde niemals solche anerkennen, die ihrem Glauben und ihrem Bekenntnis zuwider sind. Wenn der Landesuperintendent von Mecklenburg-Strelitz, D. Tolzien, in einem Neujahrartikel der Strelitzer Landeszeitung die Worte schreiben konnte: „Will die Kirche nur Gleichgesinnte umfassen, so sinkt sie herab zum Verein. Will sie Volkskirche sein, so muß sie die verschiedensten Meinungen zu tragen wissen. Dann muß sie dem Volk entgegenkommen, ihre Türen weit und ihre Tore hoch machen, muß freier Denkende in ihren Mauern nicht nur dulden, sondern auch achten und lieben, ja ihnen Sitz und Stimme gönnen, ihre berechtigten Wünsche nach Möglichkeit erfüllen und, soviel an ihr ist, dazu helfen, daß auch sie sich wohl und heimisch in ihr fühlen, sich gern zu ihr rechnen und in ihr arbeiten an des Volkes Seele“, dann ist das eine, auch aus kirchenpolitischen Gründen niemals zu rechtfertigende, allen an Gottes Wort gebundenen Gewissen völlig unverständliche, falsche Weitherzigkeit.“ (15 ff.)

Über das aktive und passive weibliche Wahlrecht [das Recht zu wählen und gewählt zu werden], das gegenwärtig viele warme Befürworter, insonderheit unter den Liberalen, in den Landeskirchen findet, lesen wir bei Sübener: „Ich selber habe gegen das passive weibliche Wahlrecht von Anfang an die schwersten Bedenken gehabt. Durch die redenden politischen Frauen ist es mir in seiner Unnatur immer klarer geworden. Aber auch das aktive Wahlrecht der Frauen ist mir, was seinen positiven Wert und seine biblische Begründung betrifft, immer zweifelhafter geworden. Die begeistertsten Ausführungen liberaler Theologen über die Berufung von Frauen in das geistliche Amt sind doch von Frauen zurückgewiesen worden, und von einer Reihe solcher Frauen, die um die Kirche das größte Verdienst haben. Ich erinnere nur an den Artikel der Freifrau von Meerheimb-Rostock in Nr. 9 unsers Zeitblatts

vom vorigen Jahre. Wenn sie dort schrieb von der Frau: ‚Die Objektivität fehlt ihr, und sie kann sie sich nicht geben. Es ist nachweisbar, daß gebildete streng gläubige Frauen zähe festhielten an einem ganz irrgläubigen Geistlichen, der es verstanden hatte, ihnen ethische Anregungen zu geben. Keine Aufklärung fruchtete, nicht einmal Zugeständnisse des Geistlichen selber, so beweist doch dies eine Beispiel, wie leicht schon durch das aktive Frauenwahlrecht einer Gemeinde und eventuell einer ganzen Landeskirche bei der Wahl von Geistlichen, die nur den Beifall der Frauen zu finden verstanden, die klare Geltung des Weiblichen getrübt werden kann. Was der Pfarrer Lic. Schwarzlose in seiner Schrift ‚Die Neugestaltung der evangelischen Landeskirche Preußens‘ (S. 103) über das weibliche Wahlrecht schreibt: ‚Weiterhin ist es eine dem Geiste der Neuzeit entsprechende Forderung, daß das kirchliche aktive und passive Wahlrecht unter denselben Voraussetzungen wie für die Männer auf die Frauen ausgedehnt wird. . . . Die Verleihung des Wahlrechts an das weibliche Geschlecht ist ein Fortschritt, der den hohen Verdiensten, die sich dasselbe um den Bestand der evangelischen Kirche und insonderheit auf vielen Gebieten der Liebestätigkeit erworben hat, die gebührende Anerkennung bringt, das hätte er vielleicht nicht geschrieben, wenn er vorher Frau von Meerheimbs Worte gelesen hätte, die scharfe Verwahrung einlegt gegen solche Vergiftung christlicher Liebesarbeit, die man mit dem Stimmrecht ‚belohnen‘ will. D. Deschey will das aktive Wahlrecht den Frauen im gleichen Maße wie den Männern gewähren. Ohne weitere Begründung behauptet er: ‚Es streiten keine dogmatischen Bedenken dagegen, wohl aber sprechen unendlich viele Willigkeits- und praktische Erwägungen dafür.‘ Das passive Wahlrecht aber will er den Frauen nur zum Kirchenvorstand, nicht aber für die Diözesan- und Landes synode zuerkennen, während Lic. Schwarzlose ausdrücklich schreibt: ‚Es wäre freudig zu begrüßen, wenn durch diese Neuerung in der Verfassung baldigst geeignete fromme und tüchtige Frauen bis in die oberste Landes synode aufstiegen.‘ Demgegenüber ist D. Raftans Urteil beherzigenswert (Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg. 1920, Nr. 3): ‚So erwünscht und willkommen die Wirksamkeit der Frauen im Gemeindeleben ist, ich sähe diese Wirksamkeit sich lieber in anderer Form vollziehen als in der kirchenpolitischen des Wahlrechts. . . ; aber wie die Dinge zurzeit unter uns liegen, wird, solange nicht aus der Frauenwelt selbst eine energische Gegenaktion auftaucht, mit dem Wahlrecht der Frauen, dem aktiven wie dem passiven, zu rechnen sein.‘ Wenn D. Raftan von seinen Beobachtungen auf dem Dresdener Kirchentag redet, die ihn in seinen Bedenken bestärkt haben, so stimmt er darin mit D. Laible überein, der von den Frauen auf dem Kirchentag schreibt: ‚Sie benutzten reichlich die Gelegenheit, sich hören zu lassen, im allgemeinen nicht eben zum Vorteil des passiven Wahlrechts. Aber auch die unbergorenen Frauenausprägungen wurden mit stürmischem Jubel aufgenommen; man suchte etwas darin, den Frauen zu huldigen‘ (1919,

Nr. 37) und vorher (in Nr. 33, „Gedanken zur Zukunft der Kirche“): „Wir fürchten, daß man mit den modernen Frauenvahlen eine Krankheit in die Kirche hincinbaut, an der sie noch Schaden nehmen wird.“ . . . „Eine Krankheit der Kirche bleibt es, und der Widerstand und Widerspruch der gläubigen Gemeinde wird bleiben müssen, bis Gott statt dem Geist der Revolution einen Geist der Reformation sendet, der die Kirche wieder auf die alten Ordnungen Gottes stellt.“ (19 f.)

Was Hübener im folgenden über die Zusammensetzung der Synoden und des Kirchenregiments usw. sagt, beruht zum Teil wohl auf Unklarheit in der Lehre von Kirche und Amt. Folgen möge hier aber noch seine Aussprache über Kirchenzucht und Religionsunterricht. „Zwei Punkte“, schreibt er, „möchte ich noch kurz berühren: die Kirchenzucht und die vielumstrittene Aufsicht über den Religionsunterricht. Wie im einzelnen die Kirchenzucht ausgeübt wird, das ist gewiß ein Adiaphoron. Aber daß überhaupt Kirchenzucht ausgeübt werden muß, das steht aus Gottes Wort und aus unsern Bekenntnissen zweifellos fest. Soll alles in der Kirche ehrbarlich, ordentlich und zur Erbauung geschehen, dann ist der Ausschluß unwürdiger Gemeindeglieder vom Wahlrecht, von kirchlichen Ämtern, vom Sakrament unentbehrlich. In welcher Weise das am besten geschieht, darin können unsere verwahrlosten landeskirchlichen Gemeinden wohl viel von der Freikirche lernen, und wir wollen und müssen uns in diesem Punkte belehren lassen, wenn wir nicht alle Arbeit von vornherein vergeblich tun wollen. — Ebenjowenig wie die Kirchenzucht, können wir die Lehrzucht entbehren. Weder in der Kirche noch in der Schule. Aber zu den Mittel dingen, die der Form nach geändert werden können, rechne ich für meine Person trotzdem die ‚geistliche‘ Schulaufsicht. Die Hauptsache ist nicht, daß der Geistliche als solcher Macht über die Schule hat, sondern daß der Unterricht, zumal in der Religion, wirklich im Sinne unsers Bekenntnisses erteilt wird. Lassen sich da Sachmänner finden, die im Sinne und Auftrage der Gemeinde die Schule beaufsichtigen, so treten wir Pastoren als solche gerne zurück. Na, ich bin gewiß, bei gegenseitiger guter Absicht wird sich zwischen Pastoren und Lehrern eine neue Form des Zusammenarbeitens finden lassen, die noch viel segensreicher als die alte für die Gemeinde sein kann. Ein Zusammenarbeiten ist freilich nötig. Und wenn der Pastor das rechte seelsorgerliche Verhältnis zu dem Lehrer hat, dann ergibt sich auch dieses Zusammenarbeiten in irgendeiner Form von selbst.“ (25 f.)

Mit Bezug auf die insonderheit von den Liberalen angestrebten mancherlei Änderungen in liturgischen Formeln, in Gottesdienstordnung, in kirchlichen Formularen usw. vertritt Hübener die Stellung, welche Flacius und der zehnte Artikel der Konkordienformel dem Interim gegenüber einnahm. Unter Umständen sei man auch hier verpflichtet, jeder, auch der nebensächlichsten Änderung oder Neuerung oder Wiedereinführung kirchlicher Bräuche um des Gewissens willen entgegen-

zutreten. Hübener schreibt: „Wie damals die Lutherische Kirche zur Zeit des Interims, so befinden auch wir uns heute in einer Zeit der Verfolgung, wo ‚eine runde Bekenntnis des Glaubens‘ von uns erfordert wird. ‚Wir stehen im status confessionis‘ (vgl. Sup. Anthes', ‚Zur kirchlichen Lage‘, Zeitblatt 1918, Nr. 8). Wie damals die Lutheraner der neuerstarkten katholischen Kirche, so stehen wir heute einem dem Evangelium durchaus feindlichen Religionsystem gegenüber, nämlich dem modernen Unglauben, der auf jede nur irgend mögliche Art sich in die Kirche Jesu Christi einzudrängen versucht. Da wird auch in nebensächlichen Dingen jede falsche Nachgiebigkeit zum Verrat; das gilt es sich klar zu machen in jedem einzelnen Punkt, da gilt es fragen in jedem einzelnen Fall: Zum ersten: Was ist es, das von außen zu dieser kirchlichen Änderung drängt? Zum andern: Welches sind die inneren Beweggründe, die uns zum Nachgeben bewegen? Zum dritten: Welches werden, wenn wir nachgeben, die tatsächlichen Folgen sein?“ (27.) „Änderung der Formulare, Anpassung der äußeren Formen des Gottesdienstes an die Art und die Bedürfnisse der Zeit, das alles kann, wo es von gläubigen Christen ausgeht, zum Segen der Gemeinde reichen. Gehen solche Bestrebungen aber von den Feinden des Evangeliums aus, die (wie es in der Solida Declaratio zu unserm 10. Artikel, Müller, S. 697, heißt) ‚damit umgehen, daß sie entweder durch Gewalt und Zwang oder hinterlistigerweise die reine Lehre unterdrücken und ihre falsche Lehre in unsere Kirche gemächlich wieder einschleichen mögen‘, dann haben wir ihnen in keinem Punkte nachzugeben, weder aus Furcht noch in dem Wahn, die große Masse des Volks durch Nachgeben für die Wahrheit zu gewinnen. Anstatt den Feinden des Reiches Gottes zu Willen zu sein, um ihre Gunst zu buhlen und mit ihnen Frieden zu suchen, sollen wir fragen nach unsers Königs Jesu Christi Befehl. Anstatt dem großen Haufen eins nach dem andern zu ‚vergeben‘ (im Lateinischen stehen hier die Ausdrücke largiri, gratificari), sollen wir uns darauf besinnen, daß wir von den uns anvertrauten Schätzen überhaupt nichts zu verschenken und zu vergeben haben, sondern alles treulich bewahren und verwalten sollen, bis unser Herr und Heiland einst wiederkommen wird.“ (28.)

Sodann fordert Hübener auf zum Protest mit Wort, Leiden und Tat gegen alle Kompromisse. Er schreibt: „Wozu wir nun auffordern als ‚Lutherischer Bund‘, das ist ein dreifacher, mutiger Protest gegen alle Kompromisse mit den Feinden des Evangeliums, gegen alle, auch die kleinsten Konzessionen gegenüber der modernen Religions- und Konfessionsmengerei, gegen jede Art von Union, vor allem die zwischen Glaube und Unglaube, ein Protest mit Worten, ein Protest im geschlossener Tat. — Der Protest mit Worten hat zu beginnen in der eigenen Familie, in dem näheren Bekanntenkreis, in der eigenen Gemeinde. Daß wir unser eigenes Leben, unser eigenes Haus, unsere

eigene Gemeinde wieder mit bewußtem lutherischen Glaubensleben erfüllen und uns und andere durch Gottes Wort und die Bekenntnisse unserer Kirche hineinführen lassen in das Wesen der wahren evangelischen Freiheit, ich meine, das wäre eine einzigartig positive Arbeit von hervorragender Wichtigkeit. Eine Belehrung der Gewissen darüber, was denn eigentlich in Glaubensfragen ausschlaggebend ist und was nicht, eine Belehrung gerade auch der Laien über die ‚Mitteldinge‘, und wann diese Mitteldinge aufhören, Mitteldinge zu sein, wie sie damals durch den Tübinger Kanzler Jaf. Andrea in einer Reihe von Predigten geschah — die tut uns noch heute not. Zu solchem Wortzeugnis in Haus, Gemeinde und Amt kommt dann das Zeugnis unsers evangelisch-lutherischen Zeitblattes, dessen weitere Verbreitung jedes Mitglied unsers Bundes sich eifrigst angelegen lassen sein sollte. . . . Als zweites nenne ich das Zeugnis in geduldigem Leiden. Denn es ist klar, daß alle, die gegen den Strom zu schwimmen versuchen, von vielen verkannt, wohl auch von den eigenen Gemeinde- und Kirchengenossen als Rückständige oder gar als fanatische Eiferer können verschrien werden. — Kommen nun erst gar die vom Zeitgeist erstrebten kirchlichen Neuerungen eine nach der andern zustande, wird uns ein den modernen Forderungen entsprechendes Wahlrecht aufgezwungen, werden nach diesem Wahlrecht die Gemeinde- und Synodalvertreter gewählt — ich zweifle nicht, daß für alle Bekenntnistreuen dann die schwersten Kämpfe kommen werden. Aber, wie unser Bundesmitglied P. Meyer-Reu Tetendorf in Nr. 20 der diesjährigen ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.‘ ausführte: Harte Kämpfe sind viel besser als falsche Kompromisse. Gerade an der standhaften Geduld, mit der wir alle solche Kämpfe und Leiden ertragen werden, wird sich dann unser Glaube bewähren. Je weiter aber die Entwicklung geht, desto notwendiger wird der Protest mit Worten zu einem Protest mit der Tat. Wie bald kann da ein im Gewissen an Gottes Wort gebundener Pastor in Konflikt geraten mit seinem Kirchengemeinderat! Wie bald muß eine dem Bekenntnis treue Gemeinde diesem oder jenem Beschlusse der Synode, der den Bekenntnissen der lutherischen Kirche zuwiderläuft, den Gehorsam verweigern! Wir wollen uns gewiß davor hüten, in voreiliger Weise leichtsinnig von uns aus die Form der Landeskirche zu zerbrechen. Auch wir Pastoren dürfen nicht mit dem Austrittsgedanken spielen. Dazu ist die Sache denn doch zu ernst. Und noch niemals hat ein Pastor, der ohne Not und ohne vorheriges Kämpfen und Leiden seine Gemeinde verließ, wirklich etwas geleistet für Gottes Reich. Ertheilte Flacius damals den evangelischen Pfarrern (in seiner Antwort auf das Schreiben der Meißener Prediger, Preger I, S. 98) den Rat, ehe sie ihr Amt niederlegten ‚vorher alle Wege der Bitte und Vorstellung (gegenüber ihren Oberen, die das Interim einführen wollten) zu versuchen, dertweilen in keinem Stücke nachzugeben, und nur im Falle der Gewaltanwendung die Gemeinde zu verlassen‘, so dürfte dieser Rat auch heute noch gelten. Nicht der Separation reden wir das Wort, der Aus-

trittserklärung, die das Feld preisgibt, aber dem klaren Tatwiderstand, der sich absetzen, verfolgen, hinausdrängen läßt und dann in Gott getrost den Staub von den Füßen schüttelt und ein Neues pflügt, wenn auch draußen vor dem Lager, die Schmach Christi tragend' (so Superintendent Anthes in Nr. 1 des 'Zeitblattes' vom Oktober 1916). Auch an ein Wort Wilmar's möchte ich hier erinnern: 'Verjagen lassen wir uns, aber niemals gehen wir freiwillig!' Sogar im Falle der Amtsentsetzung würden wir nicht ohne weiteres zu weichen haben. Würde doch der Gehorsam gegen die Obrigkeit in diesem Falle ein Verlassen der Kirche bedeuten. 'Und ob jemand von den obersten Regenten einem Pfarrer gebieten würde, zu fliehen von seiner Herde (so schreibt Flacius), soll dieser nicht weichen, denn sie sind nicht Knechte eines oder zweier Scharhansens, die Gottes Religion verachten, sondern des Herrn Christi und seiner Kirche Knechte.' Da wäre also gegebenenfalls die Treue gegen die Gemeinde wichtiger als der Gehorsam gegen die Obrigkeit. Doch gibt auch Flacius zu, daß ein Augenblick kommen kann, wo ein weiteres Bleiben in der bisherigen Gemeinde für den Pastor zur Unmöglichkeit wird: 'Wenn euch aber die ganze Kirche oder Gemeinde wird ausstoßen, da allererst schüttelt den Staub von euren Füßen und protestiert, daß ihr unschuldig seid an ihrem Blut.' (Preger I, S. 132.) Mit dieser Möglichkeit rechnen heute wohl alle, die überhaupt noch für die Bekenntniskirche einzutreten wagen. So auch D. Laible in seinen 'Gedanken zur Zukunft der Kirche' (August 1919), nur daß er wie auch die meisten andern diese Möglichkeit in unabsehbare Fernen zu schieben versucht." (30 ff.) Tatsache ist, daß schon seit Dezennien die Sachlage in sämtlichen deutschen Landeskirchen eine solche war, daß ein konsequenter Lutheraner in denselben nicht länger verbleiben konnte. Und eben darin erblicken wir eine Hauptschwäche des Lutherischen Bundes und seiner Glieder, daß sie dies nicht erkannt haben und geblieben sind, wo sie schon seit Jahren ohne Unionismus, Verleugnung der Wahrheit und konstante Verleugung ihres Gewissens doch nicht mehr bleiben konnten.

Allen solchen — erklärt Hübenner zum Schluß —, die für das Lutherische Bekenntnis kämpfen und insonderheit denen, die um solches Kampfes willen aus der Landeskirche hinausgedrängt werden, will der Lutherische Bund eine Stütze sein. Wir lesen: „Daß ein solcher Abschied von der alten Gemeinde und Kirche sehr schwer sein kann, ist in der Solida Declaratio zu unserm 10. Artikel durch das Zitat aus den Schmalkaldischen Artikeln zum Ausdruck gebracht: 'Schwer ist es, daß man von soviel Landen und Leuten sich trennen und eine sondere Lehre führen will, aber hie stehet Gottes Befehl, daß jedermann sich soll hüten und nicht mit denen einhellig sein, so unrechte Lehre führen oder mit Wüterei zu erhalten gedenken.' Dann gilt es allein auf den Herrn der Kirche vertrauen, der die um ihres Gewissens willen aus den bestehenden Kirchen und Gemeinden Hinausgedrängten nicht verlassen

wird. Wie bald solche Tage des tatsächlichen Hinausgedrängtwerdens aus der Volkskirche für einen jeden von uns, ja für ganze Gemeinden kommen können, beweist die jüngste Entwicklung der kirchlichen Dinge in Hamburg. Da will nun der Lutherische Bund' allen denen, die infolge der modernen Strömungen in den heutigen Landeskirchen in Gewissensnot sind, insonderheit allen denen, die auch von der Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz nicht mehr verstanden und nicht mehr gestützt werden, mit Rat und Tat zur Seite stehen, er will die zerstreuten Kämpfer sammeln zu gemeinsamer Besprechung, zu gemeinsamem Protest, zu gemeinsamer Tat. Und ist es dann Gottes Wille, oder besser, läßt Gott der Herr es zu, daß die einzelnen lutherischen Landeskirchen zerbrechen, weil ihre verantwortlichen Leiter nicht mehr den Mut oder nicht mehr die Möglichkeit haben, sich durch eine neue Verfassung wieder rückhaltlos auf den Boden der evangelisch-lutherischen Bekenntnisse zu stellen' (vgl. die Renitenzklärung der Hamburger St. Ansgargemeinde vom 20. Oktober 1919), dann wissen die durch Gottes Gnadenführung von der bekennnislosen Kirche frei gewordenen lutherischen Gemeinden und einzelnen lutherischen Christen, daß sie in solcher Lage nicht die einzigen sind. Für solchen kommenden Kampf, den wir nicht suchen, sondern der uns aufgedrängt wird, lassen wir uns gesagt sein, was Luther 1530 an Justus Jonas schrieb (Buchwald, Luthers Briefe, 2, 105): „Der Friede mag nach unserm kleinen Verstand seinen Wert haben, soviel er will, so bedeutet doch der Geber des Friedens und der Herrscher des Krieges mehr als aller Friede. Auch ist es nicht unsere Sache, kommende Kriege vorauszusehen; unsere Sache ist es, einfältig zu glauben und zu bekennen. . . . Wird ein Krieg drauß, so werde er drauß; wir haben genug gebeten und getan.' Und was die Landesknechte fangen vom belagerten Magdeburg, das deuten wir auf die künftige Bekennerschlar: „O Magdeburg, halt dich feste, Du wohlgebautes Haus. Dir kommen fremde Gäste, Die wollen dich jagen aus. Gott's Wort sie wollen dämpfen, Ihr' Lügen richten an, Dawider woll'n wir kämpfen, Solang wir's Leben han. Hilf Gott, daß 's uns gelinge Durch Christum, deinen Sun, Daß uns die Feind' nicht zwingen, Die wider dein Wort tun! — Ja, halt dich, Magdeburg!“ (34 f.) —

Diesen Aussprachen Hübener's auf der diesjährigen Versammlung des Lutherischen Bundes fügen wir der Vollständigkeit wegen noch etliche weitere Aussagen und Erklärungen hinzu, die wir dem von Dr. Amelung (der gegenwärtig an der Spitze des Lutherischen Bundes steht) geschriebenen Artikel „Der Lutherische Bund“ in Kropatschek's „Lutherischem Jahrbuch“ für 1920 entnehmen. Amelung schreibt hier: „Anlaß zur Gründung des Lutherischen Bundes war der am 17. Oktober 1907 von der Engeren Konferenz (innerhalb der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz) gefaßte Beschluß, wonach Glieder der preußischen unierten Landeskirche, Vertreter der sog. Vereinslutheraner, mit vollem Stimmrecht in dieselbe aufgenommen werden sollten. Eine

nicht unbeträchtliche Minderheit der Engeren Konferenz (keineswegs nur freikirchliche, sondern in der überwiegenden Mehrzahl landeskirchliche Lutheraner) sahen in diesem Beschluß, weil er lutherische Kirche innerhalb der Union anerkannte, demnach Union und lutherische Kirche für einander nicht ausschließende Größen erklärte und die Vertreter der lutherischen Freikirchen naturgemäß aus der Engeren Konferenz hinausdränge, ein Aufgeben der von der Allgem. Ev.=Luth. Konferenz seit ihrer Entstehung der Union gegenüber eingenommenen Frontstellung und fühlte sich in ihrem Gewissen gedrungen, ihren Austritt aus der Engeren Konferenz zu erklären. Nach längeren Vorberhandlungen wurde am 19. April 1908, unter Leitung der Kirchenräte D. Resch-Klosterlausnitz und D. Penhlin-Hagenow, der Lutherische Bund gegründet. Dieser ist nach § 1 seiner Satzungen ‚eine freie Vereinigung von Gliedern evangelisch=lutherischer Landes- und Freikirchen in Deutschland und andern Ländern, welche den Zweck hat, eine bekennnistreue evangelisch=lutherische Kirche zu erhalten und zu stärken und die Bekenntnisgemeinschaft auch praktisch zu betätigen‘. Um jede Unklarheit über das Wesen des Bundes auszuschließen, fügt § 2 hinzu: ‚Der Lutherische Bund sieht die Erhaltung und Stärkung der evangelisch=lutherischen Kirche nur dann gewahrt, wenn die Kirche auf dem Grunde des untrüglichen Wortes Gottes, wie es in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments vorliegt, einmütig und unerschütterlich sich erhebt, auf die Bekenntnisse der evangelisch=lutherischen Kirche als alleinige Norm für die Lehre und die Verwaltung der Gnadenmittel verpflichtet und in Lehre und Leben, in Kultus und Verfassung dieses Bekenntnis zum freien Ausdruck bringt.‘ (Zweiter Teil, S. 48 f.)

In einem 1918 herausgegebenen Werbeblatt spricht sich ferner der Lutherische Bund über die Aufgabe, die er sich gestellt hat, also aus: „Die in den Satzungen festgelegte Stellung des Lutherischen Bundes bringt es mit sich, daß er wie alles dem Worte Gottes und dem evangelisch=lutherischen Bekenntnis Zuwiderlaufende, so auch die Union in all ihren Erscheinungsweisen (auch die sog. Verfassungsunion) mit aller Entschiedenheit ablehnt. Weit davon entfernt, einseitig nur auf die seitens der Union der evangelisch=lutherischen Kirche drohende Gefahr sein Augenmerk zu richten, hält er es doch für seine besondere, ihm von dem Herrn gestellte Aufgabe, das wahre Wesen des Unionismus in all seinen Formen, auch den neuesten (deutsch=evangelische Reichskirche, Gleichberechtigung der Richtungen usw.) aufzudecken, vor falscher Sicherheit zu warnen, die bekennnistreuen Lutheraner zu sammeln, ihnen den Blick für das Große und Herrliche, was sie in ihrer lutherischen Kirche besitzen, zu schärfen, sie zu beraten und zu mutiger Verteidigung des ihnen anvertrauten Kleinodes zu stärken. An dem erhabenen Ziel einer Einigung aller wahren Lutheraner hält der Lutherische Bund, trotz der der Verwirklichung dieses idealen Gedankens äußerst ungünstigen Zeitlage, fest, sonderlich ist er bestrebt, dieser Einigung in der Gegen-

wart dadurch zu dienen, daß er die brüderliche Gemeinschaft der Landeskirchlichen und freikirchlichen Lutheraner nach Kräften fördert und das Verhältnis gegenseitigen Gebens und Nehmens, wie es früher jahrzehntelang zum großen Segen für beide Teile bestanden hat, zu erneuern sucht.“ (49.)

Sierzu bemerkt Dr. Amelung: mit Unrecht habe man dem Lutherischen Bunde vorgeworfen, daß er einseitig freikirchlich orientiert sei. Daß er ein „freikirchlich Lutherischer Bund“, wie die „Christliche Welt“ ihn bezeichne, nicht sei, gehe schon daraus hervor, daß die überwiegende Mehrzahl seiner deutschen Mitglieder den lutherischen Landeskirchen angehöre, daß in dem Vorstand neben 18 landeskirchlichen nur 6 freikirchliche Lutheraner sitzen, und daß die Vorsitzenden bisher ausschließlich landeskirchliche Lutheraner gewesen seien. Amelung erklärt dann: „Nicht Freikirche um jeden Preis, sondern Bekenntniskirche um jeden Preis: diesen Grundsatz hat der Lutherische Bund seit seinem Entstehen verfochten. Er bekennt sich zu demselben in der gegenwärtigen Zeit des durch die Revolution notwendig gewordenen kirchlichen Neubaus mit besonderem Nachdruck. So heißt es in einem im Dezember 1919 ausgegangenen zweiten Werbeblatt: „Wo stehen wir?“, „Was kann und will der Lutherische Bund in der gegenwärtigen Entscheidungszeit nicht? Er verwahrt sich dagegen, als wolle er auf eine voreilige, womöglich kampflöse, wichtige Rechte preisgebende Separation losarbeiten. Noch ist, was die Neugestaltung der bisherigen evangelisch-lutherischen Landeskirchen anlangt, alles im Fluß, noch ringen die Kräfte miteinander, noch liegen unsers Wissens nirgends endgültige Resultate vor. Der Lutherische Bund kann und will als solcher auch nicht eingreifen in die in den einzelnen Landeskirchen bereits entbrannten oder noch bevorstehenden Kämpfe. Es ist ihm dies schon deshalb unmöglich, weil die kirchlichen Verhältnisse in den einzelnen deutschen Ländern ganz verschieden liegen, in Bayern anders als in Mecklenburg, in Sachsen anders als in Hannover, und weil deshalb auch die sich entwickelnden Kämpfe, bei grundsätzlicher Gleichheit, doch durch die Besonderheit der einzelnen Kirchen bedingten verschiedenen Charakter an sich tragen werden. Diese Kämpfe müssen von den bekennnistreuen Organisationen der betreffenden Landeskirchen, denen die Mitglieder des Lutherischen Bundes selbstverständlich zugehören, durchgeföhrt werden. Hat der Lutherische Bund dann aber in dieser Entscheidungszeit überhaupt eine Aufgabe zu erfüllen? Und wenn ja, worin besteht dieselbe? Wir glauben, daß gerade die jüngste Entwicklung auf kirchlichem Gebiet das gute Recht des Lutherischen Bundes, der da entstanden ist aus dem Protest gegen die Gleichstellung des kirchlichen Zweckverbandes mit der lutherischen Bekenntniskirche, schlagend bewiesen und ihm die von ihm zu lösende Aufgabe klar gezeigt hat. Der Lutherische Bund hat vor allem in einer Zeit, in der auch weite kirchliche, dem lutherischen Bekenntnis zugetane Kreise vergessen zu haben scheinen, was es um das Wesen der Kirche ist,

was sie selbst einst von diesem gelehrt haben, zu bezeugen: Die Kirche muß Bekenntniskirche sein, sonst gibt sie sich selbst auf. Daß sie aber Bekenntniskirche bleibe, dazu genügt es nicht, daß das Bekenntnis als ein zwar unantastbares, aber totes, einflußloses Erbe aus der Väter Zeit beibehalten wird. Das wäre in Wahrheit „tote Rechtgläubigkeit!“ Es muß vielmehr zum mindesten der ernste Wille vorhanden sein, das ganze kirchliche Leben von dem Bekenntnis durchdringen und bestimmen zu lassen. Wird dieses Ziel nicht vollkommen erreicht, tritt immer wieder einmal ein Unterschied zwischen Bekenntnis und kirchlicher Praxis hervor — wir wollen und sollen es in Geduld tragen. Die sichtbare Kirche wird nie die wesentliche Kirche, von der Artikel 7 der Augsburgerischen Konfession redet, vollkommen zur Darstellung bringen. Nicht ertragen aber könnten wir es, wenn dem Bekenntnis prinzipiell seine das Leben der Kirche bestimmende Stellung aberkannt würde. In diesem Falle hörte die Kirche auf, Bekenntniskirche zu sein, und von einer solchen Kirche, die ihr Wesen verleugnet hat, sich zu scheiden, ist nicht nur Recht, sondern heilige Pflicht jedes bekenntnistreuen Lutherischen Christen. Diesen an und für sich für Lutheraner selbstverständlichen Grundsatz in dieser Entscheidungszeit dem Geschlechte unserer Tage immer wieder eindringlich ins Gewissen zu rufen, ist die erste und wichtigste Aufgabe des Lutherischen Bundes. Er muß Aufklärungsarbeit leisten. Damit aber hängt die zweite Aufgabe zusammen, die dem Lutherischen Bund in unserer Zeit gestellt ist. Er muß seine Mitglieder mit allem Ernst mahnen und stärken, daß sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Tat für das Lutherische Bekenntnis in ihren Kirchengebieten eintreten, daß sie Schwierigkeiten, die solches Eintreten mit sich bringt, nicht in falscher Friedensliebe aus dem Wege gehen. Mehr heiliger Kampfesmut — der freilich frei sein muß von fleischlichem Eifer — ist den Lutheranern der Gegenwart bitter not! Die größte Gefahr für sie alle besteht jetzt darin, daß sie sich von den verlockenden Stimmen falscher Friedenspropheten einschläfern lassen, daß sie es lernen, sich mit immer neuen Vertwüstungen des Heiligtums abzufinden, weil daran nun doch einmal nichts zu ändern sei, und weil man ja auch in einer bekenntnislos gewordenen Kirche noch im Segen Frucht schaffen könne und wie dergleichen die Fahnenflucht verhüllende Worte mehr lauten. Solchen Einflüssen gegenüber will der Lutherische Bund seine Glieder stärken und festigen. Selbstverständlich ist er auch willig und bereit, überall da, wo der Kampf um das Bekenntnis entbrannt ist, mit brüderlichem Rat und Hilfe denen beizustehen, die sie begehren.“

Auf der Versammlung des Lutherischen Bundes 1919 in Hermannsburg, der ersten seit Ausbruch des Weltkrieges, wurden folgende Beschlüsse angenommen: „1. Der Lutherische Bund sieht die durch die gottwidrige Revolution bewirkte Auflösung der bisherigen engen Verbindung zwischen Kirche und Staat, namentlich den Zusammenbruch des Summepiskopats, an als unter dem Josephwort stehend: „Ihr gedachtet

es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.' Ohne den mannigfachen Segen, den das bisherige Landeskirchentum unserm Volke gebracht hat, undankbar zu verkennen, sieht er für die lutherischen Landeskirchen nunmehr die Stunde der Befreiung von immer unerträglicher gewordener Fesselung gekommen. 2. Mit dieser Befreiung ist für die evangelisch-lutherischen Landeskirchen zugleich die Entscheidung gekommen, ob sie sich auf ihr wahres Wesen, wie es der Artikel 7 der Augsburgischen Konfession bezeugt, besinnen und als staatsfreie Bekenntniskirchen ihre vom Herrn ihnen gestellte Aufgabe erfüllen, oder ob sie, unter Verleugnung ihres Wesens und Berufes, nur das eine Ziel verfolgen, ihren äußeren Bestand zu wahren und um jeden Preis, auch den der rechtlichen oder wenigstens tatsächlichen Preisgabe ihres Bekenntnisses, Volkskirche zu bleiben. 3. Der Lutherische Bund ist sich dessen bewußt, daß die evangelisch-lutherische Kirche bestrebt sein muß, in dem Sinne Volkskirche zu sein und immer mehr zu werden, daß sich ihr Zeugnis an unser ganzes Volk wendet, daß sie dessen gesamtes Leben mit den ihr eigenen Ewigkeitskräften zu durchdringen und zu heiligen sucht. Dagegen weist er mit voller Entschiedenheit alle Mittel ab, die jetzt im Widerspruch zu Schrift und Bekenntnis angewandt werden, um die Volkskirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt und ihrem gegenwärtigen Umfang für die Zukunft zu erhalten, namentlich die Demokratisierung der Kirche durch Nachahmung staatlicher Wahlgesetze, die Festlegung der kirchenauflösenden Gleichberechtigung der Richtungen, die Vereinigung auf eine mehrdeutige Formel an Stelle des klaren Bekenntnisses, die Zusammenfassung der evangelisch-lutherischen Kirchen mit Kirchen andern Bekenntnisses. 4. Es ist in dieser Zeit der Entscheidung ganz besonders Pflicht aller Glieder der Kirche, um das geistliche Amt geschart, kraft des allgemeinen Priestertums an dem Kampf und der Arbeit für die Kirche teilzunehmen. Darum fordert der Lutherische Bund alle Lutheraner auf, im Vertrauen auf des Herrn Gnadenhilfe mit aller Kraft dafür einzutreten, daß sich die bisherigen evangelisch-lutherischen Landeskirchen rückhaltlos auf ihr Bekenntnis stellen, ihr ganzes Leben in allen seinen Beziehungen, auch die notwendig gewordene Neugestaltung ihrer Verfassung, allein von Schrift und Bekenntnis bestimmt sein lassen und alles von sich abzutun suchen, was sich im Lauf der Zeiten im Widerspruch zu diesen ihren Grundlagen in ihr entwickelt hat. 5. Ebenso entschieden, wie der Lutherische Bund jeden Zusammenschluß der evangelisch-lutherischen Kirchen mit Kirchen andern Bekenntnisses (Union in jeglicher Form) um der Wahrheit willen verwirft, ersieht er die Vereinigung der jetzt staatsfrei gewordenen evangelisch-lutherischen Landeskirchen und der bereits bestehenden evangelisch-lutherischen Freikirchen zu einer einheitlichen, nicht einförmigen, evangelisch-lutherischen Gesamtkirche Deutschlands. Der Lutherische Bund ist von Herzen bereit, an solchem auf gesunder Grundlage sich vollziehenden Einigungswerk nach Kräften mitzuarbeiten. 6. Der Lutherische Bund erachtet es

für ein heiliges Recht wie für eine unabweisbare Pflicht der Kirche, für Unterweisung der in ihr getauften Kinder in der heilsamen Lehre des Evangeliums Sorge zu tragen, mag sie diese Pflicht nun unmittelbar erfüllen oder durch Schulen, in denen von ihr überwachter Schrift- und Bekenntnismäßiger Religionsunterricht erteilt wird. In einem bekenntnislosen, von der Kirche nicht beaufsichtigten Religionsunterricht sieht der Lutherische Bund eine noch größere Gefahr für die Seelen der Kinder als in der religionslosen Schule, die der Kirche, bzw. dem christlichen Elternhaus die Pflicht auferlegt, die religiöse Unterweisung der Kinder selbst in die Hand zu nehmen. — Der Herr rüste in dieser Entscheidungszeit alle, die es mit der lutherischen Bekenntniskirche ernst meinen, aus mit Kraft aus der Höhe, mit Weisheit und heiligem Mut! Er mache sie freudig und bereit, das Zeugnis durch das Wort zu bekräftigen, durch das Zeugnis opferfreudiger Tat, wenn es sein soll, auch des willigen Leidens, im festen Vertrauen darauf, daß der erhöhte Herr und König seiner Gemeinde seine Zusage halten wird: ‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.‘ (51 f.)

Diese Beschlüsse wurden bald darauf im „Reichsboten“ verurteilt als „scharfe Note“ und „schroffe Wertverfugung jeglicher Union“, mit der man nicht „weiter komme“, und die ein „trennendes, ja sprengendes Moment“ hineintrage in den jüngst geschaffenen „Deutschen Evangelischen Kirchentag“, der eben allerdings eine gewisse Form der Union darstelle und darstellen müsse, wenn er überhaupt etwas leisten wolle und solle. — Dies veranlaßte den Vorsitzenden des Lutherischen Bundes zu folgender Erklärung im „Reichsboten“: „Ganz mit Recht erklärt die Schriftleitung des Reichsboten“, daß der jüngst geschaffene Deutsche Evangelische Kirchentag ‚eine gewisse Form der Union‘ darstelle. Dies Urteil deckt sich ganz mit dem unsern, und gerade deshalb nehmen wir dem Kirchentag gegenüber mit vielen Lutheranern Deutschlands eine durchaus ablehnende Stellung ein. Wir vermögen in ihm nur eine neue Station auf dem Todeswege der evangelisch-lutherischen Landeskirchen in ihrer Eigenschaft als Bekenntniskirchen zu erblicken. Würde es sich nur um einen Zusammenschluß der evangelischen Kirchen zur Wahrung gemeinsamer Interessen gegenüber dem Staate oder zur Heilung sozialer Schäden und dergleichen handeln, so hätten wir gegen den Kirchenbund nichts einzuwenden. Ein solcher Bund wäre auch nicht eine ‚gewisse Form der Union‘. Allein ein Kirchentag, auf dem die einleitende Rede den evangelischen Glauben als Kraftquelle der Gegenwart bezeugte, ein Kirchentag, auf dem die das Bekenntnis unmittelbar berührende Minoritätenfrage behandelt, wenn auch nicht entschieden wurde, ein Kirchentag, der ‚die Förderung der Bestrebungen der Äußeren und Inneren Mission und der öffentlichen Volksmission sowie aller Bestrebungen, welche auf ein vertieftes Verständnis der Heiligen Schrift und die Gewinnung und Durchbringung des evangelischen Kirchenvolkes mit den Kräften des Evangeliums abzielen‘, in sein Programm aufnahm, setzt

eine innere Einheit voraus, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. In einer Vereinigung ohne innere Einheit und Wahrheit sehen wir das Wesen des Unionismus, mag er uns nun in der Form der Konsensus- oder Verfassungsunion, des bekennnislosen evangelischen Kirchenbundes oder der Gleichberechtigung der Richtungen entgegentreten. Alle diese Formen sind Ausprägungen desselben Prinzips. Sie alle bringen jene große Unwahrheit zur Darstellung, die seit Jahrzehnten zersetzend auf das Leben unserer evangelischen Landeskirchen einwirkt. — Den liberalen Vertretern der Gleichberechtigung der Richtungen hat der Dresdener Kirchentag zu einem gewaltigen Erfolge verholfen. Wir können den Jubel des „Protestantenblattes“ über das endlich erreichte Ziel verstehen und trauern darüber um unserer lieben lutherischen Kirche willen. Wir sehen in dem geschlossenen Kirchenbund nicht ein Heil für die lutherische Kirche, sondern eine trotz des gewiß ernst gemeinten, aber vor der Macht der Tatsachen nicht standhaltenden „Unbeschadet des Bekenntnisses“ ihr Leben bedrohende schwere Gefahr. Das Bekenntnis darf der Kirche nicht die Rolle des zwar unantastbaren, aber unbenutzten Erbstückes aus der Zeit der Väter spielen, sondern es muß ihr ganzes Leben beherrschen und durchbringen. Auf dem Kirchentage sind tiefe, unüberbrückbare Gegensätze zutage getreten, und trotzdem hat man, unter Zurückstellung des Bekenntnisses, eine enge Verbindung geschlossen. Aus Luthers Geist ist diese unsers Erachtens nicht geboren. — Zum Schluß weist die Schriftleitung des „Reichsboten“ darauf hin, daß die lutherischen Kirchen an denselben Schäden litten, die der unierten vorgeworfen würden. Wir haben für diesen Einwand volles Verständnis. Wir sind die letzten, die blind wären gegenüber den schweren Schäden in den lutherischen Landeskirchen. Namentlich in Form der Gleichberechtigung der Richtungen ist das Unionsprinzip in ihnen, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich, vielfach zur Herrschaft gelangt. Der „Lutherische Bund“ hat es an entschiedenem Zeugnis gegenüber diesem schweren Mißstand nie fehlen lassen. Dies hindert ihn aber nicht, jetzt auch gegen einen Kirchenbund Verwahrung einzulegen, der die vorhandenen Schäden nicht hebt, sondern vermehrt und befestigt.“ (53 f.)

Hierauf antwortete der „Reichsbote“: Der Liberalismus befinde sich unter dem Zeichen des „Nudes nach rechts“; Traub, Fischer usw. seien nicht mehr die radikalen Geister von 1911; daß es der Kirche noch gelingen werde, auch die Liberalen, wenn sie anders aufrichtig seien, zu gewinnen und zur Höhe des kirchlichen Bekenntnisses heraufzuführen; daß es darum dem Deutschen Evangelischen Kirchentag recht und willkommen sei, wenn der Liberalismus mitgehe; daß die Bekenntnis Kirche immer zugleich auch Volkskirche sei und darum weitherzig ihre Kreise schlagen müsse mit tragender, vielleicht schmerzlich leidender, aber zuwartender, erziehender Liebe gegen die vielen Unfertigen, Unreifen und Ungebärdigen; und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, da die Kirchen der Reformation sich entwickeln müßten zu einer einheitlichen evange-

lischen Kirche, zur Großkirche der Reformation. — Hierauf erklärte aber Dr. Amelung: „In der unierten ‚Großkirche der Reformation‘ sieht der Lutherische Bund eine der schwersten Gefahren für den Bestand der Lutherischen Landeskirchen. Zum unbeugsamen Widerstand gegen deren innere und äußere Auflösung aufzurufen, hält er nach wie vor für seine wichtigste Aufgabe.“ (55.)

Über die entschiedene Stellungnahme, die in den angeführten Aussprüchen des Lutherischen Bundes und seiner Wortführer zum Ausdruck kommt, kann sich jeder treue Lutheraner nur von Herzen freuen. Möge Gott dem Bunde Gnade verleihen, daß er, wenn die Probe kommt, feststehe und sich auch je länger, desto mehr reinige von den Schladen des Unionismus und Irrtums, die ihm noch anhaften! J. B.

Literatur.

Zum Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Proceedings of the Thirty-first National Convention of the Evangelical Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and Other States, Assembled as the Sixteenth Delegate Synod at Detroit, Mich., June 16-25, 1920.“ (75 Cts.) — Soll dieser Bericht Früchte tragen, so muß er unsern Gemeindegliedern in die Hände gegeben werden. Dafür sollten insonderheit die Pastoren Sorge tragen, umso mehr da jetzt im Vordergrund aller unserer Interessen das geplante neue Seminar in St. Louis steht.

2. „The Concordia Sunday-School Pin.“ Celluloid Enrolment Pin, 1½ cts.; gold-plated pin, 75 cts., plus war tax; Service Disk, 10 cts., plus war tax. — Mit Bezug auf dies neue Rabelsystem schreibt unser Verlag: „The system is simple. On entering the Sunday-school, the pupil is given an inexpensive, but very attractive celluloid pin with Luther's coat of arms done in the original colors, which he wears for a year. After a year's attendance the celluloid pin is replaced by a gold-filled regulation pin of chaste design (again Luther's coat of arms), bearing a little service disk with the numeral 1 to denote the completion of one year's attendance. After the second year the same pin continues in service with the numeral 1 replaced, by a simple operation, by the numeral 2, and so on. This very materially simplifies matters and reduces the expense considerably, whereas another system generally used costs \$7.00 for a period of eight years, allowing for the first four pins, which are usually returned to the Sunday-school. Our system reduces the expenses to \$1.45, including eight disks, seven of which always remain property of the school and may be used again and again, thus reducing the actual cost to only 75 cents, which means a saving of \$6.25 per pupil or for a school of 200 scholars \$1,250.00 in eight years.“

3. „Lutheran Annual 1921.“ Literary Editor: Rev. M. S. Sommer. (15 Cts.)

4. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1921.“ Literarischer Redakteur: P. S. Weseloh. (15 Cts.) — Jeder dieser beiden Kalender umfaßt 106 Seiten und bietet neben dem üblichen Material 20 Seiten Lesestoff. Von den längeren Artikeln im deutschen Kalender trägt einer den Titel: „Unsere Synode“; ein anderer: „Luther in Worms 1521“; ein dritter: „Die Macht des Wortes Gottes.“ Der englische Kalender bringt einen längeren Artikel über „Good and Bad about the Missouri Synod“ und einen zweiten über: „Are Your Children Happy Children?“

5. Catalog of Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., 1920-1921. — Dieser Katalog umfaßt 516 Seiten und zeugt gewaltig von den Segensströmen, die (wie in der Vergangenheit) immer noch und immer reicher von unserm Verlage ausgehen. J. B.

Apologetik oder Verteidigung des christlichen Glaubens. Ein Leitfadens zum Gebrauch beim evangelischen Religionsunterricht in höheren Lehranstalten und zum Privatstudium für gebildete Christen. Von P. R. Schmidt, Pabianice, Polen. 192 Seiten. 75 Cts.

Im Vorwort zu seiner Schrift sagt der Verfasser: „Es ist eine herzbetäubende Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die Wogen des Unglaubens sich nicht bloß über unsere Männerwelt ergossen haben, sondern nun auch an die Mauern der Schulhäuser geschlagen und die dort lernende Jugend vergiftet haben. So ist es dann auch nicht verwunderlich, wenn bei vielen ihre ‚Einssegnung‘ zur ‚Aussegnung‘ wird, und daß der größte Teil der heutigen Jugend, welche doch am Altare ihrem Gott und ihrer Kirche heilige Treue gelobt hat, sich gar bald von ihrem Gott abwendet, die Gottesdienste der Kirche nicht mehr besucht und draußen in der Welt, gleichsam außerhalb des Reiches Gottes, seine eigentliche Freude und sein ganzes Glück sucht. Dürfen wir, die wir wissen, was für einen herrlichen Gott wir haben, und welche eine weltüberwindende Macht der Christenglaube ist, diesem Massenabfall der Jugend vom Christentum, vom lebendigen Gott, tatenlos zusehen? Muß dieser Jammer, das Verderben unserer Jugend, welche die Hoffnung unsers Volkes ist, uns nicht das Herz zerreißen und brechen? — Wie soll aber unserer entchristlichten Jugend geholfen werden? Wir müssen ihr dorthin folgen, wo sie noch zu erreichen ist: in die Schule. Dort muß ihr die Herrlichkeit des christlichen Glaubens gezeigt, dort muß unser Christenglaube verteidigt werden; in der Schule müssen die Waffen geschmiedet werden, mit welchen unsere Jugend ausgerüstet, in den Stand gesetzt wird, den Angriffen des Unglaubens zu begegnen und diesen ihren Todfeind zu überwinden. Diesen Weg hat die römisch-katholische Kirche schon beschritten: Sie hat ein Lehrfach, das eigentlich sich erst für das akademische Studium eignet, die Apologetik, welche jene obenerwähnte Aufgabe zu lösen hat, in den offiziellen Lehrplan der höheren Schulen aufnehmen lassen, um so dem unter der Schuljugend so stark verbreiteten Unglauben einen mächtigen Damm entgegenzusetzen. Hier muß die evangelische Kirche der römischen folgen: Sie muß es als ihre heilige Pflicht und Aufgabe erkennen, den Unterricht in der Apologetik in allen höheren Schulen, in den Gymnasien wie auch in den Realschulen, als obligatorischen Lehrgegenstand einzuführen. Diesem Zweck will dieses Büchlein dienen.“ Das Buch behandelt seinen Gegenstand in sechs Hauptabschnitten mit folgenden Überschriften: „1. Das Dasein Gottes. 2. Die Offenbarung. 3. Die Bibel ist Gottes Wort. 4. Christus — Gottes Sohn. 5. Das Christentum — die beste Religion der Welt. 6. Der Himmel — Gottes große, der gläubigen Menschheit gegebene Verheißung.“ — Nur hier und da sind wir auf Punkte gestoßen, die wir nicht billigen. Wie der Verfasser zur Inspiration steht, zeigt folgende Stelle: „Wie weit erstreckt sich die Inspiration, das heißt, die Erleuchtung, Eingebung des Heiligen Geistes? Es gibt viele Theologen, welche nur eine sogenannte *Sachinspiration* annehmen, das heißt, Gott habe den Schriftstellern nur den eigentlichen Inhalt dessen angegeben, was sie der Welt als Gottes Wort verkündigen sollen; die Form aber, in welcher sie es aussprechen sollten, habe Gott ihnen ganz überlassen; daher habe die Bibel eine menschliche und eine göttliche Seite; sie enthielte nur Gottes Wort, wäre aber nicht Gottes Wort. Darum müßten in der Heiligen Schrift die eigentlichen Gottesgedanken herausgeschält werden; und das, was infolge mancher Redewendungen als Irrtum mituntergelaufen wäre, müßte ausgeschaltet werden. Da die Menschen fehlerhaft sind, so werden durch das Zusammenwirken der göttlichen und menschlichen Geistestätigkeit Irrtümer in der Bibel unvermeidlich sein. Wenn man solchen Standpunkt in der Inspirationsfrage einnimmt, so ist es kein Wunder, daß einem die Bibel da nicht mehr als auf fester Grundlage ruhend erscheinen kann, je nachdem man viel oder wenig ihres Inhalts als göttlich oder als fehlerhaft ansieht. Wer aber gibt uns ein Recht, so zu urteilen? Die heiligen Schriftsteller sind sich stets dessen bewußt, daß sie als Werkzeuge Gottes zu den Menschen reden oder an sie schreiben, wie denn Paulus sagt: ‚Ich habe es von dem Herrn empfangen, daß ich euch gegeben habe.‘ Darf man da am Inhalt ihrer Worte rütteln? So sind dieselben dann nicht mehr Gottes Wort; und sind wir kurzsichtige, schwache Menschen dann die eigentlichen Richter der Bibel, welche zu entscheiden haben, was Gottes- und was Menschenwort ist. Nein, so ist es nicht: Nicht bloß Sachinspiration, sondern auch *Verbalspiration* müssen wir annehmen, das heißt, Gott der Heilige Geist hat den heiligen Schriftstellern nicht bloß den Inhalt der Gedanken Gottes mit-

geteilt, sondern auch die Worte eingegeben, in welche ihr Inhalt gegossen werden sollte. Nur in diesem Fall allein ist die Bibel Gottes Wort; freilich die Bibel in ihrem Originaltext, nicht in den sechshundert Handschriften, die wir davon besitzen, in welchen ja mancherlei Fehler vorkommen. Der Originaltext, die Heilige Schrift, wie sie ursprünglich geschrieben war, ist Gottes untrügliches Wort vom Anfang bis zu Ende und frei von Irrtümern.“ (108) „In der Neuzeit hat von Hofmann, der Gründer der Hofmannschen Schule, die Heilige Schrift als die Urkunde der biblischen Offenbarungsgeschichte hingestellt, die durch das Zusammenwirken des göttlichen und menschlichen Geistes zustande gekommen, Gottes Wort aber auch mancherlei Irrtümer enthalte, die sie durch sich selbst lorrigiere. Daher trage die Heilige Schrift gottmenschlichen Charakter. So lehrten auch seine Schüler, Luthardt, Frank und Vold. Gegen diese Lehre trat mit Recht der große Theolog Kliefoth († 1894) auf, welcher schlagend nachwies, daß der Heilige Geist die heiligen Männer nach allen Seiten hin beeinflusst habe; ebenso der bekannte Theolog Philippi († 1882); besonders aber auch die amerikanische Missionsynode, an deren Spitze Prof. Walthers († 1887) stand.“ (113.) — Zu beziehen ist diese Schrift von P. Otto Engel, Randolph, Wis. F. B.

Die Lehre Luthers. Von Reinhold Seeberg. Lehrbuch der Dogmengeschichte. Viertes Band, erste Abteilung. Zweite und dritte durchweg neu ausgearbeitete Auflage. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 393 Seiten. M. 9.60; gebunden: M. 12.60 + 200% Valutazuschlag.

Der uns vorliegende Band dieses Werkes behandelt die Entstehung des protestantischen Lehrbegriffes in folgenden Kapiteln: „1. Die Anfänge Luthers. 2. Das neue Verständnis des Evangeliums aus dem Gesichtspunkt der evangelischen Buße. 3. Das neue Verständnis von Kirche, Wort und Sakrament. 4. Zwingli's Lehre. Der Gegensatz zwischen Zwingli und Luther in der Abendmahlslehre.“ Gelesen haben wir Seebergs Ausführungen über Luthers Lehre von „Gesetz und Evangelium“, vom „evangelischen Heilsglauben“ und von der „Rechtfertigung und guten Werken“. Wir können aber weder sagen, daß Luthers Lehre hier zur korrekten, adäquaten Darstellung gelangt, noch auch daß sie richtig beurteilt wird, was ja auch in Anbetracht der bekannten eigenen freieren theologischen Stellung Seebergs nicht wundernehmen wird. Wirklich richtig darzustellen und zu beurteilen vermag man eben die Lehre Luthers nur, wenn man sie selber teilt. In dem Abschnitt Seebergs über die „Rechtfertigung“ lesen wir: „Von vorherein steht zu erwarten, daß Luther die Rechtfertigung nicht nur als judiziale Imputation, sondern auch als reale Veränderung des Sünders verstehen wird.“ „Also wird es sich [in der Rechtfertigung nach Luther] freilich darum handeln, daß Gott so auf die Seele einwirkt, daß sich eine reale Veränderung in ihr vollzieht und nicht bloß eine ideelle Veränderung des Verhältnisses zu Gott stattfindet.“ „Dieser Prozeß der Heiligung oder der Rechtfertigung — die Begriffe sind synonym — währt bis an unser Ende.“ „Diese gesamte religiöse und sittliche Entwicklung des Menschen kann als seine Gerechtigkeit bezeichnet werden. . . . Aber diese Gerechtigkeit gilt vor Gott als Gerechtigkeit nicht wegen der eigenen Betätigung des Menschen in guten Werken, sondern weil sie Christi [von Christo gewirkte] Gerechtigkeit ist.“ „Es ist nach diesen Sätzen klar, daß Luther nicht eigentlich an die von dem Menschen Jesus erworbenene Gerechtigkeit denkt, sondern an die iustitia Christi, Dei mei, welche als Geschenk der wirksamen göttlichen Kraft in den Menschen eintritt und ihn innerlich umbildet. Sie ist die geistige Wirkung Christi, die der (Erbsünde) entgegenwirkt und sie allmählich überwindet.“ „Die uns umschaffende göttliche Wirkung Christi geht in uns ein und wird von uns im Glauben ergriffen. Es ist eine reale sündentilgende Rechtmachung, bei der wir passiv sind und Gott aktiv ist, und in diesem Sinn ist es Gottes oder Christi Gerechtigkeit. Aber diese Rechtmachung wird in uns nur real, sofern und soweit wir sie gläubig hinnehmen, und daher ist die Gerechtigkeit eine Gerechtigkeit des Glaubens. Diese von Gott gewirkte und gegebene Gerechtigkeit ist aber der Grund und die Ursache der zweiten Gerechtigkeit, das heißt, der aktiven Lebensgerechtigkeit, die sich in guten Werken darstellt.“ „Wie früher, so lehrt Luther auch jetzt, daß es Gottes Wille ist, daß die Sünde dem im Rechtfertigungsprozeß Begriffenen nicht angerechnet, das heißt, vergeben wird unter gewissen Bedingungen, und zwar 1) muß die heiligende Gnade ihr Wirken begonnen haben und fortsetzen, 2) muß der Sünder diese Wirkungen im Glauben sich verwirklichen lassen. Dies ist Luthers ursprüngliche Lehre. Hierzu kann nun

aber später noch hinzutreten, 3) daß der Sünder auch der genugtuenden Gerechtigkeit Christi teilhaftig wird und dieser für ihn eintritt.“ „Der sündentilgenden Wirkung Christi wird somit jetzt zum Zweck der Rechtfertigung koordiniert die sündenbergende.“ „Dabei muß aber in dem einzelnen Menschen die umwandlende sündentilgende Gnade das erste sein, da sie ja erst den Glauben wirken muß. Dann folgt das Bewußtsein, daß wir, trotz des Wiedereintritts der Sünde, unsers Heiles gewiß sein dürfen, weil Gott denen, die in Lebensgemeinschaft mit Christus stehen, sofern sie den eben angeführten Bedingungen entsprechen, die Sünde nicht anrechnen will.“ „Das ist also der Gedanke: sofern bei den Gläubigen die Sünde im Prinzip gebrochen ist und dazu Gott sie in dem Fürsprecher Christus ansieht, das heißt, sie im Stande der Lebensbuße stehen, wird die Sünde vergeben und nicht zugerechnet.“ „Nur dem, den Christus durch Erweckung des Glaubens real gerecht macht, kommt die Gerechterklärung um Christi willen zu.“ „Und so wird es im Sinne Luthers dabei bleiben, daß nur dem die bleibende Gerechtigkeit vor Gott wird, in dem durch Glauben die wirkliche Gerechtigkeit ihren Anfang genommen hat, zwar nicht sofern dieser Glaube als menschliche Betätigung den subjektiven Anfang realer Gerechtigkeit bildet, also etwa die Liebe in sich enthält, sondern sofern er als Wirkung des Geistes Christi und vermöge dessen Kraft die Garantie bietet für die Fortdauer des Gerechtwerdens.“ „Verkehrt wäre es, wenn man das Verhältnis dahin deutete, als wäre die Geistesmitteilung eine bloße Folge der Sündenbergung. Vielmehr ist im Sinne Luthers das eigentliche Wesen der rechtfertigenden Gnade in dem den Sündentrieb überwindenden unaufhaltjamen Wirken des Geistes zu erblicken, wie es im Glauben empfangen wird.“ — Hierzu bemerken wir nur noch, daß eben das, was Seeberg hier als die Lehre Luthers konstruiert, von der Konkordienformel und allen Lutheranern je und je verworfen worden ist als das kontradiktorische Gegenteil von dem, was Luther wirklich gelehrt hat.

Moderne Willensziele. Von D. Gerhard Hilbert. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 64 Seiten. M. 3.20.

Diese geistreiche Schrift zerfällt in drei Kapitel: „1. Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer. 2. Der Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche. 3. Der Wille zum Glauben: Hamlet.“ — Seine Ausführungen zusammenfassend, sagt Hilbert am Schluß seiner Schrift: „Nicht der Wille zum Nichts, nicht der Wille zur Macht, sondern der Wille zum Glauben an den lebendigen Gott ist die Erlösung. Das ewig gültige und darum auch wahrhaft moderne Willensziel ist der Glaube. Der große englische Prediger Robertson spricht die Erfahrung aller Glaubenden aus: „Glauben heißt glücklich sein, der Zweifel macht elend. Der Glaube macht stark, der Zweifel entwertet die Energie; Glaube ist Macht; nur soweit der Mensch glaubt, kraftvoll, mächtig glaubt, kann er mutig handeln. Die einzige Kraft liegt im Glauben. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ (64.) Das Hauptproblem aber, wie der Mensch, der schuldbeladene, von einem bösen Gewissen gequälte und vor Gott fliehende — wie er zum Glauben an den lebendigen Gott und zum herzlichsten Vertrauen auf ihn gelangt, ist hiermit nicht gelöst. Und die Antwort auf diese Frage ist bei keinem Philosophen und Dichter dieser Welt zu finden, sondern einzig und allein in dem Evangelium von Christo, welches ein solch wunderlich Bild von Gott malt, daß es uns mächtig in seine Arme und an seinen Busen zieht. Auch Hilbert weist hierauf hin, obgleich nur in allgemeinen Reminiscenzen, wenn er z. B. schreibt: „Die Religionsgeschichte zeigt allerdings, daß das Leben der meisten außerchristlichen Frommen ein Leben tiefster Angst ist vor Gottes Zorn und Gericht, ein verzweifeltetes Ringen und Kämpfen, loszukommen von der Schuld vor dem allwissenden und unentweichbaren Richter der Welt. Aber dies liegt darin, daß hier der Glaube keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt im Leben der Frommen. Gott steht zuerst fordernd vor dem Menschen — das ist das Wesen aller außerchristlichen Religionen, soweit sie sittliche Religionen sind: sie sind Gesehesreligionen. Durch Jesus Christus erst wird der Glaube zur allherrschenden Grundlage in der Stellung zu Gott. Jesus kannte Gott als den Vater, als die heilige Liebe. Liebe aber will zuerst schenken. Das bezeugt Jesus mit überführender Gewalt, daß Gott sich den Menschen zum Vater geben will — trotz ihrer Sünde und Schuld. Damit aber rückt notwendig der Glaube ins Zentrum der Religiosität: Gottes Liebe weckt das Vertrauen des Menschen. Gott gibt sich in seiner Liebe dem Menschen hin, damit der Mensch ihn annimmt im Vertrauen; Liebe und Vertrauen gehören zusammen. Durch die Offenbarung

seiner Liebe gewinnt Gott dem Menschen Vertrauen ab, und zwar ein grenzenloses unbedingtes Vertrauen. In solchem Vertrauen hing Jesus selbst an seinem Vater; auch das Kreuz hat ihn nicht irregemacht an Gottes Liebe. Und niemand kann die zählen, so in Jesu Nachfolge ihrem Gott „mit aller Macht vertrauen“ in Not und Tod. — Solch unbedingtes Vertrauen ist nur der allmächtigen Liebe, ist nur Gott gegenüber möglich.“ Merkwürdig, wie man sich in der heutigen Christenheit, insonderheit unter den Theologen, scheut, von der stellvertretenden Genugthuung Christi, die uns den Vater versöhnt und gnädig gestimmt hat, zu reden! Und doch ist es ohne diese Sühne dem schuldbeladenen Sünder unmöglich zu glauben, daß Gott ihn liebt, ihm wirklich hold und gnädig ist. Zu einem objectum amabile für den Sünder wird eben Gott nur durch das Sühnopfer Christi. F. B.

Ewiges Leben. Von Reinhold Seeberg. Vierte und fünfte Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 112 Seiten. M. 6.

Den Inhalt dieser Schrift charakterisieren die folgenden Kapitelüberschriften: „1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, tot sein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Fortexistenz und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens. Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. Auferstehung des Fleisches.“ 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder.“ — Was wir nun an dieser Schrift, die in edler Sprache manche trefflichen Ausführungen bietet, neben manchem andern vornehmlich auszusagen haben, ist dieses, daß zwar viel gesagt wird von dem ewigen seligen Leben, in welches der Christ schon hier auf Erden eintritt, aber nirgends klar, deutlich und richtig gezeigt wird, wie der Mensch zu diesem Leben gelangt. Die Apologie der Augsburgerischen Konfession macht den Papisten den Vorwurf, daß sie nicht zeigen und nicht zeigen können, wie die bona voluntas und nova vita spiritualis im Menschen entstehe. Dasselbe müssen wir an Seeberg tabeln. Der Schrift und christlichen Wahrheit des Evangeliums zufolge nimmt das ewige selige Leben im Menschen seinen Anfang einzig und allein mit der gottgeschenkten Gewissheit, daß uns um des stellvertretenden Lebens, Leidens und Sterbens Christi willen, wodurch er unsere Sünde gebüßt und unsere Schuld bezahlt hat, alle unsere Sünden vergeben sind. Nur dieser Glaube, daß wir um des Verdienstes Christi willen einen gnädigen Gott haben, verwandelt unser unseliges Leben, da uns unser Gewissen verdammt, in ein seliges Leben der Gemeinschaft mit Gott. Diese Wahrheit von der Vergebung der Sünden allein durch die stellvertretende Genugthuung Christi, der eigentliche Kern des ganzen Christentums, die in der heutigen Christenheit, auch in der deutschländischen, so selten geworden ist, hätte Seeberg in allen Tonarten herausstreichen sollen, wenn er von dem ewigen seligen Leben der Kinder Gottes schon hier auf Erden handeln wollte. Abgesehen von den Niederверsen in dem Kapitel „Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied“, wird aber diese Wahrheit überall so gut wie ignoriert, wenn nicht geradezu indirekt abgelehnt. Wie vag sich Seeberg darüber: wie man in den Besitz des seligen Lebens gelangt, ausspricht, zeigt folgende Stelle: „Die tiefste und zugleich wirksamste Antwort auf die Frage: Wie gewinne ich ewiges Leben? gibt die christliche Religion. Jesus Christus hat sein Berufsamt ausgeübt mit dem Willen, Sünder zu gewinnen und den kranken Seelen ein Arzt zu werden. Er führte diese Absicht aus, indem er die Menschen der geistigen Herrschaft Gottes zu unterwerfen trachtete. Diese Herrschaft verwirklichte er aber an den Seelen der Menschen, indem er sie durch die Kraft des göttlichen Geistes in der Tiefe ihrer Herzen erschütterte und bewegte. Göttlicher Geist, das heißt, der Wille zur Erlösung der Menschheit, war in Jesus, wie uns die Geschichte erzählt, eingegangen. Dieser Geist erfüllte seine ganze Seele und gab ihr ihren Inhalt und die Impulse und Ziele des Wirkens. Es wurde in dem Sein und Wirken Jesu der göttliche Geist oder Wille in der Geschichte der Menschheit wirksam. Es trat eine Macht in den Zusammenhang des

geistigen Lebens, die dies Leben reinigte und, wo es im Absterben war, neu belebte. Ein Urquell des Lebens sprudelte empor aus diesem Wirken, wie ihn die Menschheit nie vorher gekannt hatte. Es war das Leben in ihm, wie Johannes sagt (Joh. 5, 26; 1 Joh. 5, 11. 12. 20). Wer mit ihm in Berührung kam und sich seinen Einwirkungen unterwarf, der wurde von der heiligen Macht des Geistes ergriffen, und ewiges Leben durchdrang ihn (Joh. 3, 15; 6, 54). Das war das Neue, was das Christentum der Welt brachte. Die königliche Gewalt des göttlichen Geistes in Christus unterwirft die Herzen, indem sie durchdrungen werden von dem Geist, der das Leben ist." F. B.

Lutherisches Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Gerhard Kropatschek. Erster Jahrgang. Zweiter Teil. C. Ludwig Ungelenk, Dresden. M. 11.75.

Der erste Teil dieses Jahrbuches ist uns nicht zugegangen. Der uns vorliegende zweite Teil hat folgenden Inhalt: 1. Unsere gegenwärtige kirchliche Lage von D. Ahmels. 2. Allgemeine ev.-luth. Konferenz von P. Zahn. 3. Der Lutherische Bund von D. Amelung. 4. Die deutsche lutherische Mission am Ausgange des Weltkrieges von D. Dyle. 5. Der ev.-luth. Zentralverein für Mission unter Israel von D. von Harling. 6. Die ev.-luth. Auswanderermision in Hamburg. Von D. Hardeland. 7. Die lutherischen Diakonissenhäuser. Von D. Amelung. 8. Der lutherische Gotteskasten. Von D. Ahner. 9. Verband lutherischer Vereine für Innere Mission. 10. Allgemeiner Positiver Verband und Snadauer Verband. F. B.

C. Ludwig Ungelenk, Dresden, hat uns zugehen lassen: „Pastoralblätter für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung.“ Heft 10 und 11. — Der Hauptartikel, von Dr. Leonhard, behandelt das Thema: „Einklang und Fehdegang. Eine Übersicht der Kirchen-Zukunftsprogramme.“ F. B.

Can the Secular State Teach Religion? W. H. T. Dau. Published by the American Luther League, Fort Wayne, Ind. (6 cts.)

Dieses Heftchen dient dem Zweck, das Interesse für die amerikanische Trennung von Staat und Kirche wach zu erhalten. Daß hier immer noch Gefahren drohen, haben uns die Kriegsjahre gezeigt, da sich das Puritanertum, das seiner inneren Art nach jede Glaubens- und Religionsfreiheit befeindet und somit das Widerspiel vom wahren Amerikanertum ist, wieder in den Sattel zu schwingen versuchte (wie kürzlich in Michigan), um im Namen des Patriotismus und Amerikanismus den lutherischen Gemeindegemeinschaften den Garau zu machen. Ja, gewaltig hat Gott es uns wieder zu Gemüte geführt, daß die Religionsfreiheit, die wir in Amerika genießen, seine freie Snadengabe ist, und daß wir sie letztlich rein gar niemand verdanken als ihm ganz allein. Sobald Gott seine Hand abziehen würde, wäre es um diese Freiheit geschehen. Denn genau angesehen, hat sie auch in Amerika blutwenig wahre und verständnisvolle Freunde und Liebhaber. Ist sie doch auch unserem Lande zuteil geworden weder durch die Papisten noch durch die Puritaner noch durch die Rationalisten noch letztlich durch die Anhänger irgendeiner andern Sekte. Und wie sie uns zuteil geworden ist allein durch Gottes Snadensfügun, so muß sie uns auch durch dieselbe erhalten werden, allen Puritanern und sonstigen Freiheitsfeinden zum Trost. Auch in diesem Stück steht unsere Hoffnung nicht etwa auf die angeblich große Majorität wahrhaft freiheitsliebender Amerikaner, sondern auf Gott allein. Möge denn dies unser Gebet bleiben, daß Gott fernerhin seine schützenden Flügel ausgebreitet halten wolle auch über die Freiheit unsers Landes — die natürliche Voraussetzung auch für die kirchliche Entfaltung und das segensreiche Gedeihen unserer Kirchen und Schulen. F. B.

A Guide in Church Finance. By Samuel A. Stein. Lutheran Book Concern, Columbus, O. (50 cts.) Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Auf etwa 30 Seiten behandelt diese Broschüre die folgenden Themata: 1. Some Facts in Favor of a Better System. 2. The Weekly Duplex Envelope System, the Best. 3. The Idea of a Fixed Budget. 4. The Every-Member Canvass, the Most Satisfactory Way. 5. How to Introduce the New System. 6. How to Work the New System. — Jedenfalls eine zeitgemäße Schrift! F. B.

Is Dancing a Sin? By *B. M. Holt*. Fargo, N. Dak. 3 cts.; dozen, 25 cts.; 100, \$1.75.

In diesem folder von 8 Seiten wird obiges Thema behandelt unter folgenden Überschriften: "1. The Ten Commandments and Dancing; 2. The Dance versus Department of Public Safety; 3. A Word in Conclusion." Von demselben Verfasser ist uns zugegangen: 1. "Congregation's Duty to Lodge-members (5 cts.) und 2. "My Reasons for Opposing the Norwegian Lutheran Church" (5 cts.).

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Die theologische Fakultät zu St. Louis hat unter dem Datum des 10. November (Luthers Geburtstag) die Pastoren C. A. Frank, Evansville, Ind., C. M. Born, Cleveland, O., und Präses F. Pfotenhauer zu Doktoren der Theologie honoris causa ernannt. — über unser Konfordia-Seminar zu Porto Alegre berichtet das „Kirchenblatt für Südamerika“, daß der Kauf des neuen Seminargrundstücks mit dem sich darauf befindenden stattlichen Gebäude vollzogen worden ist. Die bisherige Besitzerin hat laut des Kontrakts das Recht, noch bis zum 25. Dezember mietfrei und eventuell noch zwei Monate länger gegen eine Mietsentschädigung auf dem Grundstück zu wohnen. Ende Dezember dieses Jahres, beziehungsweise Ende Februar 1921, wird die Anstalt umziehen. über das neue Gebäude und die Umgebung heißt es in dem Bericht: „Wie ein Schmuckkästchen liegt unsere neue Konfordia da. Dem schönen Außen entspricht die würdige Ausstattung des Innern. Nichts Prunkendes, aber alles solide und geschmackvoll.“ Dem südamerikanischen Distrikt ruft das „Kirchenblatt“ zu: „Vergeht nicht, es ist euer Seminar, für euch gekauft, um euch und unserer ganzen Kirche zu dienen! Deshalb trägt unsere teure Konfordia auf betendem Herzen und opfert willig, als die geistlichen Priester Gottes, eure Söhne und eure Gaben für den Dienst im Heiligtum! Er selbst aber, der treue Herr und Heiland, gebe unsern Wünschen die rechte Erfüllung und verleihe uns seinen reichen Segen!“ — über das Gedeihen der Gemeindefschulen an mehreren Orten auch im Osten unsers Landes berichtet „Zeuge und Anzeiger“ unter der Überschrift „Schulsachen“. Die Berichte stammen von den betreffenden Ortspastoren. Bristol, Conn.: „Was unsere Schule betrifft, so haben wir dieses Jahr 270 Kinder — 43 mehr als im Vorjahr. Welche Schar! Wie nötig fromme, tüchtige Lehrer! Wir brauchten nicht nur vier, sondern sechs, und wir haben nur zwei und zwei Aushelfer.“ Meriden, Conn.: „Unsere Schule befindet sich in gedeihlichem Zustand. Die Neuaufnahme war in diesem Jahre größer als seit zehn Jahren. Gesamtzahl: 102. Achtzehn Schüler absolvierten die Schule, von denen die meisten in die städtische Hochschule eintraten. Einzelne wählten einen Geschäftskursus.“ St. Johannes, New York: „In dieser Gemeinde geht es mit der Schule schön vorwärts. Die Schülerzahl ist höher als seit Jahren. Vor sechs Jahren wurden hier etwa 60 Kinder von zwei Lehrern unterrichtet. Jetzt beträgt die Zahl der Kinder 125, von denen 28 diesen Herbst neu eingetreten sind, und vier Lehrkräfte stehen im Dienst der Gemeinde: zwei Lehrer, eine Lehrerin und der Hilfspastor. Die Schule ist achtgradig und vierklassig, zwei Grade in jeder Klasse. Deutscher

Sprachunterricht konnte während der ganzen Kriegsperiode ohne Unterbrechung erteilt werden; es wurden uns keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Auch der Religionsunterricht wurde in den Kriegsjahren und wird auch jetzt noch zum größten Teile mittelst der deutschen Sprache erteilt. Schulgeld wird nicht verlangt, ist schon vor Jahren abgeschafft worden; jedoch wird von den Eltern aller Kinder erwartet, daß sie durch freiwillige Beiträge die Gemeindefasse nach Kräften unterstützen. Auch die Bücher werden auf Wunsch frei geliefert; die Erfahrung lehrt aber, daß die meisten Eltern es vorziehen, die Bücher zu kaufen.“ Danbury, Conn.: „Zurzeit unterrichten in unserer Schule zwei Lehrer und eine Lehrerin 127 Kinder. Die Sturm- und Drangperiode hat unserer Schule wenig oder keinen Schaden gebracht, in gewisser Beziehung sogar Segen und Nutzen. Andern Umständen, besonders dem Umstand, daß seit Jahren nicht unbedeutender Wegzug vor sich ging, ist es zuzuschreiben, daß unsere Schülerzahl zurückgegangen ist. Das vorhandene Schulmaterial ist in unserm Schulhause indes geborgen; fast alle schulpflichtigen Kinder unserer Gemeinde sitzen zu den Füßen unserer treu arbeitenden Lehrer; zudem sind zehn fremde Kinder in unserer Schule. Vor Schulanfang wurden nötige, bedeutendere Reparaturen am Schulhause vorgenommen; einen Teil dieser Arbeiten verrichteten einzelne Gemeindeglieder; Mitglieder des Frauenvereins unterzogen das ganze Schulgebäude einer gründlichen Reinigung.“ — Dem Unterzeichneten trat bei einem Aufenthalt im Osten entgegen, daß auch kleine Gemeinden daselbst, durch die Synode in Detroit angeregt, an die Errichtung von Gemeindefschulen gehen.

J. P.

Die nötige Vorsicht in bezug auf die Vermehrung der theologischen Kurse. In den Berichten (bulletins) der theologischen Lehranstalten, besonders in denen der letzten zwei Jahre, tritt klar die Tendenz hervor, die Zahl der theologischen Disziplinen stark zu vermehren. In einem Bericht heißt es ausdrücklich: "The specialization in study and scholarship has produced a considerable number of new theological disciplines." Wir haben uns auch nach Beispielen umgesehen, durch welche die Notwendigkeit neuer Disziplinen dargetan werden soll. Man meint z. B., daß es längst nicht mehr angehe, die Geschichte der christlichen Lehre als einen bloßen Teil der allgemeinen Kirchengeschichte zu behandeln. Es ist aber daran zu erinnern, daß die Kirchengeschichte wesentlich Geschichte der christlichen Lehre ist. In der Kirchengeschichte haben wir unsern Studenten vorzuführen, wie es — mit Luther zu reden — dem Evangelium von Christo, das ist, der Lehre von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum ohne des Gesetzes Werke, je und je in der Welt ergangen ist und noch ergeht. Wesentlich lebt die christliche Kirche aus dem Evangelium und durch das Evangelium, und die kirchengeschichtlichen Ereignisse interessieren uns nur insofern, als uns in ihnen eine Verneinung oder ein Bekenntnis des Evangeliums von Christo entgegentritt. Wird die Kirchengeschichte nicht in dieser Weise, also nicht wesentlich als Dogmengeschichte, behandelt, so hört sie auf, Kirchengeschichte zu sein. Selbst in dem Falle, daß die Kirchengeschichte nur im Umriß, in outlines, vorgetragen wird, bedarf es der fortwährenden Orientierung am Evangelium, das ist, an der Zentrallehre von der Rechtfertigung. Geschieht dies nicht, so wird die Kirchengeschichte nicht nur ohne Nutzen, sondern zum Schaden der studierenden Jugend vorgetragen. Es ist dann die Kirchengeschichte als ein störender Fremdkörper in das theologische

Studium eingebracht. — Ferner will man eine besondere Disziplin für „die Verwaltung der christlichen Kirche“ (church administration). Dieser Gegenstand habe eine solche Bedeutung gewonnen, daß er durch die gelegentliche Behandlung in andern Disziplinen, z. B. in der Pastorale, nicht zu seinem Recht komme. Auch hierzu ist eine Bemerkung am Platze. Versteht man unter church administration die Regierung der Kirche allein mit Gottes Wort, so muß dieser Gegenstand nicht nur in der Pastorale, sondern auch in der Dogmatik nicht bloß nebenbei erwähnt, sondern ausführlich und mit Anwendung auf die speziellen Verhältnisse behandelt werden. Es ist dies deshalb nötig, weil sich zu allen Zeiten, und sonderlich auch zu unserer Zeit — sogar innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas — ein Kirchenregiment über Gottes Wort hinaus geltend gemacht hat. Versteht man aber unter church administration die Einrichtung und Handhabung von äußeren, in Gottes Wort nicht gebotenen Ordnungen, so gilt in bezug auf diese Ordnungen ein Doppeltes: 1. möglichst wenig davon, wie auch Luther ausdrücklich geraten hat (vgl. Walthers Pastorale, S. 379 f.); 2. was man davon hat, ist nicht zu hoch einzuschätzen. Es hat keinen Wert an sich, sondern nur insofern es dem Lauf des Evangeliums dient, und darf überdies keinem Christen auf das Gewissen gelegt werden. Ganz klar tritt auch das Bestreben hervor, die theologischen Lehrfächer durch die besondere Disziplin der „Sozialwissenschaft“ (Social Science) zu vermehren. Die Anwendung christlicher Prinzipien auf die bürgerlichen Verhältnisse habe zu unserer Zeit eine solche Entwicklung erfahren, daß die bisherige Behandlung des Gegenstandes in der christlichen Ethik nicht mehr genüge. Hierbei liegt erstlich die Gefahr vor, daß der christlichen Kirche ihre eigentliche Aufgabe, eine verlorne Menschheit durch die Predigt des Evangeliums selig zu machen, in den Hintergrund gedrängt und dafür in den Vordergrund gerückt wird, was man unter dem Namen Social Gospel zusammenfaßt. Daß die Sektenkirchen zum großen Teil dieser Gefahr bereits erlegen sind, ist von christlich gesinnten Männern aus ihrer Mitte im Anschluß an das Interchurch World Movement tief beklagt worden. So führt der Statistiker Carroll als einen Grund für den Rückgang der „amerikanischen Christenheit“ an: „The picayune business of theorizing on Sociology, Internationalism, Politics, Science, Literature, and any old thing which the foolish think will serve as a palpable substitute for the old-fashioned truths of the Bible.“ Zum andern drängt sich die Frage auf, was aus den theologischen Lehrern wird, die die biblische Lehre vom christlichen Leben (also die Ethik oder die Lehre von der Heiligung und den guten Werken) vorzutragen haben, wenn sie dabei nicht das christliche Leben gerade auch nach seiner Betätigung und Anwendung auf die tatsächlich vorliegenden sozialen Verhältnisse, nämlich auf die verschiedenen Stände, Berufe, Lebenslagen usw., eingehend beschreiben. Verweist man „die Anwendung der christlichen Prinzipien auf die sozialen Verhältnisse“ in eine besondere Disziplin, so liegt die Gefahr vor, daß der „allgemeine Kursus in der Ethik“ so allgemein wird, daß die Studenten schon nach der ersten Viertelstunde einzuschlafen geneigt sind. Näher liegt ein besonderer Kursus in der Apologetik. Doch ist bei einem besonderen apologetischen Kursus die Weise zu vermeiden, wodurch aus der „Verteidigung“ eine „Entschuldigung“ des Christentums vor dem „modernen Zeitbewußtsein“ wird. Sodann ist auch hier nicht zu vergessen, daß der bisher übliche „allgemeine Kursus in der christlichen Lehre“ zu „allgemein“ werden dürfte, wenn nicht sowohl bei

der Beschreibung der christlichen Religion im allgemeinen als auch bei der Darlegung der einzelnen Lehren die Vernunftfeindwände besprochen und als Torheit aufgezeigt werden. Kurz, bei der Vermehrung der Zahl der theologischen Disziplinen ist Vorsicht nötig. "Needless duplication of courses" wird auch von neueren Pädagogen als ein Grund angegeben, weshalb die sachlichen Leistungen bei den „Fortritten in der Pädagogik“ zurückgehen.

F. P.

Die Verstaatlichung der Kinder in Michigan ist diesmal noch abgewiesen worden. Das von der Wayne Co. Civic Association beantragte Verfassungsamendement, wonach alle Kinder vom fünften bis zum sechzehnten Jahre die religionslosen Staatschulen besuchen sollten, ist in der Wahl am 2. November mit einer Mehrheit von etwa 200,000 Stimmen abgewiesen worden. Gott sei Dank! über die russischen Bolschewiki wurde berichtet, daß sie eine Verstaatlichung der Frauen eingeführt hätten. Die Bolschewiki haben das als eine Verleumdung bezeichnet. Ob mit Recht oder mit Unrecht, wagen wir vorläufig noch nicht zu entscheiden, weil die Zeitungsberichte eingeständenermaßen noch immer „redigiert“ werden. Aber wahr ist, daß eine Verstaatlichung der Kinder im Staate Michigan stattgefunden hätte, wenn das in Rede stehende Amendement zur Staatsverfassung angenommen worden wäre. Und wir dürfen nicht meinen, daß die Gefahr für alle Zeiten abgewendet sei. Die Verstaatlichung auch solcher Dinge, die auf dem Gebiet des Gewissens liegen, liegt in der Luft, auch gerade in den Vereinigten Staaten. Nicht nur hat man bei uns während des Krieges den Pastoren Predigttexte und Predigtthemata zugesandt, sondern wohl die meisten sogenannten protestantischen Pastoren haben dieser Zumutung auch Folge geleistet. Überhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß sowohl Rom als die reformierten Sekten prinzipiell darauf angelegt sind, die Religion zu verstaatlichen.

F. P.

Einzelheiten über den Schulkampf in Michigan berichtet P. G. Frinde: „Der Schulkampf in Michigan ist mit einem herrlichen Sieg für die Gemeindefschulen zu Ende gekommen. Dafür sei dem Herrn der Kirche, unserm hochgelobten Heiland Jesu Christo, die Ehre gegeben und Dank gesagt! Das böse Amendement zur Konstitution, dessen Annahme die Vernichtung aller Gemeindefschulen bedeutet hätte, ist mit einer erdrückenden Mehrheit niedergestimmt worden. Es wurden 760,541 Stimmen abgegeben. Davon waren 279,181 Ja und 481,360 Nein. Somit ist die Mehrheit dagegen wie zwei zu eins. Wie sehr die Gemüter durch diesen Schulkampf erregt waren, und welches überaus große Interesse dafür unter dem Volk herrschte, ist besonders daraus ersichtlich, daß die Stimmzahl, welche über das Amendement abgegeben wurde, um rund hunderttausend die Zahl der Stimmen für den Präsidenten überstieg. Noch nie in der Geschichte des Staates hat ein solch heißer Kampf stattgefunden. Alles andere wurde durch die Schulfrage in den Hintergrund gedrängt. Man sprach von nichts anderm als von den Schulen. Die Lutheraner im Staat, etwa 110,000 an der Zahl, aus allen Sprachen und Synoden sowie auch die Evangelischen waren einig in ihrer Opposition. Die Organisation erstreckte sich in jeden Bezirk, in jede Stadt und in jedes County hinein. Jeder Pastor war ein Führer, und die Gemeindeglieder standen ihm treulich zur Seite. Die ganze tägliche und wöchentliche Presse, 450 Zeitungen, wurde in Anspruch genommen. Außerdem wurden gegen 7 Millionen Stück Literatur verteilt. Viele unserer

Pastoren und Gemeindeglieder haben mit ihren Automobilen das eigene sowie die benachbarten Counties bereist und Literatur ausgeteilt. Es wurden Hunderte von Massenversammlungen abgehalten, in denen von unsern Rednern die Schulfrage beleuchtet wurde. Unsere Brüder aus Missouri, Ohio, Wisconsin, Indiana und Illinois eilten uns zu Hilfe und dienten uns mit ihrer Rednergabe. Die American Luther League von Fort Wayne, Ind., lieh uns ihren Sekretär, der uns wertvolle Dienste leistete. Andere Kirchengemeinschaften kämpften für dieselbe Sache: die Katholiken, die Siebententags-Adventisten und die Holländisch-Reformierten. Unsere Schulen haben an Ansehen, an Einfluß und an Schülerzahl gewonnen. Unsere Gemeinden wissen jetzt mehr als je, was für einen Schatz sie an ihren Gemeindefschulen haben. Unser Sieg ist ein Sieg für die Gemeindefschulen in allen Staaten der Union.“

Rückgang der Gliederzahl in den Sektenkirchen statistisch berichtet. Mehrere Gründe werden dafür angeführt. Unter andern diese: "The calling of pastors from their pulpits to service in the army and the fleet, the concentration of effort in gigantic drives for funds, and the increase in the death rate, owing chiefly to the influenza epidemic. To our mind, possibly the chief reason lies on the surface — materialism. Millions of children are said to be out of Sunday-school and with practically no religious instruction in the home surroundings. A vicious theory of organic evolution which disposes of the necessity for a Creator, together with the essentially Bolshevik character of materialism and of consequent unbelief and worldliness, is undoubtedly the great reason for the defection in the ranks of American Christianity. Another reason is the degradation of the pulpit from its high estate of preaching the Gospel to the picayune business of theorizing on Sociology, Internationalism, Politics, Science, Literature, and any old thing which the foolish preacher thinks will serve as a palpable substitute for the old-fashioned truths of the Bible. The following are some of the churches in the United States which showed decreases for the year: Methodist Episcopal, 69,940; Presbyterian (U. S. A., Northern), 32,308; Disciples of Christ, 17,645; Methodist Episcopal (South), 16,404; Northern Baptist Convention, 9,156; National Baptist Convention, 35,007; Presbyterian (U. S. A., Southern), 8,811; United Presbyterian, 2,976; Cumberland Presbyterian, 1,645." Hierzu eine Bemerkung: Gewiß sind die zunehmende materialistische Gesinnung und die Alotria, die die Pastoren auf den Kanzeln treiben, dazu angetan, der „amerikanischen Christenheit“ Glieder zu entziehen. Aber jene Dinge waren nicht erst im letzten Jahr, sondern schon seit Jahrzehnten in dieser Richtung wirksam. Wir sind geneigt, auf "the concentration of effort in gigantic drives for funds" mehr Gewicht zu legen. Die oberen Verwaltungsbehörden und prominenten Führer in den Sektenkirchen hatten beschlossen, 1300 Millionen Dollars in den nächsten fünf Jahren für das Interchurch World Movement zu kollektieren. Das hat viele Pastoren so in Schrecken versetzt, daß sie die Gliederzahl ihrer Gemeinden möglichst niedrig angegeben haben. F. P.

Ob die Kriege aufhören würden, wenn alle Menschen Christen wären, ist eine Frage, die gegenwärtig viel behandelt wird. Wir sagen dazu, 1. daß die Frage insofern keine sachliche Bedeutung hat, als wir aus der Schrift wissen, daß nie eine Zeit kommen wird, in der alle Menschen Christen sein werden. Zwar sollen die Christen in der Verkündigung des Evan-

geliums so fleißig sein, als ob sie die ganze Welt belehren wollten. Ihres Heilandes Befehl lautet ja: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Aber was die Zahl der Christen im Vergleich mit der Zahl der Ungläubigen betrifft, so wird auf die ersteren immer das Prädikat „keine Herde“ (Luk. 12, 32) passen. Aber 2. den Fall angenommen, daß alle Menschen Christen würden, so wagen wir nicht zu sagen, daß dann alle Kriege aufhören würden, weil auch die Christen nicht allezeit nach dem neuen Menschen urteilen und handeln. Die Christen müssen damit zufrieden sein, daß sie in diesem Leben durch den Glauben an das Evangelium Frieden mit Gott haben, den äußeren Frieden aber erst im Himmel erwarten. F. P.

Auch in Canada wird gelehrt, daß das auf dem Schlachtfeld vergossene Blut eines Soldaten für diesen der Weg in den Himmel sei. Wir lesen im *Morning Albertan* unter der Überschrift „To-day's Little Sermon“ eine Antwort auf den Brief einer Mutter, die durch den Krieg einen Sohn verloren hat. Die Antwort lautet: „In the little note were two questions. First: 'What will take a man to heaven, and after he gets there, make him pleasing to God?' Secondly: 'What will take a woman to heaven for sure and everlasting stay and happiness forever?' The two questions are just one. They are the reaching out of a human soul for certitude about a goal that shall adequately compensate life for all its losses. What answer can I give? I can only declare my faith. The thing that makes heaven a certainty hereafter is the thing that makes it a certainty here. It is love. There can be no heaven for a heart that hates, and there can be no hell for a heart that loves. Jesus came to teach us to love one another. Perfect love casts out fear. Heaven is not a mechanical paradise. Things can never make people happy. Some of the most unhappy people I have known had everything that money could buy, but they lived for self. Love lives for others. Little gold star war mother, a man who has learned from the King of Love to 'lay down his life for the brethren' will not find the door of happiness shut in his face in any world. He has heaven within. And if you have learned this secret, — and you have, — one is coming to meet you in the shadows who will say: 'He that loveth much is much forgiven.' Heaven is the home country of the King of Love. One must believe in the King. Then will come that ecstasy which says: 'I know whom I have believed.' There is no greater certitude than this.“ Also kein Wort von der alleinseligmachenden Wahrheit, daß allein das Blut Christi, des Sohnes Gottes, uns rein macht von aller Sünde. F. P.

Die fast unglauflche Verrohung, die der Krieg in unserm Lande an die Oberfläche gebracht hat, wird durch ein Ereignis in Pittsburg illustriert. Der Mayor der Stadt, E. V. Babcock, hatte Erlaubnis gegeben, zum Besten der hungernden Kinder in Deutschland und Oesterreich Sammelmarken zu verteilen. Dagegen protestierte die American Legion als einen unpatriotischen Akt. Die hinter der Sammlung stehende Gesellschaft bekam es mit der Angst und beschloß, keine Gelder zu kollektieren. Anders der Bürgermeister Babcock. Er gab die öffentliche Erklärung ab, daß er das ausgestellte permit nicht widerrufen werde. Dies nahmen die Posten der American Legion so übel, daß sie bei der Parade am „Waffenstillstandstag“ an der Bühne des Bürgermeisters nicht vorbeimarschieren wollten. Der Bericht der affizierten Presse lautet: „Protesting against the presence of Mayor E. V. Babcock in the reviewing stand, because the city recently issued

a permit for what they termed a 'pro-German tag-day,' scores of overseas veterans who took part in the Armistice Day parade here refused to march past the stand. After vainly trying to make a speech, which was drowned by the cries of spectators and marchers, Mayor Babcock left the stand, and the parade proceeded." übrigenß berichten die Zeitungen, daß Harding, der erwählte Präsident der Vereinigten Staaten, die Summe von 2500 Dollars für die hungernden Kinder in Europa beigesteuert hat. Vielleicht wäre es ihm auch übel ergangen, wenn er sich neben Mayor Babcock auf dem reviewing stand befunden hätte. Unter den traurigen Folgen des Krieges ist die sittliche Verrohung, die er wenigstens bei einem Teil der Bevölkerung mit sich gebracht hat, entschieden die traurigste. Man klagt in Europa über die Zunahme der Verbrechen seit dem Kriege. Hier in St. Louis sind wir weder bei Tag noch bei Nacht vor Raubanfällen auf offener Straße sicher.

F. P.

Zur Disziplin in höheren Schulen unfers Landes. Die „Waffenstillstandsfeier“ hat an mehreren Orten zu Exzessen unter der Jugend Veranlassung gegeben. Aus Topeka wird berichtet: „Zweihundertfünfzig Schüler der Hochschule, 40 davon Mädchen, wurden heute auf unbestimmte Zeit vom ferneren Unterricht ausgeschlossen, weil sie gestern die Schule in corpore ohne Erlaubnis verlassen hatten. Die Schüler verließen ihre Klassenzimmer, führten einen ‚Schlangentanz‘ auf der Straße zwischen den beiden Hochschulgebäuden auf und schlossen sich der Parade unten in der Stadt an, den Rest des Tages der Schule fernbleibend. Die suspendierten Schüler repräsentierten ungefähr ein Viertel der Gesamtzahl der Schüler.“ Springfield, Mo., meldete schon am Abend des Waffenstillstandstages nach St. Louis: „Refusal by the faculty of Drury College to grant a holiday to-day in honor of Armistice Day resulted in a walkout by 200 men and women students when classes assembled this morning. The strikers danced in several buildings until members locked the doors, and they then went to the college gymnasium and staged a dance.“

Urteile über die Bildertheater hier und in Europa. I. D. Curley, der Vorsitz der Zensurkommission für Chicago, ist der Meinung, daß die Bildertheater auf die folgenden Punkte hin in Anflagezustand versetzt werden sollten: „Sie hindern die Arbeit der Schule. Ihre sittliche Wirkung ist schädlich. Sie stellen das Leben im falschen Lichte dar. Den Kindern werden Filmen über das Geschlechtsleben und Vampire gezeigt. Die Jugend verliert den Respekt vor der Autorität, nachdem sie einige der Films gesehen hat. Kinder von sieben Jahren an sind in der Geschlechtsfrage verfrüht reif. Die Films zeigen eine bemerkenswerte Nichtbeachtung der Ehebeziehungen und üben eine schlechte Wirkung auf die Keuschheit und Reinheit aus. Die Jugend wird mit ihrer häuslichen Umgebung unzufrieden. Die Rückwirkung auf die Sehnerben ist eine angreifende, und es folgt eine Verminderung der Lebenskraft und geistigen Regsamkeit. Die Einwirkung auf die aufwachsende Generation ist im ganzen eine üble.“ Sodann wird behauptet, daß der Durchschnittsbesuch der Schulkinder in den Bildertheatern sich auf dreimal die Woche stelle. In Deutschland warnen sogar Sozialisten vor den Bildertheatern. Im „Hamburger Echo“, dem Parteiblatt der Hamburger Sozialdemokratie, schreibt Ida Klöpffer: „Seit dem Auftauchen des Kinetographen haben die Gefahren und Schädigungen, die ihm anhaften, eine immer größere Ausdehnung erfahren. Neben vielen

Darstellungen aufregender, blöder und geschmackloser Art bevorzugt man in der heutigen Zeit eine Sorte Films, die allerlei Ausschnitte aus dem Liebes-, Lebens- und Kolonnenmilieu der mindertwertigsten Art bieten. Diese Gefahr, die alle ernsten und moralischen Grundsätze unterminiert, besteht für die Masse der nicht selbständig Denkenden, für die Unmündigen, die Jugendlichen und die leicht Beeinflußbaren. Man braucht nur einmal die Titel vor den Kinos zu lesen, sie legen beredtes Zeugnis von dem Inhalt der Stücke ab. Bedenkt man, daß das Gros der Kinobesucher noch junges Blut ist, dann wird man die Sorge ernstdenkender Menschen verstehen, die sich darüber Klar sind, daß Kinovorführungen der bezeichneten Art eine schwere moralische und sexuelle Schädigung des gesamten Volkes bedeuten. Man braucht nur einmal die Unmenge halbwüchsiger Jünglinge und Mädchen zu beobachten, wie sie mit leuchtenden Augen und erhitztem Blut aus dem Schlund des Kinos auf die Straße hinausströmen. Ihre Phantasie hat reichen Stoff bekommen. Noch stehen vor ihrem geistigen Auge die eleganten Herren und Damen der Gesellschaft, die vor ihnen ihre Liebes- und Lebensaffären produzierten. Wie viele Mädchen mögen nicht nach einer oder mehreren Kinovorstellungen der Verführung anheimgefallen sein! Viele junge Menschenkinder gibt es, die sich an den Vorstellungen bis zur sexuellen Hochspannung erregen und in einem solchen Zustande den Gefahren der Prostitution erliegen. Wie viele Verbrechen sind beredtes Zeugnis davon, wie scharf das Gift ist, das in unverantwortlicher Weise durch solche Vorstellungen den Besuchern des Kinos eingeträufelt wird! Es ist daher erklärlich, daß wahre Menschenfreunde versuchen, diese Films mit der größten Erbitterung zu bekämpfen.“ Vor etwa zwei Jahren wurde berichtet, daß in und um Berlin junge Leute Vereine gebildet haben, deren Glieder sich verpflichten, nie Wildertheater zu besuchen. — Leider werden alle diese Warnungen wenig helfen. Wie die Warnungen vor dem Theater überhaupt — auch die von ehrbaren Weltmenschen ausgesprochenen — das Theater nicht reformiert haben, so werden auch die Warnungen vor der Spezies „Wildertheater“ wirkungslos bleiben. *Etiam justitia civilis rara est inter homines.* Dazu praktizieren die Besitzer der „movies“ den geschäftlichen Kniff, hin und wieder moralische, ja sogar biblische Bilder vorzuführen, um auch die Christen als Patrone ihres Instituts zu gewinnen. J. P.

Einen Aufruf unseres synodalen Board for Relief in Europe durch dessen Sekretär, P. Christoph Merkel, bringen wir auch in „Lehre und Wehre“ zum Abdruck: „Die leibliche Not unserer Brüder und Schwestern in Europa drängt uns, unsere Gemeinden und lieben Christen um weitere Gaben zur Linderung dieser Not dringend zu bitten. In einem kürzlich erhaltenen Briefe schreibt der ‚Giltsausschuß für Notleidende in Deutschland‘, jenes Komitee der Freikirche, das an unserer Statt die persönlichen Bittgesuche um Hilfe prüft und Unterstützung nach Befund darreicht, unter anderem folgendes: „Und nun nach dem Dank die Bitte. Um es gleich zu Anfang möglichst stark zum Ausdruck zu bringen, sage ich: Um Gottes willen lassen Sie uns nicht im Stich! Meine Gemeindeglieder haben es schon immer wieder gesagt: Was sollten wir nur anfangen, wenn uns die Glaubensbrüder in Amerika nicht unterstützen würden! Die Not, die bisher schon groß genug gewesen ist, wird noch größer, nicht in den Landgemeinden — dort braucht man wohl Kleider und Schuhe, aber keine Lebensmittel —, aber in den Stadtgemeinden und vor allen Dingen in den sächsi-

sehen Gemeinden. Von Nahrungsmitteln ist Fett, Speck, Mehl und Milch am nötigsten. . . . Die Wittgesuche, die an uns gelangen, sind so groß und zahlreich, daß jeder Bedürftige nur den vierten Teil von dem erhalten kann, um was er bittet.' — In einem „Amtlichen Aufruf“ um Hilfe sagt zum Beispiel der „Rat der Stadt Chemnitz“: „Not und Mangel in den Familien der Erwerbslosen, besonders den Kinderreichen, ist riesengroß. Die Zahl der ohne ihre Schuld Erwerbslosen beträgt in Chemnitz über 8000 Männer und mehr als 4000 Frauen und steigt von Woche zu Woche infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Raten der zu gewährenden städtischen Unterstützung können nicht erhöht werden und reichen kaum zur Bestreitung des notwendigsten Lebensunterhalts aus. Für Beschaffung von Kleidung und Wäsche bleibt nichts übrig.“ — Dieselbe, vielleicht noch größere Not herrscht in Galizien, Polen, Oesterreich, Elsaß usw. Kannst du, lieber Christ, diesen Notschrei, der zum Himmel und übers Meer dringt, lesen, ohne dadurch zur Linderung solcher Not bewogen zu werden? Sicherlich nicht! Bitte, schicke deine Gabe bald an den Kassierer deines Synodalbezirks!“

II. Ausland.

Hamburg. In Hamburg hat P. Glage mit seiner Gemeinde (St. Ansharkapelle) den Austritt aus der hamburgischen Landeskirche vollzogen. Zur Begründung schreibt P. Glage: „Das Bekenntnis, nur das Bekenntnis, bindet uns, und niemand und nichts soll uns von diesem Bande lösen. Darum aber mußten wir unsere Organisation völlig herausnehmen aus der Organisation der hamburgischen Landeskirche; denn diese Landeskirche ist keine Bekenntniskirche mehr, weder tatsächlich noch grundsätzlich. Es ist mit der hamburgischen Landeskirche, auf das Ganze ihrer Organisation gesehen, unaufhaltsam abwärts gegangen. Daß heute Christus- und Gottesleugnung auf ihren Kanzeln geduldet wird, daß die Landeskirche nicht mehr die Kraft besitzt, diesen ihr Lebensmark zerstörenden Fremdkörper abzustößen, beweist es jedem, der noch sehen kann und will, daß die Landeskirche tatsächlich keine Bekenntniskirche mehr ist. Sie ist es aber auch grundsätzlich nicht mehr; denn die Verpflichtung ihrer Geistlichen auf das formulierte Bekenntnis der Lutherischen Kirche ist ganz offiziell abgeschafft, so daß die Unterzeichnung der symbolischen Bücher nun auch offiziell nur noch als eine historische Zeremonie gewertet wird, und der Name ‚evangelisch-lutherisch‘ lediglich die Rolle einer auf dem Mast des Kirchenschiffs zu Unrecht stehen gebliebenen Fahne spielt. Tatsächlich segelt das Schiff der hamburgischen Landeskirche unter falscher Flagge; denn Christusleugner sitzen am Steuer, und die Schiffsmannschaft kann nach ganz subjektivem Ermessen ihren Dienst tun. Der einfache Gehorsam gegen Gottes Wort verbietet es uns, solch ein Schiff noch irgendwie zu unterstützen. Wir können die bekennungslos gewordene Organisation der Landeskirche nicht mehr mit der Organisation unserer Kapelle stützen, weder materiell noch moralisch.“ Auf die Frage, warum die Anshargemeinde nicht schon früher aus der Landeskirche ausgeschieden sei, antwortet P. Glage im „Ansharboten“: „Gewiß, wir hätten den Schritt schon früher tun können, und wir hätten ihn tun sollen, als die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisschriften in Hamburg abgeschafft wurde. Warum wir es nicht taten? Ich weiß zuletzt keine Antwort als diese: ‚Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.‘“

Eine Warnung vor Sprachenzwang in der Kirche, wie er neuerdings in der Nähe und in der Ferne gebräuchlich war und zum Teil noch ist, enthält ein Bericht, der uns in einem älteren Jahrgang von „Lehre und Wehre“ (29, 77) vor Augen kam. Der Bericht lautet: „Am 14. Sonntag nach Trinitatis hielt der Pastor aus Adelnau in der St. Ulrichskirche zu Halle einen Gottesdienst in polnischer Sprache, und zwar für diejenigen evangelischen [lutherischen] Polen, welche während der Sommermonate in der Provinz Sachsen auf den Zuckerrübenfeldern und in den Bergwerken von Mansfeld und Eisleben ihren Broterwerb suchen und auch reichlich finden. Da stand der Pastor vor einer aus etwa 300 Seelen bestehenden Gemeinde von polnischen Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, welche zufolge des Bekanntmachens eines solchen Gottesdienstes aus allen Gegenden der Provinz Sachsen herzugeeilt waren. Als die Predigt in polnischer Sprache begann, entstand ein allgemeines Weinen und Schluchzen; denn die Klänge der Muttersprache am heiligen Orte hatten für die Leute etwas überwältigendes, wie sie denn auch mit Freudentränen in den Augen ihre polnischen Lieder sangen. Am heiligen Abendmahl nahmen gegen 200 Personen teil. Nach dem Gottesdienst wollten die Leute dem Pastor durchaus die Reise nach Halle vergüten. Als dies jedoch nicht angenommen wurde, schenkten sie der Kirche zu Adelnau 80 Mark und der Ulrichskirche in Halle 20 Mark. Es waren dies für diese polnischen Arbeiter und auch für den Pastor unbergeßliche Stunden.“

J. F.

Eine wahrhaft christliche Feier gelegentlich der Errichtung eines Kriegerdenkmals. Nach dem Bericht der „Freikirche“ hat die Schwefelergemeinde in Planitz ein Denkmal zum Gedächtnis ihrer im Weltkrieg ge- fallenen Glieder auf ihrem Kirchgrundstück errichtet. Es heißt in dem von P. Martin Willkomm geschriebenen Bericht: „Es ist ein Obelisk, dessen Sockel auf der der Kirche zugewendeten Vorderseite den Spruch: ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat‘ und eine Widmung trägt. Auf den drei andern Seiten sind die Namen der 23 gefallenen sowie der fünf vermißten Gemeindeglieder zu lesen. Nachdem die gärtnerischen Anlagen, von denen das Denkmal eingefast ist, vollendet waren, fand am Pfingstsonntag nachmittags eine schlichte, würdige Feier zum Gedächtnis der gefallenen und vermißten Brüder statt. Ihr ging ein Gottesdienst in der Kirche voraus, in welchem der frühere Seelsorger der Gemeinde, P. Otto Willkomm, eine tröstliche und doch auch ernst mahnende Ansprache über Röm. 8, 11 hielt, in der er zeigte, wie die, die den Pfingstgeist haben, auch im tiefsten Leid nicht ohne Trost sind, und mahnte, den Pfingstgeist zu bewahren. Die Feier im Freien wurde durch die gemeinsam unter Posaunenbegleitung gesungenen vier ersten Verse des Liedes ‚Jerusalem, du hochgebaute Stadt‘ eingeleitet. In seiner Ansprache zeigte der Unterzeichnete [M. W.], wie das Denkmal, obwohl es leider nicht von einem endlichen Siege unserer deutschen Waffen zeugen könne, doch ein Siegeszeichen sei, weil es Zeugnis ablege von der Kraft des Christenglaubens, der Macht der christlichen Bruderliebe und der Kraft der lebendigen Hoffnung, die wir Christen haben. In der Kirche hatte der Kirchenchor ein passendes Stück gesungen, am Denkmal sang der Männerchor, und die Bläser beschloßen, nachdem mehrere Kränze am Denkmal niedergelegt worden waren, die auch von vielen Fremden besuchte Feier mit dem Vortrag der Melodie von ‚Ach, Herr, laß dein‘ Lieb‘ Englein‘.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Dezember 1920.

Nr. 12.

Aphorismen über Diakonissenwesen.

1.

Über die Diakonissen ist bei den lutherischen Dogmatikern, Exegeten und praktischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts nicht viel zu finden. Das Wesentlichste davon sei wiedergegeben auszugsweise nach J. A. Quenstedt (in dessen immer noch wertvollen, 1699 zu Wittenberg in 4° erschienenen *Antiquitates biblicae et ecclesiasticae*, in denen freilich auch manche Behauptung vorkommt, die man heutzutage „antiquiert“ nennen mag).

Diaconissa ist die feminine Bezeichnung des diaconus. Die Diakonen waren nach der apostolischen Einrichtung Verwalter zeitlicher Güter der Gemeinde und über das Almosenwesen gesetzt. Was die Gläubigen zur Versorgung armer Witwen und Waisen zusammenbrachten, nahmen die Diakonen in Empfang und verteilten es nach bestem Gewissen je nach dem Bedürfnis. Daß sie auch später noch dem Almosenwesen vorstanden, sieht man aus der Geschichte des Diakons und Märtyrers Laurentius. Der lebte um 260 und nannte die Armen die Schätze der Kirche. Wir finden, daß sie an manchen Orten bei der Abendmahlsfeier verwendet werden: sie richten die Elemente her, die man dazu gebraucht; sie helfen das Abendmahl austeilen, sie überbringen es Abwesenden (Kranken, Gefangenen) [Justin].¹⁾ Origenes nennt in seiner zweiten Homilie über das Hohelied den *ordo* der Diakonen *ordinem adstantium divino ministerio*, wie wir uns ausdrücken würden, ein Hilfsamt des Predigtamts. Das Predigtamt selbst ist ein göttliches Amt; der Diakon ist ein Beiständer; er tut, was bei uns meist ein Küster oder Kirchenvorsteher tut. Ferner ist der diaconus oft *lector*, wo dafür nicht ein eigener Mann bestimmt war; liest er, so legt

1) „Ea, quae ad administrationem sacramentorum pertinebant, parabant.“ Dazu mag bei der Taufe, wo sie im geschlossenen Raum stattfand, die Herzubringung des nötigen Wassers gehört haben, beim Abendmahl aber die Beiseitstellung solcher Speisen und Getränke, die nur beim Liebesmahl (den Agapen) und zur Verteilung an Arme usw. verwendbar waren.

nachher der Bischof oder Presbyter den verlesenen Text aus. Weiterhin hörte man im Gottesdienst gewisse feierliche Formeln aus ihrem Munde:²⁾ sie sagten: „Ite, catechumeni“, wenn der Abendmahlsgottesdienst begann, an dem die Katechumenen noch nicht teilnehmen durften. Sie riefen: „Sancta sanctis!“ um unwürdigem Abendmahlsgeuß zu steuern; sie schlossen mit dem Ruf: „Ite in pacem“ „Geht hin im Frieden!“ Auch haben sie Unruhen und Störungen des Gottesdienstes zu verhindern, sollen auf Ordnung sehen während desselben. Nach den sogenannten „Apostolischen Konstitutionen“ bleibt es aber immerhin dabei: „Non fuerunt proprie ministri evangelii, sed mensarum“; sie sollen gleichsam sein *oeconomi ecclesiae*. „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen“, heißt es Apost. 6, 2. Es ist also ein Zu-Tische-Dienen, eine nötige tägliche Handreichung, zunächst in Versorgung der Wittwen, was den Diakonen als Geschäftskreis zugewiesen und was von der *diakonia tou logou*, vom Amt des Wortes (und öffentlichen Gebets), an dem die Apostel anhalten wollen, unterschieden wird. Wenn wir unter den sieben damals erwählten Almosenpflegern hernach einen Stephanus auch von großer Lehrthätigkeit finden und auch einen Philippus, der in Samarien missionierte und auch den Kammerer aus dem Mosenland taufte, so geschah dies sozusagen zufallens, nicht weil sie Diakonen waren, sondern weil sie voll Heiligen Geistes und Weisheit und voll Glaubens waren, was sie eben auch vor vielen andern Christen als zum Diakonatsamt geschickt zur Wahl empfohlen hat. Nach dem Zeugnis Tertullians haben Diakonen bei Taufen nicht bloß assistiert, sondern gelegentlich selbst getauft; nach Hieronymus soll ein Diakon das nur tun, wenn es ihm der Bischof aufträgt.

Die Diakonissen waren — NB. nach Quenstedt — gewisse, 1 Tim. 5, 9 erwähnte, sechzigjährige Wittwen, welche der Kirche in Berichtigungen dienten, die vornehmlich dem weiblichen Geschlecht zukommen, und welche zu besorgen sowohl für Presbyter als Diakonen *indecens et inverecondum fuisset*, ungebührlich und gegen das Schamgefühl gewesen wäre: Untersuchung körperlicher Leiden weiblicher Personen, Verpflegung weiblicher Kranken und Assistenz bei der Taufe erwachsener Frauen, zumal wo diese durch Untertauchen geschah. Diese Diakonissen waren (nach Quenstedt) *subsidiariae manus diaconorum*, stellvertretend helfende Hände der Diakonen. Paulus nennt die Phöbe, Röm. 16, 1, nicht *diakonissa* — diese Bezeichnung ist nachapostolischen Ursprungs —, sondern er nennt sie *diakonos*. Quenstedt trägt nun zusammen, was (meist nach den sogenannten „Apostolischen Konstitutionen“, II, 6) die Verpflichtungen der Diakonissen waren: 1. Sie waren Hüterinnen der Tempelgänge für die Frauen; die hatten besondere Türen zu passieren. (Daher heißen die Diakonissen in des Ignatius Brief an die Antiochener *vestibulorum sacrorum custodes*.) 2. In Verfolgungs-

2) *Pronunciabant aliquas solemnes formulas in ecclesia.*

zeiten, wo oft ein männlicher Diacon zu gefangenen Frauen nicht geschickt werden konnte, sollten sie hingehen, sollten sie trösten und im Glauben stärken. 3. Bei Frauentausen haben sie (nach dem Zeugnis des Epiphanius) die nötige Entblößung derselben auf ehrbare Weise vorgenommen (*eas honeste nudabant et exuebant*), und wenn dann (wo sich mit der Taufe gleich die Salbung verband) der Priester (*sacerdos*) der Getauften die Stirn mit Öl salbte, rieb die Diaconissin den übrigen Körper damit ein. 4. Sie wuschen die Leichen der Frauen und bereiteten sie zum Begräbnis vor (wie man Apost. 9 auf dem Söller des Hauses um den Leichnam der Tabea alle *W i t w e n* versammelt findet). 5. Sie hatten nach den Bestimmungen des vierten Konzils zu Karthago zu helfen beim Vorbereitungsunterricht gar zu unwissender Frauen auf die Taufe.³⁾

Dann führt Quenstedt noch an, daß man nicht alle und jede christliche Wittve als Diaconissen brauchen konnte. Ausgeschlossen waren die, welche mehrere Männer gehabt hatten; ausgeschlossen die jüngeren Wittven; ausgeschlossen solche, welche noch Kinder und Familienglieder zu versorgen hatten. Darum habe Paulus 1 Tim. 5, 9 angeordnet, in den Diaconissenkatalog solcher, die der Kirche in Versorgung der Armen und Kranken dienen, erst sechzigjährige Wittven aufzunehmen. Dann erwähnt Quenstedt noch, daß, als die Verfolgungen aufhörten, als das Christentum Staatsreligion wurde und der Staat begann, Armen-, Kranken- und Herbergshäuser zu bauen, die *diaconissae* mehr und mehr entbehrlich wurden.

In Frankreich wurde dies *Gemeinde=Witwen=Diaconissentum* aufgehoben durch die Synode zu Orange 441; in Deutschland war es wahrscheinlich überhaupt nie heimisch. In der griechisch-katholischen Kirche gibt es noch Diaconissen und Archidiaconissen. Sie sind aber dort Vorsteherinnen weiblicher Klöster.

2.

Zu dem bisher Erwähnten ist nun aber zu bemerken, daß es doch höchst unsicher bleibt, ob wirklich „Gemeindegewitwen“ und „Gemeindediaconissen“ dasselbe Institut meinen. Die Diaconissin Phöbe, Röm. 16, 1, war wirklich „am Dienst der Gemeinde zu Kenchreä“; aber ob sie Wittve und ob sie über sechzig Jahre alt war, davon wissen wir gar nichts. Die Röm. 16, 12 genannten „Tryphena und Tryphosa, welche in dem Herrn gearbeitet haben“, und die eben dort genannte Persis, von der Paulus sagt: „Meine Liebe, welche in dem Herrn viel gearbeitet hat“, waren vielleicht auch Diaconissen in

3) *Ut tam instructae sint ad officium, ut possint apto et sano sermone docere imperitas et rusticas mulieres tempore quo baptizandae sint, qualiter baptizatori interrogatae respondeant et qualiter accepto baptisinate vivant.* (Bei B. Carranza hat dieser 12. Kanon die Überschrift: *Qualiter viduae ad baptisterium ordinantur.* 214 Bischöfe auf dem Konzil.)

Rom. Aber über ihr Alter und die Ausdehnung ihres Dienstes wissen wir nichts. Phöbe, die wohl den Römerbrief dorthin brachte, mag in Rom nicht wenig zu schaffen gehabt haben. Die römischen Christen sollen ihr beistehen „in allem Geschäft, darin sie euer bedarf“, *parastete ante en ho an hymon chreze pragmati*. Daß der Apostel für Diaconissen, deren Amt auch manche beschwerliche Seite gehabt haben mag, das sechzigste Jahr als *terminus a quo* ansetzt, ist schwer verständlich; eher schon, daß er es ansetzt für Wittven, die nicht vorher in den Ehrentafel derjenigen Wittven eingeschrieben werden sollten, deren Altersversorgung die Gemeinde als eine Ehrenpflicht empfand. Nicht jede Christin, die durch den Tod ihren Mann verloren hat, gehört in dieses *tagma cheron*, sondern die sechzigjährige, einmal verheiratet gewesene, die ein Zeugnis frommen Wandels und wohlthätigen Sinnes für sich hat. Daß man solche, solange sie dazu noch fähig waren, auch zu den vorhin den Diaconissen zugeschriebenen Verrichtungen mit Vorliebe bestimmte, versteht sich von selbst. Aber die Diaconissen wurden nicht ausschließlich aus dem Kreise der Ehrenwittven oder bloß bejahrten Wittven genommen. An manchen Orten finden wir die *viduae seniores* und die *diaconissae* gleichbedeutend gebraucht; da finden wir sie auch wohl durch Handauflegung des Bischofs in ihr Amt eingeführt. Allein schon das Konzil zu Nizäa hat diese Weihe verboten, damit es nicht das Aussehen habe, als wären die Diaconissen *eis to hieroteuein* bestimmt. (Andererseits begegnen uns in dem *tagma cheron* auch Jungfrauen, wie denn, wenn die Lesart dort richtig ist, Ignatius in Kap. 13 des Briefes an die Gemeinde zu Smyrna *kai tas parthenous tas legomenas cheras*, „die Jungfrauen, die man Wittven nennt“, speziell grüßt. Andere wollen dafür freilich lesen *kai aeiparthenous kai tas cheras*, ich grüße „auch, die immer Jungfrauen bleiben wollen, und die Wittven“.)

Noch eine Stelle möchte ich zum Schluß dieses Abschnitts von den Diaconissen der alten Kirche nicht unerwähnt lassen, jene bekannte aus den Briefen des Jüngeren Plinius an Kaiser Trajan (lib. X, epist. 96), wo er ihm mitteilt, er habe zwei christliche Diaconissen foltern lassen (*necessarium credidi, ex duabus ancillis, quae ministrae dicebantur, per tormenta quaerere, quid esset veri*), um die Wahrheit herauszukriegen über das, was denn die Christen in ihren Versammlungen trieben. Aber er habe sie nur bestätigen hören: die Christen kommen an einem bestimmten Tag [Sonntag] nach ihrer Gewohnheit vor Tagesanbruch zusammen, singen ein Loblied auf Christum, ihren Gott, und verpflichten sich heilig und teuer, Diebstahl, Raub, Ehebruch und andere Laster zu meiden; spät [abends] kommen sie dann wieder zu einer unschuldigen gemeinsamen Mahlzeit zusammen. Das letztere aber hätten sie seit dem kaiserlichen Verbot solcher Zusammenkünfte unterlassen.

Diese *ancillae* werden nicht *viduae* genannt, mögen also wohl Jungfrauen gewesen sein; aber sie heißen *ministrae*, jedenfalls nach ihrem Verhältnis zur Gemeinde.

3.

a. Wie Theodor Fliedner auf den Gedanken des Diakonissenwesens kam. Zugunsten seiner armen, in besondere Bedrängnis geratenen kleinen Gemeinde hatte er eine Kollektentreise ins Rheinland, nach Holland und England unternommen. Außer dem Geldertrag hatte er tiefe Eindrücke gewonnen von der reichen Liebestätigkeit jener Länder. Namentlich in Holland hatte er bei den Mennoniten eine Einrichtung gefunden, welche ihm der Nachahmung in unserer Kirche wert schien. Er sagt in seiner Reisebeschreibung darüber: „Es gibt in den Gemeinden auch noch Diakonissen, welche vom Kirchenvorstande gewählt werden, unter diesem stehen und sich mit der weiblichen Armenpflege befassen. Sie besuchen die Hütten der Armut, teilen die bewilligten Kleidungsstücke aus, sorgen für das Unterkommen der Mädchen als Dienstboten uſw. Sie sind so wenig als die Diakonen besoldet, gehören zu den angesehensten Familien der Gemeinden und unterziehen sich dabei ihrem viel Zeit erfordernden Geschäft mit großer Willigkeit. Diese lobenswerte urchristliche Einrichtung sollte von den andern evangelischen Konfessionen billig nachgeahmt werden. Die apostolische Kirche führte schon das Amt der Diakonissen ein, wohl wissend, daß das zarte weibliche Gefühl und der feine weibliche Takt für Vinderung der leiblichen und geistlichen Not vorzüglich unter ihrem eigenen Geschlecht durch Männerpflege nicht ersetzt werden könne. Warum hat später die Kirche diese apostolische Einrichtung nicht beibehalten? Hebt der Mißbrauch allen guten Gebrauch auf? . . . Wie unrecht und unweise handeln darum die andern evangelischen Kirchen, daß sie ihr [der weiblichen Frömmigkeit] keinen bestimmten Wirkungskreis einräumen durch Überweisung der Pflege der weiblichen Armen, Kranken und Gefangenen. Wie vielen Frauen, Wittwen, namentlich Pfarrerswitwen und älteren Jungfrauen, würde dadurch ein neues, liebliches Feld eröffnet, Tränen des Elends zu trocknen und Sünderinnen mit ihrem Heiland und der Welt zu versöhnen, welches in diesem Umfang jetzt unaufgefordert zu tun ihnen die Schranken der weiblichen Bescheidenheit verbieten.“ Fliedner gründete 1836 das erste Diakonissenhaus der Neuzeit in einem zu diesem Zweck angekauften wüsten und unwohnlichen Haus, nachdem er seit 1833 in einem kleinen Häuschen des Pfarrgartens ein Magdalenen-Asyl in der denkbar kleinsten Gestalt und 1835 eine Kleinkinderschule errichtet hatte. Mit vollem Bewußtsein wollte er an das altkirchliche Diakonissentum anknüpfen. . . . Er war für eine eigene Tracht der Diakonissen, hatte dabei aber keine Nonnengedanken. Haben nicht Mädchenpensionate auch oft eine eigene Tracht? Und das Militär hat seine eigene Uniform.

b. Die Organisation der Diakonissenhäuser ist heutzutage meist die, daß einem Pastor als Vorsteher (Rektor) und Hausgeistlichen eine weibliche Kraft, Oberin oder Oberschwester, beigegeben ist. Dann pflegen in der Führung der Sache im Großen sowie in dem pastoralen und unterrichtlichen Tun der Rektor, im hauswirt-

schaftlichen, hausmütterlichen Walten die Oberin selbständig, in den Personalfragen beide gemeinschaftlich zu handeln. In einigen wenigen Anstalten besteht die aus römischen Vorbildern erklärliche, aber keineswegs mit Fliedners Gedanken sich bedende Einrichtung, daß die Oberin die eigentlich allein regierende, jedenfalls entscheidende Instanz, der Pastor aber nur ihr Berater und der Seelsorger der Schwesterchaft ist. Ein Kuratorium als Rechtssubjekt in betreff des Eigentums der Anstalt hat natürlich fast jedes Diakonissenhaus. Fast alle Diakonissenanstalten sind kirchlich als mehr oder weniger konsolidierte Anstaltsgemeinden verfaßt und haben besondere Gottesdienste mit Wort und Sakrament. (1)

c. Die Aufnahmebedingungen sind in allen Häusern (bis auf Kleinigkeiten) gleich. Für die gesegnete Wirksamkeit einer Diakonissin ist ein unbescholtener Ruf ein unerläßliches Erfordernis. Einer neu eintretenden Schwester muß daher über ihr Verhalten in den früheren Lebensverhältnissen, es sei gegen Eltern, Geschwister, Herrschaften oder sonstige Vorgesetzte, sowie über ihr sittliches und christliches Verhalten ein gutes Zeugnis gegeben werden können. Eine hinreichende körperliche Gesundheit darf einer Diakonissin nicht fehlen. Zwar wird dabei nicht auf besondere Größe und Stärke des Körpers gesehen, aber es muß doch die nötige Kraft zur Ausdauer in den Anstrengungen vorhanden sein. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß auch Jungfrauen von weniger kräftiger Konstitution im Diakonissenberuf oftmals erstarken und in des Herrn Kraft gesegnete Dienste zu leisten vermögen. Das Alter soll in der Regel nicht unter 18 und nicht über 36 Jahre sein. Kenntnisse und Fertigkeiten anlangend, soll jede Schwester beim Eintritt lesen, schreiben und rechnen können und mindestens die Kenntnisse besitzen, welche eine Konfirmandin der Volksschule hat. Zu wünschen ist, daß sie schon Kenntnis von weiblichen Arbeiten habe; fehlt es ihr darin, so muß sie jedenfalls mit bereitwilligem Herzen jede Arbeit angreifen und zu lernen trachten, so ungewohnt und schwierig sie ihr auch vorkomme. Sie muß einen von ihr selbst verfaßten und geschriebenen Lebenslauf einsenden, worin sie angibt ihre bisherige Vorbildung, und was sie auf den Gedanken brachte, Diakonissin werden zu wollen. Ebenso ein schriftliches Zeugnis der Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder. Auch Tauf- und Konfirmationschein; ein Zeugnis des Arztes über ihren Gesundheitszustand; und ein versiegeltes Zeugnis ihres Seelsorgers über ihren Charakter und natürliche Gemütsanlage, speziell ob sie verträglich, freundlich, arbeitsam, zur Empfindlichkeit geneigt sei.

d. Aus welchen Häusern kommen die Diakonissen meist? Von 3263 Diakonissen waren bei 177 die Väter Theologen; bei 164 Lehrer, Künstler, Professoren; bei 22 Ärzte; bei 513 Militär- und Zivilbeamte; bei 186 Kaufleute; bei 77 Gutsbesitzer; bei 805 Bauern, Farmer; bei 1042 Handwerker; bei 277 Tagelöhner und Fabrikarbeiter.

e. **Ausbildungsgang der Diakonissen.** Zunächst eine Vorprobe von einigen Wochen; dann das eigentliche Probejahr. In ihm hat sich die Probeschwester äußerlich und innerlich in die Anstalt und in ihren Beruf einzuleben. Die Hauptsache dabei ist das Vorhandensein der rechten Gesinnung und Hingabe. Auf dieser Grundlage kann eine normal begabte und körperlich gesunde Jungfrau sich alles Notwendige nicht allzu schwer aneignen. In den meisten Mutterhäusern ist das Krankenhaus die erste und Hauptübungsschule. In der Krankenpflege entfaltet sich wie kaum in anderer Arbeit die ganze weibliche Begabung, auch kommen andererseits Fehler und Mängel am ehesten zutage, so daß ihre Beseitigung erstrebt werden kann. Neben der praktischen Betätigung geht der theoretische Unterricht des Arztes einher. Wenn nötig, wird auch Nachhilfunterricht in den Elementarfächern erteilt. Dadurch sowie durch die ganze Erziehung des Hauses, sein gottesdienstliches Leben, werden die Probeschwestern befähigt, den Unterricht zu empfangen, welchen der Pastor oder Rektor erteilt. Es bestehen in dieser Beziehung zweierlei Einrichtungen. In manchen Häusern wird jahraus, jahrein einige Stunden in der Woche Religions- und Berufsunterricht erteilt. So viele namentlich von den jüngeren Schwestern der Arbeit wegen abkommen können, nehmen daran teil. . . . Allein die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit dieses Unterrichts bei dem häufigen notgedrungenen Wechsel der Schwestern liegt auf der Hand. Kaum je empfängt eine auf diesem Wege in irgendeiner Disziplin etwas Ganzes. . . . Viel empfehlenswerter ist deshalb ein zusammenhängender Unterrichtskurs, etwa in der Art, daß man die jungen Schwestern im ersten oder zweiten Probejahr einige Monate, wo möglich ein halb Jahr lang, jeden Nachmittags von der Arbeit frei macht und diese Zeit mit Unterricht, Ausarbeitungen und Repetitionen füllt. Lehrgegenstände sind dann etwa: a. spezielle Berufsfächer: Unterricht über Diakonie, der alle Zweige und Tätigkeiten, geschichtlich und technisch, umfaßt (Krankenpflege, Krankenseelsorge, Erziehungslehre für die Kleinkinderschule, Vorbereitung auf die Sonntagschule, Buchführung, Hausordnung); b. religiöse Fächer: Bibeldkunde, Biblische Geschichte und Geographie, Kirchengeschichte, Katechismus, Gottesdienstordnung; c. allgemein bildende Fächer: das Wichtigste aus Geographie und Naturkunde, namentlich aber Gesang. Nach dem Probejahr erfolgt in manchen Anstalten die Aufnahme in das „Noviziat“ durch eine kleine häusliche Feier. Nach zurückgelegten zwei bis sechs Jahren (je nach Gaben, Kräften, Bemühung usw.) folgt die Einsegnung. An dem betreffenden Tag gelobt sie, Gehorsam, Willigkeit und Treue in dem erwählten Beruf zu erweisen und in ihm so lange zu bleiben, als sie der Herr darin läßt. Es ist ein durchaus evangelisches Gelübde, nicht nach dem römischen Grundsatz *do ut des*, nicht ewig verpflichtend und damit Gottes Vorsehung korrigierend, resp. bindend. Mit dem Tag ist die Probeschwester Diakonissin geworden und damit vollberechtigtes

Glied der Schwesternschaft und Tochter ihres Mutterhauses, das nicht nur ihre geistige, sondern nun auch ihre äußere Heimat ist, von wo sie ihre Direktive empfängt und wo sie in kranken oder alten Tagen ihre völlige Versorgung findet.

f. Das Mutterhaus und die Schwester. Während die Probeschwester im ersten Jahr tunlichst nur in den Filialen des Mutterhauses beschäftigt worden ist, wird sie in den späteren Probejahren lange vor der Einsegnung auch schon auf weiter entfernten Stationen in Arbeit gestellt. Gerade ihre Arbeit und ihre Führung daselbst ist ein Stück der nötigen Erprobung und Bewährung vor der Einsegnung. Aber auch, wenn sie als eingeseignete Schwester entsendet wird, bleibt sie eine Tochter ihres Mutterhauses. Dasselbe überläßt nicht eine bestimmte Schwester einem bestimmten Arbeitsfeld, sondern übernimmt mit seinen Schwestern die betreffende Aufgabe, behält sich aber vor, die Persönlichkeiten auszuwählen und durch andere zu ersetzen. Die wichtigsten Gründe dieses oft wenig verstandenen Punktes der Diakonissenhaus-Organisation sind doch aus einer Vertiefung in die Sachlage als notwendig und segensreich verständlich. Ebenso ist es mit einem andern Punkt, der Stellung zur Ehe. Auch hierin wird die Anschauung der Mutterhäuser oft gar nicht gewürdigt. Aber auch hier wird eine tiefere Betrachtung die durchaus evangelische Auffassung der Diakonissenhäuser anerkennen müssen. Es sind wahrlich nicht Gedanken höherer Heiligkeit, sondern rein praktische, lediglich durch den Beruf geforderte Erwägungen im Sinne Pauli, welche hier in Frage kommen.

g. Arbeitsfelder der Diakonissen. Sie sind sehr verschiedener Art, so daß der Gedanke, Diakonie sei ausschließlich christliche Krankenpflege, gründlich verkehrt ist. Im Jahre 1894 z. B. hatte man 3641 Arbeitsfelder, darunter 925 Krankenhäuser (einschließlich der Anstalten für Irre, Blöde und Epileptische), 260 Armen- und Siedenhäuser, 1424 Gemeindepflegen, 167 Waisen-Erziehungshäuser, 572 Kleinkinderschulen, 69 Krippen, 31 Rettungshäuser, 3 Knaben- und Mädchenhorte, 17 Industrieschulen, 92 Mägdeanstalten, 28 Magdalenenasyle, 11 Gefängnisse, 19 Hospize und Pensionate.

h. Eine Konferenz der Rektoren und Oberinnen der Diakonissen-Mutterhäuser findet seit 1861 meist alle drei Jahre in Kaiserswerth statt.

i. Vergleich zwischen Diakonen und Diakonissen. 1. Die ersteren heißen „Brüder“, die letzteren „Schwestern“. „Fräulein“ wird eine solche nur ganz selten und von ganz Unkundigen angedeutet. (Wichern dachte bei den „Brüdern“ an die mittelalterlichen Genossenschaften der „Brüder vom gemeinsamen Leben“; Fliedner wollte das Diakonissenamt der Urkirche in den Formen unserer Zeit erneuern.) 2. Die Diakonen haben keine bestimmte Amtstracht, wohl aber die Diakonissen, wenn auch mit verschiedenem Typus. 3. Die Diakonen rekrutieren sich aus dem Stande der Handwerker, kleinen Beamten.

Kaufleute, Landleute, etwa auch Lehrer; im Diakonissenhaus sind alle Stände vertreten, von der Gräfin bis zur Magd. 4. Das Diakonissenhaus ist nur Ausbildungsstätte; das Diakonissenhaus auch Heimat. 5. Die Diakonen haben in Erziehung von Kindern ihr erstes Arbeitsfeld, die Diakonissen in der Krankenpflege. 6. Die Diakonen haben systematischeren und reicheren Unterricht; die Diakonissenhäuser sind gottesdienstlich besser versorgt. 7. Die Diakonen-Bruderschaften haben zuweilen einen gewissen Mangel an Arbeit, die einen Mann mit Familie nährt; von den Diakonissenhäusern wird mehr Arbeit verlangt, als sie leisten können. 8. Über die Diakonen ist die Literatur nicht sehr groß; über die Diakonissen gibt es eine reiche Literatur. 9. Den Diakonen erlaubt ihr Beruf Verheiratung; den Diakonissen ist die Eingehung einer Ehe durch ihren Beruf verwehrt. Verheirateten sie sich, so scheiden sie aus.

[Alles unter Nr. 3 (a bis i) Mitgeteilte ist meist wörtlich, nur mit einigen Kürzungen, entnommen dem Artikel Th. Schäfers über Diakonissenhäuser in der 3. Auflage der Herzogischen Realenzyklopädie, Bd. IV, Leipzig 1898. Es diente als Unterlage zu einer Besprechung auf der letzten Wohltätigkeitskonferenz in Chicago, 1920; und es ist hier ohne Einreden, Zwischenreden und Gegenreden wiedergegeben. Eine andere Reihe von Aphorismen mag in einer späteren Nummer folgen.]

K.

Luthers Selbstlosigkeit.

Neben der Offenheit, Wahrhaftigkeit, Großzügigkeit und andern Eigenschaften, welche Luther überall an den Tag legt, bildet die Selbstlosigkeit, die Selbstverleugnung und Bedürfnislosigkeit einen Hauptzug in seinem Charakter, ohne welche ihm auch die andern herrlichen Charakterzüge, Wahrhaftigkeit usw., nicht möglich gewesen wären. Geld, Bequemlichkeit, Ehre, Ansehen und andere persönliche Vorteile, das waren nicht die Dinge, nach welchen Luther strebte. Er hatte genug an dem einen, daß er einen gnädigen Gott hatte. Was wollte er mehr? Nun konnte er sich und sein Leben dem Nächsten opfern. Für sich hat denn auch Luther nichts gesucht, sondern nur gelebt, um andere zu demselben Glück zu verhelfen, das er im Glauben genoss. Man hat Luther hart und rücksichtslos genannt. Aber so unbegründet dies ist, was sein Verhalten gegen andere betrifft, so war er doch in der Tat rücksichtslos gegen sich selbst. Dieser Zug, daß ihm an seiner eigenen Person nichts gelegen war, tritt uns überall in Luthers Handeln und Reden entgegen. In vortrefflicher Weise wird dies herausgestellt von D. Wilhelm Walther in seiner schon vor Monaten in „Lehre und Wehre“ rezensierten Schrift „Luthers Charakter“. Seine Ausführungen über den genannten Punkt lauten, wie folgt:

Solange er [Luther] freilich noch nach dem gnädigen Gott seufzte,

war auch ihm noch das Ich der Mittelpunkt seines Denkens und Strebens: „Wann werde ich endlich einmal einen gnädigen Gott kriegen!“ Aber seitdem er durch den Glauben der Gnade Gottes gewiß geworden war, kannte er keine Rücksicht mehr auf sich selbst, kannte er nur noch Gott und dessen Sache und den Nächsten und dessen Förderung. Wir haben von ihm einen Ausspruch, der schwerlich von jemand herühren kann, der nicht selbst in seinem Innern das darin Ausgesprochene fühlt und besitzt. Ja, vielleicht ist dieses Wort Luthers nur darum nicht berühmter geworden, weil sein volles Verständnis wenigstens eine ähnliche Stimmung voraussetzt. Wir meinen das Wort: „Mein Gott hat mir unwürdigen und verdammten Menschen ohne Verdienst, lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben durch und in Christo vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit, so daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn glauben, es sei also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen überschwenglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst tun, was ihm wohlgefällt, und will gegen meinen Nächsten auch werden ein Christ, wie Christus mir geworden ist, und will nichts mehr tun, denn was ich nur sehe, daß es ihm not, nützlich und selig sei, dieweil ich doch durch meinen Glauben alles Dings in Christo genug habe.“ Weil der Christ „für sich selbst genug hat durch seinen Glauben“, so „hat er alle andern Werke und Leben übrig [sein ganzes Leben hat er für den einen Zweck zur Verfügung], seinem Nächsten damit aus freier Liebe zu dienen“. (E. A. 27, 195 f.; 15, 42 f.) Da er für sich selbst nichts mehr gebraucht, will er auch nichts mehr für sich. So denkt er auch nicht mehr an sich.

Siernach zu handeln, wurde Luther in einer Beziehung durch eine natürliche Anlage erleichtert. Das sinnliche Element in ihm war verhältnismäßig sehr schwach, die Befriedigung heischenden leiblichen Bedürfnisse traten bei ihm stark zurück. Wohl hat man mit Recht von seiner „gefunden Sinnlichkeit“ geredet. Aber wenn man bewußt oder unbewußt als damit gleichbedeutend bei ihm eine „starke Sinnlichkeit“ annahm, so hat man ihn völlig falsch beurteilt. Zu diesem Irrtum hat man sich dadurch verleiten lassen, daß er die asketische Frömmigkeit des Mittelalters, deren erste Spuren sich bis in die nachapostolische Zeit verfolgen lassen, als falsch erkannt und mit größtem Ernste bekämpft hat. Aus dem griechischen Geiste stammte die Anschauung, als sei der Leib nur eine Fessel der Seele und die Quelle des Bösen. Daher der Mißverständnis des in der Bibel gelehrtens Gegensatzes von „Geist und Fleisch“, als wäre unter „Fleisch“ die Leiblichkeit des Menschen, unter „Geist“ seine höhere geistige Natur gemeint. Dies hatte zu einer solchen falschen Auffassung der Sittlichkeit geführt, als läme alles darauf an, die doch von Gott gesetzte Leiblichkeit möglichst zu unterdrücken. So war das Mönchtum mit seiner Weltverneinung zum Ideal geworden. Dieser Verirrung gegenüber hat Luther die Wahrheit ver-

fochten, daß Gott den Menschen als geistleibliches Wesen erschaffen hat, daß daher eine Verachtung und Unterdrückung der Sinnlichkeit auf die traurigsten Irrwege führt. So aber hat er nicht um seinetwillen gelehrt, als hätte er eine besonders starke Sinnlichkeit besessen und ihr keine Zügel anlegen wollen, sondern einzig der Wahrheit zulieb. Denn gerade bei ihm waren die sinnlichen Bedürfnisse auffallend gering.

Und zwar offenbar schon von Natur. Konnte er sich doch das Mönchsleben erwählen und ohne Seufzen alle jene asketischen Opfer auf sich nehmen, in denen er jetzt seine eigentliche Aufgabe sah. Enthalten doch seine späteren Berichte über sein Leben im Kloster nichts von Klagen über die leiblichen Entbehrungen, die er hatte ertragen müssen. Wohl erwähnt er auch sein Frieren, Wachen, Fasten. Aber nicht in dem Tone dessen, der über erlittene Beschwerden jammert, sondern nur um zu zeigen, wie ernst er es mit seinen mönchischen Werken genommen habe. An Bequemlichkeit und Wohlleben lag ihm nichts. Auch nicht in späterer Zeit. Er fragte nichts danach, wenn er vor seiner Verheiratung niemand hatte, der für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, wenn einmal ein ganzes Jahr hindurch sein Bett nicht gemacht wurde und daher das Stroh in Fäulnis geriet. „Ich war müde“, erzählte er später, „und arbeitete mich den Tag ab und fiel also ins Bett, mußte nichts darum.“

Mathejius, der lange Luthers Tischgenosse war, teilt uns mit: „Er aß und trank wenig und selten etwas Besonderes, ließ sich an gemeiner Speise begnügen.“ Als man Luther einmal seltene, kostbare Speisen vorsetzte, äußerte er: „An Lederbissen habe ich keine Freude. Man darf sie mir nicht berehren. Ich lobe mir eine reine, gute, gemeine Hauspeise.“ Melancthon berichtet über Luther: „Obwohl von ansehnlicher Größe und keineswegs schwächlicher Körperkonstitution, hatte er doch, was ich oft bewundert habe, eine Natur, die sehr wenig Speise und Trank verlangte. Ich sah ihn in gesundem Zustande vier Tage hindurch durchaus nichts essen und trinken. Sonst sah ich ihn häufig viele Tage lang mit wenig Brot und Hering sich begnügen.“ An seinen Freund Spalatin schrieb Luther einmal: „Du weißt ja, daß ich mich um nichts viel bekümmere. Habe ich kein Fleisch und keinen Wein, so kann ich von Brot und Wasser leben.“

Auch zur Verehelichung fühlte er kein Bedürfnis. Schon Jahre waren vergangen, seitdem er klar und bestimmt bezeugt hatte, es sei keiner, der zur evangelischen Erkenntnis hindurchgedrungen sei, durch sein Mönchsgelübde zur Ehelosigkeit verbunden. Er freute sich, wenn Freunde von dieser Freiheit Gebrauch machten. Die Frage aber, ob er ihrem Beispiel folgen solle, kam ihm gar nicht. Noch im Jahre vor seiner Verheiratung konnte er in einer Predigt äußern: „Ich bedarf keiner Frau. Ich verlange durch Gottes Gnade nicht nach einem Weibe.“ Man hat sich oft gewundert, daß derselbe Luther, der den Ehestand so hoch erhoben hat, doch auch „die Gabe der Keuschheit“ so warm gepriesen

hat. Doch er erklärte später: „Ich habe sie auch gehabt“, wenigstens so weit, daß er keiner Ehefrau bedurfte. Und vor seiner Verheiratung hatte er erfahren: „Wo jemand die Gnade der Keuschheit hat, der hat das feinste Leben und gute Ruhe, als es jemand haben kann.“ Wenn er doch endlich noch in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahr in den Ehestand trat, so konnte er gleich darauf schreiben: „Ich bin weder verliebt noch in Leidenschaft entbrannt.“ In der Tat ist bei dieser Heiratsgeschichte von romantischer Liebe, von sinnlicher Leidenschaft nichts zu entdecken. Auch bei diesem Schritt dachte er nicht an sich, sondern nur an die Wahrheit, die zu verfechten er für seines Lebens Aufgabe hielt. Denn der entscheidende Grund, warum er die mit dem Ehestand verbundene Unruhe, Mühe und Sorge auf sich nahm, war dieser, gegen die katholische Erhebung des Zölibats seine Lehre von der Heiligkeit des Ehestandes mit der Tat zu bekräftigen. Höchst charakteristisch ist es, daß er dies schon längere Zeit ins Auge gefaßt hatte und gerade damals ausführte. Er meinte nämlich, sein Lebensende sei nahe. Bekanntlich verschiebt man gern das, was man für richtig hält und doch an sich lieber unterließe, führt es aber aus, wenn man bald von der Welt scheiden zu müssen annimmt.

Diese in jeder Beziehung zu bemerkende Bedürfnislosigkeit erleichterte es Luther, all sein Denken und Streben auf das Unsichtbare zu richten und nichts nach Geld und Gut zu fragen. Weil er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit nur an andere dachte, sollten seine Bücher für möglichst geringen Preis zu kaufen sein. Darum nahm er niemals irgendwelches Honorar dafür. Und doch hätte er durch seine Schriftstellerei ein reicher Mann werden können. Wurden ihm doch einmal von einem Buchhändler für den Verlag seiner Werke jährlich 400 Gulden geboten, nach heutigem Geldwert etwa 6000 Mark jährlich. Er aber blieb dabei, nichts für alle diese riesige Arbeit zu nehmen. Auch seine Vorlesungen hielt er sämtlich „gratis“. Ebenso ließ er sich von dem Wittenberger Magistrat kein Gehalt dafür bezahlen, daß er als Hilfspastor an der Stadtkirche tätig war, obwohl er als solcher eine nicht geringe Arbeitslast bewältigen mußte. Weil er schon ein zur Notdurft ausreichendes Professorengehalt bezog, „wollte er nicht eine Predigt um Geldes willen tun“, selbst wenn er „hundert Gulden“ dafür bekommen könnte.

Wer nach Geld und Gut nicht fragt, dem kann eine andere Art der Selbstsucht nahe liegen, das Verlangen nach Ruhm und Ehre vor den Menschen. Auch hiervon kennt Luther nichts. Er weiß, was für eine Lehre er vortragen mußte, um allgemeinen Beifall zu finden. Aber er denkt nicht daran, irgendwelche Rücksicht darauf zu nehmen. „Wir suchen mit unserer Lehre nicht Menschengunst. Denn die Welt kann nicht schwerer und härter erzürnt werden als durch Verwerfung ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Religion und Macht. Diese besten und höchsten Gaben der Welt zu verdammen (wie wir tun), heißt wahrhaftig nicht

der Welt schmeicheln, sondern vielmehr ihren Haß und ihre Rache freiwillig suchen und alsbald auch finden.“

Auch die Form seiner Schriften und Predigten ist niemals auf Gewinnung von Beifall und Ehre berechnet. Wohl stehen ihm alle nur erdenkbaren Töne zu Gebote. Er hätte sicher auch so zu reden vermocht, daß das ästhetische Gefühl seiner Hörer und Leser hohen Genuß daran gehabt und seine Kunst gepriesen hätte. Aber ihm liegt so einzig an der Sache, daß er lieber hart und schroff als süß und einschmeichelnd, lieber nackt und trocken als geschmückt und geistreich redet. Klar und wahr, überzeugend und eindringlich — dies ist sein einziges Ziel. Er bewundert des Erasmus glatte, kunstvolle, elegante Schreibart. Aber dabei läßt er immer wieder durchblicken, wie sehr er eine solche Form der Darstellung haßt, wenn es sich um die ernste göttliche Wahrheit handelt. Er weiß, wie viele Gelehrte in der Kirche zu seinen Füßen sitzen und ihn bewundern und rühmen werden, wenn er ihnen neue auf-fallende Weisheit vorträgt. Aber er fühlt sich durch so hohe Zuhörer nicht geehrt, und deren Wünsche sind ihm gleichgültig. „Wenn ich allhier predige, lasse ich mich aufs tiefste herunter, sehe nicht an die Doktoren und Magister, deren in die vierzig darin sind, sondern auf den großen Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, deren in die hundert oder tausend da sind. Denen predige ich. Nach denselben richte ich mich. Die bedürfen's.“

Nichts liegt ihm an seiner Ehre. Melancthon hatte den Studenten die Weisung gegeben, sich von ihren Sitzen zu erheben, wenn der große Luther ins Kolleg komme. Das war diesem nicht lieb. „Ich muß“, sagte er scherzend, „allemal des Aufstehens halber etliche Vaterunser mehr beten. Ehre ist sehr schädlich.“ Christoph Scheurl hatte ihn in einem Briefe sehr gelobt. Er antwortet: „Das ist das Unglück unsers elendesten Lebens, daß, je mehr befreundete Lobredner wir haben, desto schädlicher sie uns sind. O wieviel heilsamer ist uns Haß und Tadel als alles Lob und Liebe!“ So im Jahre 1519. Damals fühlte er noch die Versuchung, die für uns in der Ehre von Menschen liegt. Dies dürfte der Hauptgrund gewesen sein, warum er sich anfangs vor allem, was ihm Ehre einbringen konnte, so stark gescheut hat. Welch eine Begabung besaß er zum Predigen! Und doch hat er sich nicht dazu gedrängt, sondern sich im Kloster so sehr „vor dem Predigtstuhl gefürchtet“, daß er nur „gezwungen“ endlich sich dazu verstand, die Kanzel zu besteigen, und dies zunächst nicht in der Kirche zu tun wagte, sondern nur im Refektorium vor den wenigen Klosterbrüdern.

Es wird nicht viele gelehrte Theologen geben, die nicht einen Ruf auf einen theologischen Lehrstuhl mit Freuden willkommen hießen. Luther aber hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, als ihm sein Ordensoberer Staupiß gebot, sich den Grad eines Doktors der Theologie zu erwerben. „Wohl fünfzehn Argumente“ brachte er dagegen vor. Um ihn zur Zurücknahme dieses Auftrages zu bewegen,

konnte er sogar „die schuldige Ehrfurcht“ gegen diesen von ihm hochverehrten Vorgesetzten „verlegen“. Schließlich rief er wie in Bergweisung: „Ihr bringt mich um mein Leben!“ Er war, wie er oft ausgesprochen hat, nur „geneigt, in den Winkel zu kriechen“. Nachdem er dann ein weltberühmter Mann geworden war, also die Süßigkeit der Ehre zu schmecken Gelegenheit gehabt hatte, konnte er, als die Gegner ihm Ruhmgier nachsagten, an seinen Freund Spalatin schreiben: „Wie sollte ich Armer Ruhm suchen, der ich mir nichts anderes wünsche, denn als Privatmann in vollster Verborgenheit, fern von der Öffentlichkeit leben zu dürfen? Meine Stellung mag haben, wer da will! Meine Schriften mag verbrennen, wer da will!“

Wenn irgend jemand „eitler Ehre geizig“ sein kann, so ein Schriftsteller, zumal wenn er solche weltbewegende Bücher hat ausgehen lassen wie Luther. Welche stolze Freude pflegt ein Schriftsteller zu empfinden, wenn seine Arbeiten auch durch neue Werke anderer nicht verdrängt werden, wenn immer neue Auflagen notwendig sind, wenn nicht daran zu zweifeln ist, daß seine Schriften auch nach seinem Tode nicht in Vergessenheit geraten werden! Luther zeigt von dem allem keine Spur. „Ich fragte nichts danach, möchte es leiden, daß alle meine Bücher schon wären untergegangen.“ Ja, „auf mein Gewissen darf ich sagen, daß ich nichts lieber haben möchte denn aller meiner Bücher Untergang, welche ich auch nur habe müssen lassen ausgehen, die Leute vor Irthümern zu warnen und in die Bibel zu führen, daß man diese verstehen lernte und dann meine Bücher verschwinden ließe“.

Man meint bemerkt zu haben, daß Schriftsteller erregt werden können, wenn ihre Arbeiten von andern mehr oder weniger ausgeschrieben werden, ohne daß die Quelle ausdrücklich angeführt wird. Aber wie viele haben alle ihre Weisheit aus Luther geschöpft! Wie oft begegnet man in Schriften jener Zeit nicht nur seinen Gedanken, sondern auch den von ihm gefundenen Beweisen, ja Gleichnissen, Sprichwörtern, Wäßen! Er hat sich niemals darüber beklagt, daß man nicht ihn als den Urheber nannte. Das freilich empfand er als schreiende Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit, wenn etwa sein zornsprühender Gegner Emser die Luthersche Übersetzung des Neuen Testaments zuerst aufs bitterste angriff und verdamnte und dann sie dadurch zu verdrängen suchte, daß er selbst ein deutsches Neues Testament herausgab, sich aber nicht die Mühe einer neuen Übersetzung auferlegte, sondern Luthers Arbeit Wort für Wort beibehielt, nur einige katholische Änderungen anbrachte und dieses Werk unter seinem eigenen Namen ausgehen ließ. Luther schreibt darüber: „Was dasselbe für eine Tugend sei, einem andern sein Buch lästern und schänden, danach dasselbe stehlen und unter eigenem Namen ausgehen lassen und also durch fremde verlästerte Arbeit eigenes Lob und Namen suchen, das lasse ich seinen Richter finden.“ An seiner eigenen Ehre aber liegt ihm so gar nichts, daß er fortfahren kann: „Ich bin indessen froh, daß meine Arbeit (wie

St. Paulus auch rühmt) auch durch meine Feinde gefördert und des Luthers Buch ohne Luthers Namen, unter seiner Feinde Namen, gelesen werden muß. Wie könnte ich mich besser rächen?“

Mit einer noch heute nicht gezählten Unmenge von kleinen und großen Schriften stürzten sich die Gegner aus dem katholischen, dem schwärmerischen und dem schweizerischen Lager auf Luther. Verhältnismäßig nur sehr wenige waren es, denen er geantwortet hat. Freilich hielt er es nicht für notwendig, sie alle zu berücksichtigen, da sie nach seiner Überzeugung gerade dann, wenn er kein Aufheben von ihnen machte, am ehesten vergessen wurden. Aber dieses sein Stillschweigen zu den Angriffen mußte doch auch die Ansicht erzeugen, als wisse er nichts darauf zu erwidern, und in der Regel enthielten diese Streitschriften auch die schändlichsten Verleumdungen seiner Person und seiner Lehre. Daher mußte seine Ehre nicht wenig durch sein Schweigen leiden. Doch eben dies war ihm völlig gleichgültig.

Andern Gegnern freilich meinte er um der Sache willen antworten zu müssen. Aber wenn dann sie aufs neue gegen ihn zur Feder griffen, so fragte er einzig danach, ob sie nun etwas wirklich Neues vorgebracht hätten, und ob er noch Neues zur Sache zu sagen habe. War dies nach seiner Ansicht nicht der Fall, so ließ er seinen Gegnern unbekümmert das letzte Wort. Wir kennen keinen Schriftsteller, der so oft und so sorglos seinen Feinden das Schlachtfeld überlassen hätte. Selbst wenn es sich um den berühmten und einflußreichen Erasmus handelte. Gegen dessen Streitschrift hatte er sich gewandt, aber die darauf erfolgende scharfe Erwiderung ließ er unbeantwortet. Sogar dann konnte er so verfahren, wenn eine gegnerische Streitschrift so vielen Spott über seine Person enthielt wie die von Zwingli und Kolampad gegen ihn herausgegebene Schrift „über Luthers Buch, Bekenntnis genannt, zwei Antworten“. Wie wenig er überhaupt durch die von solchen Gegnern ihm zugefügte Kränkung sich verletzt und erregt fühlte, zeigt auch die auffallende Tatsache, daß für ihn, sobald er sich entschlossen hatte, ihnen nicht zu erwidern, die ganze Angelegenheit erledigt war, so daß er auch in den Briefen an seine vertrauten Freunde fast nie wieder darauf zurückkam.

So völlig gleichgültig ist ihm seine persönliche Ehre, daß man fragen kann, ob er darin nicht zu weit gegangen ist. Denn wenn er es für die von ihm vertretene Sache für notwendig hielt, konnte er der Gefahr verfallen, die erforderliche Selbstachtung aus den Augen zu sehen. Am auffallendsten war dies in seinem Verhalten dem Könige Heinrich VIII. von England gegenüber. Man hatte ihm eingeredet, er habe diesem Gegner unrecht getan, indem er ihn in seiner Streitschrift als einen verstockten, unverbesserlichen Feind des Evangeliums behandelt habe. Tatsächlich sei der König dem Evangelium nicht abgeneigt, nur durch Luthers verletzende Schärfe zu tief beleidigt, um sich für die evangelische Sache erklären zu mögen. Man hatte Luther dringend gebeten

und beschworen, den Gekränkten brieflich um Verzeihung zu bitten. Die gute Wirkung werde nicht ausbleiben. Lange sträubte sich Luther, weil sein Eindruck von dem Könige ein ganz anderer war. Doch der Gedanke, möglicherweise habe er ihn doch falsch beurteilt, also ihm schweres Unrecht getan und dadurch ihn an dem Bekenntnis zur Wahrheit gehindert, zwang ihm endlich die Feder in die Hand. Und indem er nun von dieser Voraussetzung aus den König um Verzeihung bittet, kann er in vollster Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst auch schreiben: „In tiefster Scham wage ich nicht meine Augen zu Ew. Majestät zu erheben, der ich mich so leichtfertig gegen einen so hohen und großen König habe erregen lassen, der ich doch nur eine Hefe und ein Wurm bin, den man allein durch Verachtung besiegen sollte. . . . Deshalb werfe ich mich mit meinem Brief zu den Füßen Ew. Majestät und bitte, soviel ich nur demütigt vermag, und flehe um des Kreuzes und der Ehre Christi willen, Ew. Majestät möge geruhen, sich herabzulassen und zu verzeihen, womit ich Ew. Majestät beleidigt habe.“ So tief kann er sich selbst erniedrigen, wenn er damit der Sache Gottes dienen zu können meint.

In solchem Falle kann er sogar den falschen Schein, als habe er etwas Tadelnswertes sich zuschulden kommen lassen, bereitwillig auf sich nehmen. Im Jahre 1526 verfaßte er eine besonders scharfe Schrift „wider den verräterischen und mörderischen Mutschlag“, den die Mainzer katholische Geistlichkeit zur Unterdrückung der Evangelischen gefaßt hatte. Als der Anfang im Druck war, wurde die Sache bekannt. Sein Kurfürst veranlaßte die Einstellung der Drucklegung und die Vernichtung der schon fertig gestellten Bogen. So erschien Luther als der itreitfüchtige Polemiker, der nur durch Einschreiten von seiten der Obrigkeit daran gehindert wurde, Unfrieden im Reich zu stiften. In Wirklichkeit aber ist der Tatbestand ein ganz anderer gewesen. Wie uns in neuerer Zeit aufgefundene Dokumente lehren, hatte der Kurfürst selbst eine Abschrift jenes bösen „Mutschlags“ an Luther gesandt und „von ihm begehrt, dieses unchristliche und eigennützige Vornehmen [in einer Schrift] herauszustreichen, damit dasselbe männiglich kund werde“. Luther war diesem Verlangen nachgekommen. Als aber der erste Bogen gedruckt war, erfuhr sein großer Feind, Herzog Georg von Sachsen, davon und verlangte von dem Kurfürsten die Unterdrückung des „Schmähbüchleins“. Dieser erschrak in der Sorge, es könne bekannt werden, daß Luther nur auf Bestellung gearbeitet hatte. Darum bat er diesen um Zurücknahme der Schrift. Luther war dazu bereit. Um aber nicht den Kurfürsten und damit die evangelische Sache bloßzustellen, hat er weder in der fraglichen Schrift deren tatsächliche Veranlassung erwähnt, noch auch später jemals etwas davon verraten. Daß nun er als der Streitmacher vor der Welt dastand und Herzog Georg von neuem Zorn gegen ihn entbrannte, beschwerte ihn nicht. Denn an seiner Person lag ihm nichts. Daraus erklärt sich noch ein anderer eigentümlicher Zug bei ihm.

So gewaltig und siegreich er für die evangelische Sache, für seinen Glauben zu kämpfen verstand, so unfähig war er, seine Person, seine Ehre gegen Angriffe zu schützen. Weil er hieran kein Interesse hatte, versagte hierbei seine Kraft. Und wenn ein Gegner seine Person mit der Absicht angriff, um seine Sache zu vernichten, so geriet Luther in Verwirrung. Ihm war unmöglich, sich selbst zu verteidigen. So stand er ratlos da. — Auf der Disputation in Leipzig suchte Johann Eck vor allem dadurch über ihn zu siegen, daß er ihn als einen Freund der Hussiten brandmarkte, da bei diesem bloßen Wort jedermann in der Erinnerung an die schrecklichen Hussitenkriege von Grauen geschüttelt wurde. Luther hatte erklärt, es könne auch außerhalb der katholischen Kirche wahre Christen geben. Eck erwiderte, diese Anschauung sei schon auf dem Konzil zu Konstanz gegen Hus verdammt worden; offenbar sei sein Gegner den Hussiten günstig gesinnt. Als Luther einwandte, er billige die Trennung der Böhmen von der römischen Kirche durchaus nicht, fuhr Eck fort, dann möge er doch eine Schrift gegen sie veröffentlichen. Luther suchte den Kampf von dem persönlichen Gebiet wieder auf das sachliche zurückzuführen. Darum bemerkte er, unter den Behauptungen des Hus seien auch manche sehr christliche und evangelische gewesen. Entrüstet rief Eck aus: „Für jeden Gläubigen ist es entsetzlich zu hören, daß der hochwürdige Vater Luther so gegen das heilige Konstanzer Konzil zu reden sich erkühnt.“ Damit hatte er glücklich Luthers Person gepackt und würgte ihn an der Kehle. Luther war verloren. Er unterbrach seinen hinterlistigen Gegner: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen das Konstanzer Konzil geredet habe.“ Eck erklärte schauernd, nun würden sich ohne Zweifel die verdamnten Böhmen auf ihn als ihren Patron berufen. So ratlos war Luther, daß er seinem Gegner wieder ins Wort fiel und rief: „Das ist eine unverschämte Lüge.“ Manche der Anwesenden haben geurteilt, Eck sei als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Insofern hatten sie recht, als Luther seine Unfähigkeit, die eigene Person zu decken, klar bewiesen hatte. Nur für die Sache konnte er streiten.

Wie nach Geld und Gut und Ehre, so fragte er auch nichts nach seinem Leben. Man hat an ihm vor allem den großartigen Mut bewundert. Die Hauptquelle dieser Todesverachtung war eben diese, daß ihm auch an seinem Leben nichts lag. Da zuerst die drohenden Wolken am Himmel heraufstiegen, schrieb er an seinen Ordensbruder und Freund Link: „Ich bin ein Schuldner Jesu Christi, der vielleicht auch zu mir sagt: ‚Ich will ihm zeigen, wie er um meines Namens willen leiden muß.‘ Sein heiliger Wille geschehe! Je mehr jene drohen, desto zuverlässlicher werde ich.“ Er habe ja nichts zu verlieren, nachdem auch „sein Ruhm und seine guter Name zerpfückt werde. Eins nur ist mir geblieben, dieser schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie auch den, so werden sie mich vielleicht um zwei oder eine Stunde Lebenszeit ärmer machen, mir aber nicht die Seele nehmen. So sänge ich mit Johann

Neuchlin: Wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren, sondern er sitzt fröhlich in guter Hoffnung, denn er hofft zu gewinnen.“ — Noch auf der Reise zum Verhör vor dem päpstlichen Legaten in Augsburg ist er vor der ihm dort drohenden Todesgefahr gewarnt und gebeten worden, nicht dorthin zu gehen. Er aber schreibt unterwegs: „Ich bleibe fest. Des Herrn Wille geschehe! Auch in Augsburg, in der Mitte seiner Feinde, herrscht Jesus Christus. Es lebe Christus, es sterbe Martinus und jeder Sünder. Es werde aber erhöht der Gott meines Heils.“

Im Oktober 1516 herrschte in Wittenberg die Pest. An manchem Tage raffte sie in der kleinen Stadt zwei oder drei Personen hinweg. Auch in einem Luthers Wohnen benachbarten Hause war sie eingekehrt, ein Sohn dort schon gestorben. Luthers Freund Lang hatte ihm geraten, die Stadt zu verlassen. Er antwortete: „Ich hoffe, daß die Welt nicht einfallen wird, wenn der Bruder Martinus fällt. Die Klosterbrüder freilich werde ich, wenn die Pest weiter um sich greift, in alle Welt hinausenden. Ich aber bin hierher gestellt. Der Gehorsam verbietet mir, zu fliehen.“ Jetzt fügt er noch hinzu: „Nicht, als fürchtete ich den Tod nicht. Denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur sein Ausleger. Doch ich hoffe, der Herr wird mich von meiner Furcht befreien.“

Als im Jahre 1527 dieselbe Seuche in Wittenberg ausgebrochen war und auf des Kurfürsten Anordnung die ganze Universität nach Jena übersiedelte, verharrete Luther auf seinem Posten, trotzdem ihn der Kurfürst in einem besonderen Schreiben zum Verlassen der Stadt zu bewegen suchte. Er wunderte sich nur über die Furcht, die so manche ergriffen habe. So treu nahm er sich der Kranken an, daß er sich auch nicht scheute, sie trotz ihrer Pestbeulen anzufassen. Er müsse, so erklärte er, schon „um des Monstrums jener Furcht im Volke willen“ in der Stadt bleiben. Dieselbe Nichtachtung seines Lebens zeigte er in den ansteckenden Krankheiten der Jahre 1529, 1535, 1538, 1539. — So hat Luther in jeder Beziehung bewiesen, daß es nicht poetische Begeisterung, sondern wohlüberlegter Ausdruck seiner innersten Gesinnung war, wenn er sang: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin!“

Für sich selbst nichts verlangend, hat Luther sein ganzes ferneres Leben für den Dienst Gottes und des Nächsten zur Verfügung. Freilich muß nach ihm der Glaube, durch den der Christ „alles hat, was er haben soll“, „immer zunehmen, bis in jenes Leben“. Aber dies geschieht vor allem dadurch, daß man Gott und dem Nächsten in Liebe dient. „Da heben sich nun die Werke an. Hier muß der Christ nicht müßig gehen.“ Und Luther konnte nicht müßig gehen. — Leider wissen wir aus der Zeit vor seiner Glaubensgewinnung wenig über ihn. Deshalb vermögen wir nicht mit Sicherheit festzustellen, wie weit sein gewaltiger Arbeitsdrang eine Naturanlage war oder erst dadurch in ihm geboren worden ist, daß ihm das hohe Lebensziel, Gott und Menschen

zu dienen, aufging. Denn sogar zur Trägheit und Beschaulichkeit neigende Menschen können durch eine religiöse Umwandlung mit einem ihnen bisher unbekanntem Tatdrang erfüllt werden. Nun hören wir, daß Luther auf der Universität „ein hurtiger, fröhlicher Geselle“ und „ein Philosoph“ gewesen sei, daß er wohl fleißig seinen Studien obgelegen, doch besondere Freude an den Dichtern des Altertums gefunden habe. Und er selbst bezeugt uns, er sei später „in den Winkel zu kriechen“ geneigt gewesen. Danach scheint er doch von Natur freilich gar keine Anlage zum Müßiggehen, aber auch nicht eine hervorragende Neigung zu tatkräftigem Handeln und zum Wirken für andere besessen zu haben. Auch als er zur Rettung seiner Seele ins Kloster trat, dachte er nur an sich selbst.

Hier aber erfolgt der Umschwung. Später hebt er einmal hervor, wie hoch Paulus die Liebe gepriesen und allem andern vorgezogen habe, und verurteilt das Klosterleben, in dem man sich dem Dienst der Liebe an den Nächsten, selbst an den Eltern, entziehe. Da berichtet er auch: „So stumpfsinnig und ungelehrt ich auch war, habe ich doch in meiner Mönchszeit an nichts so schwer zu tragen gehabt als an dieser Unbarbarherzigkeit und dieser gottwidrigen Versagung der Liebe. Nie konnte ich mich überreden lassen, mit ruhigem Gewissen zu glauben, daß der Klostergehorsam, der so unverschämt gegen die Liebe verstößt, recht und erlaubt ist.“ Gibt auch Luther nicht näher an, in welcher Zeit seines Klosterlebens ihm die dienende Liebe als das vor allem Geforderte aufgegangen ist, so wird dies doch sicher erst nach seiner Erkenntnis der evangelischen Wahrheit geschehen sein. Denn die Entstehung des Willens zur Nächstenliebe hat er selbst so erklärt: „Weil mein Gott mir unwürdigem und verdammtem Menschen ohne alles Verdienst, rein umsonst und aus eitel Barmherzigkeit durch und in Christo vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit gegeben hat, so will ich gegen meinen Nächsten auch nichts mehr tun, denn was ich nur sehe, daß es ihm not, nütze und selig sei. Wie unser Nächster Not leidet und unsers Äbrigen bedarf, also haben wir vor Gott Not gelitten und seiner Gnade bedurft. Darum wie uns Gott hat durch Christum geholfen, also sollen wir durch den Glauben und seine Werke nicht anders denn dem Nächsten helfen.“

Man hat wohl gemeint, Luther habe großartigen Glauben gehabt, sei aber weniger ein Mann der Liebe gewesen, oder gar, ihm habe die Liebe gefehlt. Wäre dieser letzte Satz richtig, dann wäre jener erste unrichtig. Dann hätte Luther nur das gehabt, was er selbst „erträumten Glauben“, „Einbildung des Glaubens“ genannt hat. Denn aufs bestimmteste hat er behauptet: „Wo wir nicht den Glauben scheinen lassen durch die Liebe, wird es gewißlich nichts sein denn ein lauter falscher Traum von Glauben, damit du dich selbst betrügst.“ Wie aber kann der, welcher Luthers Schriften ein wenig näher kennt, auch nur für möglich halten, daß er keine gottgewollte Liebe gekannt habe? Weiß

man denn gar nicht, wie oft und wie glühend er die Liebe erhoben hat? Freilich nicht in sentimental süßlichen Flötentönen, wohl aber mit demselben Ernst und derselben Kraft, die dem Apostel Paulus sein Hoheslied von der Liebe diktiert haben.

Nur ein paar Worte von Luther! „Willst du die Summa des christlichen Lebens hören, auf das allerfeinste und völligste gefaßt, und doch kurz und bald gesagt und wohl zu behalten, daß du weißt, was du tun und lassen und wie du dich dazu schiden sollst, und nicht bedarfst weiter suchen, noch hin und her betteln? Daß du habest die Liebe, die daherfließt und ausgeht aus reinem Herzen! Da bleibe bei! Daraus sollen alle rechten Predigten gehen. Liebe aber heißt auf deutsch, wie jedermann weiß, nichts anderes, denn von Herzen einem günstig und hold sein und alle Güte und Freundschaft erbieten.“ „Nun ist ja keine größere Tugend unter allen denn die Liebe. Wie wir sehen: Was man liebhat, da setzt man Leib und Leben daran und wagt dafür gern und willig alles, was man hat. Geduld, Keuschheit, Mäßigkeit usw. sind auch wohl seine Tugenden, aber der Liebe nirgends gleich, die alle andern Tugenden in sich schließt und mit sich bringt. Wer fromm und gerecht ist, der tut niemand unrecht und gibt jedem das Seine. Aber wo die Liebe ist, da gibt sich der Mensch gar miteinander und ist willig und lustig zu allem, wozu man sein bedarf.“ „Wenn ich durch den Glauben erkenne, wie lieb mich Gott hat, so ist es nicht anders möglich, ich muß ihn wiederum liebhaben und ihm hold sein und alles, was er nur haben will, mit Lust und Liebe tun. So fährt derselbe Mensch zu und gibt sich ganz und gar dem Nächsten, dient, hilft und rät ihm frei umsonst. Der kann's denn nicht lassen, wenn er seinen Nächsten sieht irren oder in Sünden stecken, er weist ihn auf den rechten Weg, führt ihn dahin, wo er selbst Trost und Hilfe gefunden hat, predigt ihm das Evangelium und macht, daß er auch der Sünden los werde. Danach sieht er ihn nackend, so kleidet er ihn; hungrig, so speißt er ihn und so fortan. Summa summarum, was er nur weiß, womit er ihm dienen kann, das tut er willig und gern, ja ehe man's von ihm fordert und begehrt. Und er sieht nichts hierin an, denn daß es also Gott wohlgefalle. Darum hat der Herr Christus seinen Jüngern und uns allen nichts so hoch und teuer befohlen als eben, daß sie sollten untereinander Liebe haben. Denn dies ist das einzige Kennzeichen, dabei man die Christen erkennt. Also sehr sollen wir in die Nächsten geleidet sein, daß wir ganz ihr eigen sein, mit Leib, Seele, Gut und Ehre.“

Sollte ein Mann, der so von der Liebe zu reden weiß, selbst der Liebe bar gewesen sein? Es ist gewiß bedeutungsvoll: In dem Briefe, in dem Luther zum erstenmal seinem Glauben an die Gnade Gottes in Christo Ausdruck verleiht und einen Klosterbruder zu dem Glauben ermahnt, daß Christus unsere Sünden auf sich genommen und seine Gerechtigkeit uns geschenkt habe, fährt er fort: „Wenn du dies seist glaubst, so nimm auch die noch sündigenden und irrenden Brüder auf und trage

sie geduldig und mache aus ihren Sünden deine, und wenn du etwas Gutes hast, laß es ihnen zugute kommen. Schau nur an, was er für dich und alle getan hat, damit auch du lernst, was du für andere tun mußt.“ . . . Alles Tun Luthers ist Äußerung seiner Liebe zu Gott und den Menschen. Nur dienen will er in geistlicher und in leiblicher Beziehung.

Suchen wir uns zuerst von dem Umfang dessen, was er an Arbeit geleistet hat, eine Vorstellung zu machen! Greifen wir etwa das Jahr 1523 heraus, in dem er nicht unausgesetzt arbeiten konnte, weil er einige Wochen auf Reisen war und ein nervöses Kopfleiden ihm die Tätigkeit erschwerte. Trotzdem hielt er nicht nur seine akademischen Vorlesungen, sondern auch alle Sonn- und Festtage in der Frühe eine erbauliche Ansprache an seine Klosterbrüder, dann den Vormittagsgottesdienst, endlich die Nachmittagspredigt. Jede seiner Predigten aber war eine neue. Die in diesem Jahre gehaltenen, die sich gedruckt oder in Nachschriften von Zuhörern erhalten haben, füllen in der Weimarer Ausgabe seiner Werke über 500 Seiten. Seine Vorlesung über das 5. Buch Mose hat in derselben Ausgabe über 240 Seiten in Anspruch genommen. Dazu verfaßte er ein paar Duzende von Schriften, die in der gleichen Ausgabe über 640 Seiten umfassen. Außerdem lieferte er die zeitraubende deutsche Übersetzung der biblischen Bücher Josua bis Esther, die in unsern gewöhnlichen Bibeln etwa 300 Seiten einnehmen. Ferner schrieb er so viele Briefe, daß die Zahl der wenigen, uns zufällig erhaltenen doch noch 112 ist. Sie nehmen in der Erlanger Ausgabe ungefähr 120 Seiten ein. Wieviel Zeit dürfte ein Schreiber darauf verwenden, wenn er dies alles auch nur abschreiben wollte! Luther hat es alles schaffen müssen und hat fast alles auch niedergeschrieben. Wir kennen keinen Zweiten, der ebensoviel geschrieben hätte wie er. Und doch wurde daneben noch seine Zeit und Kraft aufs stärkste dadurch in Anspruch genommen, daß er, wie er es genannt hat, „täglich überlaufen“ wurde.

Wofür nun alle diese kaum vorstellbare Arbeitslast? Geld hat er dafür nicht genommen, Ehre vor den Menschen damit nicht gesucht. Was ihn trieb, war seine Liebe zu Gott und den Menschen, sein Verlangen, andern „zur Seligkeit zu dienen“. In seiner humoristischen Weise hat er dies einmal so ausgedrückt: „Meinethalben schreibe ich kein Buch, predige auch nicht meinethalben. Denn ich hab's schon im Herzen geschrieben.“

Doppelt groß aber muß uns sein Arbeiten für andere erscheinen, wenn wir bedenken, wie schwer es ihm manchmal geworden ist, da er so oft an körperlichen Gebrechen leiden mußte. Mehr als einmal ist er und seine Umgebung der Überzeugung gewesen, sein Ende sei gekommen. Schon viele Jahre, ehe es da war, fühlte er sich immer wieder abgearbeitet, kraftlos, lebensmüde. Dazu kamen die häufigen trüben Stimmungen, teils Folgen von allerlei körperlichen Leiden, wie Störungen der Verdauung oder des Blutumlaufs, Schwindel, Ohnmachten

u. dgl., teils auch ohne derartige Veranlassung, durch seine besondere Gemütsart verursacht. Gerade zu den Zeiten, wo ihn diese inneren Anfechtungen quälten, war seine Arbeitskraft fast vollständig gelähmt. Aber gegen alle solche Hemmnisse an zwang er sich immer wieder zur Tätigkeit und leistete auch in den Wochen körperlicher und seelischer Depression so viel, wie andere auch bei vollkommener Gesundheit und größter Schaffensfreudigkeit nicht zustande bringen. So klagt er von der Wartburg aus in einem Briefe vom 13. Juli 1521, er sei so krank, daß er leichter zehn große Wunden ertragen würde und, wenn es nicht besser werde, ohne Rücksicht auf die Folgen nach Erfurt reisen müsse, um einen Arzt oder Chirurgen zu konsultieren. Seit acht Tagen habe er nichts mehr schreiben oder studieren können. Und doch schreibt er an demselben Tage an Melanchthon einen Brief, der in der Erlanger Ausgabe fast fünf Seiten umfaßt, schreibt darin über eine Antwort an Emser, über die von ihm beabsichtigte Übersetzung einer Streitschrift Melanchthons, über die Veranstaltung der Übersetzung einer Schrift Skolampads, über seine Postille, an der er arbeite. Darauf folgt eine eingehende Abhandlung über eine von Melanchthon ihm vorgelegte Frage hinsichtlich der Berechtigung der weltlichen Obrigkeit, endlich seine Ansicht über das obrigkeitliche Verbot einer Disputation über Theesen, die er geschickt hatte. An demselben Tage verfaßt er einen langen Brief an Amsdorf, worin er u. a. weitläufig seinen Rat mitteilt über die beste Weise, wie auf eine Streitschrift Emsers zu antworten sei. Trotz alledem meint er, er „sitze gleichgültig und träge da“. Wenn er andern dienen zu können glaubt, kennt er keine Rücksicht auf sich selbst.

Oder sollte man meinen, seine Schriftstellerei an sich habe ihm doch Freude bereitet? Dann wolle man sich jene andere, unglaublich umfangreiche Tätigkeit näher ansehen, die von ihm geschriebenen Briefe, die ihn in höchst unerfreulicher Weise am Studieren und Produzieren hinderten. Sieht man, an was für Briefe er seine kostbare Zeit wendet, so möchte man nicht selten von Zeitvergeudung reden. Aber andern zu dienen, erschien ihm nie in solchem Lichte, auch wenn es sich um sehr geringe Dienste handelte. Nur ein paar Beispiele aus einem kurzen Zeitraum! Er bittet Spalatin, bei dem Kurfürsten Kleidungsstücke für einen Notleidenden zu besorgen. Er ersucht seinen Freund Lang, für einen Armen Fürsprache zu tun. Er empfiehlt seiner Unterstützung einige Studenten. Er bittet Spalatin, dem Briefboten Urbanus etwas mehr Geld geben zu wollen, da dieser ohne seine Schuld längere Zeit für den Weg gebraucht habe. Er fragt an, wem er eigentlich ein ihm zur Beforgung zugesandtes Buch zustellen solle, er habe unter der Überfülle von Arbeit es vergessen und nun bei allen seinen Bekannten vergebens danach gefragt. Er bittet um Zusendung einiger Bücher für jemanden. Damit der ehrenwerte, zum Doktor promovierte Vater Johannes Frosch durch den herkömmlichen Doktorschmaus geehrt werde, ersucht er Spalatin, sich bei dem Kurfürsten um Zusendung von etwas

Wiltbret für die Feierlichkeit zu verwenden, und er schreibt an Melanchthon einen Einladungsbrief dazu. Er legt bei dem Kurfürsten Fürsprache ein für jemand, der gern der Nachfolger seines Onkels werden möchte, für einen andern, der eine Pfarrstelle sucht. Er bittet um Gehaltserhöhung für Melanchthon, um die Anstellung eines Stellungslosen in Nürnberg usw.

Dafür aber, daß bei den vielen „Fürbitten“, die er für andere schreibt, auch sein ganzes Herz beteiligt ist, ein Beispiel! Im Jahre 1522 verwendet er sich bei seinem Kurfürsten zum zweitenmal für einen gewissen Pfaffenbed, der (nach des Kurfürsten Meinung durch eigene Schuld) in Not geraten war. In dem Briefe heißt es: „Ich bemühe nicht gern Ew. Kurfürstl. Gnaden mit Fürbitte und Fürschrift für andere Leute. Die Lust, die ich daran habe, möchte ich wohl entbehren. Aber es dringt die Not und zwingt die Liebe, also zu tun. Sein Elend tut mir herzlich wehe. Darum falle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Füßen und bitte untertäniglich, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle sich des armen Mannes erbarmen. Es taugt je in keinem Wege, daß man ihn lasse also verderben und betteln gehen. Denn ich spüre, daß ihm die Armut so wehe tut, daß er möchte zuletzt von Sinnen kommen. Und Ew. Kurfürstl. Gnaden kann ihm leicht mit einem Tisch, Speise und Trank oder sonst helfen. Gott hat noch mehr Schneeberge [ertragsreiche Silberbergwerke], daß Ew. Kurfürstl. Gnaden Fürstentum nicht sorgen darf, er werde arm von vielen Ausgaben, ist auch bisher nicht arm dabon geworden. Denn es ist wahr: Gebet, so wird euch gegeben. Wo das ‚gebet‘ reich ist, da ist das ‚gegeben werden‘ noch viel reicher. Ew. Kurfürstl. Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen. Ich werde eher selbst für ihn betteln und, wo das nicht will helfen, auch rauben und stehlen, was ich am nächsten finde, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen. Denn Ew. Kurfürstl. Gnaden ist es schuldig, ihn zu ernähren. Darum bitte ich, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle auch meinethalben hierin mich gnädig erhören, daß mir nicht not sei, nun anzufangen stehlen und nehmen.“

Sodann alle die vielen Trostbriefe, zu denen er noch Zeit findet. Sei es, wenn ein Prediger in seinem Amt Trübes erlebt hat, sei es bei Todesfällen, sei es, „wenn es einer Frau in Kindesnöten übel ergangen“, sei es, wenn jemand von Schwermut oder Verzagtheit geplagt wird, und zwar nicht nur, wenn er seinen Freund Melanchthon aufrichten will, sondern auch, wenn er gehört hat, daß ein Student an Melancholie leidet usw.

Welch eine bedrückende Last mußte diese bunte Korrespondenz vor allem zu den Zeiten für ihn werden, wo sich die Anfragen und Gesuche so häuften, daß auch seine ungeheure Arbeitskraft sie nicht alsbald erledigen konnte! Er schreibt einmal an Vink nach Nürnberg: „Du beklagst Dich in Deinem letzten Briefe, daß ich Dir auf Deine Anfragen nicht geantwortet habe. Wundere Dich nicht darüber. Denn ich werde täglich

so mit Briefen überschüttet, daß mein Tisch, meine Stühle, Bänke, Schemel, Fenster, Truhen, Bücherborte und alles voll liegt von Briefen, Anfragen, Rechtsfachen, Klagen, Wittschriften usw.“

Seine Liebe aber treibt ihn auch dazu, alles, was er an irdischen Gütern besitzt, andern zu Dienst zu stellen. Keinen Notleidenden, der sich an ihn wendet, kann er abweisen, auch wenn er darum Ringe, Becher und andere „Kleinodien“ verpfänden oder verkaufen muß. Wohl muß er oftmals später erfahren, daß er auch Unwürdigen gegeben hat. Doch dadurch wird er nicht verbittert oder hart, sondern bleibt bei seiner schrankenlosen Wohlthätigkeit. Wir wissen keinen zu nennen, der darin ebenso weit gegangen wäre wie er.

Seinen alten, lahmen, ungeschickten und schläfrigen Diener Wolf Sieberger zu entlassen, kam ihm nicht in den Sinn. Die Ruhme Lene pflegte er treu bis an ihr Ende. Nicht nur nahm er eine Anzahl von Neffen, Nichten und andern Verwandten in sein Haus auf, sondern ließ dieses auch Fremden, die in Not waren, immer offen stehen. Monate lang beherbergte er einen aus dem Kloster entflohenen Mönch, der vergebens auf irgendeine Anstellung hoffte. Dem Fräulein Else von Kuniß, einer stellenlosen früheren Nonne, wollte er es erleichtern, als Lehrerin an der Mädchenschule in Wittenberg tätig zu sein. Daher lud er sie ein: „Bei mir sollt Ihr zu Hause sein und zu Tisch, daß Ihr keine Gefahr noch Sorge haben sollt. So bitte ich nun, daß Ihr mir solches nicht wollt abschlagen.“

Der evangelische Prediger Michael Stiefel mußte aus Dürerreich flüchten. Luther nahm ihn, bis er eine andere Stelle gefunden habe, in sein Haus auf. Nach einiger Zeit erfuhr er, daß sein Gast sich scheute, ihm noch länger lästig zu fallen, daher heimlich eine ihm befreundete Frau um etwas Geld gebeten hatte. Da schrieb Luther an diese: „Es ist nicht notwendig, daß Ihr ihm etwas schickt, so er doch bei mir wohl haben mag, was ihm not ist, was ich ihm befohlen habe zu fordern. Dennoch ist er vor mir scheu, daß ich es ihm muß aufdringen, was er bedarf.“ Nach Monaten empfiehlt er den Flüchtling seinem Kurfürsten zur Anstellung in Lothau: „Denn der gute Mensch macht sich ein Gewissen, als beschwerte er mich, daß er bei mir ist, und will immer weg, daß ich, ihn zu halten, genug [Mühe] habe.“ Über sieben Monate hindurch hat Luther ihn in seinem Hause gehabt.

Der Eislebener Prediger Johann Agricola hatte sich mit seinem Patron, dem Grafen Albrecht von Mansfeld, überworfen und zog nach Wittenberg, wo er auf Anstellung hoffen durfte. Er konnte hier aber nicht sofort eine passende Wohnung finden. Da nahm Luther ihn mit Weib und Kind in sein Haus auf. Und doch war der neue Gast mit nicht weniger als neun Kindern gesegnet. Offenbar gefiel es ihm sehr gut in Luthers Haus. Denn er blieb mit all den Seinigen ein paar Monate lang. Luther aber war damit zufrieden.

Und doch war es nicht nur die pekuniäre Frage, die in solchen Fällen eine Rolle spielte. Denn was für eine Unruhe, was für Störungen mußte es dem aufs äußerste beschäftigten Professor bereiten, sein Haus so voll von Menschen zu haben und allen Ansprüchen gerecht zu werden! Er hat tatsächlich schwer darunter gelitten. Dies können wir schon daraus schließen, daß er einmal einem verwitweten Prediger von der Wiederverheiratung abrät und unter andern Gründen auch den ihm vorhält, die Verwaltung des Hauswesens sei in dieser Welt bei weitem das Lästigste und erfordere eine besondere Anlage. „Wenn ich noch jung wäre“, setzt er hinzu, „doch aber schon die Schlechtigkeit der Welt erfahren hätte, würde ich lieber sterben, als nochmals heiraten, auch wenn mir nach meiner Rätke eine Königin angeboten würde.“ So schwer lastete die Unruhe und Mühe des weitläufigen Haushalts auf ihm. Und doch nahm er, wenn er damit dienen konnte, mit Freuden noch immer mehr dieser Lasten auf sich.

Wie rücksichtslos er gegen sich selbst sein konnte, um nur andern Gutes zu erzeigen, kann uns auch seine letzte Reise lehren. Die Grafen von Mansfeld waren untereinander in Streit geraten und erfuchten Luther, nach Eisleben zu kommen und Frieden zwischen ihnen zu stiften. In jenen Tagen schildert er selbst sich in einem Briefe: „Alt, abgelebt, unlustig, müde, kalt, und nun gar auf einem Auge erblindet, der ich gehofft habe, es werde mir, als einem Erstorbenen, die, wie mir scheint, im höchsten Maße verdiente Ruhe vergönnt werden.“ Schon zweimal hatte er in diesem Herbst und Winter umsonst sich auf die Reise gemacht, um diesen Streit zu schlichten. Aber er meint, obwohl er viel zu tun habe, dürfe es auf acht Tage nicht ankommen, „damit ich mich mit Freuden in meinen Sarg legen möge, wo ich zuvor meine lieben Landesherren vertragen und freundlichen, einmütigen Herzens gesehen habe“. Nur mit bangster Sorge ließ ihn seine Räte ziehen und gab ihm zu seiner Pflege ihre drei Söhne mit. Daß es mitten im kalten Winter war, hielt Luther nicht zurück.

Bei Halle war die Saale mit ihren Eisschollen so hoch angeschwollen, daß die Reisenden ein paar Tage warten mußten, ehe sie, und auch jetzt noch nicht ohne Gefahr, über den Fluß setzen konnten. Kurz vor Eisleben wurde Luther so krank, daß man sein Ende nahe glaubte. Aber sein Wunsch, noch vor seinem Tode ein Friedenswort ausrichten zu können, ließ ihn in seiner qualvollen Atemnot sagen: „Das tut mir der Teufel allewege, wenn ich etwas Großes vorhabe, daß er mich also ansieht.“ So müde er sich auch fühlte, hat er doch noch einmal in Halle und viermal in Eisleben gepredigt. Bei der letzten Predigt war er so schwach, daß er sie nicht zu Ende führen konnte. Wohl erlebte er noch die Freude, den Friedensvergleich abgeschlossen zu sehen, aber am andern Tage war sein Leben zu Ende. Man wird nicht daran zweifeln dürfen, daß diese Reise mit ihren Beschwerden und Aufregungen das Ende beschleunigt hat. Nachdem das Dienen in Liebe all seine Kräfte auf-

gerieben, hat es ihn getötet. Luther hat gefunden, was sein Charakter ihn suchen ließ — nicht für sich, sondern nur für andere zu leben. . . . Für Luther ist das eigene Ich wie verschwunden vor dem Großen, was er als Christ hat. Darum will er nichts mehr nach seiner Vernunft fragen noch nach seinen Gefühlen noch nach seinen Neigungen. Nur für die große Sache lebt und strebt er. F. B.

„Zwölf Sätze wider den Unglauben und seine Helfershelfer.“

Je länger, desto mehr scheint man selbst in den Lutherischen Landeskirchen Deutschlands der Ansicht zuzuneigen, daß in denselben auch die Liberalen als gleichberechtigt anzuerkennen seien. In dem „Ev.-Luth. Zeitblatt“ vom Oktober dieses Jahres lesen wir: „Als die Trennung von Kirche und Staat einsetzte, war man weithin der Ansicht, daß jetzt die Bekenntnisfrage entscheidend in den Vordergrund treten werde. Es ist anders gekommen. Der konservative Zug in den Landeskirchen hat in dieser Hinsicht unheilvoll gewirkt; man wollte die bisherige Kirche in ihrem Umfang möglichst erhalten, ein Auseinandergehen der verschiedenen Richtungen, fast möchte man sagen, um jeden Preis vermeiden. Es hat da freilich auch noch ein anderer Beweggrund mitgewirkt: man wollte den Rechtszusammenhang mit der bisherigen Landeskirche um der finanziellen Auseinandersetzung mit dem Staat willen wahren. Deshalb wurde die Bekenntnisfrage, die zuerst die Gemüter so stark erregte, zurückgestellt. In den meisten Fällen, soweit die Entscheidung bis jetzt gefallen ist — für größere lutherische Kirchengebiete wie Sachsen, Hannover, Mecklenburg, aber auch für die altpreussische unierte Kirche steht sie noch aus — hat man sich damit begnügt, den bisherigen Bekenntnisstand erneut auf dem Papier zunächst festzulegen. Das aber ist, wie die Dinge nun einmal liegen, keine Entscheidung, sondern nur ein Hinauschieben der Bekenntnisfrage. Für die sich lutherisch nennenden Landeskirchen können wir die Frage jetzt auch so formulieren: Werden diejenigen Kirchen, die aufs neue sich auf das lutherische Bekenntnis stellen, jetzt, da sie von der Staats Herrschaft frei sind, die innere Kraft haben, das Bekenntnis voll und ganz in der Kirche zur Geltung zu bringen? Werden sie die eingerissenen, dem Bekenntnis widersprechenden Mißstände beseitigen, vor allem, werden sie die Leugner des Bekenntnisses aus dem Lehramt der Kirche entfernen? Wir fürchten, auch hier wird der konservative Zug ein Hemmnis sein. Man hat sich auch in lutherischen Landeskirchen so sehr an das Nebeneinander von Glaube und Unglaube, von rechter Lehre und Irrlehre gewöhnt, daß man das gar nicht mehr als etwas Unerträgliches empfindet, das geändert werden müßte. Man ist zufrieden, wenn das luther-

riſche Bekenntnis geduldet wird, wenn dem einzelnen Amtsträger bekenntniſsmäßige Predigt und Sacramentsverwaltung freigegeben wird. Daß das aber der Forderung von Augustana VII nicht genügt, haben wir oft genug gezeigt. Es muß deſhalb die rechte volle Löſung der Bekenntniſfrage im lutheriſchen Sinne nach wie vor gefordert werden. Hier aber liegt die Aufgabe des lutheriſchen Bundes und unſers ‚Ev.-Luth. Zeitblatts‘. Uns iſt es um Erhaltung, Stärkung, Wiederherſtellung der ev.-luth. Kirche in unſerm Vaterland zu tun. Auf die Form und Verfaſſung kommt es uns dabei nicht an. Gelingt es einer lutheriſchen Landeskirche, ihren lutheriſchen Charakter zu wahren, beziehungsweiſe voll und ganz, wie oben gezeigt, wiederherzuſtellen, ſo ſoll uns das von Herzen freuen (unſere Hoffnung, daß es dazu kommt, iſt freilich gering). Gelingt das nicht, wird das lutheriſche Bekenntnis beſeitigt oder nur als Richtung neben andern de jure oder de facto geduldet, ſo iſt es das Gebotene, wenn ſolche, die Lutheraner bleiben wollen, den Kampf bis aufs äußerſte durchführen und ſchließlich ſich zur Bildung lutheriſcher Freikirchen oder zum Anſchluß an ſchon beſtehende führen laſſen. Wir bitten alle unſere Bundesmitglieder und Leſer unſers Blattes, feſt und treu zur Fahne zu ſtehen. Unſer ‚Ev.-Luth. Zeitblatt‘ iſt dank der Opferwilligkeit unſers Verlegers geſichert, aber es bedarf ſehr der Unterſtützung und Verbreitung. Wir richten immer wieder die Bitte an unſere Leſer, uns zu helfen, daß wir die gute Sache der lutheriſchen Kirche und des lutheriſchen Bekenntniſſes auch weiterhin vertreten und fördern können. Sie iſt uns nicht Partei- oder Richtungsſache, ſondern wir ſprechen mit unſern Vätern: ‚Die Sach‘ und Ehr‘, Herr Jeſu Chriſt, Nicht unſer, ſondern dein ja iſt. Darum ſo ſieh du denen bei, Die ſich auf dich verlaſſen frei!‘“

Auch in Hannover ſind offenbar die Ausſichten recht trübe. Die Novembernummer des „Zeitblatts“ bemerkt: „Ohne Kompromiſſe“, ſagte neulich Lic. Peters-Hannover in der hannoverſchen Paſtoralkorrespondenz, „wird es bei der demnächſt zu beſchließenden Verfaſſung [für die Landeskirche in Hannover] nicht gehen. Alſo Zugeständniſſe an die Liberalen, an die Halbgläubigen und Ungläubigen, beſonders im Pfarramt!“ Gegen dieſe Verquickung von Glauben und offenbarem Unglauben will der „Lutheriſche Bund“, wie wir in der vorigen Nummer dieſer Zeitschrift gezeigt haben, entſchieden Front machen. „Uns iſt es“, ſchreibt Sig. Antheß (der übrigens Miſſouri kein ſonderliches Wohlwollen entgegenbringt), „um Erhaltung, Stärkung, Wiederherſtellung der ev.-luth. Kirche in unſerm Vaterland zu tun.“ Und daß der „Bund“ in ſeinem Kampf für das lutheriſche Bekenntnis dem Liberalismus gegenüber auch in Hannover Gefinnungsgeſoſſen hat, davon zeugen die folgenden „Zwölf Sätze wider den Unglauben und ſeine Helfershelfer“, die die Vereinigung der „Bekenntniſſreunde in der hannoverſchen Landeskirche“ mit der Bitte um Abdruck ausgeſandt hat. Die Sätze lauten, wie folgt:

„1. Unser Herr Jesus Christus spricht: Ich bin das Licht der Welt! Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll, und wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! Darum ist Jesus für seine Jünger unbedingte Autorität!

„2. Unser Herr Christus spricht: Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reizende Wölfe! — Auch heute gibt es viele solcher falschen Propheten, sogar unter denen, die sich Christi Diener nennen und in Christi Namen auftreten. Darum sehet euch vor!

„3. Unser Herr Christus spricht: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen! und in seinen Abschiedsworten befiehlt er seinen Jüngern: Lehret sie (die Völker) halten alles, was ich euch befohlen habe! — Dennoch scheuen und schämen sich sogar viele Diener Christi nicht, Christi Wort beiseitezuschieben, zu unterschlagen oder umzudeuten und Menschenfindelein an ihre Stelle zu setzen.

„4. Unser Herr Christus hat in der Nacht vor seinem Tode feierlich erklärt, daß sein Leib und Blut ein Opfer sei für uns zur Vergebung der Sünden. Er hat ferner ausdrücklich erklärt, daß er wahrhaftig auferstehen, gen Himmel fahren und wiederkommen werde als ein Richter der Lebendigen und der Toten. Dennoch scheuen sich viele Diener Christi nicht, Christi Sühnetod, seine wahrhaftige und leibhaftige Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft offen zu leugnen oder Christi klare Worte in falschmünzerischer Weise umzudeuten und Jesum, den König der Wahrheit, dadurch zu einem Lügner und Schwärmer, zu einem Volksverführer, ja, zu einem von entsetzlichem, grenzenlosem Größentwahn besessenen Irrsinnigen zu machen.

„5. Unser Herr Christus hat sich selbst vor dem Hohen Rat, der höchsten geistlichen Behörde, im Angesicht des Todes mit einem heiligen Eide feierlichst für den Sohn Gottes erklärt, der sitzen werde zur Rechten Gottes und wiederkommen werde in den Wolken des Himmels — und in seinen Abschiedsworten vor seiner Himmelfahrt hat er gesagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! — Trotzdem scheuen sich viele Diener Christi nicht, Jesu göttliche Majestät zu leugnen und Jesum für einen bloßen Menschen zu erklären. Dadurch stempeln sie ihn zu einem Meineidigen und Gotteslästerer.

„6. Das Evangelium, welches in der Kirche gepredigt werden soll und durch welches wir selig werden, ist die frohe Botschaft von Jesu Sühnetod für unsere Sünden, von seiner Auferstehung und göttlichen Herrlichkeit, an der auch die Seinen teilhaben sollen (1 Kor. 15). Leider gibt es viele Prediger, die ein ganz anderes Evangelium predigen. In flammendem Zorneseifer um die göttliche Wahrheit und um die göttliche Ehre und Majestät Jesu und in heiliger Sorge um das Heil der Seelen

ruft der Apostel Paulus über diese Irrlehrer das tieferschütternde Wort aus: So jemand euch Evangelium prediget anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht! — und ruft zum zweiten Male — es geht einem durch Mark und Bein —: der sei verflucht!! (Gal. 1, 8. 9.)

„7. Eine Kirchenbehörde, die darüber wachen soll, daß das Evangelium lauter und rein verkündigt wird, aber diese Irrlehrer duldet und wohl gar als gleichberechtigt mit den gläubigen Predigern ansieht und behandelt, fällt auch unter diesen furchtbaren Fluch!

„8. Unter diesen Fluch fallen auch alle die, welche wohl das wahre, unverfälschte Evangelium predigen und lehren, aber aus elender Menschenfurcht oder aus irgendwelchen irdischen Rücksichten gegen die Irrlehrer und falschen Propheten nicht offen und entschiedenen Front machen; denn der Fehler ist nicht besser als der Stehler!

„9. Für jeden, der die heillosen und skandalösen Zustände in unsern Landeskirchen kennt und sich wohl darüber entrüstet, aber nicht offen und rücksichtslos dagegen auftritt, gilt das Wort: Wer die Wahrheit kennt und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!

„10. Ein Prediger und Lehrer Christi, der sein heiliges Amtsgelübde bricht, ist ein Mietling und Meineidiger. — Ein Prediger und Lehrer Christi, der Christi klare Worte unterfählet oder fälscht und umdeutet, ist ein Betrüger und Falschmünzer. — Ein Prediger und Lehrer Christi, der Christi göttliche Ehre und Majestät antastet und bestreitet, ist ein Ehrabschneider und Majestätsverbrecher.

„11. Eine Landeskirche, in der der Unglaube offen und ungehindert auftreten und sein Unwesen treiben darf, ist zur Teufelskirche geworden.

„12. Die Landeskirche, die zur Teufelskirche geworden ist, trägt das Hainzzeichen an ihrer Stirn und hat sich selbst das Todesurteil gesprochen; aber die wahre Kirche Jesu Christi, die fest auf der Schrift und dem Bekenntnis steht, wird nie untergehen. Auch die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen! Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steure deiner Feinde Mord, Die Jesum Christum, deinen Sohn, Wollen stürzen von deinem Thron!“

Das sind gewiß Sätze, die an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übriglassen. Zu befürchten steht nur, daß in der Entscheidungsstunde (die übrigens schon längst vorhanden war, denn auch in Hannover ist der Liberalismus nicht erst von gestern und ehgestern) dem Bekenntnis des Mundes keine entsprechenden Taten folgen werden. Möge Gott überall den Kämpfern für das lutherische Bekenntnis den Mut stärken und auf ihr Zeugnis seinen Segen legen, damit die Krisis, die der Weltkrieg auch der lutherischen Kirche in Deutschland gebracht hat, für sie zum Heil ausschlagen möge!

J. B.

Literatur.

The Family Altar. Brief Daily Devotions. Based on Selected Scripture Texts. By *F. W. Herzberger*. Concordia Publ. House, St. Louis, Mo. 375 Seiten. \$2.50.

Dieses schön ausgestattete Buch bietet 366 Andachten und 6 besondere Festgebete von je einer Seite. Jede schließt mit einem Lieberverse oder Gebet. Man kann diese Betrachtungen als zeitgemäß bezeichnen, da sie nicht bloß das Kirchenjahr berücksichtigen, sondern auch die mancherlei gegenwärtigen Zeitstände. Mögen sie in recht viele Hände gelangen und dann auch fleißig gelesen werden! *J. B.*

Select Songs for School and Home. Compiled by *J. A. Theiss*. With an introduction on the Rudiments of Music by *Karl Haase*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.50.

Dieses Buch, das eine wirkliche Lücke in unsern Schulbüchern ausfüllt, bietet auf 229 Seiten 300 Lieder. Was unsere „Liederperlen“ im Deutschen sind, das wollen diese *Select Songs* im Englischen sein. Im Vorwort heißt es: „Since this volume is, above all, to serve our Lutheran schools, the church-hymn has been given a prominent place. Besides this it was decided to embody a large number of tunes of German origin, both sacred and secular, which by virtue of their merit ought to be found in a collection of *select songs*. For such as could not be found in good English version, translations were written especially for *Select Songs*.“ Zur Einführung dieses Buches macht unser Concordia-Verlag Lehrern und Schulen günstige Offerten. *J. B.*

Paulus Gerhards geistliche Lieder in neuen Weisen von *J. Mergner*. Zweite Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. *F. Spitta*. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 12.

Im Vorwort zur ersten Auflage dieses Werkes (1875) schrieb Mergner: „Das ewige Heil des sündigen Menschen, geschaffen durch die Liebestat Gottes in Christo, angeboten im Worte der Apostel und Evangelisten, erlebt in der im Glauben mit Christo geschlossenen Gemeinschaft — das ist der Inhalt der Lieder Paul Gerhards. Er singt von diesem Heile nicht nur in epischer Objektivität und Treue, sondern auch in hrisscher Subjektivität und Wahrheit. . . . In dieser seiner Eigenart liegt für einen Sänger nicht bloß eine Berechtigung, sondern auch eine Anreizung und Herausforderung, neben dem Tone der singenden gottesdienstlichen Gemeinde, dem Chorale, welcher dem objektiven Wahrheitsgehalte des geistlichen Liedes entspricht, einen Ton subjektiver Erfahrung und Empfindung anzuschlagen und eine geistliche Liederweise zu dichten, die selbstverständlich nicht der singenden Gemeinde vermerkt sein kann, sondern lediglich den einzelnen, bei welchen die doppelte Vorausicht zutrifft: Sympathie mit der Glaubensindividualität Gerhards und das entsprechende Maß musikalischen Geschicks. Man sagt von Gerhards Liedern, sie seien ‚kreuzgeboren‘; gerade als solche wurden sie mir sympathisch. Meine Sangeslust zu ihnen erwachte im Kreuz und wurde wahrgenommen durch Kreuz.“ Damit sind diese neuen Weisen zu den alten Liedern Gerhards genügend charakterisiert: sie wollen vornehmlich das subjektive Moment derselben zum Ausdruck bringen. Erst nach seinem Tode (1891) haben Mergners Lieder, zwar immer noch langsam, aber doch stetig an Popularität in Deutschland zugenommen. In dem genannten Jahre schrieb die „Siona“: „Die Zukunft wird ihm ohne Zweifel hohe Ehre geben, und die Geschichte der Musik wird ihn einreihen unter die besten Sänger der Kirche.“ *J. B.*

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch begründet von *Rudolf Kögel*, *Emil Frommel* und *Wilhelm Baur*. Herausgegeben von *Wolf Partels* und *Julius Kögel*. Jahrgang 1921. Mit Abbildungen. M. 14; gebunden M. 16.

Dieser Band bietet neben kürzeren Gedichten usw. folgende längeren Abhandlungen und Erzählungen: „Christentum und deutsches Volk“; „Des Königs Braut“ (Erzählung); „Beethovens Religion“; „Reu-Weimar“; „Geld und Münzen im Neuen Testament“; „Adolf Stöder als Freund der Arbeiter“; „Eine Wanderung

durch Ravenna"; „Die Bibel und die Zeitung". — Daß die hier gebotene Lektüre nicht durchweg gesund ist, davon zeugt u. a. folgende Stelle: „Die Deutschen sind das Volk der Reformation geworden. Es ergab sich das zum Teil aus der besondern Verbindung deutsch-kaiserlicher und römisch-päpstlicher Geschichte, in der unser Volk die Jahrhunderte des Mittelalters durchlebte, weit mehr doch aus der deutschen Auffassung von Religion als persönlichem Verhältnis zu Gott, das einen andern Mittler als Christus nicht dulde. Es war deutsches Seelenbedürfnis, durch den Glauben, nicht durch des Gesetzes Werke gerecht zu werden." In dem Artikel über Beethovens Religion heißt es: „So [in seiner Musik] offenbart er seine Religion, eine Religion, an der alle Menschen, welches Bekenntnisses sie auch sind, teilnehmen können. Mit ihr können wir alle so Gott zu uns herabziehen und in unser Herz aufnehmen. Es ist die Sprache des ersten Pfingsttages, die aus seinem Werke ertönt, allen Menschen verständlich, die glauben wollen. . . . Beethovens Musik ist Offenbarung Gottes." So kann niemand leben, der weiß, daß das Christentum mit seinen Heilswahrheiten etwas ganz anderes ist als ein erhabenes, ästhetisches Gefühl, wie es Beethoven in seiner Musik zum Ausdruck bringt und in Zuhörern auszulösen vermag. J. V.

Ideen freisinniger protestantischer Pfarrer in neuen deutschen Romanen.
 Von Joh. L. A. Huchthausen. F. Henke Co., 123 Sherburne Ave., St. Paul, Minn. 58 Seiten. 60 Cts.

Behandelt werden hier, wie der Titel zeigt, die liberalen theologischen Anschauungen von Dogma überhaupt, von Gott, Christus, Kirche usw., wie sie in Romanen von freisinnigen Pastoren vertreten worden sind. Berücksichtigt sind folgende Erzählungen, die hier nach der Zeit ihres Erscheinens folgen: „1874 Keller, Das verlorene Lachen: Der Pfarrer von Schwanau; 1885 Jordan, Die Sebalds; Hauptpastor Ulrich Sebald; 1889 Kreger, Die Bergpredigt: Dr. Konrad Balbus, Pastor Julius Balbus, Pastor emeritus Balbus; 1893 Polenz, Der Pfarrer von Breitendorf; Pastor Gerland, Diakonius Fröschel; 1896 Grotthub, Die Galben; Pastor Eichwald; 1898 Fontane, Der Stechlin: Pastor Lorenzen; 1900 Tilmann, Was ist Wahrheit? Pastor Gabebusch, Pastor von Wenden; 1903 Hegeler, Pastor Klinghammer: Pastor Erbslöb; 1906 Nithad-Stahn, Der Mittler: Arnd und der Pastor von Klosterode; 1912 Stilgebauer, Pfarrer Schröder: Pfarrer Schröder." Wie bereits angedeutet, beschränkt sich P. Huchthausen vornehmlich auf religiös theologische Ideen, die freisinnige Pfarrer in diesen Erzählungen zu popularisieren und dem Volke mundgerecht zu machen suchen. In „Lehre und Wehre", auf die der Verfasser sich wiederholt bezieht, ist dieser Liberalismus in seinen verschiedenen Formen, auch wie er in Romanen aufzutreten pflegt, wiederholt an den Pranger gestellt worden. Und in demselben Rahmen bewegt sich Huchthausen, was die Beurteilung dieser modernen Verirrungen betrifft. Die Form der Darstellung ist eine wissenschaftliche, aber darum nicht etwa eine weniger gefällige und durchsichtige. J. V.

Ersatz für das Christentum! Von D. Gerhard Hilbert. Zweite Auflage.
 A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. 80 Seiten. M. 4.

Der Subtitel dieser klaren, feinsinnigen und gedankenreichen Schrift lautet: „Christentum oder Kunst? Christentum oder Wissenschaft? Christentum oder Moral? Christentum oder Religiosität?" Dem modernen Unglauben in seinen verschiedenen Formen will dies Buch entgegenreten. Und dieser Zweck wird auch erreicht, obwohl wir an der Art und Weise, wie dies geschieht, manches aussetzen haben. So hätte z. B. die Tatsache des bösen Gewissens und die stellvertretende Sühne Christi klarer hervorgehoben und härter betont werden sollen, als dies geschieht. Die Modernen freilich (und da denken wir nicht bloß an die traffen Ungläubigen, deren Bekämpfung sich Hilbert zum Ziel gesetzt hat, sondern selbst an viele moderne Lutheraner) wollen von einer stellvertretenden Genugtuung und von einer Sühne durch das Blut Christi nichts mehr wissen. Diese Lehre ist ihnen schon längst ein Ärgernis und eine Torheit geworden. Aber wer das böse Gewissen leugnet, der leugnet eine Tatsache, für die jeder Mensch Zeugnis ablegt und ablegen muß, ob er will oder nicht. Und wer die Sühne Christi leugnet, der zerstört den eigentlichen Kern des Christentums und verwirft das Mittel, welches allein der Gewissensnot der Menschen abhelfen kann. Für die Sühne Christi gibt es keinen Ersatz, weder in der Kunst noch in der Wissenschaft noch in der Morali-

tät noch in der Religiosität (religiöser Stimmung), wie die Modernen wähen. Das ästhetisch Schöne, das wissenschaftlich Wahre, das moralisch Gute und das religiös Sentimentale kann weder das Sehnen des Herzens befriedigen, noch die den Menschen beständig verdamnende Stimme des Gewissens stillen. Was diesen Brand im Innern lindert und Ruhe und Frieden bringt, ist nichts anderes als die Sühne im Blute Christi. Seit dem Sündenfall hat es für das böse Gewissen kein anderes Heilmittel gegeben; und nur ein Narr kann sich einbilden, daß Kunst oder Wissenschaft oder irgend etwas anderes im Himmel oder auf Erden dafür einen Ersatz bieten könnte. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, diese völlige und unüberbietbare Sühne für die Sünde, macht das Christentum zur allein wahren und absoluten Religion, für die es, wie Hilbert zeigt, ein Substitut nicht gibt. Als Probe lassen wir die Schlussparagraphen über „Christentum oder Kunst“ hier folgen: „Auch das religiöse Leben kann durch die Kunst mächtig gefördert werden. Bekanntlich hat die Reformation die Seele des deutschen Volkes erobert durch das gesungene Lied. Wer je in Luthers Schlachtgesang ‚Ein' feste Burg ist unser Gott‘ anbetend eingestimmt in der feiernden Gemeinde, der hat auch etwas erlebt von der forttreibenden Gewalt, die die Kunst der religiösen Wahrheit verleiht. Es ist etwas an der Behauptung Heinrich Krehlschmars: ‚Die Verrohung und Entfremdung der unteren Stände steht auch im Zusammenhang mit der Verminderung ihrer Musikliebe.‘ Niemals wird das Christentum darauf verzichten, die alle Kunst in ihren Dienst zu nehmen. — Gleichwohl ist es ein Irrtum, zu meinen, daß die Kunst auch nur die Pflege des religiösen Lebens selbständig in die Hand nehmen könnte, wie Richard Wagner will. Kein Geringerer als Wilhelm Steinhilfen warnt: ‚Die Sinnenwelt der Kunst, frei geworden von der Raubbarschaft des Wortes, verwuchert und überwuchert die Quelle; der Genuß ihrer Schönheit verbunkelt so leicht das Licht der ewigen Wahrheit.‘ Es wird bei Luthers Grundsatze bleiben: Das Wort muß es tun, das schlichte, einfache Wort, und nicht die Kunst! Nur als dienende ist die Kunst ein Segen für das religiöse Leben. Unsaybar groß ist der Schaden, der angerichtet wird, wosimmer nicht der religiöse Gehalt, sondern die schöne Form das Hauptinteresse auf sich zieht, besonders in der Predigt. Mit Notwendigkeit entsteht dann in der Seele des Zuhörers die Einbildung, wirklich religiöses Leben zu besitzen, während man nur in ästhetischen Genüssen geschwelgt hat. So kann es ein Eduard v. Hartmann geradezu als den Zeitpunkt der Entwicklung bezeichnen, daß der Kultus auf die Erregung ästhetischer religiöser Scheingefühle verzichtet und sich ganz auf die Erregung realer religiöser Gefühle konzentriert. Sicherlich ist der Ästhetizismus eine furchtbare Gefahr für das echte religiöse Leben. — Die Kunst vermag nicht die Pflege des religiösen Lebens selbständig zu übernehmen; noch weniger aber kann sie ein Ersatz sein für die Religion, für das Christentum. Der irrt gewaltig, der ihrer Scheinwelt eine wirkliche erlösende Kraft zuschreibt gegenüber den furchtbarsten Realitäten, die es gibt, gegenüber der Realität des Bösen und des Todes. Im Gegenteil, wosimmer der Kunstgenuß für das Letzte und Höchste gehalten wird, da ist es der Anfang vom Ende. Die Geschichte lehrt: Jedes Volk ist verloren, dessen Kultur im wesentlichen ästhetische Kultur geworden. Wer sein Volk liebhat, der muß den herauskommenden Ästhetizismus unserer Tage hassen mit allem Ingrimme seiner Seele: er entnervt und lähmt unsere sittliche Energie. — Gewiß, in die Kunst kann und darf man sich flüchten aus der rauhen Wirklichkeit. Aber was wir brauchen, ist nicht Flucht aus der Welt, sondern der Sieg über die Welt. Und das behaupte ich allerdings: den Sieg über die Welt verleiht nicht die Kunst, sondern allein der Glaube an Jesum Christum. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ (21 f.)

F. B.

Die Genesis, eingeleitet, übersetzt und erklärt von E d u a r d R ö n i g, Dr. litt. Semit., phil., theol., ordentlichem Professor und Geheimem Konfistorialrat in Bonn. 1919. Druck und Verlag von E. Bertelsmann in Gütersloh. 784 Seiten 6×9. Preis: M. 25 + 200% Valutajuschlag.

Luther hat einmal gesagt: Nihil pulchrius Genesi, nihil utilius — „nichts ist schöner, nichts nützlicher als die Genesis“. Und in seinen wunderschönen Predigten über dieses Buch, die unserer Beobachtung nach leicht hinter seinem allerdings unerreichten großen Genesiskommentar, aber doch auch etwas zu sehr zurückgestellt werden, bemerkt er am Schluß: „Also haben wir das erste und fast das edelste Buch des Alten Testaments, das an allen Orten, durch und durch voll merkwürdiger Exempel

des Glaubens ist, dazu der Liebe und vornehmlich des heiligen Kreuzes und so reich von Figuren unsers Herrn Christi und seines Reiches als kein Buch der Schrift, also daß beide, Worte und Exempel, nichts anderes zeigen und lehren denn den einigen Christum.“ (III, 649.) Schon diese zutreffenden Urteile des Reformators bewegen uns, an jede neue Genesisauslegung mit Interesse heranzutreten. Und das vorliegende Werk stellt nicht bloß durch seinen Umfang, sondern vor allem auch durch seinen Inhalt sich als eine bedeutende Leistung der gegenwärtigen alttestamentlichen exegetischen Tätigkeit dar. Der Verfasser ist der bekannte, schon oft in dieser Zeitschrift erwähnte alttestamentliche Theolog, der sich durch seine dreibändige hebräische Grammatik: „Historisch-kritisches Lehrgebäude der hebräischen Sprache“, die umfassendste, die es überhaupt gibt, und durch seine „Stilistik“ als einer der ersten semitischen Gelehrten der Gegenwart erwiesen hat, der durch zahlreiche andere Veröffentlichungen über die verschiedensten alttestamentlichen Fragen, die aber doch nie den Charakter der Vielschreiberei und der Oberflächlichkeit tragen, auch seinen wissenschaftlichen Gegnern Achtung abnötigt und der, obwohl selbst in kritischen Fragen durchaus der modernen Theologie angehörend, doch schon oft und erst neuerdings wieder für den Offenbarungscharakter der alttestamentlichen Religion eingetreten ist und diesen häufig in treffender Weise verteidigt hat. Der Kommentar ist auch für solche, die, wie wir, die modern-kritischen Ansichten und die weit und breit beliebte Quellscheidung durchaus ablehnen, die auch in vielen theologischen Fragen völlig anderer Überzeugung sind, doch sehr wertvoll durch zahllose Einzelbemerkungen und -ausführungen, durch die Ruhe und Gründlichkeit, mit der bei schwierigen Fragen das Für und Wider erwogen wird, durch die vielen Mitteilungen aus andern Werken, die nur einem Gelehrten von solcher ausgebreiteten und eindringenden Vlesenheit und völliger Beherrschung der einschlägigen Literatur möglich sind. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn der Verfasser sagt, daß „Hunderte von grammatisch-stilistischen Fragen ihre Lösung gefunden haben dürfen“, und daß „alle alten und neuen Probleme, welche gerade von der Genesis auf den Gebieten der Geographie und Völkerkunde, der Geschichte und der Theologie geboten werden“, erörtert worden sind. (S. V.) In allen diesen Punkten ist, soweit wir wissen, dieser Kommentar der reichhaltigste in neuerer Zeit. Und obwohl der Verfasser durchaus nicht flüchtig schreibt und ungeheuer viel Stoff in den Text und in die Anmerkungen zusammendrängt, und man daher diesen Kommentar nicht leicht und glatt durchlesen kann, so hat er doch dafür Vorforg getroffen, daß man das Werk leicht und gut benutzen kann, teils durch genaue Seitenüberschriften und sodann durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Sach- und Stellenregister. Auch das ist erfreulich, daß er nicht, wie sein Vorgänger Profsch, die einzelnen Teile der Genesis nach den auch von ihm angenommenen und unterschiedenen Quellen auseinandernimmt und umstellt, sondern, obwohl er ausführlich diese verschiedenen Quellen (die elohistische, die jahwistische, die priesterliche Quelle) behandelt, doch den Text in der in der Bibel dargebotenen Reihenfolge übersetzt und erklärt und auch Erklärung und Übersetzung nicht voneinander trennt. Wie jammer schade, daß er sich gerade durch diese Art der Behandlung nicht von der Einheit der Genesis überzeugen kann, die sich dem aufmerksamen Bibelleser bei jeder erneuten Lesung des Buches so gewaltig aufdrängt! — Wir wenden uns zu einigen Einzelheiten, die, sobald sie das Gebiet der sprachlichen und sachlichen Erklärung verlassen und auf das kritische und theologische Gebiet übergehen, viel häufiger unsern entscheidenden, scharfen Dissensus als Assensus herausfordern. Die Entstehung des „Elohisten“ verlegt König in die Richter- oder allererste Königszeit, die des „Jahwisten“ in die Zeit Salomos und die der „Priesterschrift“ in die Zeit des Ezils. Die endgültige Redaktion des Pentateuchs ist nach seiner Meinung Esra zuzuschreiben. Obwohl er die Geschichtlichkeit der Patriarchen entschieden und mit guten Argumenten verteidigt gegenüber der modernen Verkennung derselben in fagenhafte, mythische Gestalten, so gibt er doch die volle Geschichtlichkeit der Urgeschichte, Kap. 1—11, mehr oder weniger preis. Da vertritt er den mit der biblischen Inspirationslehre unvereinbaren Standpunkt, daß es sich bei der Beurteilung der Urgeschichte weniger um alle Einzelheiten handele als um den ideellen Wert der Erzählungen. Seine Auffassung der Geschichte vom Sündenfall läßt sich dahin zusammenfassen, daß es eine der kindlichen Anschauungsweise des Erzählers entsprechende Fiktion der unzweifelhaften Tatsache ist, daß die Sünde in der Entwicklung des Menschen in einem Akt des Ungehorsams einmal ihren Anfang genommen habe. Um ihn selbst reden zu lassen: „Also die Kunde oder allerminde-

stens die Tatsache von einer ersten Impietät des Menschen, von einem Anfang seines Widerstrebens gegen die Erfüllung der Pflicht, die ihm von seiner gottesbildlichen Beanlagung und von der Dankbarkeit gegen den Spender der um ihn her aufgehäuften Wohlthaten vorgezeichnet wurde, das ist das, was dieser Erzählung zugrunde liegt, und deshalb bleibt der in ihr bezeugte Vorgang ein realer Knotenpunkt in der biblischen Heilsgeschichte. Auch betreffs des Zustandekommens dieser ersten Gehorsamsverletzung können in jener Erzählung Züge aus der Wirklichkeit bewahrt worden sein, obgleich auf jeden Fall das Bild vom Urheber der Versuchung später nach der volkstümlichen Anschauung von der Schlange ausgekalltet worden ist. Außerdem darf die Schlange im Sinne des Erzählers verallgemeinert werden, so daß sie ein reales Glied in der Reihe der dem ungetreuen Menschen zur Versuchung gereichenden Weltbestandteile darstellt.“ (S. 266.) Von den messianischen Weissagungen in der Genesis will König nicht viel wissen. Schon in der Geschichte der Genesisauslegung bemerkt er: „Die Genesisausagen sind aber auch nicht zu christianisieren“ (S. 125), und er macht es dem Kommentar von E. F. Reil, unsers Erachtens, alles zusammengenommen, entschieden der beste neuere Kommentar, zum Vorwurf, daß darin „die unbiblische Zusammenschau des Alten Testaments und des Neuen Testaments“, „die unhistorische Ribellierung der Genesis mit dem Neuen Testament noch vorherrscht“ (S. 126). Und in dem Protevangelium, Kap. 3, 15, in dem Wort vom Weibessamen und Schlangentreter, findet er als „Lichtstreifen in dem düsteren Gemälde von Gen. 3“ nur folgendes: Das Licht der göttlichen Gnade erglänzt in folgenden Momenten: a) in der Erlassung des in 2, 17 angedrohten sofortigen Todes (3, 19: bis daß du usw.), also in der Hinausschiebung des Straftermins; b) in der rührenden Ausstattung des aus dem Paradiese zu entlassenden Menschen durch die göttliche Barmherzigkeit (3, 21); c) in der Verheißung des Sieges über die Schlange (3, 15 b). Denn a) die Verfluchttheit der Schlange besitz ihr drittes Moment darin, daß der Weibessame sie am Kopfe zermalmt. Also ist ein fortgesetzter Kampf und eine Überwindung der Schlangenbrut, der dem Menschen weiterhin zur Veruchung gereichenden Weltbestandteile, in Aussicht gestellt. b) Diese Ankündigung ist der älteste Ausdruck der Erlösungstendenz der alttestamentlichen Religion. Aber es ist nur ein indirekter Hinweis auf die messianische Epoche. Denn das „hu“ faßt noch die ganze Nachkommenschaft des Weibes zusammen, wie auch Hengstenberg, „Christologie des Alten Testaments“ (1, 21), anerkannt hat und in einem andern Zusammenhang genauer entfaltet werden soll. So flammte das Frührot der kommenden Vollendungsperiode des Gottesreiches über den Horizont der Menschheitsgeschichte empor. (S. 270.) Weiter nichts: „das Frührot der kommenden Vollendungsperiode des Gottesreiches“. Ebenso in der andern messianischen Stelle, Kap. 49, 10, die König einzig richtig übersetzt: „bis daß Schiloh kommt“, aber Schiloh dann mit „Verhüsung“ wiedergibt, nicht persönlich faßt: „der Beruhige“, der Friedenbringer, und die Beziehung auf den Messias, die schon der Targum des Onkelos hat, dann die gesamte christliche Kirche und die in neuester Zeit auch von Gelehrten wie Grefmann und Sellin mit Modifikationen vertreten wird, ablehnt. Auch in dieser ganzen Stelle findet er nicht mehr, als daß „darin die Heilsverheißung, die mit der Begründung der alttestamentlichen Religion zugleich geboren wurde, ein neues Aufglücken gezeigt hat“ (S. 731. 732). Und so könnten wir noch viele Punkte namhaft machen, in denen wir Königs Ausführungen rundweg ablehnen müssen. Wir können aber auch Punkte nennen, in denen er sehr treffend und richtig die Sache darlegt. So die Ausführung über das Wort „Tag“ im Sechstagerwerk. König nimmt nicht an, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen ist. Aber — und darauf kommt es uns hier an — er weist schlagend nach, daß der Verfasser dieses Berichts, in dem wir keinen andern als Moses finden, sechs Tage von vierundzwanzig Stunden gemeint habe, gegen alle diejenigen, die hier lange „Perioden“ annehmen und das klare Wort Tag verflüchtigen. Er sagt: „Wie lange soll nach der Ansicht des Verfassers das Hexaemeron gebauert haben? Erstens sind folgende Momente zu erwägen: a) In 1, 5a ist ausdrücklich ein heller und ein dunkler Teil des Gesamtbegriffs „Tag“ unterschieden. b) In 5b. 8. 13. 19. 23. 31 sind die Endpunkte der erwähnten beiden Teile positiv genannt. c) Ferner sind die Tage in V. 16 als von der Sonne, bzw. dem Monde beherrscht angesehen. Also hat der Verfasser einen hellen und einen dunklen Teil auch den sechs Schöpfungstagen zugeschrieben. Demnach hat der Verfasser mit ihnen gewöhnliche Tage gemeint. Dabei wollte er nicht leugnen, was Ps. 139, 12 steht: „Denn auch Finsternis nicht finster ist vor dir, und die Nacht

leuchtet wie der Tag, und gar nicht in Kollision tritt er mit Ps. 90, 4: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag von gestern.“ Denn obgleich ein Jahrtausend Gottes mit einem menschlichen Tage verglichen werden kann, so ist doch nicht überall, wo der Ausdruck „Tag“ in bezug auf Gott gebraucht ist, ein Jahrtausend gemeint. Der Verfasser von Gen. 1, 1; 2, 3 wollte nur auf anschauliche Weise die Schöpfer-tätigkeit Gottes sich im Rahmen einer Arbeitswoche vollziehen lassen. Dies wird durch die Erwähnung des Sabbats am Ende der Darstellung bewiesen. Die sechs Tage werden ja, was nicht beachtet zu werden pflegt, in Ex. 20, 11 mit dem Sabbat-tage auf die gleiche Stufe gestellt.“ (S. 168.) Wir brechen ab. Es ist sehr zu be-dauern, daß dieses gelehrte, gründliche Werk, das in sprachlicher und sachlicher Hin-sicht eine solche Fülle von Belehrung gibt, in theologischer Hinsicht nur mit großen Einschränkungen empfohlen werden kann. L. F.

Botte von Bethel. — Von dieser kleinen Zeitschrift ist uns Nr. 103 zugesandt worden. Sie enthält zwei Artikel mit den Überschriften: „Jesusgedanken“ und „Kinder, habt ihr euch auch lieb?“ — Die von Bobelschwingh gegründeten zahl-reichen Anstalten zu Bethel bei Diefeld haben gegenwärtig für 4000 Kranke, Kleine und Heimatlose zu sorgen. Wieviel dazu erforderlich ist, geht z. B. daraus hervor, daß im Winter jeden Tag durchschnittlich 275 Zentner Kohlen und 350 Zentner Koks nötig sind. In einem dem „Boten“ beigelegten Hilferuf schreibt darum F. v. Bobelschwingh: „So sind wir von Nöten und Sorgen umgeben, die wir nicht überwinden können. Die Vorräte sind erschöpft. Die Kassen sind leer. Die Schulden wachsen. Ihrer aus eigener Kraft Herr zu werden, ist uns nicht möglich. So sehr wir auch zu sparen und uns einzuschränken suchen, so sehr wir uns bemühen, die Einnahmen aus den Pflegegeldern zu vermehren, es will nicht reichen. Viele Familien und Gemeinden sind ganz außerstande, uns das zu geben, was für den Unterhalt der Kranken nötig ist. . . . Darum lassen wir den Ruf ‚Bethel in Not!‘ hinausgehen zu allen unsern Freunden in der Nähe und in der Ferne.“ F. B.

Pastor Frommholts Söhne. Von Chr. E d h a r d t. — Diese „Jesus Jüngerschafts-Serie Nr. 5“ bietet 24 Gedichte, die der Verfasser selbst im Subtitel also charakterisiert: „Lyrisch-didaktischer Verweis der Leisingschen Irreligionen von der Gleichheit der Religionen in ‚Nathan der Weise‘.“ 10 Cts. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Am 2. Dezember wurden die drei an unsere St. Louiser Anstalt berufenen Professoren, J. L. Müller, J. G. C. Fritsch und M. S. Sommer, in ihr Amt eingeführt. Die Kombination der Klassen I und II in der Dogmatik und Exegese mußte wegen der Erkrankung Prof. Bardiecks vorläufig noch beibehalten werden. — Aus dem Jahresbericht des Schulinspektors des Michigan-Distrikts (Prof. Fr. Meyer) teilen wir hier folgendes mit: „Im verfloffenen Schuljahre wurden von mir 114 Gemeinden besucht, von denen 92 regelrechte Schule haben, während in den übrigen 22 die Pastoren nachmittags oder Samstags oder des Sommers nur Religionsunterricht erteilen, in einigen wenigen Fällen außerdem noch etwas Deutsch. An den 114 Gemeinden unterrichten 128 Lehrer, 15 Lehrerinnen, 4 Studenten und 42 Pastoren. An einer Schule stehen 6 Lehrer, an fünf 4 Lehrer, an zwei 3 Lehrer und eine Lehrerin, an vier 3 Lehrer, an drei 2 Lehrer und 1 Lehrerin, an vierzehn 2 Lehrer, an acht 1 Lehrer und 1 Lehrerin, an achtunddreißig 1 Lehrer, an vier Pastor und Lehrer, an zwei Pastor und Lehrerin, an vierundfünfzig der Pastor und an einer

nur eine Lehrerin. Demnach sind 43 Schulen mehrklassig und 49 ‚gemischte‘. Nach Graden klassifiziert: achtgradig: 22; siebengradig: 58; sechsgradig: 10; fünfgradig: 2. Eine ganze Anzahl der achtgradigen Schulen befinden sich an kleineren Ortschaften und haben nur eine Lehrkraft. Ein auffallend hoher Prozentsatz ihrer Abiturienten bestehen das Staatsexamen für die Hochschule: in einem Falle z. B. 13 aus 15. Der record unserer Schüler, die in die Freischule eintreten, ist überhaupt ein sehr guter. Von den 114 Schulen haben 71 zugenommen an Schülerzahl, 40 haben verloren und 3 sind sich gleichgeblieben. Ganz eingegangen ist die Schule in einer Gemeinde und in einer Gemeinde die Unterklasse ihrer Schule. Kurz, äußerlich hat unser Schulwesen zugenommen trotz des brennenden Schulkampfes, oder vielmehr infolge desselben. Zene 114 Gemeinden haben 126 Schulhäuser und 55 Lehrerwohnungen, die mit den Spielplätzen einen Wert von \$1,780,600 repräsentieren. Die Gehälter der Lehrer sind in den letzten beiden Jahren bedeutend erhöht worden. Das Höchstgehalt beträgt jetzt \$1800. Das ist um so anerkennenswerter, da in den meisten Fällen die Lehrer nicht erst um Erhöhung zu bitten brauchten, sondern die Gemeinden aus eigenem Antrieb handelten. Unsere Christen haben ihre Schule doch noch lieb und lassen sich's was kosten. Auf der andern Seite: obgleich viele Lehrer immer noch mit knapper Not ihre Hausgenossen versorgen können, so wurde doch auf keiner der sechs Lehrerkonferenzen, die ich besuchte, die Gehaltsfrage zum Gegenstand der Verhandlung gemacht. Außerhalb unserer Kreise ist die Gehaltsfrage auf fast allen lokalen, stattdlichen und nationalen Lehrerkonferenzen stehendes Thema. Möchten die Gemeinden mithelfen, daß das so bei uns bleibt! Was die Sprachenfrage anbetrifft, so sind von den regelrechten Schulen nur noch sechs ganz englisch; ganz deutsch ist natürlich keine einzige Schule. Im letzten Jahre wurde in einigen Schulen das Deutsche wieder eingeführt. In fast allen Schulen wird der Religionsunterricht in beiden Sprachen erteilt. Wo der Religionsunterricht ganz englisch ist, ist dem Deutschen das beste Unterrichtsmittel genommen, und es wird bald ganz fallen. Immerhin sollte das Deutsche weniger extensiv als vielmehr intensiv getrieben werden, wenig Sprach- und viel Sprechunterricht.“ Der Schulinspektor gibt auch sachmännischen Rat in bezug auf die Hebung der Schulen. Er fügt aber auch in einem Begleit Schreiben „An Lehrer und schulehaltende Pastoren“ die beherzigenswerte Warnung hinzu: „Hüten wir uns, unsere Schulen zu ‚heben‘ auf Kosten der Hauptsache, indem wir den Religionsunterricht auf ein Minimum bescheiden, zum bloßen Aushängeschild degradieren! So ‚heben‘ wir die Schule — von ihrem rechten Fundament.“ — In unsere indische Mission werden Ende Dezember vier Missionare abreisen, die Missionare G. Kückle und J. Harms, die nach ihrem Heimaturlaub auf ihr Arbeitsgebiet zurückkehren, und die Pastoren P. Fedel von New York und P. Kauffeld von Bremen, Kansas, die neu in die Arbeit eintreten. Mit den Missionaren reisen zwei Krankenpflegerinnen, Fr. Ellerman von Evansville, Ind., die schon einige Jahre in Indien tätig war, und Fr. Georgi von Brooklyn, N. Y., die zum erstenmal zur Ausrichtung eines entfangungsvollen Berufs hinausreift. F. P.

Gemeindeschulen. Aus der Stadt New York wird berichtet: „Ein Ausschuß des Schulrats hielt eine Reihe Verhöre ab, wodurch Interessenten

Gelegenheit gegeben wurde, sich betreffs der Frage auszusprechen, ob den Kindern der öffentlichen Schulen jeden Mittwoch früher frei gegeben werden soll, damit sie in ihren betreffenden Kirchen Religionsunterricht erhalten können.“ Die geplante Maßregel gehört zu den Weisen, durch die man sich über den Mangel einer christlichen Schule hinwegtäuscht. Eine oder zwei Stunden Religionsunterricht die Woche geben einer Schule noch durchaus nicht den Charakter einer christlichen Schule. Eine Schule ist erst dann christlich, wenn Gottes Wort während der ganzen Schulzeit in ihr regiert. Hierher gehört Luthers bekanntes Wort: „Wo die Heilige Schrift nicht regieret, da rate ich fürwahr niemand, daß er sein Kind hintue“ (X, 341).

J. P.

„Rekruten für das Predigtamt.“ Aus einer protestantischen Gemeinschaft unsers Landes kam an uns kürzlich wieder die Anfrage, ob auch die Missouri-Synode eine Abnahme in der Zahl der Theologiestudierenden zu verzeichnen habe. Die Anfrage bezog sich auf die letzten fünf Jahre und war von der Bemerkung begleitet, daß in der betreffenden Gemeinschaft „a serious shortage in recruits for the ministry“ sich zeige. Wir konnten antworten, daß die Zahl unserer Studenten in den letzten fünf Jahren noch zugenommen habe. Es wird dies auch durch Gottes Gnade so bleiben, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß „die Rekruten für das Predigtamt“ nicht auf den Wäudern wachsen, sondern in Häusern, Kirchen und niedern und höhern Schulen, in denen Gottes Wort regiert.

J. P.

Der Ausdruck „Seelsorger“. Es ist uns wiederholt entgegengetreten, daß man sich hie und da an dem Ausdruck „Seelsorger“ stößt. Man meint, das Wort sei geeignet, einen falschen Stolz auf seiten der Prediger zu nähren oder wohl gar einer Art Tyrannei über die Seelen Vorschub zu leisten. Nun muß zugegeben werden, daß der Ausdruck in dieser Richtung gemißbraucht worden ist und auch in der Gegenwart keineswegs dem Mißbrauch entnommen ist. In bezug auf diesen Punkt ist eine doppelte Bemerkung am Platze. Erstens: Wie die ganze Tätigkeit des Predigers, so unterliegt auch seine Tätigkeit als Seelsorger, wenn man darunter die Anwendung des Wortes Gottes auf einzelne Personen versteht, dem Urteil und der Kritik jedes Christen. Zum andern ist nicht zu vergessen, daß der Ausdruck „Seelsorger“, von Verwaltern des öffentlichen Predigtamts gebraucht, durchaus schriftgemäß ist. Hebr. 13, 17: „Sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen.“ Apost. 20, 28: „So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen.“ Luther gebraucht auch den Ausdruck „Seelenwärter“ (St. L. X, 479). Zu den Ausdrücken, die einen Prediger an den Ernst seines Amtes erinnern und ihn zu unermüdlicher Treue in der Ausrichtung seines Amtes antreiben, gehört gerade auch der Ausdruck „Seelsorger“. Er soll Seelen, die der Sohn Gottes mit seinem Blut erkaufte hat, nicht versäumen, sondern, soviel an ihm ist, durch die öffentliche und sonderliche Verkündigung des Wortes Gottes in den Himmel retten. Der Ausdruck kann und soll z. B. den Prediger auch davor bewahren, daß er nicht in die Klasse der Prediger gehöre, die Dr. Carroll etwas grob „foolish“ nennt, weil sie „the picayune business of theorizing on Sociology, Internationalism, Politics, Science, Literature, and any old thing“ betreiben, anstatt „the old-fashioned truths of the Bible“ zu predigen. Karl von Raumer hat

Luther den „treuen, liebevollen Seelsorger der Deutschen“ genannt. Das ist wahr mit dem Zusatz, daß Luther nach Gottes Absicht nicht bloß den Deutschen, sondern der ganzen Welt gehört. Luther ist aber der treue, liebevolle Seelsorger, weil er die vom Gesetz Gottes getroffenen Gewissen durch die reine Lehre des Evangeliums vom gekreuzigten Christus zur Ruhe vor Gott bringt und so aus dieser Welt zur Seligkeit führt. Im Unterschiede davon ist Zwinglis Reformation so angelegt, daß sie nicht sowohl die Gewissen vor Gott zur Ruhe bringen als die Welt bessern will. Dies diesseitige Ziel der Zwinglischen Reformation hat sich in den amerikanischen Sektengemeinschaften so ziemlich durchgesetzt, und die amerikanisch-lutherische Kirche ist gleichfalls davon bedroht. F. P.

Zum Stand der Dinge in unsern amerikanischen höheren Schulen. Die Zeitungen haben in den letzten Monaten einen ungeheuren Zudrang zum Universitätsstudium gemeldet. Interessant war uns, was in seinem Jahresbericht der Kanzler der hiesigen Washington University, Dr. Frederic A. Hall, über diese Erscheinung zu sagen hat, zumal er mitteilt, daß sein Urteil mit dem Urteil anderer Leiter von Universitäten übereinstimme, wie er durch Korrespondenz festgestellt habe. Dr. Hall sieht in dem Massenandrang von Studierenden die Gefahr eines Herabsinkens der Leistungen, die man bisher von den Colleges und dann auch von den Universitäten im engeren Sinne erwartete. Er sagt: „In the large numbers now attending colleges there is included apparently quite a proportion of students who, in previous years, would not have thought of entering college. If the present growth in numbers is indicative of what may be expected in the near future, then colleges will have to watch carefully in order to prevent turning out a lower type of graduates than that which has characterized colleges hitherto.“ Hall ist der Ansicht, daß solche Schüler, die mehr als durchschnittlich begabt sind, vernachlässigt werden, weil die Lehrer zu viel Rücksicht auf die schlecht vorbereiteten, unbegabten und unfleißigen Schüler nehmen müssen. Er sagt: Educational institutions have perhaps paid too much attention to the man below the average, and not sufficient attention to the man above the average. Certainly the time ought never to come when the man of unusual endowment may not confidently expect to find stimulation and guidance in his college course. Colleges in the future, as in the past, should develop men of the first grade intellectually, as leaders for all the important fields of activity.“ Insonderheit ist Dr. Hall unzufrieden mit den Leistungen des letzten Jahres: „It is only fair to say that, so far as I can learn from the faculty, it is thought that the work of the student-body has not this year been as good as that of previous years; that, contrary to the people's [?] expectations that the young would be more purposeful and earnest by reason of war experience, they seem to be less inclined to serious labor, and that rather an unusual proportion of students had to be dropped because of the inferior quality of their work. It is possible that, with the numbers now crowding into colleges, those of inferior mental ability are entering in larger number than hitherto, and that the colleges will be obliged to eliminate them as they show their inability to do the work.“ Endlich weist Dr. Hall auf die Tatsache hin, daß, „relatively speaking, so few men are to be found in the language and philosophical courses of the upper years“. Auf diese Tat-

sache haben wir unsererseits schon seit längerer Zeit hingewiesen. Wir Amerikaner, als Ganzes genommen, haben seit Jahrzehnten der Ein sprachigkeit zugesteuert. Selbst theologische Professoren an berühmten Lehranstalten bekannten und bekennen, daß bei ihnen Latein und Griechisch — des Hebräischen gar nicht zu gedenken — „eingeroftet“ sei. Nun steht es doch so, daß ein Professor der Theologie, dem das Lateinische und Griechische abhanden kam, eine Anomalie ist. Luther hat auch in bezug auf den Wert der Sprachen für die christliche Kirche die rechte Stellung eingenommen. Sehr klar sagt und betont er einerseits, daß ein schlichter Prediger so viele helle Sprüche und Texte durch die Übersetzungen der Schrift hat, daß er Christum verstehen, lehren, heilig leben und andern predigen kann (St. L. X, 473). Andererseits bezeichnet Luther es als eine S ch a n d e für die christliche Kirche und als eine sträfliche Nachlässigkeit, wenn sie (die Kirche) nicht auch für die Ausbildung solcher Leute Sorge, die der Sprachen und sonderlich der Grundsprachen der Schrift mächtig sind. (N. a. D., 474.) Luther läßt den Einwand nicht gelten, daß man ja Kommentare zur Schrift habe. Er nennt es „ein toll Vornehmen“, „daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen und vieler Bücher und Glossen Lesen. Man sollte sich dafür auf die Sprachen begeben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet und dennoch nur kaum hinnach geahmt und halb geraten, halb gefehlt. So läufft du demselben nach mit viel Mühe und könntest dieweil durch die Sprachen demselben viel besser selbst raten denn der, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen den Schatten ist, so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen.“ (N. a. D., 473 f.) Daher ist es nicht zu tadeln, sondern zu loben, wenn unsere Synode bei nötig gewordenen Änderungen in den Lehrplänen unserer Colleges darauf sieht, daß der Unterricht in den Sprachen nicht in den Hintergrund gedrängt werde.

F. P.

Männliche und weibliche Studierende. Kanzler Hall berichtet in bezug auf Washington University, daß seit zwei Jahren die Zahl der weiblichen Studierenden verhältnismäßig abgenommen habe, während früher das Gegenteil der Fall war. Er sagt: „The proportion of men is gaining very rapidly on that of women, so that at the present time of those enrolled as college students the proportion of men as compared with women is greater than it has been at any time in the past ten years.“ Wir stehen unter dem Eindruck, daß dies nicht in bezug auf die Anstalten in andern Landesteilen zutrifft, obwohl uns darüber keine Statistik zurhand ist. Im allgemeinen wird ein größerer Fleiß auf seiten des weiblichen Teils der Studierenden gerühmt und aus der Tatsache erklärt, daß der weibliche Teil in der Regel „on purpose“ an die Arbeit gehe, während dies bei dem männlichen Teil oft nicht der Fall sei. Ein Professor an einer Staatsuniversität führte uns vor einigen Jahren durch die Sommerschule der Anstalt mit der Bemerkung: „This is our Old Maid School“, fügte aber hinzu, daß in dieser Schule verhältnismäßig fleißiger gearbeitet werde als in dem regulären Kursus. Wahrscheinlich gilt dies auch von dem männlichen Teil, der an den „Ferienkursen“ teilnimmt, weil er in der Regel ebenfalls „on purpose“ da ist. überhaupt gilt, daß wir in allen Schulen bessere Resultate erzielen würden, wenn wir lauter Schüler hätten, die das Dic cur hic vor

Augen behalten. Dr. Hall scheint uns etwas zu stark die erstklassige Begabung zu betonen. In einer Art Verzweiflung fügt er auch hinzu: "Probably the time will never come when genius will receive any special benefit from the average college." Die Colleges und auch die Universitäten sind nicht bloß für die „Genies“ da. Es lassen sich auch mit durchschnittlich Begabten ausgezeichnete Resultate erzielen, wenn Schüler und Lehrer sich ihrer Aufgabe mit Ernst widmen. Es liegt eine Wahrheit in dem Diktum: "Genius is 90 per cent. perspiration and 10 per cent. inspiration."

F. P.

Berichte über das „religiöse Leben“ unserer Soldaten, die von der Association Press of New York City gesammelt worden sind und kürzlich veröffentlicht wurden, ergeben das Resultat: "America is not a Christian nation in any strictly religious sense; it is a mission-field." Das war denen, die Augen hatten zu sehen, längst bekannt. Religiöses Leben entspringt nicht aus dem landwirtschaftlich fruchtbaren Boden unsers Landes, sondern erwächst einzig und allein aus dem Lehren des Evangeliums von dem Sünderheiland. Dieses Evangelium aber hat sich die große Majorität der protestantischen Kirchengemeinschaften unsers Landes in "social gospel" verlehrt.

F. P.

Es geht ganz richtig zu in der Welt. Die allgemeine Ansicht, wie sie uns aus Zeitungsartikeln und Schriften entgegentritt, geht dahin, daß es in der Welt nicht richtig zugehe. In der einen oder andern Form wird die Frage aufgeworfen und diskutiert: "What's wrong with the world?" Wir möchten darauf hinweisen, daß es in der Welt durchaus richtig zugeht. Es geht nämlich geradezu so, wie es nach der Beschreibung der Heiligen Schrift bis an den jüngsten Tag in der Welt zugehen wird. Wir haben Kriege, und zwar reichlich. Wir haben auch Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder. In der Kirche, sogar in der Kirche, die sich protestantisch nennt, haben wir falsche Propheten zu Hunderttausenden, die unter Christi Namen kommen, aber das Evangelium der Gnade Gottes in Christo leugnen und dafür "a social gospel" substituieren. Wir haben im Völkerleben die Ungerechtigkeit, von der die Schrift sagt, daß sie in der letzten Zeit überhandnimmt. Insonderheit haben wir die Ausbrüche der Mordlust, der Heuchelei und Lüge vor Augen, wie sie die Schrift Röm. 3 als in der menschlichen Natur wohnend beschreibt. Was die Lüge betrifft, so werden wir wohl bekennen müssen, daß in den letzten sechs Jahren innerhalb unserer „Christlichen“ Länder mehr gelogen und verleumdet worden ist als von den Türken in sechshundert Jahren. Auf die innerliche Unwahrhaftigkeit gesehen, übertreffen wir in unserm Geschlecht sogar die römischen haruspices, von denen berichtet wird, daß sie bei einer Begegnung einander spöttisch anlachten ob der Torheit der Leute, die ihren Worten und Weissagungen Glauben schenkten. Wir zu unserer Zeit und in unserm Geschlecht sehen nämlich ganz ernsthaft drein, wenn wir einander versichern, daß wir aus Selbstlosigkeit, aus Liebe zur Menschheit, speziell aus Liebe zur Freiheit und Selbstbestimmung der Menschen Kriege führen. Aber alle diese bösen Dinge stehen in völligem Einklang mit dem, was die Schrift von der Beschaffenheit der menschlichen Natur und insolgedessen auch von dem Verlauf der Geschichte in Staat und Kirche sagt. In diesem Sinne geht es ganz richtig in der Welt zu. Und Gott läßt alle diese Dinge geschehen, da-

mit wir in unser eigenes Herz hineinschauen, uns nicht ob der Güte, sondern ob der Verderbtheit der menschlichen Natur verwundern, vor dem drohenden Jorn Gottes erschrecken und im Glauben zu dem fliehen, der auch den Schächer am Kreuz noch angenommen hat. F. P.

Die Pilgrimväter-Festlichkeiten sind bis jetzt etwas weniger festlich ausgefallen, als die Veranstalter erwartet hatten. Die weltliche Presse verhält sich, soweit unsere Beobachtungen reichen, ziemlich reserviert. Dafür scheinen mehrere Gründe vorzuliegen. Einmal passen die Festlichkeiten nicht recht zu den Schwierigkeiten, die England in Irland hat. Sodann tragen die Zeitungen auch wohl Bedenken, den exklusiv englischen Ton anzuschlagen, in dem von England gekommene Redner sich ergehen. Unsere Erwartung, daß die Pilgrimväter-Festlichkeiten benützt werden würden, um die „Angelsachsen“ als Heilande der Welt darzustellen, bestätigt sich. Eine St. Louiser Zeitung berichtet über eine in unserer Stadt abgehaltene Feyer: „E. Harold Spender, a well-known English author, journalist, and lecturer, who is one of four Englishmen in the United States representing the English churches during the celebration, emphasized the fact that the Pilgrims were not Scotch, Welsh, or Irish, but were English.“ Diesem englischen Teil der Bevölkerung habe Amerika es zu verdanken, daß es nicht ein Land von Abenteurern geworden sei. Es verdanke sein Gedeihen drei Tugenden, die die Pilgrimväter besessen hätten: Mut, Handel und Gewissen. Der Redner dankte auch Amerika, daß es England im Kriege geholfen habe, Europa und die Menschheit zu retten. Als Redner „für die amerikanischen Kirchen“ trat nach dem Zeitungsbericht P. Glenn Atkins von Detroit auf. Er meinte versichern zu können, daß die große Masse („rank and file“) der Amerikaner England ewig dankbar sein würde für die Opfer, welche England während des Krieges gebracht habe. Er meinte schließlich sogar: „With the sign of the cross above us we, the English-speaking world, hold the benediction of the world in our hands.“ So werden politische Herrschaftsbestrebungen mit dem Deckmantel der Religion verhüllt. Die *Bibliotheca Sacra* ermahnte dieses Jahres die Veranstalter der Pilgerfeier, sie möchten lieber den Abfall vom Christentum aus ihren theologischen Seminaren entfernen. F. P.

Zum „Militarismus“. Luther spricht gelegentlich den Gedanken aus, daß in dieser Welt von irdischen Gütern nur so viel einigermaßen sicher sei, als nötigenfalls mit Gewalt verteidigt werden könne. Luther trifft auch hierin das Richtige, weil er aus der Schrift die Verderbtheit der menschlichen Natur kennt. Und die Geschichte aller Zeiten, und gerade auch die neueste Geschichte, bestätigt Luthers Urteil. Das menschliche Leben ist nun einmal ein Kampf und wird in jeder Beziehung ein Kampf bleiben, bis Gott dieser Welt ein Ende macht. Dies gilt besonders auch auf dem Gebiet der Kirche. Und das wollen wir ja nicht vergessen. Diejenigen irren sehr, welche meinen, daß die Kirche in dieser Welt noch eine große Friedenszeit erleben werde. So gewiß die Zahl der Irlehrer vor dem jüngsten Tag nicht abnehmen, sondern zunehmen wird (Matth. 24, 5), so gewiß wird die Kirche nicht äußere Ruhe genießen, sondern in zunehmendem Maße in heißem Kampf stehen müssen. Was hier nicht mitkämpfen will, wird den Schatz der Kirche, das Evangelium, verlieren. Und was von der Kirche im ganzen gilt, das gilt auch von jedem einzelnen Christen. Jeder

Christ kann nur so im geistlichen Leben bleiben, daß er tagtäglich das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, von neuem ergreift und gebraucht. Teufel, Welt und Fleisch treten wohl mit mehr als vierzehn Punkten an ihn heran, um ihn zur Niederlegung seiner Waffen zu bestimmen. Aber wehe ihm, wenn er sich dazu überreden läßt!

F. P.

Die Frauen sollen der Welt den Frieden verschaffen. Die Zeitungen berichteten von der bekannten Frau MacKaye die folgende Aussprache: „Die Frauen der Welt haben eine große Aufgabe zu lösen. Sie müssen der Gewalt Herrschaft ein Ende bereiten. Der Weltkrieg mit seinen unaussprechlichen Schrecken hat den Frauen ihre Verantwortlichkeit gezeigt. Es gab Frauen vor dem Krieg, die alles klar sahen; aber diese befanden sich in der Minderheit und hatten keine Rechte. Sie hatten keine Stimme bei der Budgetaufnahme; trotzdem erhoben sie ihre machtlosen Stimmen und riefen in die Ohren der kämpfenden Männer der Welt. Aber ihre Stimmen wurden als Sentimentalitäten betrachtet. Jetzt ist das anders. Während der Kriegsjahre hat fast jedes demokratische Land außer Frankreich den Frauen das Stimmrecht erteilt, und sie werden nicht länger bitten, sondern fordern. Sie werden die Parlamente der Welt warnen und die teuflischen Pläne für große Rüstungen nicht unterstützen.“ In dem Zeitungsbericht heißt es noch weiter: „Frau MacKaye nahm noch Bezug auf die Jahre vor dem großen Kriege und erklärte, daß die Männer es nicht fertiggebracht hätten, einen dauernden Frieden zu erhalten, und daß dies nun die Aufgabe der Frauen sei. Ihre Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen.“ Hierzu nur die Bemerkung: Es fehlt der Grund für die Annahme, daß die Frauen friedlicher gesinnt seien als die Männer. Die Röm. 3, 10—18 vorliegende Schilderung der menschlichen Natur schließt auch die Frauen ein, und dies wird auch durch die Erfahrung der letzten Jahre bestätigt. Wenn es temporär und lokal äußeren Frieden in der Welt gibt, so haben wir das nicht den Frauen, sondern lediglich der göttlichen Weltregierung zu verdanken.

F. P.

Zum Kampf wider geheime Schülerverbindungen in den höheren Schulen. Eine St. Louiser Zeitung bringt die folgende Notiz: „In Beantwortung des Gesuches von Herrn und Frau Waldemere Wright, die einen Einhaltsbefehl beantragt haben, der es dem Schulrat unterfagen soll, die Mitglieder geheimer Studentenverbindungen vom Schulbesuch auszuschließen, unterbreiteten Schulsuperintendent Dr. John Withers, Oberlehrer Powell an der Soldan-Hochschule und der Schulrat als Behörde gestern eine Erklärung, in der ausgeführt ist, daß die Mitglieder geheimer Studentenverbindungen durchschnittlich in Fleiß, Leistungsfähigkeit und Betragen hinter andern zurückstünden und ihre Erziehung größere Mühe mache. Zum Beweise für diese Behauptung wird ausgeführt, daß kaum einer aus je zehn Verbindungsstudenten einen Ehrengrad erlange, während bei Studenten, die keiner Verbindung angehören, von je vier Studenten bereits einer diese Auszeichnung erlangen soll. Ferner wird ausgeführt, daß von je vier Verbindungsstudenten einer in der Prüfung in mindestens zwei Fächern nicht bestehe, während bei andern Schülern auf je sieben nur einer mit ungenügenden Kenntnissen entfallen soll. Die Antwort besagt weiterhin, daß vier aus zehn Verbindungsstudenten wiederholt disziplinarisch bestraft werden müssen, während bei andern Studenten kaum einer aus je zehn

eines Verweises bedarf. Weiter wird noch darauf verwiesen, daß bereits jetzt vierzehn Staaten Gesetze haben, die das Bestehen von geheimen Studentenverbindungen untersagen. Zur Ergänzung dieser Behauptung wird ausgeführt, daß die hier bestehenden Studentenverbindungen Geheimverbindungen im eigentlichen Sinne des Wortes seien, da es den Lehrern nicht gestattet sei, einen Einblick in das Leben und Treiben der Mitglieder solcher Verbindungen zu tun. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die Mitglieder dieser geheimen Verbindungen sich einbilden, besser zu sein als andere Schüler, und somit einen gewissen undemokratischen, störenden und widerspännlichen Geist in die Klassen bringen, daß Kinder, die gewissen Religionsgemeinschaften angehören, keine Aufnahme finden können und sie dadurch einen verderblichen Kastengeist erzeugen, und daß endlich Erzieher und Lehrer im ganzen Lande einstimmig der Überzeugung seien, daß geheime Studentenverbindungen einer jeden Schule zum Nachteil gereichten.“ — So gewiß die geheimen Schülerverbindungen ein Krebsgeschwür im Leben einer Schule sind, so gewiß gilt dies auch von allen geheimen Gesellschaften innerhalb des staatlichen Lebens.

F. P.

Auch die Freimaurer wollen der entgleiten Welt zurechtshelfen. In einem politischen Blatt finden wir einen Aufruf des Freimaurerbundes „Amerika“. Wir teilen den Aufruf mit, weil er möglicherweise etwas Aufsehen in der Welt erregen wird. Das politische Blatt gibt dem Aufruf die Überschrift: „Universalkongreß der Freimaurer. Brüder aus allen Teilen der Welt erwartet. Völkerveröhnung und Wiederverweckung der zerstörten Menschenideale das Ziel. Mithilfe aller nötig. Eine wichtige Aufgabe zu lösen.“ Der Aufruf, der ganz in der Phraseologie der Freimaurer verfaßt ist, lautet in seinen Hauptpunkten: „Neben andern wichtigen Aufgaben hat der Freimaurerbund Amerika sich auch das hohe Ziel gesetzt, an der Lösung der schwierigen Zeitprobleme, die von der hinter uns liegenden fürchtbarsten aller Weltkatastrophen erzeugt worden sind, tatkräftig Anteil zu nehmen. Zu diesem Zweck findet unter seinen Auspizien im Frühommer nächsten Jahres ein großer Universal-Freimaurerkongreß in Chicago statt, zu dem Brüder aus allen Teilen der Welt erwartet werden. Auf diesem Kongreß sollen Mittel und Wege zur Wiederverweckung der durch den Weltkrieg zerstörten Menschheitsideale gefunden werden. Dazu wird vor allem volle Aufklärung über die in den letzten Jahren erfolgte Vergiftung fast der ganzen Welt mit Lüge und Verleumdung gehören, weil ohne eine solche Klärstellung alle Bemühungen, die Völker wieder einander näher zu bringen und auszuöhnen, aussichtslos erscheinen. Weiter wird dem Kongreß aber auch die von verschiedenen amerikanischen Großlogen während des Krieges unter Außerachtlassung aller maurerischen Prinzipien vorgenommene Entrechtung zahlreicher Brüder infolge des Verbots ihrer Muttersprache bei der Logenarbeit zur Stellungnahme unterbreitet werden. Die ersten positiven Schritte zu diesem Universal-Freimaurerkongreß, der von höchster Bedeutung für den Freimaurerorden wie für die gesamte Menschheit werden soll, sind mit der Ernennung der korrespondierenden Sekretäre für verschiedene der in Frage kommenden Länder getan worden. In dieser Eigenschaft werden fungieren: für Holland und die niederländischen Kolonien A. C. G. Nyland; für Mexiko F. S. Marbus; für Südafrika, Kleinasien und den Balkan Geo. A. Schreiner; für Schweden Emil F. Johnson; für Frankreich Rev. Wm. A. Latall; für die Schweiz Albert Müller; für Spanien Jos. A. Casas; für Osterreich

Jos. Falberoner. Die Ernennung weiterer korrespondierender Sekretäre, denen die Pflicht obliegt, mit den führenden Maurerkreisen der betreffenden Länder des Kongresses wegen in Verbindung zu treten, wird demnächst erfolgen. Es liegt die Absicht vor, die Großlogen in allen deutschen Bundesstaaten um Entsendung von Delegaten zu ersuchen, so daß Nord- und Süddeutschland in entsprechender Weise auf dem Kongreß vertreten sein werden. Der Freimaurerbund Amerika hat sich zur Einberufung dieses Universal-Freimaurerkongresses entschlossen, weil eine befreiende Tat der eingangs gedachten Art von den amerikanischen Großlogen — zufolge ihrer während des Krieges eingenommenen Haltung — kaum zu erwarten ist. Er ließ sich dabei von der Erkenntnis leiten, daß die Freimaurerei an dem geistigen Wiederaufbau im Leben der Völker unbedingt regen Anteil nehmen muß, will sie ihren hohen, auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Bruderliebe beruhenden Idealen gerecht werden und nicht unberechenbaren Schaden an Ansehen und Einfluß erleiden. Der nächstjährige Kongreß soll dieser großen Aufgabe in jeder Weise Vorschub leisten. Für die großzügige Idee und ihre Durchführung war insbesondere der Umstand maßgebend, daß sich aus allen fremdsprachigen Logen in den Vereinigten Staaten enge Verbindungsfäden nach den Bruderlogen der betreffenden Länder ziehen, so daß eine Annäherung und Verständigung im Interesse der großen Sache leicht zu erreichen ist. Ein Mißerfolg in diesem Bemühen kann kaum in Frage kommen, weil sich in allen Nationen viele einflußreiche Brüder mit dem großen Problem der Menschenversöhnung befassen und deshalb gern einem Unternehmen ihre Kräfte leihen werden, das seine praktische Umwertung zum Wohle der Allgemeinheit anstrebt. . . . Der Freimaurerbund Amerika hat also eine gewaltige Aufgabe übernommen, die wohl des Schweißes der Edelsten wert ist und doch zur höchsten Anerkennung zwingen sollte. Wenn aber alles, was er plant und sinnt, zum Segen des hehren Freimaurerordens und der ganzen Menschheit ausschlagen soll, dann müssen die deutschamerikanischen Brüder allesamt mit an die Arbeit gehen. Nur durch Einigkeit kann Stärke erlangt werden, aus der dann große Taten erwachsen sollen und müssen. Darum ist der Zusammenschluß im Freimaurerbund Amerika ein unbedingtes Gebot der Pflicht für alle, die bereit sind, an der Lösung der schweren Probleme, vor die sich die zerrüttete Welt gestellt sieht, innigen Anteil zu nehmen und damit gleichzeitig sich selbst und ihr Ansehen zu schützen.“ — Dem vorstehenden Aufruf liegt, wie auch den zahlreichen andern Weltbesserungsplänen, eine falsche Auffassung der Sachlage zugrunde. Die Sachlage wird nämlich so dargestellt, als ob die Welt in den letzten fünf oder sechs Jahren nur gelegentlich entgleist wäre. Nun ist es allerdings eine offenbare Tatsache, daß in dem genannten Zeitraum die Lüge und Verleumdung auf dem weltlichen Gebiet eine Höhe und Allgemeinheit erreicht hat wie wohl nie zuvor. Aber damit hat die Menschheit nur von sich gegeben, was seit dem Sündenfall von Natur in den Menschen steckt. Gott, der die Menschen kennt, beschreibt in seinem Wort die Art und Beschaffenheit der gefallen Menschen also: „Mit ihren Zungen handeln sie trüglisch, Otterngift ist unter ihren Lippen, ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit, ihre Füße sind eilend, Blut wird vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen“, Röm. 3, 13—18. Es gibt zwar eine äußere, bürgerliche Gerechtigkeit, die sich auf das natürliche Gewissen gründet. Aber sie ist nicht nur

selten in der Welt, sondern auch so schwach, daß sie wie Spinnweben zerreißen, wenn die eigenen Interessen in Frage kommen, mögen diese auf dem merkantilen Gebiet oder auf dem Gebiet der Herrschaft über andere oder auf einem andern Gebiet der Selbstsucht liegen. Was die Phrase betrifft, man wolle der Welt die „Freiheit“ bringen, konnte und kann nur der ernst nehmen, der die verderbte menschliche Natur nicht kennt und mutwillens die Augen vor den offenkundigen Tatsachen verschließt. Jeder Mensch schaue nur in sich selbst hinein, dann wird er erkennen, was in ihm steckt. Gottes Absicht bei der Zulassung der Greuel der Falschen und Blutgierigen ist die, daß daran alle Menschen wie in einem Spiegel ihre eigene durch und durch verderbte sündliche Art erkennen, Buße tun und an den als ihren Heiland glauben, der für die Gottlosen gestorben ist. J. P.

Das Deutsche in Harvard. Zeitungen berichten: „In Harvard war bei der Eröffnung des ersten Semesters des neuen Universitätsjahres der Andrang zum Studium der deutschen Sprache so stark, daß siebenundzwanzig Lehrstühle dafür eingerichtet werden mußten gegen nur zwanzig französische Kurse. In Harvard scheint man das Studium der deutschen Sprache nicht als eine Gefahr für das Land zu betrachten.“

II. Ausland.

Deutschland. Auch in kirchlichen Kreisen Deutschlands beklagt man sich fortgehend bitter darüber, daß hier bei uns in den Vereinigten Staaten die Unwahrheiten über die belgischen „atrocities“ verbreitet worden sind. Dies veranlaßt uns, einige Bemerkungen zum Tatbestand zu machen. Vor etwa zwei Monaten berichteten die Zeitungen über eine Zuschrift an unsern MarineSekretär, worin Klage darüber geführt wurde, daß in amtlichen Schriftstücken in bezug auf die Deutschen der Ausdruck „Hunnen“ gebraucht worden sei. Der Sekretär antwortete darauf, daß der Ausdruck nicht in amtlichen, sondern nur in privaten Schriftstücken vorgekommen sei. Wir lassen dies auf sich beruhen. Tatsache ist aber, daß die amtlichen Konsularberichte aus Belgien im ersten Kriegsjahr dahin lauteten, daß durch eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle kein einziger Fall der angeblichen „atrocities“ verifiziert werden konnte. Ferner: Als unsere amerikanische Armee auf französischem Boden stand und hier in Amerika wieder Gerüchte von in Frankreich verübten deutschen Greueln kolportiert und gedruckt wurden, da berichtete der Generalarzt unserer Armee, Dr. Gorgas (er starb im Juli dieses Jahres in England), daß auch in Frankreich in amerikanischen Hospitälern kein Fall von deutschen Greueln konstatiert sei. Nach etwa vier Wochen ergänzte Dr. Gorgas seinen Bericht dahin, daß das von amerikanischen Hospitälern Gesagte auch von den französischen gelte, weil er darüber Erkundigungen eingezogen habe. Auch St. Louiser Zeitungen brachten Dr. Gorgas' Bericht, wenn auch nicht in head-lines, sondern an versteckter Stelle. Tatsache ist ferner, daß gegen Ende des ersten Kriegsjahres eine Anzahl der größten Zeitungen unsers Landes spezielle Berichterstatter nach Belgien sandten, um den Tatbestand in bezug auf die „Belgian atrocities“ festzustellen. Die Berichte stimmten mit den Konsularberichten: es habe kein Fall festgestellt werden können. Die betreffenden Zeitungen haben auch, wie wir an einer Chicagoer Zeitung sehen konnten, den Bericht ihrer Spezialberichterstatter abgedruckt. Freilich brachten sie

daneben an mehr prominenter Stelle die gegenteiligen im Ausland und hier verfaßten Berichte. Fast noch schlimmer benahm sich die große Mehrzahl der amerikanischen protestantischen Sektenblätter. Sie redeten offenbar mit Behagen von „deutschen Hunnen“. Dasselbe muß sogar von einigen lutherischen Blättern gesagt werden. Dagegen lasen wir in einer amerikanischen-katholischen Zeitung, daß ihnen, den Zeitungsredakteuren, verboten sei, von „Hunnen“ zu reden. Auch sollten wir wohl zur Kennzeichnung der Sachlage in unserm Lande darauf hinweisen, daß während der diesjährigen Präsidentschaftskampagne von amerikanischen Zeitungen die Richtigkeit der Berichte über die „Belgian atrocities“ stark in Frage gezogen wurde. Es wurde z. B. auf den *Manchester Guardian*, eine englische Zeitung, hingewiesen, die noch nach dem Waffenstillstand einen Preis für den oder diejenigen aussetzte, der die „belgischen Greuel“ beweisen würde. Der *Guardian* habe aber bisher noch keine Gelegenheit bekommen, den ausgesetzten Preis auszugeben. Dabei bleibt es freilich eine Tatsache, daß auch vor unserm Eintreten in den Krieg die englische Propaganda ziemlich freie Hand hatte, woraus man drüben in England auch gar kein Fehl gemacht hat. Schon im Jahre 1917 wurde nach Lord Northcliffes Rückkehr aus den Vereinigten Staaten im britischen Parlament berichtet, daß er 150 Millionen Dollars und Tausende von Agenten zu Propagandazwecken in Amerika zurückgelassen habe. Zu solchen Dingen kommt es, wenn die auf den Krieg zutreibenden Leidenschaften erregt sind. Was soll man aber dazu sagen, daß es sogar in Deutschland einige Leute gibt, die ihr eigenes Nest beschmutzen, indem sie zur Entschuldigung des Verbrechens der Revolution ebenfalls die „belgischen Greuel“ kolportieren!

F. P.

Deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. In Deutschland gibt man der Haffnung Ausdruck, daß die Einwanderungsbill, die gegenwärtig unserm Kongreß vorliegt, möglichst bald angenommen werden möchte. Eine Dresdener Zeitung schreibt: „Das Vaterland sieht sich zurzeit einer schweren Gefahr gegenüber, und diese besteht darin, daß sich in den Köpfen vieler der Gedanke festgesetzt hat, nach einem andern Lande auszuwandern, besonders nach den Vereinigten Staaten. Jeder Deutsche, der es treu mit seinem Vaterlande meint, sollte sich diesen Gedanken aus dem Sinn schlagen und ihn zu vergessen suchen. Unsere Regierung hofft sehr stark, daß die Vereinigten Staaten die schwebende Einwanderungsvorlage, welche die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten verhüten will, schleunigst annimmt. So würden zum Besten der Nation viele auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans zurückgehalten werden.“

F. P.

„Untergang der evangelischen Presse?“ Unter dieser Überschrift bringt E. Pfennigsdorf im „Geisteskampf“ einen Artikel, in dem wir u. a. lesen: „Bei seiner zweiten Hauptversammlung in Hannover vom 10. bis zum 13. September d. J., in der sich die Vertreter aller Gruppen der evangelischen Presse Deutschlands zusammengefunden haben, hat der Evangelische Pressetag über die derzeitige Notlage der evangelischen Blätter (Kirchenzeitungen, Sonntags-, Gemeinde-, Vereins- und Gemeinschaftsblätter, Tageszeitungen) beraten und einmütig folgende Kundgebung beschlossen: „Der zweite Evangelische Pressetag, in großer Zahl von Vertretern aus allen Teilen Deutschlands zu ernstlicher Beratung in Hannover vereinigt, fordert alle Evangelischen in den deutschen Kirchen und Gemeinschaften mit nachdrück-

lichem Ernst auf, für ihre christliche Presse geschlossen und opferbereit einzustehen. Sie ist in schwerer Not durch die ungeheure Teuerung, und doch ist sie heute nötiger als je. Sie ist eins der unentbehrlichsten Mittel, unser Volksleben mit den Lebensmächten des Christentums zu durchdringen und zu erneuern. Ohne evangelisch-christliche Presse kein evangelisch-christliches deutsches Volk! Darum bittet der zweite Evangelische Pressetag alle evangelischen Christen, alle Gemeinden, alle Landeskirchen und Gemeinschaften: Helft eurer christlichen Presse mit opferwilligem Verständnis hindurch durch die schwere Zeit! Niemand bestelle sein Blatt ab ohne die bitterste Not! Jedermann werbe für sein Blatt mit dem Ernst, der sich der entscheidenden Zeit bewußt ist! Kein evangelisches Haus in Deutschland ohne ein christliches Blatt! " Insonderheit im Interesse der Erhaltung theologischer Zeitschriften ist ferner in Berlin die „Deutsche Gesellschaft zur Förderung der evangelisch-theologischen Wissenschaft“ gegründet worden. In einem auch an uns gerichteten Schreiben des Schriftführers dieser Gesellschaft (Jul. Richter, Berlin-Steglitz, den 1. Oktober 1920) heißt es u. a.: „Die Not, in die unser Vaterland geraten ist, ist aber so groß, daß sie auch ein tiefer liegendes Lebensgebiet [als die leibliche Not] nach dem andern ergreift. Auch unsere kirchliche und theologische Arbeit wird davon schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Preise für den Druck, das Papier und alle mit der literarischen Produktion zusammenhängenden Arbeiten sind so schwindelhaft in die Höhe gegangen, daß damit die literarische Produktion aufs äußerste eingeschränkt, ja vielfach geradezu unmöglich gemacht wird. Kirchliche Zeitschriften, die vor dem Kriege als Wochenblätter im Umfang von sechs- bis zehn Seiten erschienen, sind zu Monatsblättern von acht bis zwölf Seiten zusammengeschrumpft und können selbst dabei trotz erheblich erhöhten Abonnementspreises nicht mehr bestehen. Meine ‚Allgemeine Missionszeitschrift‘, seit einem halben Jahrhundert das führende Organ der kontinentalen Missionsbewegung, umfaßte im Jahrgang vor dem Kriege zweiundvierzig Bogen; sie ist jetzt auf zweiundzwanzig Bogen zusammengeschrumpft und leidet dabei im Jahr unter einem Defizit von 10,000 Mark. Meine ‚Evangelischen Missionen‘ hatten vor dem Kriege monatlich vierundzwanzig Seiten und konnten reich illustriert werden. Jetzt können wir nur noch zehn Hefte zu je sechs- bis zehn Seiten erscheinen lassen, müssen uns mit den Bildern aufs äußerste einschränken, und dabei teilt mir mein Verleger zu meinem großen Schrecken mit, daß er in diesem Jahre ein Defizit von 12,500 Mark hat. Noch schlimmer steht es mit der Mehrzahl der eigentlich theologisch-wissenschaftlichen Zeitschriften. Sie waren auf einen größeren Abonnentenkreis auch außerhalb Deutschlands eingestellt und haben leider während des Krieges diese ausländischen Bezahler und Mitarbeiter zum weitaus größten Teile verloren. . . . So haben wir es gewagt, eine deutsche Gesellschaft zur Förderung der evangelisch-theologischen Wissenschaft zu gründen, um wenigstens den Versuch zu machen, die lebensnotwendigen Zeitschriften über Wasser zu halten. Solche Blätter wie die ‚Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung‘, die ‚Neue Kirchliche Zeitschrift‘, die ‚Zeitschrift für Theologie und Kirche‘, die ‚Allgemeine Missionszeitschrift‘, die ‚Zeitschrift für innere Mission‘, der ‚Geisteskampf der Gegenwart‘, die ‚Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft‘, die ‚Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft‘ und die ‚Zeitschrift für Kirchengeschichte‘ sollten, auch mit Opfern, über Wasser ge-

halten werden. Soweit wir bisher haben feststellen können, braucht jede der erwähnten Zeitschriften während der nächsten Jahre einen Zuschuß von wenigstens 10,000 Mark im Jahr. . . . Sie werden verstehen, wie schmerzlich es z. B. mir ist, daß, während ich mit meinem „Evangelischen Missionen“ vor dem Kriege einen Abonnentenkreis von mehr als 7000 auf dem ganzen Erdenrund hatte, diese Zahl jetzt auf 2600 zusammengeschrumpft und nur auf Deutschland beschränkt ist.“ — Auch für diese Not erwartet man in Deutschland Abhilfe von Amerika. F. V.

Frankreich und der Papst wieder ausgeöhnt. Aus Paris meldet ein Bericht der Assoziierten Presse unter dem 30. November: „Die Vorlage für die Wiederherstellung einer Gesandtschaft an den Vatikan wurde mit 387 gegen 209 Stimmen in der Deputiertenkammer heute angenommen. Premier Lhuys erklärte während der Debatte, daß der Beschluß der Regierung, vom Parlament die Ermächtigung zu verlangen, einen französischen Votschafter an den Vatikan zu senden, lediglich eine Frage der auswärtigen Politik sei, und erklärte, es sei dies im Interesse Frankreichs. „Der Vatikan ist eine moralische Macht“, erklärte er, „welche Frankreich nicht vernachlässigen darf.“ Er fügte hinzu: „Die Sendung eines Votschasters an den Vatikan wird in keiner Weise die innere Politik Frankreichs wirklich ändern.“ Beide Teile hoffen auf dem Gebiete der „auswärtigen Politik“ gute Erfolge zu machen. Dies stimmt völlig mit der Geschichte des Papsttums. F. P.

Russische Universität für Halbgebildete. über London kommt die folgende Nachricht über kommunistische Bestrebungen: „Jeder Arbeiter und Bauer mit Halbbildung beiderlei Geschlechts, der das achtzehnte Lebensjahr erreicht hat, ist berechtigt, die Everdloff-Kommunistenuniversität in Moskau zu beziehen, wie eine drahtlose Meldung aus jener Stadt besagt. Personen mit höherer Bildung werden nicht zugelassen. Den Studenten werden Zimmer und gemeinsame Schlafsäle, Bettzeug, Schreibmaterial, Bücher, Armeeuniformen und eine Bewilligung von 5000 Rubeln den Monat geliefert. Stiefel und Kleidung werden nicht geliefert. Ferien werden nur in seltenen Fällen bewilligt, wie in ernststen Familienangelegenheiten, und nur dann, wenn die Studenten durch einen vom lokalen Soviet abgeschickten Brief oder ein Telegramm nach Hause gerufen werden. Die Studenten haben an der Schularbeit, wie Holzhacken, Reinhaltung der Gebäude usw., teilzunehmen.“ Der Bericht ist etwas unklar. Man vermißt eine Definition von „Halb-bildung“. Versteht man darunter den Verzicht auf eine Vorbildung, die man bisher als klassische oder humanistische bezeichnet hat, so haben wir diese Sachlage schon seit längerer Zeit auch in den Vereinigten Staaten. Wo sollten die Staatsuniversitäten die große Anzahl von Studenten, namentlich für die landwirtschaftliche Abteilung, herbekommen, wenn sie Gymnasial- oder Collegevorbildung fordern „wollten“? Auch ist zuzugeden, daß die sogenannte klassische Vorbildung für die rationelle Erlernung und Betreibung der Landwirtschaft keineswegs unumgänglich nötig ist. Dasselbe gilt auch, wenn auch nicht in demselben Maße, von dem Studium der Medizin, der Rechtswissenschaft und anderer „professional studies“. Nur die Kirche kann die klassische Bildung eines Teils ihrer Glieder nicht entbehren, worauf auf einer andern Stelle in dieser Nummer von „Lehre und Behre“ hingewiesen ist. F. P.